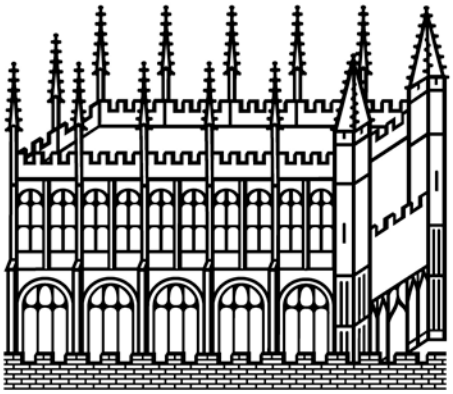

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Taylor Institution Library
OXFORD
PRESENTED BY
Dr G. Weiler
Bequest
1996

Rep G. 12 575 (1)

F. M. Dostojewski: Sämtliche Werke

Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski
herausgegeben von Moeller van den Bruck

*

*

Erste Abteilung: Dritter Band

F. M. Dostojewski

Der Idiot

Roman

Erster Band

München
R. Piper & Co. Verlag
1925

Copyright 1922 by R. Piper & Co.,
Verlag in München

Ruſſiſche Myſtik

Die ruſſiſche Myſtik iſt ein Od, das den ruſſiſchen Menſchen umgibt. Die ruſſiſche Myſtik iſt der Atem, der dem Leib und dem Leben des ruſſiſchen Volkes entſtrömt. Die ruſſiſche Myſtik iſt die Stimmung, die der ruſſiſchen Erde entſteigt, dämmernd und dampfend, mit jeder Scholle, die umgeworfen wird, und die an der ruſſiſchen Landſchaft hängt wie Tau und Nebel, zwiſchen langen, langen Flußufern und weiten, weiten Flächen. Dieſe Sinnlichkeit kennzeichnet ſie.

Es iſt ſpürbar die Myſtik eines jungen, noch ſchwer ſich bewegenden, noch tief in ſich befangenen Volkes. Mit Myſtik ſetzt die Geiſtesentwicklung eines jeden innerlichen Volkstums ein. Myſtik iſt immer und überall der früheſte Verſuch des Menſchen, ſich an das Weſen der Dinge heranzutaſten. Myſtik iſt das Auge, das ſich aufſchlägt und die Erſcheinungen zum erſten Male ſtaunend zu einem Erſcheinungsganzen zuſammenſchaut. Myſtik iſt das Urdenken der Menſchheit, wie Mythe ihre Urkunſt iſt. Je nachdem, ob die Myſtik nun im Verlauf ihrer immer bewußteren Weiterentwicklung zu einer tiefen Innenethik wird, wie im Buddhismus, oder zu einer hellen Offenbarungsreligion, wie im Chriſtentum, oder zu einer großen äſthetiſchen Philoſophie und philoſophiſchen Äſthetik wie bei den Hellenen, oder zu einer gelebten Weltanſchauung wie bei den Germanen der Edda, unterſcheiden ſich dann die Völker und ihre Kulturen voneinander. Immer

aber ging dieſer Aufſtieg zur klaren Anteilnahme des Menſchen am Geiſte der Welt und zur letzten Vergeiſtigung der Menſchen ſelbſt, als dem Höchſten, das wir erreichen können, von der Sinnlichkeit aus, von jener ſelben myſtiſchen Sinnlichkeit, die heute aus allen Poren des Ruſſentums dringt und Land und Volk wie mit einem weißen, wallenden, heiligen Nebel umgibt – und die immer ſo vor dem Geiſte, vor Ethik und Religion, vor Philoſophie und Metaphyſik hergeht, wie eben das Gefühl vor dem Wiſſen, die Erfahrung vor der Erkenntnis, die Ahnung vor dem Bewußtſein. Mit dem Bewußtſein und ſeinen Geiſtesſteigerungen ſind wir an unſerem Ziele angelangt. Mit der Myſtik und ihren Ahnungszuſtänden dagegen, die noch wie trächtig iſt von Empfindung, Glaube und Wahn, von Boden, Erde und Menſchlichkeit, und die den Übergang von dem Dunkel, aus dem wir kommen, zu der Helle, zu der wir hindrängen, noch unmittelbar mit ſich ſchleppt, ſind wir dem Urſprünglichen und ſchließlich auch Ewigen unſerer Bild- und Denkvorſtellungen näher. In der Myſtik werden die großen Wahrheiten, man kann gewiß nicht ſagen, am klarſten ausgeſprochen, wohl aber am urſprünglichſten geoffenbart. Die Myſtik iſt gleichſam die große Weltnatur ſelbſt, die in uns Menſchen, zwar wie von ferne noch, aber dafür in allergewaltigſten Bewegungen, zum erſten Male ſich denkend bewegt und in einem weiten, mächtigen, wenn auch noch verſchwommenen Stimmungsungefähr durchbricht.

* * *

Auch die ruſſiſche Myſtik wird in irgendeiner Weiſe den Weg gehen, den die indiſche und chriſtliche, die griechiſche und deutſche bereits gegangen iſt. Wohin dieſer Weg das Ruſſentum geſchichtlich führen wird, welche Taten und Erlöſer auf dieſem Wege liegen werden, das können wir nicht wiſſen.

Geſchichte vollzieht ſich im Unberechenbaren. Aber das Element, durch das die Völker ſich unterſcheiden, kündigt ſich frühzeitig an. Und dieſes Element iſt hier die Sinnlichkeit der ruſſiſchen Myſtik, die dichter, körperlicher, man möchte ſagen leibhaftiger iſt, als die Sinnlichkeit einer jeden anderen Myſtik war. Ganz gewiß war die Myſtik namentlich der Hellenen und Germanen von Anfang an lichter, ſeheriſcher, bereits ſchärfer unterſcheidend, war bei allem In-Eines-Sehen doch ſchon dualiſtiſch trennend und nicht moniſtiſch auflöſend. So viel haftende, laſtende, niederziehende Schwere wie auf den Slawen hat auf keiner anderen Raſſe oder Nation geruht, und auch auf dem völkerchaotiſchen Notzuſtande nicht, in den Chriſtus befreiend trat. Überall hatten ſchon beſtimmte klare Ideen den Menſchen eine Bahn ihres Bewußtſeins gebrochen. In dem Zuſtande erdgebundener Myſtik, in dem ſie lebten, war ſchon der Wille wirkſam, ſie zu überſchreiten. Sogar die Myſtik der Inder, die der Myſtik der Slawen noch am nächſten ſteht und mit der ſie gewiſſermaßen die geographiſche Angrenzung und damit die Anteilnahme an einer ähnlichen weltklimatiſchen Atmoſphäre und pſychiſchen Dispoſition teilt, war bei aller ſinnlichen, faſt künſtlichen Verinnerlichung und Selbſtbetrachtung, die ſich mit ihr verband, doch eine äußerſte Geiſtesanſpannung. Nicht grundlos heißt Veda Wiſſen. Was die Veden enthalten, war die Summe des für den Inder Wiſſensmöglichen. Nicht durch Gefühl, ſondern ausdrücklich »durch Denken läßt ſich erſchauen, was dauert und in Ewigkeit feſtſteht«, weiß ſchon das Rigveda.

Bei Chriſtus trat dann freilich die perſönliche Vermittlung »zum Vater« an die Stelle der gedanklichen. Und es war, ſchon weil ſie, indem ſie an die Sinne anknüpfte, an die Perſönlichkeit geknüpft war, eine echt myſtiſche Vermittlung.

Aber gerade Chriſtus führte dann doch als das verbindende Weltprinzip, an das er die Menſchen im Himmel und auf Erden den Anſchluß finden lehrte, den Geiſt ein, ſprach ihn als den übergeordneten Dritten und den Binder der Dinge im Raum heilig und machte ihn zum oberſten Bewohner, Ordner, Lenker des Weltbaus.

Erſt recht ideologiſch war von Anfang an die Myſtik der Griechen. In dem Urdenken der Orphiker lag die platoniſche Idee bereits vorgebildet. Dieſe ſelbſt war, mit all ihrer Sinnenhaftigkeit und all ihrem Künſtlertum, eine echt myſtiſche Idee. Eine Metaphyſik haben die Griechen eigentlich nie beſeſſen. Zwiſchen Myſtik und Dialektik ſchwankte ihr Denken. In ihrer bildlichen und baugewaltigen Vorſtellung aber wurde die Weltmyſtik früh zur Weltarchitektur. Selbſt der Vorſtellung Plotins merkte man noch etwas von dem ſtrahlenden Götterſtaate Homers an. Und gerade Plotin, der bewußte Myſtiker, der künſtlich wieder das weiche Gefühl aufnahm, nachdem das Denken in ariſtoteliſcher Begrifflichkeit verhärtet war, ſprach aus, daß die Erkenntnis der Wahrheit »Selbſtanſchauung der Vernunft im Menſchen« ſei.

Bei den Germanen aber verkündete ſpäter Meiſter Eckehart: »So hat die erkennende Vernunft immer noch etwas über ſich, was ſie nicht zu ergründen vermag; aber immerhin erkennt ſie doch, daß da noch etwas Übergeordnetes iſt«. Und er verkündete damit im Grunde ſchon Kant und die Erkenntniskritik. Es war Myſtik – aber es war Myſtik als reinſte Metaphyſik.

Von einer ſolchen erſtaunlichen ideologiſchen Frühreife weiß natürlich die ruſſiſche Myſtik in ihrer Erd- und Sinnengebundenheit nichts. Überall ſchlägt bei ihr durch, daß ſie ganz eine Myſtik des Leibes, ja des Fleiſches und der ihm

entſtrömenden Seele, aber noch gar nicht des Geiſtes iſt. In gleicher Stärke iſt noch keine Raſſe und auch noch keine einzelne myſtiſche Perſönlichkeit in ihrem Körper zugleich mit Myſterium geladen und mit Fluidum behaftet geweſen. Die ruſſiſche Myſtik iſt die angeborene Krankheit, zugleich aber auch die höchſte Geſundheit, alles in allem die eigentliche Natur des Ruſſentums. Myſtiſche Starre und Trägheit und dann wieder myſtiſcher Ausbruch ſind ſeine Eigentümlichkeit. In der Ausentwicklung dieſer Eigentümlichkeit wird die Weiterentwicklung ſeiner Myſtik und ſeines Denkens liegen. Wie die Erſcheinung, die ihr zugrunde liegt, wird auch die Erſcheinung, die aus ihr folgt, eine ganz neue Erſcheinung ſein. Wie die unterſchiedliche myſtiſche Anlage der Raſſen überall zu den anderen Äußerungen geführt hat, zu bald mehr rationaliſtiſcher Philoſophie in dem einen, zu bald mehr metaphyſiſcher in dem anderen Kulturkreiſe, wie das Chriſtentum nicht buchſtäblich den Buddhismus, wie die Geiſtesgeſchichte des Germanentums nicht die des Hellenentums wiederholt hat, wie vielmehr alle dieſe Welten grundverſchiedene Welten geweſen ſind, ſo wird auch die ſlawiſche Myſtik ihren eigenen und nur ihr gehörigen geiſtigen Wert ſchaffen und den geiſtigen Kulturkreis, den die Menſchheit wachſend gezogen hat, um eine neue Innenkultur bereichern. Und wir ahnen, daß aus Rußland, wo die ſinnlich-myſtiſchen Dispoſitionen ſo dicht wie nirgendwo und nirgendwann über Land und Volk verteilt liegen, ſo etwas wie geſteigerte Myſtik, vollendete Myſtik, gewiſſermaßen eine Myſtik der Myſtik kommen wird, für die uns Wort, Name, Begriff noch fehlt, in der jedoch, wenn ihr Wort einmal ausgeſprochen ſein wird, die Erlöſung für den ſich quälenden ruſſiſchen Menſchen liegt, und für jeden, der etwas von dieſer Qual des ruſſiſchen Menſchen in ſich trägt.

Die ruſſiſche Myſtik, wie ſie latent im ruſſiſchen Volke liegt, iſt jahrhundertelang von der Orthodoxie gleichſam abgelenkt und eingelullt, von der ruſſiſchen Geiſtlichkeit klug und vorſichtig behandelt und, ſoweit ſie ſich bereits klarer und mit ſich ſelbſt beſchäftigt als ein geiſtiges Leben äußern wollte, wohl auch in den Klöſtern und im Sektiererleben Rußlands aufgeſpeichert und befriedigt worden. Erſt Tolſtoi und Doſtojewski haben die ruſſiſche Myſtik wirklich ausgedrückt und alles das, was latent war, zu uns perſönlich ſprechen laſſen. Tolſtoi tat es, indem er einfach ſchilderte: wir erfahren bei ihm die ruſſiſche Myſtik genau ſo, wie wir ſie jederzeit erfahren können, wenn wir uns in das ruſſiſche Leben miſchen. Doſtojewski dagegen hat die ruſſiſche Myſtik bekannt und hat um ſie gerungen, wie man um Probleme ringt. Von ihm ab wiſſen wir, was wir ſonſt höchſtens aus manchen religiöſen Begleiterſcheinungen des Nihilismus wiſſen könnten: daß die ruſſiſche Myſtik bereits auf dem Wege von einem bloßen Zuſtande zu einem Bewußtſein und vom Gefühl und den Sinnen zum Geiſt und zu einer ruſſiſchen Geiſtigkeit iſt. Man braucht nur der Schatoff und Kiriloff, der Trägergeſtalten in den »Dämonen«, im »Jüngling« und in den »Brüdern Karamaſoff« zu gedenken – und ſofort ſteigen lauter einzelne Einſtellungen zum Leben auf, die alle auf dem Grunde der ruſſiſchen Myſtik und Volklichkeit ruhen und bereits Teile einer künftigen allgemeinen und umfaſſenden ruſſiſchen Weltanſchauung ſind. Doch dieſe Geſtalten gehören erſt Doſtojewskis ſpäterer Entwicklung an. Einmal jedoch, mehr am Anfang ſeines großen Lebenswerkes, das ein einziger großer Verſuch iſt, den ruſſiſchen Ausdruck zu finden, den er dann von Figur zu Figur, von Typ zu Typ erweiterte, hat er der ruſſiſchen Myſtik einen zentralen Träger zu geben

verſucht: in der Geſtalt des Fürſten Myſchkin. Es wurde freilich – und hier ſchlug die einzige geſchichtliche Verwurzelung durch, die die ruſſiſche Myſtik hat und deren anthropologiſch und geographiſch vom Chriſtentum abgeſonderte ſlawiſche Innen- und Sonderentwicklung ſie iſt – ein weſentlich chriſtologiſcher, ein jeſushafter Träger. Nachdem ſich Doſtojewski im Roman und in der Geſtalt Rodion Raskolnikoffs mit dem mehr weſteuropäiſchen Moralproblem der Schuld und des Jenſeits von Gut und Böſe auseinandergeſetzt hatte, tat er im »Idioten« dasſelbe mit dem Heilandsphänomen, indem er ihm einen ruſſiſchen Träger unterlegte: wie das nicht anders ſein konnte, einen ſinnlich-myſtiſchen Träger. Und in einem der wenigen viſionär-klaren Augenblicke, die er dem Fürſten gegeben hat, läßt er ihn ſagen: »Die Gegenwehr des Oſtens gegen den Weſten ſoll unſer Chriſtus ſein, den wir in ſeiner wahren Geſtalt in uns bewahrt haben«.

Doſtojewski wußte, daß auch das Ruſſentum, wie ein jedes Volk und ein jeder Kulturkreis, ſich auf eine perſönliche Weiſe mit dem Chriſtentum auseinanderſetzen und dann einen perſönlichen Wert aus ihm ſchaffen muß. Es geſchah hier, im »Idioten«, ſeinem chriſtlichen Werk und zugleich demjenigen, in dem er das Problem ruſſiſch überwand. Das Wichtige, Überdauernde, Unvergängliche an der Geſtalt Lew Myſchkins iſt, wie bei der großen Weltgeſtalt Chriſti, nicht er ſelbſt, ſondern die Beeinfluſſung, die von ihm ausgeht. Einen großen Mittler nicht, wie Chriſtus war, ſondern nur einen Mittelmenſchen kann man ihn nennen, der ſeine Zwecke gar nicht in Sich trägt, nicht darin, daß Er nun etwa als Religionsſtifter weiterlebte, ſondern darin, daß er ganz unvermerkt andere Menſchen mit ſich befruchtet, daß er im ruſ-

ſiſchen Menſchen deſſen verſchüttetes Weſen wachruft. Einmal muß in dieſer Weiſe auch das Chriſtliche vom Ruſſentum aufgenommen und einer ruſſiſchen Umwertung zugeführt werden. Es ſtrebt ſelbſt und von ſich aus Chriſtlichem zu, und ſicherlich wird es gar nichts Befruchtenderes für das Ruſſentum geben, als gerade das Chriſtentum.

Dieſe Umwertung, die Doſtojewski als erſter auf ſich genommen hat, bahnt in ſeinem Lebenswerk der »Idiot« an. Er ſteht in der Entwicklung Doſtojewskis an derſelben Stelle, an der in der Entwicklung Rußlands das Chriſtliche ſteht: als ein Übergang und eine Vorſtufe zu Neuem, Kommendem, Eigenem. Freilich: auch hier wird man ſcheiden müſſen. Es gibt zweierlei Ruſſentum: ein leidendes und ein tätiges. Das erſtere wird wohl immer das Chriſtentum mit Kirchentum verwechſeln und ſich mit deſſen orthodoxen Formen voller Geduld und Demut zufriedengeben. Das andere Ruſſentum dagegen wird dasjenige ſein, welches die apokalyptiſche und auf irgendeine Weiſe auch die politiſche Durchführung übernimmt.

Für uns iſt der Träger der ruſſiſchen Myſtik in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Möglichkeiten Doſtojewski ſelbſt. Aus der ruſſiſchen Myſtik iſt noch kein großer Ethiker, kein Philoſoph, kein Religionsſtifter hervorgegangen. Aber mit Doſtojewski hat Rußland einen großen Leidenden, Kampfzeugen und Märtyrer bekommen. Er iſt mehr als ein Pſychologe und ein großer Ruſſe. Er iſt Genie ſchlechtweg und gehört zu den Myſtikern, die die Geſetze der Welt fühlen, gehört zu den Wiſſenwollenden, die ſie zu ergründen und zu begreifen ſuchen, zu den Propheten, die aufſtehen und ſie uns an die Wand ſchreiben, und ſchließlich zu den Fanatikern, die für ihr Volk um ſie kämpfen. M. v. d. B.

Vorbemerkung

Der »Idiot« iſt als das zweite der fünf großen Roman-Epen, die Doſtojewski geſchrieben hat, Ende des Jahres 1867 in Genf begonnen und Ende des Jahres 1868 in Mailand beendet worden. Das Werk ſteht ſomit in der zeitlichen Folge in Abſtänden von je etwa zwei Jahren zwiſchen »Rodion Raskolnikoff« und den »Dämonen«.

In einem Brief vom 7. Oktober 1868 ſchreibt Doſtojewski aus Mailand an ſeinen Freund A. Maikoff: »... wenn Sie auch die Idee meines Romans loben, ſo war doch die Ausführung bisher nicht glänzend. Es quält mich ſehr, daß der Roman, wenn ich an ihm, ſagen wir, ein ganzes Jahr lang geſchrieben und dann noch zwei bis drei Monate Zeit zum Umſchreiben und Verbeſſern gehabt hätte, ganz anders geworden wäre, ich verſichere Ihnen. Jetzt, wo mir ſelbſt alles ſchon klar geworden iſt, ſehe ich das vollkommen ein«. Der Roman aber hatte bereits im Januar 1868 im »Ruſſiſchen Boten« zu erſcheinen begonnen. So ſchrieb Doſtojewski, wie er in demſelben Brief erwähnt, »ſeit faſt einem Jahr jeden Monat dreieinhalb Druckbogen. Das iſt ſchwer«. Hinzu kam, daß er »viel unter epileptiſchen und anderen nervöſen Anfällen zu leiden hatte«, wie er am 26. Oktober 1868 berichtet.

E. K. R.

Erſter Teil

I.

Es war Ende November, bei Tauwetter, als gegen neun Uhr morgens der Zug der Petersburg-Warſchauer Bahn ſich mit vollem Dampf Petersburg näherte. Es war ſo feucht und neblig, daß es kaum erſt zu tagen begann; aus den Coupéfenſtern konnte man nur mit Mühe erkennen, was zehn Schritte vom Bahndamm rechts und links vorüberflog. Unter den Reiſenden gab es auch aus dem Auslande Zurückkehrende; doch am ſtärkſten waren die Abteile der dritten Klaſſe beſetzt, und zwar faſt nur von geringeren Leuten, die Geſchäfte halber reiſten und nicht ſehr weit herkamen. Alle waren wie gewöhnlich müde und abgeſpannt, allen waren die Augen über Nacht ſchwer geworden, alle froren, und die Geſichter waren gelblich bleich, von der Farbe des Nebels draußen.

In einem der Waggons dritter Klaſſe ſaßen ſeit es tagte zwei Reiſende am Fenſter ſich gegenüber: beide junge Leute, beide faſt ohne Gepäck und nicht elegant gekleidet, beide mit recht bemerkenswerten Geſichtern und die ſchließlich beide gern miteinander ein Geſpräch angeknüpft hätten. Wenn ſie von ſich gewußt hätten, wodurch ſie beide beſonders in dieſem Augenblick bemerkenswert waren, ſo würden ſie ſich natürlich darüber gewundert haben, daß der Zufall ſie ſo ſonderbar in ein und denſelben Waggon dritter Klaſſe der Petersburg-Warſchauer Bahn einander gegenübergeſetzt hatte.

Der eine von ihnen war nicht groß von Wuchs, etwa ſie-

benundzwanzig Jahre alt, hatte krauſes, faſt ſchwarzes Haar und kleine graue, doch feurige Augen. Seine Naſe war breit und platt, die Kiefer- und Backenknochen ſtark entwickelt. Seine ſchmalen Lippen verzogen ſich beſtändig zu einem halb frechen, halb ſpöttiſchen oder ſogar boshaften Lächeln. Seine Stirn aber war hoch und wohlgeformt und verſchönte die unedel entwickelte untere Hälfte ſeines Geſichts. Am auffallendſten war an dieſem Geſicht die Leichenblälſſe, die der ganzen Phyſiognomie des jungen Mannes trotz ſeines feſten Körperbaues etwas Entkräftetes, Krankhaftes verlieh und gleichzeitig etwas bis zur Qual Leidenſchaftliches, das mit dem unverſchämten, rohen Lächeln und ſeinem durchdringend ſcharfen, ſelbſtzufriedenen Blick eigentlich gar nicht übereinſtimmen wollte. Er war warm gekleidet, in einen weiten tuchüberzogenen Pelz von ſchwarzem Lammfell, und hatte es in der Nacht nicht kalt gehabt, während ſein Reiſegefährte gezwungen war, ſeinen Rücken von einer feuchtkalten ruſſiſchen Novembernacht, auf die er ſich offenbar nicht vorbereitet hatte, durchfrieren zu laſſen. Er ſaß in einem weiten ärmelloſen, zwar von dickem Stoff gefertigten, aber immerhin unwattierten Mantel mit einer ſehr großen Kapuze, wie ihn Reiſende im Winter dort irgendwo fern im Auslande, in der Schweiz oder in Oberitalien, zu tragen pflegen, natürlich ohne dabei auch mit ſolchen Abſtechern rechnen zu müſſen, wie von Eydtkuhnen nach Petersburg. Denn was in Italien vollkommen genügte, erwies ſich natürlich in Rußland als wenig zweckmäßig. Der Beſitzer dieſes Kapuzenmantels war gleichfalls ein noch junger Mann von etwa ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahren, etwas über mittelgroß, mit auffallend hellblondem, dichtem Haar, hohlen Wangen und einem kleinen, ſpitzen, faſt weißblonden Bärtchen. Seine Augen waren

groß, blau und hatten einen ruhig und denkend ſchauenden Blick. Es lag eine eigentümliche Stille, gleichzeitig aber auch Schwere in dieſem Blick: er war erfüllt von jenem eigenartigen Ausdruck, an dem manche Leute ſofort den Fallſüchtigen erkennen. Übrigens war das Geſicht des jungen Mannes ſehr angenehm, feingeſchnitten und hager, nur etwas farblos, im Augenblick ſogar ziemlich blaugefroren. An ſeiner Hand baumelte in einem alten verblichenen Kattunſtoff ein armſeliges Reiſebündel, das wahrſcheinlich ſeine ganze Habe enthielt. Seine Füße ſtaken in dickſohligen Schuhen, über die Gamaſchen geknöpft waren – alles nicht nach ruſſiſcher Art. Der Brünette im tuchüberzogenen Pelz hatte mittlerweile im dämmernden Morgenlicht ſchon alle dieſe Einzelheiten ſeines Gegenübers wahrgenommen und kritiſch betrachtet – zum Teil auch, weil er ſonſt nichts zu tun hatte –, bis er dann ſchließlich mit jenem unzarten, gewiſſermaßen nachläſſigen Spottlächeln, in dem ſich mitunter ſo ungeniert das eigene Wohlbehagen beim Betrachten des Unglücks anderer ausdrückt, halb fragend bemerkte:

»Kalt. Nicht?«

Und er bewegte dabei die Schultern, als wenn ihn fröſtelte.

»Sehr ſogar«, antwortete der andere mit auffallender Bereitwilligkeit, die Unterhaltung fortzuſetzen. »Und dabei iſt Tauwetter. Wenn wir noch Froſt hätten! Ich dachte gar nicht, daß es bei uns ſo kalt ſein würde. Jetzt bin ich daran nicht mehr gewöhnt.«

»Ihr kommt aus dem Auslande?«

»Ja, aus der Schweiz.«

»Teufel! Seht mal an!...«

Er lachte kurz und pfiff dann vor ſich hin.

Die Fortſetzung des Geſprächs machte ſich ganz von ſelbſt,

denn die Bereitwilligkeit des blonden jungen Mannes im Schweizermantel, auf alle Fragen ſeines ſchwarzhaarigen Reiſegefährten zu antworten, war wirklich erſtaunlich. Er ſchien auch nicht den geringſten Anſtoß an der Unbekümmertheit zu nehmen, mit der der andere manch eine müßige Frage ſtellte. Unter anderem erzählte er auch, als Antwort auf eine dieſer Fragen, daß er allerdings ſchon längere Zeit, über vier Jahre, nicht in Rußland geweſen ſei, und daß man ihn krankheitshalber – er ſprach von einer ſonderbaren Nervenkrankheit, ähnlich der Epilepſie oder dem Veitstanz, die in Krämpfen und Zitteranfällen auftrat – ins Ausland gebracht habe. Der Schwarzhaarige lächelte mehrmals auffallend ſpöttiſch, während der andere erzählte, und er lachte laut auf, als jener auf ſeine Frage, ob er denn dort auch geheilt worden ſei, ganz offen antwortete: »Nein, ich bin nicht geheilt worden.«

»Haha! Das konnt' ich mir denken, daß Ihr Euer Geld umſonſt fortgeworfen habt! Und wir hier ſind ſo dumm und glauben immer noch an jene Kerls!« bemerkte der Schwarzhaarige gehäſſig.

»Da haben Sie ein wahres Wort geſagt!« miſchte ſich ein ſchlecht gekleideter Herr ein, der neben ihm ſaß. Er mochte etwas von der Art eines im Amts- oder Gerichtsſchreibertum erfahrenen und geriſſenen Beamten ſein, vierzig Jahre zählen, war dabei ſtark gebaut, hatte eine rote Naſe und ein finniges Geſicht. »Ein wahres Wort! Sie ziehen nur das ganze ruſſiſche Geld zu ſich hinüber, und wir haben das Nachſehen!«

»Oh, was meinen Fall betrifft, ſo irren Sie ſich ſehr!« fiel ihm der in der Schweiz nicht geheilte Kranke mit ſeiner gedämpften und verſöhnenden Stimme ins Wort. »Natürlich kann ich Ihnen nicht grundſätzlich widerſprechen; denn ſo genau kenne ich die Verhältniſſe nicht. Mein Arzt jedoch hat

mir von ſeinem letzten Gelde noch die Mittel zur Reiſe gegeben, und außerdem hat er mich dort faſt zwei Jahre lang auf ſeine Rechnung unterhalten.«

»Hattet Ihr denn ſonſt keinen Menſchen, der für Euch bezahlt hätte?« fragte der Schwarzhaarige.

»Nein. Herr Pawliſchtſcheff, der mich anfangs dort unterhielt, ſtarb vor zwei Jahren. Ich ſchrieb darauf hierher, an die Generalin Jepantſchin, eine entfernte Verwandte von mir, erhielt aber keine Antwort. Und ſo bin ich denn hergekommen.«

»Das heißt, zu wem ſeid Ihr denn hergekommen?«

»Sie meinen, wo ich abſteigen werde?... Ja, das weiß ich noch nicht, wirklich... ich...«

»Ihr habt ſonach die Wahl noch nicht getroffen?«

Und beide Zuhörer brachen von neuem in Lachen aus.

»Und dieſes Bündel enthält natürlich Euer ganzes Hab und Gut?« fragte der Brünette.

»Darauf könnte ich wetten!« griff ſofort mit äußerſt zufriedenem Schmunzeln der rotnaſige Beamte die Bemerkung auf. »Und auch darauf, daß keine weiteren Koffer im Gepäckwagen ſind, noch, daß ihm ſonſt was gehört, obgleich Armut keine Schande iſt, was man wiederum nicht mit Stillſchweigen übergehen darf.«

Es ſtellte ſich heraus, daß es ſich auch tatſächlich ſo verhielt, wie jener annahm: der blonde junge Mann geſtand es ohne weiteres mit auffallender Offenherzigkeit ein.

»Ihr Bündel hat aber immerhin noch eine gewiſſe Bedeutung«, fuhr der Beamte fort, nachdem ſie ſich ſatt gelacht hatten. (Merkwürdigerweiſe ſtimmte auch der Beſitzer des Bündels beim Anblick der beiden Lachenden ſchließlich in das Gelächter ein, was die Heiterkeit jener natürlich noch erhöhte.) »Und wenn man auch darauf wetten könnte, daß ſich

in demſelben keine ausländiſchen Geldrollen mit Napoleondors und Friedrichsdors oder zum mindeſten mit holländiſchen Goldgulden befinden, was man allein ſchon aus Ihren Gamaſchen erſehen kann, ſo erhält doch Ihr Reiſebündel, wenn man zu dieſem Bündel eine ſolche angebliche Verwandte wie zum Beiſpiel die Generalin Jepantſchin hinzufügt, eine ganz andere Bedeutung. Verſteht ſich, nur in dem Fall, wenn die Generalin Jepantſchin auch wirklich Ihre Verwandte iſt und Sie ſich nicht etwa täuſchen... aus Zerſtreutheit vielleicht... was einem Menſchen ſehr wohl paſſieren kann, und wenn auch nur – nun, ſagen wir, infolge übermäßig entwickelter Phantaſie.«

»Oh, da haben Sie wieder die Wahrheit erraten,« verſetzte ſchnell der blonde junge Mann; »denn ich täuſche mich ja auch in der Tat: ſie iſt eigentlich ſo gut wie gar nicht verwandt mit mir, ſo daß es mich damals auch durchaus nicht wunderte, von ihr keine Antwort zu erhalten. Ich hatte ſie im Grunde nicht einmal erwartet.«

»Da haben Sie nur das Geld für das Briefporto fortgeworfen. Hm!... Sie ſind wenigſtens gutmütig und aufrichtig, das iſt lobenswert! Hm! den General Jepantſchin kennen wir, vornehmlich, weil er allbekannt iſt. Aber auch den ſeligen Herrn Pawliſchtſcheff, der für Sie in der Schweiz bezahlt hat, haben wir einſtmals gekannt, wenn es nur Nikolai Andrejewitſch Pawliſchtſcheff war; denn es gab ihrer zwei Vettern. Der eine lebt heute noch in der Krim. Nikolai Andrejewitſch aber, der Verſtorbene, war ein angeſehener Mann, der gute Verbindungen hatte und ſeinerzeit viertauſend Leibeigene beſaß, jawohl...«

»Ganz recht, er hieß Nikolai Andrejewitſch Pawliſchtſcheff.«

Der junge Mann blickte, nachdem er geantwortet hatte, unbeweglich und forſchend den allwiſſenden Herrn an.

Solche Leute, die alle Welt kennen und alles wiſſen, findet man zuweilen, oder vielmehr ſehr oft ſogar, in einer ganz beſtimmten Geſellſchaftsſchicht. Sie wiſſen buchſtäblich alles, die ganze unruhige Wißbegier ihres Geiſtes iſt unablenkbar nach dieſer einen Seite gerichtet, ſelbſtverſtändlich »in Ermangelung ernſterer Lebensintereſſen«, wie ſich ein zeitgenöſſiſcher Denker ausdrücken würde. Übrigens beſchränkt ſich dieſe Allwiſſenheit nur auf ein ziemlich eng begrenztes Gebiet: welche Anſtellung der und der hat, mit wem er bekannt, wie groß ſein Vermögen, wo er Gouverneur geweſen, mit wem er verheiratet iſt, wieviel er blank und bar mitgeheiratet hat, wer ſeine Verwandten, Tanten, Nichten, Neffen und Vettern im zweiten und im dritten Grade ſind uſw., in dieſer Art. Größtenteils gehen dieſe Leute mit zerriſſenen Ellenbogen umher und beziehen ein Monatsgehalt von etwa ſiebzehn Rubeln. Die Betreffenden, von denen ſie alle dieſe Einzelheiten wiſſen, könnten es ſich natürlich gar nicht erklären, aus welchen Gründen ſie ſich für dieſe Dinge intereſſieren; indes kann ich verſichern, daß viele von ihnen mit dieſen Kenntniſſen, die einer ganzen Wiſſenſchaft gleichkommen, ſich vollkommen zufrieden geben, in ihrer Selbſtachtung bedeutend ſteigen und mit der Zeit ſogar eine höhere geiſtige Genugtuung darin finden. Und ſie iſt ja auch wirklich verführeriſch, dieſe Wiſſenſchaft! Ich habe Gelehrte, Literaten, Dichter und Staatsmänner gekannt, die in dieſer Wiſſenſchaft ihre höchſte Befriedigung und ihren höchſten Lebenszweck fanden und einzig durch ſie Karriere machten.

Während dieſer ganzen Unterhaltung der beiden hatte der brünette junge Mann gegähnt, ziellos zum Fenſter hinausgeſchaut und voll Ungeduld das Ende der Reiſe herbeigeſehnt. Er war ſichtlich zerſtreut – geradezu ſeltſam zerſtreut, faſt

aufgeregt. Sein ganzes Gebaren war etwas ſonderbar: er hörte zu und hörte doch nicht zu, ſah und ſah doch nicht, er lachte und wußte ſelbſt nicht, worüber er lachte.

»Aber erlauben Sie, mit wem habe ich die Ehre«, wandte ſich plötzlich der Herr mit dem finnigen Geſicht an den blonden jungen Mann mit dem Bündel.

»Fürſt Lew Nikolajewitſch Myſchkin«, ſtellte ſich jener ſofort und mit aller Bereitwilligkeit vor.

»Fürſt Myſchkin? Lew Nikolajewitſch? Kenn' ich nicht. Nicht mal gehört,« meinte der Beamte nachdenklich. »Das heißt, ich rede nicht vom Namen, – der Name iſt hiſtoriſch, in Karamſins Ruſſiſcher Geſchichte kann und muß man ihn finden. Ich rede vielmehr von Ihrer Perſon. Man hat lange nichts mehr von irgendwelchen Fürſten dieſes Namens gehört, und es iſt einem auch keiner mehr zu Geſicht gekommen.«

»Oh, wie ſollten ſie auch! Außer mir gibt es jetzt überhaupt keine Fürſten Myſchkin mehr; ich bin, glaube ich, der letzte. Meine Vorfahren aber ſind zum Teil auch Einhöfer geweſen.* Mein Vater war übrigens Leutnant in einem Linienregiment; einer von den Junkern.** Nur weiß ich nicht, wie die Generalin Jepantſchin von den Fürſten Myſchkin abſtammt; jedenfalls iſt auch ſie die Letzte ihres ganzen Geſchlechts ...«

»Hahaha! Die Letzte ihres ganzen Geſchlechts! Haha! Nicht ſchlecht geſagt«, lachte der Beamte.

* Die »Einhöfer«-Fürſten hatten im Mittelalter die Grenzen des Großruſſentums gegen die Tataren zu ſchützen. Der Stolz auf ſolche Vorfahren entſpricht ungefähr dem Stolz eines Europäers auf Kreuzritter unter ſeinen Ahnen. E. K. R.

** Die »Junker« – Titel der Fähnriche von Adel – bildeten im früheren ruſſiſchen Heer eine beſondere Klaſſe. E. K. R.

Auch der Brünette lachte. Der Blonde aber wunderte ſich, daß es ihm gelungen war, einen – übrigens recht ſchwachen – Witz zu machen.

»Ach ſo... Ich habe es ganz gedankenlos geſagt«, erklärte er ſchließlich noch immer etwas verwundert.

»J, verſteht ſich, verſteht ſich!« beruhigte ihn der Beamte oder richtiger der Herr mit der Phyſiognomie eines Beamten.

»Aber ſagt doch, Fürſt, habt Ihr dort auch Wiſſenſchaft getrieben, dort bei Eurem Profeſſor?« erkundigte ſich plötzlich der Brünette.

»Ja... ich habe manches gelernt...«

»Ich habe nie was gelernt.«

»Auch ich habe ja nur ſo einiges...« fügte der Fürſt faſt entſchuldigend hinzu. »Infolge meiner Krankheit war es unmöglich, mich ſyſtematiſch zu unterrichten.«

»Kennt Ihr die Rogoſhins?« fragte plötzlich der Brünette.

»Nein, ich kenne ſie nicht; die ſind mir ganz unbekannt. Ich kenne ja nur ſehr wenige Menſchen in Rußland. So ſind Sie ein Rogoſhin?«

»Ja, ich bin ein Rogoſhin. Parfen...«

»Parfen?« Der Beamte ſtutzte. »Aber doch nicht etwa von jenen ſelben Rogoſhins...« begann er langſam.

»Na ja, gewiß von jenen ſelben, jenen ſelben«, unterbrach ihn mit unhöflicher Gereiztheit der Brünette, der ſich, nebenbei bemerkt, kein einziges Mal an den finnigen Beamten wandte, ſondern von Anfang an nur zum Fürſten ſprach.

»Ja... wie denn das?« wunderte ſich der Beamte, deſſen ganzes Geſicht ſich ſofort zu einem andächtigen und unterwürfigen, ja ſogar aufrichtig erſchrockenen Ausdruck zu verziehen begann. »Doch nicht etwa der Sohn desſelben Sſemjon Parfenowitſch Rogoſhin, des erblichen Ehrenbürgers, der vor

einem Monat geſtorben iſt und ein Kapital von zwei Millionen fünfmalhunderttauſend Rubeln hinterlaſſen hat?«

»So, woher weißt du denn, daß er ein Kapital von zwei Millionen fünfmalhunderttauſend Rubeln hinterlaſſen hat?« unterbrach ihn der Brünette, auch diesmal ohne ihn eines Blickes zu würdigen. »Seht doch den Kerl!« fuhr er mit einem Kopfnicken nach deſſen Seite fort, ſich an den Fürſten wendend, »was ſie nur davon haben mögen, daß ſie ſich einem ſofort wie ein Schweif anhängen? Aber das ſtimmt, daß mein Vater geſtorben iſt und ich erſt nach einem Monat aus Pſkow beinah ohne Stiebel nach Hauſe fahre. Weder mein Bruder, der Schuft, noch meine Mutter, weder Geld noch Nachricht – nichts haben ſie mir geſchickt! Wie einem Hunde! Hab' dortſelbig in Pſkow den ganzen Monat im Fieber gelegen.«

»Und jetzt heißt es ein Milliönchen auf einen Ruck in Empfang zu nehmen! – zum allermindeſten! Du lieber Gott!« Der Beamte hob ganz überwältigt die Hände empor.

»Sagt doch, bitte, was geht das *ihn* an?« fragte Rogoſhin ärgerlich mit demſelben kurzen Kopfnicken nach deſſen Seite hin. »Ich werde dir ja doch keine Kopeke davon geben, und wenn du auch mit den Beinen in der Luft auf den Händen vor mir gehen und bitten ſollteſt.«

»Und ich werde, und ich werde gehen!«

»Seht doch! Aber ich werde dir ja doch nichts geben, werde dir keine Kopeke geben, tanze meinetwegen eine ganze Woche auf den Händen vor mir herum!«

»Und gib auch nicht! Geſchieht mir recht: gib nicht! Ich aber werde tanzen. Werde mein Weib und meine kleinen Kinderchen verlaſſen und vor dir tanzen! – jawohl! – und vor dir tanzen!«

»Pfui Teufel!« Der Brünette ſpie aus. »Vor fünf Wochen fuhr ich ganz wie Ihr da,« wandte er ſich an den Fürſten, »nur mit einem Bündel nach Pſkow, um mich vor meinem Vater in Sicherheit zu bringen. Fuhr zur Tante. Dort warf mich das Fieber nieder. Er aber ſtarb in meiner Abweſenheit. Am Schlage. Ewiges Angedenken dem Seligen, nur hätte er mich damals ſicherlich totgeſchlagen. Werdet Ihr's mir glauben, Fürſt: bei Gott! – wär' ich nicht geflohen, er hätte mich ohne weiteres erſchlagen.«

»Sie haben ihn wohl irgendwie geärgert?« fragte der Fürſt, der mit eigentümlichem Intereſſe den Millionär im Schafpelz betrachtete.

Aber wenn auch eine Million und deren Erbſchaft immer beachtenswert zu ſein pflegen, ſo war es doch etwas ganz anderes, das den Fürſten wunderte und intereſſierte. Aber auch Rogoſhin hatte aus irgendeinem Grunde erſichtlich gern mit dem Fürſten das Geſpräch angeknüpft, obſchon er eine Unterhaltung offenbar mehr mechaniſch als aus innerem Bedürfnis ſuchte – gewiſſermaßen mehr aus Zerſtreutheit als aus Offenherzigkeit, mehr infolge ſeiner Erregung und Aufregung... vielleicht nur, um die Zunge bewegen zu können. Auch ſchienen ſeine Reden noch halbe Fieberphantaſien zu ſein, wenigſtens ſah man ihm an, daß er innerlich noch immer fieberte. Der Beamte aber wandte keinen Blick von ihm und wagte kaum, zu atmen. Er hing förmlich an ſeinen Lippen, von denen er jedes Wort gierig auffing und dann wägte, ganz als hätte er einen koſtbaren Edelſtein geſucht.

»Ja, geärgert – das hat er ſich ſchon ... und es war vielleicht auch der Mühe wert«, brummte Rogoſhin. »Mich aber hat am meiſten mein Bruder geärgert. Von meiner Mutter red' ich nicht, iſt eine alte Frau, lieſt die Heiligenlegenden,

ſitzt mit alten Weibern zuſammen, und wie's mein Bruder Sſenjka* beſtimmt, ſo muß alles geſchehen. Warum aber hat er mich nicht zur rechten Zeit benachrichtigt? Na, wir verſtehen ſchon! Es iſt ja wahr, ich lag bewußtlos im Fieber, und ein Telegramm haben ſie ja wohl auch abgeſandt. Aber meine Tante iſt grad die Richtige für Telegramme! Sie verbringt ſchon ſeit dreißig Jahren ihre Witwenſchaft mit Trübſalſpinnen und hockt vom Morgen bis zum Abend mit Kirchenbettlern und Stadtverrückten zuſammen. Nonne iſt ſie grad nicht, jedenfalls aber ſo was von der Art, nur noch ſchlimmer. Das Telegramm erſchreckte ſie natürlich fürchterlich, und da lief ſie mit ihm, ohne es zu entſiegeln, geradeswegs aufs Polizeibureau, wo es heute noch liegt. Nur Konjeff, Waſſilij Waſſiljitſch rettete mich: ſchrieb mir alles ganz genau. Von der Sargdecke des Vaters hat mein Bruder nachts heimlich die echt goldenen Quaſten abgeſchnitten – ‚ſie koſteten doch ein Heidengeld'! Schon allein dafür kann er nach Sibirien wandern, wenn ich nur will; denn das iſt doch Kirchenſchändung. He, du da, alte Vogelſcheuche!« wandte er ſich plötzlich an den Beamten. »Wie iſt's nach dem Geſetz: Kirchenſchändung oder nicht?«

»Kirchenſchändung! Gewiß Kirchenſchändung!« beſtätigte dieſer ſofort mit großem Eifer.

»Und dafür geht's nach Sibirien?«

»Nach Sibirien, nach Sibirien! Sofort nach Sibirien!«

»Die glauben, daß ich noch todkrank dort liege,« fuhr Rogoſhin, zum Fürſten gewandt, fort, »ich aber bin heimlich, ohne ein Wort zu ſagen, und allerdings noch halb krank, in den Zug geſtiegen. Fuhr einfach los! Mach mal auf das Tor,

* Diminutiv von Sſemjon. E. K. R.

mein beſter Sſemjon Sſemjonytſch! Er hat mich bei meinem verſtorbenen Vater angeſchwärzt, das weiß ich. Daß ich aber mit der Naſtaſſja Filippowna damals meinen Vater gereizt habe, das läßt ſich nicht leugnen. Hier war es nun freilich ganz allein meine Schuld. Die Sünde hat's ſo gewollt.«

»Mit Naſtaſſja Filippowna? ...« flüſterte der Beamte ehrfurchtsvoll, als überlege er irgend etwas.

»Kennſt ſie ja doch nicht!« ſchnitt ihm Rogoſhin gereizt und ärgerlich das Wort ab.

»Doch, ich kenne ſie!« triumphierte der Beamte.

»Das fehlte noch! Als ob nur eine in der ganzen Welt Naſtaſſja Filippowna hieße! Was du übrigens für ein freches Rindvieh biſt! Merk dir das. Wußt' ich's doch, daß ſich mir ſogleich irgend ſo'n Geſchmeiß anhängen würde!« Er ſprach wieder nur zum Fürſten.

»Wer weiß, vielleicht kenne ich aber doch die Richtige!« Der Beamte ließ ſich nicht abfertigen. »Lebedeff ſoll ſie nicht kennen! Sie, Hochwohlgeborenſter, geruhen mich zu tadeln, wie aber, wenn ich beweiſe, was ich ſage? Das iſt doch dieſelbe Naſtaſſja Filippowna, deretwegen Ihr Vater mittels eines Stockes Ihnen die Leviten zu leſen gedachte, und ihr Familienname iſt Baraſchkoff, alſo ſozuſagen ſogar eine vornehme Dame und in ihrer Art auch eine Fürſtin. Sie hat mit einem gewiſſen Tozkij, Afanaſſij Iwanowitſch, ein Verhältnis, aber nur mit ihm allein, einem Gutsbeſitzer und Großkapitaliſten, Mitglied verſchiedener Handelsgeſellſchaften, und der dieſerhalb mit dem General Jepantſchin enge Freundſchaft pflegt ...«

»Ah! Alſo ſolch ein Vogel biſt du!« Rogoſhin wunderte ſich denn doch. Er war aufrichtig überraſcht. »Pfui Teufel, er ſcheint ſie ja tatſächlich zu kennen.«

»Wen kennt er nicht? Lebedeff kennt alle und alles! Ich, müßt Ihr wiſſen, Hochwohlgeborenſter, habe einmal mit Alexaſchka* Lichatſchewitſch zwei Monate lang ſuchheit, gleichfalls nach dem Tode des Vaters, kenne daher alle Winkel und Schliche; denn ſchließlich ging er ohne Lebedeff keinen Schritt! Jetzt ſitzt er im Schuldturm, damals aber hatte er Gelegenheit, ſowohl die Armance und Coralie wie die Fürſtin Pazkij und Naſtaſſja Filippowna näher kennenzulernen ... und noch ſo manches andere hatte er Gelegenheit, kennenzulernen!«

»Naſtaſſja Filippowna? Ja, hat ſie denn mit Lichatſchewitſch ...?« Rogoſhin blickte ihn wütend an. Seine Lippen wurden blaß und zitterten.

»Nichts, nichts, nichts! Abſolut nichts!« beſann ſich eilig der Beamte. »Er konnte mit allem Geld n–n–nichts bei ihr erreichen, n–nicht das geringſte! Nein, die war keine Armance! Nur Tozkij allein, wie geſagt. Und abends ſitzt ſie in der Großen Oper oder im Franzöſiſchen Theater in ihrer eigenen Loge. Vieles, was die Offiziere ſo unter ſich reden – na, aber auch ſie können ihr nichts nachſagen. Nur ſo: ‚Sieh dort, das iſt jene Naſtaſſja Filippowna' – das iſt alles, was ſie ſagen können; in betreff des Weiteren aber n–nichts! Denn es iſt ja auch nichts zu ſagen.«

»Das ſtimmt alles ganz genau«, beſtätigte Rogoſhin düſter und ſtirnrunzelnd. »Das hat mir auch Saljoſheff geſagt. ... Ich lief damals«, fuhr er, zum Fürſten gewandt, fort, »in einem Pelzüberrock meines Vaters, den dieſer ſchon vor drei Jahren abgelegt hatte, über den Newskij, da tritt ſie aus einem teuren Laden und ſetzt ſich in ihre Equipage. Ich war

* Alexander. E. K. R.

auf der Stelle wie – wie in Feuer getaucht. Darauf begegne ich Saljoſheff – der paßt nicht zu mir, kleidet ſich wie ein Friſeurgehilfe, Glas vor'm Auge, wir aber durften beim Seligen nur Schmierſtiefel tragen und aßen nichts als Faſtenkohl. ‚Nichts für dich,' ſagte er, ‚die iſt ſo gut wie eine Fürſtin, Naſtaſſja Filippowna heißt ſie. Sie lebt mit einem gewiſſen Tozkij, der nicht weiß, wie er ſie loswerden ſoll; denn da er jetzt reif zum Heiraten iſt – fünfundfünfzig geworden – ſo will er eine der erſten Schönheiten Petersburgs ehelichen.' Gleichzeitig teilte er mir mit, daß ich ſie noch am ſelben Abend in der Großen Oper ſehen könne, ſie würde in ihrer Parterreloge ſitzen. Bei uns aber, zu Lebzeiten des Seligen, ſollte jemand verſuchen, ins Theater oder gar ins Ballett zu gehen! Kurzen Prozeß hätte er gemacht: glatt erſchlagen. Ich aber machte mich dennoch einmal auf, ganz heimlich auf und davon – und es gelang mir auch wirklich, Naſtaſſja Filippowna zu ſehen. Die ganze Nacht ſchlief ich nicht. Am nächſten Morgen gibt mir der Selige zwei fünfprozentige Papiere, zu fünftauſend Rubel jedes. ‚Geh,' ſagte er, ‚verkauf ſie: ſiebentauſendfünfhundert bring zu Andrejeffs ins Kontor, bezahle dort, und den Reſt von den zehntauſend bring mir, ohne dich irgendwo aufzuhalten, unverzüglich zurück. Werde dich hier erwarten.' Die Papiere verkaufte ich, nahm das Geld, zu Andrejeffs aber ins Kontor ging ich nicht, ſondern begab mich ſchnurſtracks zum engliſchen Juwelier und kaufte dort fürs ganze Geld ein Paar Ohrringe, in jedem ein Brillant ſo ungefähr von der Größe einer Haſelnuß, blieb noch vierhundert Rubel ſchuldig – nannte meinen Namen, da trauten ſie mir. Mit den Ohrringen ging ich zu Saljoſheff: ſoundſo, gehen wir, Freund, zu Naſtaſſja Filippowna. Wir gingen. Was da-

mals unter meinen Füßen war, was vor mir, was neben mir – davon weiß ich nichts mehr, keine Ahnung. Wir traten ohne weiteres in ihren Salon ein, und sie erschien selbst. Ich, das heißt ... ich sagte damals nicht, wie ich heiße, sondern Saljosheff sagte einfach: ‚von Parfen Rogoshin, zum Andenken an die gestrige Begegnung, wenn Sie es annehmen wollten.‘ Sie öffnete, sah den Schmuck, lächelte. ‚Überbringen Sie,‘ sagte sie, ‚Ihrem Freunde, Herrn Rogoshin, meinen Dank für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit.‘ Nickte und ging. Warum bin ich damals nicht auf der Stelle gestorben! Aber wenn ich auch fortging, so ging ich doch nur, weil ich dachte: ‚Einerlei, lebendig kommst du doch nie wieder her!‘ Am kränkendsten aber schien mir, daß diese Bestie Saljosheff alles gewissermaßen von sich aus gemacht hatte. Ich bin nicht groß von Wuchs, und gekleidet war ich wie 'n Knecht. Ich stehe, schweige, starre sie nur an – denn ich schämte mich doch –, er aber ist nach neuester Mode gekleidet, ist pomadisiert und frisiert, rotwangig, mit 'ner karierten Krawatte – zerfließt nur so, Kratzfuß hier und Bückling dort. Sicher hat sie ihn für den Parfen Rogoshin gehalten, während ich wie 'n Esel dabeistehe! ‚Nun,‘ sagte ich, als wir hinaustraten, ‚daß du mir jetzt nicht hier irgend etwas auch nur zu denken wagst, verstanden!‘ Er lachte. ‚Wie aber wirst du denn jetzt Ssemjon Parfenowitsch‘ – also meinem Vater – ‚Rechenschaft ablegen?‘ Ich muß gestehen, daß ich damals einfach ins Wasser wollte, ohne nach Hause zurückzukehren, dachte aber: ‚Jetzt ist doch alles gleich‘, und ging wie ein Verfluchter heim.«

Der Beamte stöhnte überwältigt »Ach!« und »Oh!«, verrenkte sein Gesicht und schüttelte sich, als wenn ihn Frost-

ſchauer durchrieſelten. »Und dabei müſſen Sie bedenken, daß der Selige imſtande war, einen – von zehntauſend ganz zu ſchweigen – ſchon wegen gewöhnlicher zehn Rubel ins Jenſeits zu befördern!« teilte er dem Fürſten wichtig mit mehrfachem Kopfnicken mit.

Intereſſiert betrachtete der Fürſt Rogoſhin, der in dieſem Augenblick noch bleicher erſchien.

»Ins Jenſeits zu befördern!« äffte ihn Rogoſhin ärgerlich nach. »Was weißt du denn davon? ... Im Augenblick hatte er alles erfahren,« erzählte er dann dem Fürſten weiter; »denn Saljoſheff hatte natürlich nichts Beſſeres zu tun, als die ganze Geſchichte jedem erſten beſten auf die Naſe zu binden. Mein Vater führte mich ins Obergeſchoß und ſchloß mich in ein Zimmer ein, wo er mir ſodann eine Stunde lang Vernunft einbleute. ‚Jetzt bereite ich dich nur vor,‘ ſagte er, ‚am Abend aber werde ich wiederkommen und in noch ganz anderer Weiſe mit dir reden.‘ Was glauben Sie wohl? – Der Alte fährt zu Naſtaſſja Filippowna, verneigt ſich vor ihr bis zur Erde, fleht und weint, bis ſie ihm den Schmuck bringt und hinwirft: ‚Da haſt du deine Ohrringe, Alter,‘ ſagt ſie, ‚ſie ſind mir jetzt zehnmal teurer, wenn er ſie mit ſolchen Gefahren erſtanden hat. Grüß mir,‘ ſagt ſie, ‚grüß mir Parfen Sſemjonytſch und ſag’ ihm meinen Dank.‘ Nun, ich aber hatte inzwiſchen mit meiner Mutter Segen von Sſerjoſha Protuſchin zwanzig Rubel geborgt und begab mich ſofort per Bahn nach Pſkow, kam aber ſchon im Fieber dort an. Die alten Weiber begannen mich mit dem Vorleſen ihrer Heiligengeſchichten zu langweilen, während ich halb betrunken daſaß. So ging ich denn und ſuchte für mein Letztes die Schenken heim und lag dann bewußtlos die ganze Nacht auf der Straße. Da hatte ich mich bis zum

Morgen gründlich erkältet. Ein Wunder, daß ich überhaupt noch zu mir kam.«

»Na! Na! Jetzt wird Naſtaſſja Filippowna ein anderes Liedchen ſingen!« kicherte händereibend der Beamte. »Was Ohrringe! Jetzt werden wir ſie für deine Ohrringe ſchon entſchädigen . . .«

»Hör', wenn du auch nur ein einziges Mal, gleichviel mit welchem Wort, Naſtaſſja Filippowna erwähnſt, ſo werde ich dich, bei Gott, einfach zu Brei ſchlagen, und wenn du auch hundertmal mit Lichatſchewitſch juchheit haſt!« rief knirſchend Rogoſhin, der plötzlich mit eiſernem Griff des anderen Handgelenk gepackt hatte.

»Nur zu! Schlägſt du mich, ſo wirſt du mich nicht fortjagen. Schlag nur. Gerade damit erwirbſt du dir meine Freundſchaft. Haſt du mich erſt einmal durchgehauen, ſo haſt du mich damit auch erworben . . . Ah, da ſind wir ja ſchon angekommen!«

Der Zug fuhr gerade in dieſem Augenblick in den Bahnhof ein. Obgleich Rogoſhin ſich nach ſeinen Worten ganz heimlich aufgemacht hatte, wurde er doch von einer ganzen Schar Bekannter erwartet. Sobald ſie ihn erblickt hatten, ſchrien ſie ihm zu und ſchwenkten die Mützen.

»Sieh mal, auch Saljoſheff iſt hier!« brummte Rogoſhin, indem er ſie mit triumphierendem und gleichwohl boshaftem Lächeln muſterte, und plötzlich wandte er ſich an den Fürſten. »Ich weiß nicht, weshalb ich dich liebgewonnen hab', Fürſt. Vielleicht, weil ich dich in einer ſolchen Stunde kennengelernt habe, – aber ich habe ja auch dieſen da kennengelernt« (er wies auf Lebedeff), »ohne ihn dabei liebzugewinnen. Komm zu mir, Fürſt. Dieſe Stiebletten wollen wir dir ſchon abziehen, werde dir einen Marderpelz kaufen, den

ſchönſten, den es nur gibt, werde dir einen Frack machen laſſen vom teuerſten Stoff, dazu eine weiße Weſte oder was du ſonſt willſt, die Taſchen ſtopfe ich dir voll mit Geld und – fahren wir dann zu Naſtaſſja Filippowna! Kommſt du?«

»So hören Sie doch, Fürſt Lew Nikolajewitſch!« miſchte ſich Lebedeff eifrig dazwiſchen. »Greifen Sie zu, oh, greifen Sie zu! ...«

Fürſt Myſchkin erhob ſich, bot Rogoſhin höflich die Hand und ſagte herzlich:

»Ich werde mit dem größten Vergnügen zu Ihnen kommen, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich liebgewonnen haben. Vielleicht werde ich ſogar heute ſchon kommen, wenn ich Zeit finde. Denn, ich ſage es Ihnen aufrichtig, auch Sie haben mir ſehr gefallen – namentlich, als Sie das von den Ohrringen erzählten. Ja ſogar vor den Ohrringen gefielen Sie mir bereits, obſchon Sie ein düſteres Geſicht haben. Auch danke ich Ihnen für die Kleider und den Pelz, die Sie mir ſchenken wollen, ich werde bald beides nötig haben. Geld jedoch habe ich im gegenwärtigen Augenblick faſt keine Kopeke mehr, doch ...«

»Oh, Geld wirſt du von mir bekommen, ſoviel du nur willſt, zum Abend wird es ſchon da ſein, komme nur zu mir!«

»Oh, Geld wird ſchon da ſein,« griff der Beamte ſofort auf, »zum Abend, noch vor dem Abend wird es da ſein.«

»Aber wie ſteht's mit den Frauen, Fürſt? Seid Ihr ein großer Liebhaber des weiblichen Geſchlechts? – das müßt Ihr mir im voraus ſagen.«

»Ich? N–n–nein. Ich bin ja ... Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich ... daß ich infolge meiner Krankheit die Frauen überhaupt noch nicht kenne.«

»Nun, wenn's ſo iſt . . .« rief Rogoſhin aus, »dann biſt du ja, Fürſt, ein ganz armer Heiliger! Solche, wie du, hat Gott lieb.«

»Gewiß! Gerade ſolche hat Gott der Herr lieb!« echote der Beamte.

»Und du, Schmarotzer, ſchieb mir mal nach!« wandte ſich Rogoſhin an Lebedeff.

Sie verließen alle drei das Coupé.

Lebedeff hatte nun doch erreicht, was er wollte. Die lärmende Schar entfernte ſich bald in der Richtung nach dem Wosneſſenskij Proſpekt. Der Fürſt dagegen mußte den Weg zur Liteinaja einſchlagen. Der Morgen war feucht und naßkalt. Fürſt Myſchkin erkundigte ſich bei Vorübergehenden nach den Entfernungen: bis zu ſeinem Ziel waren noch etwa drei Werſt, und ſo entſchloß er ſich, eine Droſchke zu nehmen.

II.

General Jepantſchin wohnte in ſeinem eigenen Hauſe, etwas abſeits von der Liteinaja, in der Richtung zur Heiligen Verklärungskirche. Außer dieſem äußerſt ſtattlichen Hauſe, von dem fünf Sechſtel vermietet waren, beſaß der General noch ein rieſiges Haus an der Sſadowaja, das ihm gleichfalls ſehr viel eintrug. Ferner beſaß er in der nächſten Nähe Petersburgs ein überaus rentables und durchaus nicht ſo kleines Gut und dann noch, gleichfalls im Petersburger Kreiſe, irgendeine Fabrik. In früheren Zeiten hatte ſich der General, wie alle Welt wußte, an der Branntweinpacht beteiligt, jetzt jedoch war er Mitglied einiger ſolider Aktiengeſellſchaften, in deren Aufſichtsrat er eine einflußreiche Stimme beſaß. Jedenfalls galt er als ſchwerreicher Mann mit Unternehmungsgeiſt und guten Verbindungen. An man-

chen Stellen, unter anderem auch in ſeinem Dienſt, hatte er ſich faſt unentbehrlich zu machen gewußt. Indes wußte alle Welt, daß Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin ein Mann ohne beſondere Bildung und ein einfaches Soldatenkind war. Letzteres konnte ihm zweifellos nur zur Ehre gereichen. Doch hatte der General, obgleich ſonſt gerade kein Dummer, auch ſeine kleinen, ſehr verzeihlichen Schwächen, denen es zuzuſchreiben war, daß er gewiſſe Anſpielungen auf ſeine Herkunft nichts weniger als gern hörte. Im übrigen war er ein kluger und gewandter Menſch, der wußte, was ſich gehörte, und der ſeine Prinzipien hatte. So zum Beiſpiel hatte er es ſich zum Grundſatz gemacht, ſich nie dort vorzudrängen, wo zurückzuſtehen ratſamer war. Im allgemeinen wurde er wegen ſeiner einfachen Natürlichkeit geſchätzt, weil er ſich nichts anmaßte, was ihm nicht zukam, und weil er immer ſeinen Platz kannte. Währenddeſſen aber – oh, wenn dieſe Leute nur geahnt hätten, was bisweilen in der Seele Iwan Fjodorowitſchs, der ſo gut ſeinen Platz kannte, vorging! Doch wieviel Lebenserfahrung er auch beſaß – und ſogar einige recht bemerkenswerte Fähigkeiten ließen ſich ihm nicht abſprechen –: er zog es im allgemeinen durchaus vor, ſich mehr als Vollſtrecker fremder Ideen, denn als ein aus eigener Initiative Handelnder hinzuſtellen. Er war dabei aufrichtig, ſchmeichelte den Menſchen nicht und – was erlebt man nicht alles in unſerem Jahrhundert! – gab ſich ſogar als ganzer, echter, herzlicher Ruſſe. In letzterer Beziehung ſollen ihm ſogar ein paar amüſante Geſchichtchen paſſiert ſein, doch der General verzagte nie, ſelbſt angeſichts der amüſanten Geſchichtchen nicht. Zudem hatte er Glück, ſelbſt im Kartenſpiel. Ja, er ſpielte ſogar ſehr hoch und bemühte ſich auch keineswegs, dieſe ſeine ſcheinbare

kleine Schwäche – die ihm mitunter nicht wenig eintrug – zu verbergen, ſondern kehrte ſie noch abſichtlich hervor. Sein Bekanntenkreis war ein etwas gemiſchter, doch – verſteht ſich – gehörten zu ihm immerhin nur reiche Leute. Aber es lag ja ſelbſt alles noch vor ihm, jedes Ding hat ſeine Zeit, und ſo mußte einmal doch alles an die Reihe kommen. Auch was das Alter anbelangt, war der General ſozuſagen noch in den beſten Jahren, nämlich genau ſechsundfünfzig Jahre alt, nicht weniger und beileibe nicht mehr, was ja doch unter ſolchen Verhältniſſen ein blühendes Alter zu nennen iſt, ein Alter, in dem das wirkliche Leben ſo recht eigentlich erſt beginnt. Geſundheit, friſche Geſichtsfarbe, gute, wenn auch ſchon etwas ſchwarz angelaufene Zähne, eine breitſchultrige, feſte Geſtalt, morgens im Dienſt der ebenſo beſorgte und ſtrenge, wie abends am Kartentiſch Seiner Durchlaucht heitere Geſichtsausdruck – alles das trug zu den ſchon erreichten und noch bevorſtehenden Erfolgen des Generals in nicht geringem Maße bei und ſtreute auf den Lebenspfad Seiner Exzellenz duftende Roſen.

Der General beſaß aber auch eine entſprechend blühende Familie. Freilich waren die Roſen, die ihm hier erblühten, nicht immer ganz ohne Dornen, doch dafür gab es wieder manches andere, auf Grund deſſen ſich die größten und liebſten Hoffnungen Seiner Exzellenz gerade auf ſeinen Nachwuchs konzentrierten. Welche Hoffnungen und Pläne könnten auch wichtiger und heiliger ſein, als diejenigen liebender Eltern? An was ſoll man ſich ſchließlich anklammern, wenn nicht an die Familie? Die Familie des Generals beſtand aus ſeiner Gattin und drei erwachſenen Töchtern. Geheiratet hatte er ſchon vor ſehr langer Zeit, als er noch Leutnant war; ſeine Braut war faſt in gleichem Alter mit ihm, zeichnete

ſich weder durch beſondere Schönheit noch durch Bildung aus, und als Mitgift bekam ſie auch nur fünfzig Seelen – die allerdings zur Grundlage ſeines ſpäteren Reichtums wurden. Der General jedoch äußerte in der Folge nie etwas, woraus man hätte ſchließen können, daß er ſeine frühe Heirat bereue. Er behandelte ſie nie als übereilte Handlung der unüberlegten Jugend. Und ſeine Gemahlin achtete er ſo hoch und fürchtete ſie bisweilen ſo ſehr, daß man ſogar ſagen mußte: er liebte ſie. Sie nun, die Generalin Jepantſchin, ſtammte aus dem Hauſe der Fürſten Myſchkin, einem nicht gerade ſehr glänzenden, doch dafür ſehr alten Geſchlecht, und tat ſich auf dieſe ihre Abkunft nicht wenig zugute. Eine zu jener Zeit einflußreiche Perſönlichkeit (einer jener Protektoren, denen das Protegieren kein Geld koſtet) hatte ſich bereitgefunden, der jungen Fürſtin einen Gatten zu verſchaffen. Er öffnete dem jungen Offizier das Pförtchen zur Karriere und gab ihm den erſten Stoß, der ihn auf dieſer Bahn in Gang brachte. Der junge Mann aber bedurfte nicht einmal einer ſo großen Hilfeleiſtung, es genügte ihm zunächſt, wenn er nur mit einem Blick bemerkt und nicht ganz überſehen wurde. Die Ehegatten lebten, abgeſehen von einzelnen wenigen Ausnahmen, bis zu ihrer Silberhochzeit in beſter Eintracht. Bereits in jungen Jahren hatte die Generalin es verſtanden – dank ihrer fürſtlichen Abſtammung und als Letzte ihres Stammes, vielleicht aber auch dank perſönlicher Vorzüge – einzelne hochgeſtellte Gönnerinnen zu finden, und mit der Zeit war ſie, dank ihrem Reichtum und der dienſtlichen Stellung ihres Gemahls, im Kreiſe dieſer hochgeſtellten Perſonen ſogar ein wenig heimiſch geworden.

In den letzten Jahren waren die drei Töchter des Generals, Alexandra, Adelaida und Aglaja, herangewachſen und

lieblich erblüht. Freilich hießen ſie alle drei nur Jepantſchin, doch waren ſie mütterlicherſeits immerhin fürſtlicher Abſtammung, hatten keine geringe Mitgift zu erwarten und beſaßen einen Vater, der für die Zukunft noch Ausſicht auf einen vielleicht ſogar ſehr hohen Poſten hatte. Außerdem waren ſie alle drei – was gleichfalls von nicht geringer Bedeutung iſt – auffallend ſchöne Mädchen, ſelbſt die Älteſte, Alexandra, die bereits das fünfundzwanzigſte Jahr überſchritten hatte, nicht ausgenommen. Die zweite war dreiundzwanzig Jahre alt und die Jüngſte, Aglaja, kaum zwanzig. Dieſe Jüngſte war ſogar eine ausgeſprochene Schönheit und lenkte denn auch in der Geſellſchaft die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Aber das war noch längſt nicht alles Gute, was ſich von ihnen ſagen ließ: alle drei zeichneten ſich nämlich auch durch Bildung, Verſtand und Talente aus. Auch wußte man zu erzählen, daß ſie einander ſehr zugetan ſeien und in gutem Einvernehmen zuſammenhielten. Ja, man ſprach ſogar von gewiſſen Opfern, die die beiden älteren Schweſtern der Jüngſten, dem Abgott der ganzen Familie, zu bringen beabſichtigten. Niemand konnte ihnen Hochmut oder Eigendünkel vorwerfen, obſchon ein jeder wußte, daß ſie ſtolz waren und ihren eigenen Wert kannten. Die Älteſte war muſikaliſch, die Mittlere beſaß ein auffallendes Zeichentalent, doch davon hatte viele Jahre kein Menſch etwas geahnt: erſt in der letzten Zeit hatte man es plötzlich entdeckt, und auch da nur ganz zufällig. Mit einem Wort, es wurde ſehr viel Lobenswertes von ihnen erzählt. Nichtsdeſtoweniger gab es auch ſolche, die ihnen nicht gerade wohlwollten. So ſprach man z. B. mit wahrem Entſetzen davon, wieviel Bücher ſie ſchon geleſen hätten. Mit dem Heiraten hatten ſie es nicht eilig. Vornehme Geſellſchaft zogen ſie natürlich

vor, doch machten ſie ſich ſchließlich auch nicht viel aus ihr, was um ſo bemerkenswerter war, als jedermann den Charakter, die Wünſche und Hoffnungen ihres Vaters kannte.

Es war bereits elf Uhr, als der Fürſt an der Wohnung des Generals die Klingel zog. Jepantſchins wohnten im zweiten Stock, zwar möglichſt wenig protzig, doch ihrer geſellſchaftlichen Stellung durchaus entſprechend. Der Fürſt, dem ein Diener in voller Livree öffnete, mußte ziemlich lange mit dieſem Menſchen reden, der ihn und ſein Bündel zuerſt recht kritiſch muſterte. Erſt nach wiederholter und beſtimmter Verſicherung, daß der Beſucher tatſächlich Fürſt Myſchkin ſei und den General in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſche, führte ihn der ungläubige Bediente in ein kleines Vorzimmer vor dem Empfangskabinett Seiner Exzellenz und übergab ihn dort gewiſſermaßen der Obhut eines anderen Dieners, der des Morgens in dieſem Zimmer Dienſt hatte und die zum Beſuch erſcheinenden Herren anmelden mußte. Dieſer zweite Diener trug einen ſchwarzen Frack, mochte etwa vierzig Jahre zählen, zeigte eine ſorgenvolle Miene und beſaß in ſeinen eigenen Augen als ſpezieller Anmeldediener des Generals Jepantſchin ganz zweifellos höheren Wert.

»Warten Sie gefälligſt im Empfangszimmer, das Bündel laſſen Sie aber hier«, ſagte er jetzt, ohne ſich zu beeilen, ſetzte ſich darauf wichtig auf ſeinen Stuhl und betrachtete mit ſtrenger Verwunderung den Fürſten, der, als wäre es ganz ſelbſtverſtändlich, neben ihm auf einem anderen Stuhl Platz genommen hatte, während er das Bündel immer noch in der Hand trug.

»Wenn Sie erlauben,« ſagte der Fürſt, »werde ich lieber hier bei Ihnen warten, was ſoll ich dort allein ſitzen?«

»Im Vorzimmer iſt nicht der richtige Platz für Sie; denn Sie ſind ein Beſucher, alſo ſozuſagen ein Gaſt. Wollen Sie den General ſelbſt ſprechen?«

Der Diener konnte ſich offenbar nicht ſo ſchnell an den Gedanken, dieſen Menſchen anmelden zu müſſen, gewöhnen und entſchloß ſich daher, vorſichtshalber nochmals zu fragen.

»Ja, ich habe die Abſicht . . .«, ſagte der Fürſt.

»Ich frage Sie nicht nach Ihren Abſichten, – ich habe Sie nur anzumelden. Aber ohne den Sekretär werde ich Sie doch nicht anmelden können.«

Das Mißtrauen dieſes Menſchen ſchien noch zu wachſen: der Fürſt glich aber auch gar zu wenig den täglichen Beſuchern, und wenn der General auch recht oft zu einer feſtgeſetzten Stunde ſogar ſehr verſchiedenartige Leute empfing – vornehmlich in geſchäftlichen Angelegenheiten –, ſo war der Kammerdiener trotz aller Anweiſungen diesmal doch ſehr im Zweifel darüber, was er tun ſollte. Jedenfalls erſchien ihm die Mittlerſchaft des Sekretärs mit jeder Minute notwendiger.

»Ja, aber ſind Sie auch wirklich . . . aus dem Auslande gekommen?« fragte er ſchließlich ganz unwillkürlich und verſtummte ſogleich etwas betreten.

Er hatte wahrſcheinlich fragen wollen: ‚Sind Sie auch wirklich Fürſt Myſchkin?‘

»Ja, ich komme direkt von der Bahn. Ich glaube jedoch, daß Sie mich fragen wollten, ob ich auch wirklich Fürſt Myſchkin bin – ſprachen das aber aus Höflichkeit nicht aus.«

»Hm!« brummte der verwunderte Lakai.

»Nun, ich verſichere Sie, daß ich Ihnen nichts vorgelogen habe. Übrigens werden Sie für mich nicht einzuſtehen brauchen. Und daß ich in dieſem Aufzuge und mit dieſem Reiſe-

bündel erſcheine, iſt weiter nicht verwunderlich, da meine Verhältniſſe im Augenblick nicht glänzend ſind.«

»Hm! Sehen Sie, das iſt es eigentlich nicht, was ich befürchte. Sie anzumelden, bin ich verpflichtet, und der Sekretär wird Sie empfangen, außer wenn... das iſt es eben, dieſes außer wenn ... Sie wollen doch nicht, hm ... den General, wenn ich fragen darf, um eine Unterſtützung bitten? – verzeihen Sie ...«

»O nein, in der Beziehung können Sie vollkommen ruhig ſein. Ich habe ein anderes Anliegen.«

»Sie müſſen mich entſchuldigen, ich fragte nur ſo ... aus Ihrem Auftreten zu ſchließen ... Warten Sie, bis der Sekretär kommt. Der General ſelbſt arbeitet jetzt mit dem Oberſten, dann aber kommt auch der Sekretär.«

»Wenn ich lange warten muß, ſo möchte ich Sie um etwas bitten: könnte ich hier nicht irgendwo ein wenig rauchen? Tabak und eine Pfeife habe ich bei mir.«

»Ra–au–chen?« Der Diener blickte ihn mit verächtlicher Verwunderung an, als traue er ſeinen Ohren nicht ganz. »Ra–au–chen? Nein, hier dürfen Sie nicht rauchen. Schämen Sie ſich denn gar nicht, an ſo etwas auch nur zu denken? He! – das iſt mal nett!«

»Oh, ich fragte ja nicht, ob ich hier in dieſem Zimmer rauchen könnte. Ich weiß, daß das nicht geht. Ich wäre irgendwohin hinausgegangen, in ein Vorhaus oder einen Korridor, den Sie mir gezeigt hätten; denn ich bin ſehr ans Rauchen gewöhnt, und heute habe ich ſeit ganzen drei Stunden nicht geraucht. Übrigens, wie Sie meinen. Es gibt ja auch ein Sprichwort: In ein fremdes Kloſter kommt man nicht mit fremden Sitten ...«

»Wie ſoll ich Sie denn nun eigentlich anmelden?« brummte

der Kammerdiener faſt unwillkürlich. »Erſtens ſchon, daß dies hier doch nicht der rechte Platz zum Warten für Sie iſt! Sie müßten im Empfangszimmer ſitzen; denn Sie ſind doch ſozuſagen ein Beſucher, alſo ebenſo gut wie ein Gaſt, und mich wird man dann fragen ... oder haben Sie ... haben Sie die Abſicht, ganz bei uns zu bleiben?« fragte er plötzlich mit einem neuen Seitenblick nach dem Bündel des Fürſten, das ihm offenbar keine Ruhe ließ.

»Nein, die Abſicht habe ich nicht. Selbſt wenn man mich hier dazu aufforderte, würde ich nicht bleiben. Ich bin einfach gekommen, um die Familie kennenzulernen, weiter nichts.«

»Was? Kennenzulernen?« fragte der Kammerdiener verwundert mit doppeltem Mißtrauen. »Aber Sie ſagten doch, Sie hätten ein Anliegen?«

»Oh, eigentlich habe ich kein Anliegen. Das heißt, wenn Sie wollen, habe ich allerdings ein Anliegen – ich wollte um einen Rat bitten – aber hauptſächlich bin ich doch gekommen, um mich vorzuſtellen; denn ich bin ein Fürſt Myſchkin, und auch die Generalin Jepantſchin iſt eine geborene Fürſtin Myſchkin – und außer uns beiden gibt es keine Myſchkins mehr.«

»Was, ſo ſind Sie ſogar ein Verwandter?« Der Kammerdiener ſtutzte erſchrocken.

»Auch das eigentlich nicht. Oder wenn man durchaus will, ſind wir auch Verwandte, aber immerhin in ſo entferntem Grade, daß man es im Grunde wohl kaum noch Verwandtſchaft nennen kann. Ich habe bereits einmal aus der Schweiz an die Generalin geſchrieben, doch ſie hat mir nicht geantwortet. Dennoch halte ich es jetzt, nach meiner Rückkehr, für nötig, wenigſtens den Verſuch zu machen, Be-

ziehungen anzuknüpfen. Und Ihnen erkläre ich das alles jetzt nur, damit Sie an meiner Identität nicht zweifeln; denn, wie ich sehe, beunruhige ich Sie immer noch. Also melden Sie getrost den Fürsten Myschkin an, der Grund meines Besuches wird schon aus dieser Anmeldung zu ersehen sein. Empfängt man mich – ist's gut. Empfängt man mich nicht – ist's vielleicht ebenso gut, vielleicht sogar besser. Nur können sie, glaube ich, keinen Grund haben, mich nicht zu empfangen. Die Generalin wird doch sicherlich den einzigen noch lebenden Träger ihres Namens kennenlernen wollen, um so mehr, als sie, wie ich gehört habe, auf ihre fürstliche Herkunft etwas geben soll.«

Die Unterhaltung des Fürsten war scheinbar die allergewöhnlichste, doch je selbstverständlicher sie wurde, desto unverständlicher erschien sie dem erfahrenen Kammerdiener. Jedenfalls konnte er nicht umhin, herauszufühlen, daß doch manches, was sonst zwischen zwei Menschen sehr wohl möglich ist, zwischen einem Gast und einem Diener dagegen ganz unmöglich ist. Da nun die Dienstboten in der Regel viel klüger zu sein pflegen als ihre Herrschaft es im allgemeinen von ihnen voraussetzt, so dachte auch der Diener Seiner Exzellenz, daß es sich hier nur um zwei Möglichkeiten handeln könne: entweder war der Fürst irgend so ein leichtsinniger Herumtreiber, der unfehlbar Seine Exzellenz anbetteln wollte, oder er war einfach ein Dummkopf, der kein Standesbewußtsein hatte, denn – ein kluger Fürst mit Standesbewußtsein würde doch nicht im Vorzimmer sitzen und mit einem Lakaien von seinen Privatverhältnissen reden!? Wenn dem nun aber so war – fiel dann nicht ihm als erfahrenen Kammerdiener die Verantwortung zu?

»Aber Sie werden ſich nun doch ins Empfangszimmer bemühen müſſen«, bemerkte er ſchließlich in möglichſt beſtimmtem Ton.

»Wenn ich dort geſeſſen hätte, würde ich Ihnen nichts erzählt haben,« meinte halb lachend der Fürſt, »und folglich würde Sie der Anblick meines Mantels und Reiſebündels immer noch ängſtigen. So aber brauchen Sie den Sekretär jetzt vielleicht nicht mehr zu erwarten und können mich ohne fremde Vermittlung ſelbſt anmelden?«

»Nein, einen Beſuch wie Sie kann ich ohne den Sekretär nicht anmelden, und überdies hat Seine Exzellenz vorhin noch ausdrücklich befohlen, daß ich ſie nicht ſtören ſoll, gleichviel wer da käme, ſolange der Oberſt bei ihm iſt. Nur Gawrila Ardalionytſch kann unangemeldet eintreten.«

»Wer iſt das – ein Beamter?«

»Gawrila Ardalionytſch? Nein. Er iſt bei der Aktiengeſellſchaft angeſtellt. Aber Ihr Bündel könnten Sie doch wenigſtens dorthin ſtellen.«

»Daran habe ich auch ſchon gedacht; wenn Sie erlauben. Und wiſſen Sie, ich lege lieber auch den Mantel ab.«

»Natürlich, Sie können doch nicht im Mantel eintreten.«

»Gewiß nicht.«

Der Fürſt erhob ſich, zog eilig ſeinen Mantel aus und ſtand nun in einem zwar ſchon getragenen, jedenfalls aber noch ſehr anſtändigen, kurzen Rock von gut ſitzendem, elegantem Schnitt vor dem ihn kritiſch muſternden Diener. Über der Weſte hing eine ſchlichte Stahlkette, an der er eine ſilberne Genfer Uhr trug.

Wenn nun der Fürſt auch ein Dummkopf war – das hatte der Lakai bereits feſtgeſtellt –, ſo ſchien es dem Kammerdiener Seiner Exzellenz doch unzuläſſig, daß er von

ſich aus das Geſpräch mit dem Gaſt fortſetzte, obſchon ihm der Fürſt aus irgendeinem Grunde gefiel – in ſeiner Art, verſteht ſich. Trotzdem aber erregte er immer noch ſeinen aufrichtigen Unwillen.

»Wann empfängt die Generalin?« fragte der Fürſt, nachdem er ſich wieder auf denſelben Platz geſetzt hatte.

»Das iſt nicht mehr meine Sache. Sehr verſchieden übrigens, je nach Wunſch. Die Modiſtin wird ſogar ſchon um elf empfangen. Gawrila Ardalionytſch gleichfalls früher als die anderen, ſogar ſchon zum erſten Frühſtück.«

»Hier iſt es in den Zimmern an kalten Wintertagen bedeutend wärmer als im Auslande,« bemerkte der Fürſt, »dafür aber iſt es dort in den Straßen wärmer als bei uns. Die Häuſer ſind dort im Winter dermaßen kalt, daß ein echter Ruſſe anfangs gar nicht in ihnen wohnen kann.«

»Heizt man denn dort nicht?«

»Das wohl, aber die Häuſer ſind anders gebaut, die Öfen und Fenſter . . .«

»Hm! Und wie lange beliebten Sie dort herumzureiſen?«

»Ja ſo – vier Jahre. Übrigens habe ich die ganze Zeit faſt nur an einem Ort gelebt, auf dem Lande.«

»Sind wohl unſer Leben nicht mehr gewöhnt?«

»Auch das iſt wahr. Glauben Sie mir, es wundert mich wirklich, daß ich das Ruſſiſche nicht verlernt habe. Da ſpreche ich nun mit Ihnen und denke dabei doch die ganze Zeit: ‚Aber ich ſpreche ja wirklich gutes Ruſſiſch!‘ Vielleicht iſt das auch der Grund, weshalb ich ſoviel rede. Wirklich, ſeit dem geſtrigen Tage würde ich am liebſten nur reden und reden.«

»Hm! Hm! Haben Sie früher ſchon in Petersburg gelebt?« – Wie ſehr ſich der Diener auch beherrſchen wollte, ſo weit konnte er ſich doch nicht überwinden, daß er ein ſo freundlich und faſt ſogar zuvorkommend mit ihm geführtes Geſpräch einfach einſchlafen ließ.

»In Petersburg? So gut wie überhaupt nicht. Nur auf der Durchreiſe bin ich hier geweſen. Ich habe die Stadt auch früher nicht gekannt, und jetzt ſoll es ja hier, wie man hört, ſo viel Neues geben, daß ſelbſt diejenigen, die die Stadt früher gekannt haben, ſie ſchwerlich wiedererkennen könnten. Augenblicklich wird hier viel von der Reform unſerer Gerichte geſprochen.«

»Hm! ... Unſere Gerichte. Ja ... Gerichte, das iſt ſchon wahr, das ſind eben Gerichte. Wie iſt es dort: ſind die Gerichte gerechter als bei uns?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe aber gerade von unſeren Gerichten viel Gutes gehört. Da hat man jetzt auch die Todesſtrafe bei uns abgeſchafft.«

»Wird man denn dort zum Tode verurteilt?«

»Ja. Ich habe einmal in Frankreich eine Hinrichtung geſehen. In Lyon. Mein Arzt, Profeſſor Schneider, hatte mich dorthin mitgenommen.«

»Wird dort gehängt?«

»Nein, in Frankreich wird nur enthauptet.«

»Was, ſchreit dabei der Menſch ſehr?«

»Wo denken Sie hin! Es geſchieht ja in einem Augenblick. Der Menſch wird hingelegt, und dann fällt plötzlich von oben ein breites Meſſer auf ſeinen Hals, mittels einer Maſchine – die Guillotine wird ſie genannt – ſchwer, ſcharf, in einer Sekunde ... Der Kopf ſpringt ſchneller vom Rumpf ab, als man mit dem Auge einmal zwinkern kann.

Die Vorbereitungen aber nehmen viel Zeit in Anſpruch. Zuerſt wird dem Verbrecher das Todesurteil vorgeleſen, dann wird er angekleidet, gebunden und aufs Schafott geführt – das alles muß ſchrecklich ſein! Das Volk läuft von allen Seiten herzu, ſogar Frauen, obſchon man es dort ſehr ungern ſieht, daß Frauen der Hinrichtung beiwohnen.«

»Iſt auch nicht ihre Sache.«

»Natürlich nicht! Dieſe Qual! ... Der Verbrecher war ein kluger, furchtloſer, ſtarker Mann, nicht mehr jung, Legros hieß er. Nun, glauben Sie es mir oder glauben Sie es nicht: als er das Schafott beſtieg – weinte er, und ſein Geſicht war ſo bleich, war ſo weiß wie Papier. Wie iſt ſo etwas nur möglich? Iſt das nicht grauenvoll? Welcher Menſch weint denn vor Angſt? Ich hätte nie gedacht, daß – nicht ein Kind, – aber ein erwachſener Menſch vor Angſt weinen könnte, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, der noch nie geweint hat! Was muß mit der Seele in dieſem Augenblick geſchehen, bis zu welchen Krämpfen wird ſie gemartert? Eine Beſchimpfung der Seele iſt es, weiter nichts! Es heißt: ‚Du ſollſt nicht töten‘ – und nun ſoll man dafür, daß er getötet hat, wiederum ihn töten? Nein, das darf man nicht. Jetzt iſt es ſchon über einen Monat her, daß ich es geſehen habe, und immer noch glaube ich, es lebendig vor mir zu ſehen. Fünfmal hat mir davon geträumt.«

Der Fürſt hatte ſich geradezu in Eifer geredet: auf ſeinem blaſſen Geſicht erſchien ein leiſes Rot, wenn auch ſeine Rede ruhig blieb, wie vorher. Der Kammerdiener hatte ihm mit großer Teilnahme und noch größerem Intereſſe zugehört und hing mit den Blicken an ihm, als könne er ſich nicht von ihm losreißen. Vielleicht war dieſer Bediente als Menſch nicht ohne Phantaſie und Denkvermögen.

»Gut wenigſtens, daß die Schmerzen nicht groß ſind,« meinte er, »hm, ſo ... wenn der Kopf abgehackt wird.«

»Wiſſen Sie was,« griff der Fürſt angeregt dieſen Gedanken auf, »was Sie da ſoeben bemerkt haben, wird faſt von allen ganz genau ſo hervorgehoben. Auch wird die Maſchine, die Guillotine, heutzutage hauptſächlich deshalb benutzt. Mir aber kam damals etwas anderes in den Sinn: wie, wenn das ſogar noch ſchlimmer iſt? Ihnen erſcheint meine Annahme vielleicht lächerlich, unmöglich, wenn man ſich jedoch ein wenig in die Stimmung des Verurteilten zu verſetzen ſucht, ſo kommt einem ganz unwillkürlich der Gedanke an dieſe Möglichkeit. Denken Sie mal nach – nun, nehmen Sie zum Beiſpiel die Folter: da gibt es Schmerzen und Wunden und körperliche Qual, die aber lenkt einen doch von den ſeeliſchen Qualen ab, ſo daß einen bis zum Augenblick des Todes nur die Wunden quälen. Den größten, den quälendſten Schmerz aber verurſachen vielleicht doch nicht die Wunden, ſondern das Bewußtſein, daß, wie man genau weiß, in einer Stunde, dann in nur zehn Minuten, dann in einer halben Minute, ſogleich, noch in dieſem Augenblick – die Seele den Körper verlaſſen wird, und daß du dann kein Menſch mehr ſein wirſt, und daß es doch unfehlbar geſchehen muß. Das Entſetzlichſte iſt ja gerade dieſes ‚Unfehlbar‘. Gerade wenn man den Kopf unter das Meſſer beugt und dann hört, wie es von oben klirrend herabglitſcht – gerade dieſe Viertelſekunden müſſen die furchtbarſten ſein! Dies iſt nicht nur meine Anſicht, müſſen Sie wiſſen, ſondern ſehr viele haben dieſelbe geäußert. Ich bin aber ſo feſt von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugt, daß ich Ihnen offen ſagen will, wie ich darüber denke: für einen Mord getötet zu werden iſt eine un-

vergleichlich ſchwerere Strafe als das begangene Verbrechen ſchwer iſt. Laut Urteil getötet zu werden iſt unvergleichlich ſchrecklicher als durch Räuberhand umzukommen. Wer von Räubern ermordet wird, nachts, im Walde oder ſonſtwo, hat zweifellos noch bis zum letzten Augenblick die Hoffnung auf Rettung. Hat man doch Beiſpiele erlebt, daß dem Betreffenden ſchon die Kehle durchgeſchnitten iſt, er aber doch noch zu flehen oder zu entlaufen ſucht. Hier aber wird auch dieſe letzte unwillkürliche Hoffnung, mit der zu ſterben zehnmal leichter iſt, unwiderruflich genommen; hier iſt es das Todesurteil, dem man auf keine Weiſe entrinnen kann, hier iſt es das Bewußtſein der unfehlbaren Vollſtreckung desſelben, was die größte Qual verurſacht – eine größere Qual kann es in der Welt gar nicht geben. Führen Sie einen Soldaten in der Schlacht geradeswegs vor die Kanonen und laſſen Sie auf ihn feuern, er wird doch immer noch hoffen, mit dem Leben davonzukommen; aber leſen Sie demſelben Soldaten ſein Todesurteil vor, das unfehlbar an ihm vollſtreckt werden wird, ſo wird er entweder irrſinnig werden oder in Tränen ausbrechen. Wer hat es denn geſagt, daß die menſchliche Natur fähig ſei, dieſen Tod ohne die geringſte Geiſtesverwirrung zu ertragen? Und wozu dieſe überflüſſige, unnütze, ſo unglaublich überflüſſige Beſchimpfung des Menſchen? Vielleicht gibt es irgendwo einen Menſchen, dem das Todesurteil verleſen worden iſt, der dieſe Qualen bis zum letzten Augenblick durchgekoſtet, und dem man dann geſagt hat: ‚Geh hin, dir iſt die Strafe erlaſſen.‘ Ja, ſolch einer könnte dann vielleicht erzählen. Von dieſen Qualen und dieſem Entſetzen hat auch Chriſtus geſprochen. Nein, das darf man einem Menſchen nicht antun!«

Der Diener hätte dieſen Gedanken zwar nicht ſo auszudrücken vermocht, wie der Fürſt, verſtand aber dennoch die Hauptſache ſehr wohl, was man allein ſchon aus ſeiner gerührten Miene erſehen konnte.

»Wenn Sie nun einmal ſo gern rauchen,« brummte er, »ſo können Sie es ſchließlich auch tun, bloß dann etwas ſchnell. Denn wenn ich plötzlich gefragt werde und Sie nicht da ſind —? Hier, ſehen Sie, unter der Treppe iſt eine kleine Tür. Da gehen Sie nur durch und dann rechts in die Kammer. Dort können Sie rauchen, nur müſſen Sie das Klappfenſter aufmachen, denn es iſt doch immerhin nicht in der Ordnung . . .«

Doch noch bevor der Fürſt ſich erheben konnte, trat ein junger Mann mit Papieren unterm Arm ganz plötzlich ins Vorzimmer. Der Diener half ihm ſofort, ſich des Pelzes zu entledigen. Währenddeſſen muſterte der Eingetretene den Fürſten möglichſt unauffällig.

»Dieſer Herr, Gawrila Ardalionytſch, bittet, ihn als Fürſt Myſchkin und Verwandten bei der gnädigen Frau anzumelden. Er iſt ſoeben mit der Bahn aus dem Auslande gekommen, auch ſein Reiſebündel hat er bei ſich, nur . . .«

Das Weitere vernahm der Fürſt nicht, denn der Diener begann zu flüſtern. Der mit Gawrila Ardalionytſch angeredete junge Mann hörte ihm aufmerkſam zu und blickte dann mit unverhohlener Neugier den Fürſten an, bis er ſchließlich den Diener ſtehen ließ und ſich ihm näherte.

»Sie ſind Fürſt Myſchkin?« fragte er äußerſt höflich und liebenswürdig.

Er war ein ſehr gefälliger junger Mann, gleichfalls etwa achtundzwanzig Jahre alt, gut gewachſen, von mittlerer

Größe, blond und mit einem kleinen Napoleonsbart. Sein Geſicht war klug und ſehr hübſch. Nur ſein Lächeln war bei aller Liebenswürdigkeit gewiſſermaßen allzu fein, die Zähne erſchienen dabei von gar zu perlenartiger Gleichmäßigkeit, und ſein Blick war trotz ſeiner heiteren, vielleicht etwas zur Schau getragenen Offenherzigkeit etwas gar zu aufmerkſam und forſchend.

»Wenn er allein iſt, wird er vielleicht ganz anders blicken und vielleicht überhaupt nicht lachen«, ſagte ſich der Fürſt.

Fürſt Myſchkin wiederholte in kurzen Worten, was er bereits dem Diener und am Morgen im Coupé ſeinem Reiſegefährten Rogoſhin erzählt hatte. Gawrila Ardalionytſch ſchien ſich inzwiſchen einer anderen Sache zu erinnern.

»Ach, dann waren Sie es vielleicht,« unterbrach er ihn, »dann haben Sie vor etwa einem Jahre oder noch kürzerer Zeit einen Brief, – ich glaube, aus der Schweiz – an Jeliſaweta Prokofjewna geſchrieben?«

»Allerdings.«

»Dann wird man Sie hier kennen und wird ſich Ihrer entſinnen. Wollen Sie zu Seiner Exzellenz? Ich werde Sie ſofort anmelden ... Er wird im Augenblick frei ſein. Nur müßten Sie ... vielleicht halten Sie ſich ſolange im Empfangszimmer auf ... Weshalb haben Sie den Fürſten nicht ins Empfangszimmer geführt?« wandte er ſich in ſtrengem Ton an den Diener.

»Ich ſagte es doch, ſie wollten ſelbſt nicht ...«

In dem Augenblick öffnete ſich plötzlich die Tür zum Kabinett Seiner Exzellenz, und ein Offizier trat mit einem Portefeuille unterm Arm, laut ſprechend und zum Abſchied die Hacken zuſammenſchlagend, heraus.

»Biſt du es, Ganjá*?« rief eine Stimme aus dem Kabinett. »Dann komm mal her.«

Gawrila Ardalionytſch nickte dem Fürſten zu und trat ins Kabinett.

Nach zwei Minuten öffnete ſich die Tür von neuem, und Gawrila Ardalionytſchs wohltönende Stimme klang freundlich durch das Zimmer:

»Bitte, Fürſt, wenn Sie ſich hierher bemühen wollen!«

III.

Seine Exzellenz, General Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin ſtand mitten in ſeinem Kabinett und muſterte mit nicht geringer Neugier den eintretenden Fürſten, ja – er trat ihm ſogar zwei Schritte entgegen. Der Fürſt ging auf ihn zu und nannte ſeinen Namen.

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, erwiderte der General. »Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ein unaufſchiebbares Anliegen an Sie habe ich im Grunde genommen nicht. Der Zweck meines Beſuches iſt ausſchließlich, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich will Sie jedoch, wenn Ihre Zeit knapp bemeſſen iſt, nicht weiter aufhalten; doch da ich weder Ihren Empfangstag kenne, noch weiß, wann Sie zu ſprechen ſind – ich bin übrigens ſoeben erſt hier in Petersburg eingetroffen, aus der Schweiz . . .«

Der General wollte ſchon lächeln, beſann ſich aber noch rechtzeitig und blieb ernſt; darauf überlegte er noch ein wenig, kniff die Augen zuſammen, betrachtete ſeinen Gaſt nochmals vom Kopf bis zu den Füßen, wies dann plötzlich auf

* Abkürzung von Gawrila (Gabriel). E. K. R.

einen Stuhl, ſetzte ſich ſelbſt ſchräg gegenüber und wandte dem Fürſten in ungeduldiger Erwartung ſein Geſicht zu. Ganjá ſtand am Schreibtiſch und ſortierte die verſchiedenen Papiere.

»Zu Bekanntſchaften habe ich im allgemeinen wenig Zeit,« ſagte der General, »da Sie jedoch mit Ihrem Beſuch zweifellos einen beſonderen Zweck verfolgen, ſo ...«

»Ich habe es, offen geſtanden, nicht anders erwartet, als daß Sie in meinem Beſuch eine beſondere Abſicht vermuten würden. Aber – mein Ehrenwort – außer dem Vergnügen, Ihre Bekanntſchaft zu machen, habe ich keinerlei beſondere Nebenabſicht im Sinn.«

»Das Vergnügen liegt natürlich ganz auf meiner Seite, aber man kann doch nicht immer nur ans Vergnügen denken. Mitunter, wiſſen Sie, gibt es auch ernſte Sachen zu erledigen... Zudem kann ich zwiſchen uns bis jetzt noch nichts Gemeinſames entdecken ... ich meine, gewiſſe Gründe, die—i—ie ...«

»Ganz recht, ſolche Gründe gibt es natürlich nicht, und Gemeinſames zwiſchen uns dürfte wahrſcheinlich nur – wenig vorhanden ſein. Denn wenn ich auch ein Fürſt Myſchkin bin und Ihre Frau Gemahlin aus demſelben Hauſe ſtammt, ſo iſt das wohl noch kein genügender Grund zu einem Beſuch. Das ſehe ich vollkommen ein. Dennoch iſt es nun einmal der einzige Grund, weshalb ich Sie aufgeſucht habe. Ich bin vier Jahre nicht in Rußland geweſen. Und als was verließ ich es: kaum war ich bei vollem Verſtande! Damals kannte ich ſo gut wie niemanden, und heute kenne ich hier vielleicht noch weniger ... Mir tut Bekanntſchaft mit guten Menſchen not. Außerdem muß ich noch eine wichtige Angelegenheit erledigen, und ich weiß nicht einmal, an

wen ich mich wenden ſoll, und wer mir mit ſeinem Rat beiſtehen könnte. Da dachte ich ſchon in Berlin an Sie: ‚Das ſind doch faſt Verwandte, ich werde mich zuerſt an ſie wenden; vielleicht können wir uns gegenſeitig beiſtehen, ich ihnen, ſie mir – wenn es gute Menſchen ſind.‘ Und ich habe gehört, Sie ſeien gute Menſchen.«

»Sehr ſchmeichelhaft.« Der General wunderte ſich. »Erlauben Sie, wenn ich fragen darf: wo ſind Sie abgeſtiegen?«

»Ich bin noch nirgendwo abgeſtiegen.«

»Alſo direkt aus dem Waggon zu mir? Und ... mit Ihrem ganzen Gepäck?«

»Mein Gepäck beſteht nur aus einem Bündel, in dem ich meine Wäſche habe, und ſonſt nichts; ich trage es gewöhnlich in der Hand bei mir. Ein Zimmer aber – nun, ich werde ja wohl heute noch Zeit haben, eines zu mieten.«

»So haben Sie alſo die Abſicht, ein Zimmer zu mieten?« fragte der General.

»O ja, gewiß, ſelbſtverſtändlich.«

»Aus Ihren Worten glaubte ich eigentlich entnehmen zu können, daß Sie bei mir zu wohnen gedachten.«

»Daran hätte ich doch nur denken können, wenn ich von Ihnen dazu aufgefordert worden wäre. Ich muß aber geſtehen, daß ich ſelbſt auf eine Einladung hin nicht bei Ihnen bleiben würde – nicht etwa aus irgendwelchen beſonderen Gründen, ſondern ſo ... es iſt nicht meine Art.«

»Nun, dann war es ganz richtig von mir, daß ich Sie nicht gleich dazu aufforderte und Sie auch jetzt nicht auffordere. Nur – wenn Sie geſtatten, Fürſt – um die Sache klarzulegen: da von einer Verwandtſchaft zwiſchen uns, wie wir übereingekommen ſind, nicht die Rede ſein kann, obſchon es mir, verſteht ſich, ſehr ſchmeichelhaft wäre, ſo ...«

»So kann ich aufſtehen und gehen, nicht wahr?« Und der Fürſt erhob ſich mit einem geradezu heiteren Lachen im Geſicht, das ſich zu ſeiner etwas peinlichen Lage ſeltſam genug ausnahm. »Werden Sie es mir glauben, Exzellenz, bei Gott, obſchon ich weder mit den hieſigen Sitten, noch mit dem ganzen Leben hierzulande vertraut bin, war ich doch überzeugt, bevor ich herkam, daß mein Beſuch unfehlbar ſo und nicht anders verlaufen würde, als wie er jetzt tatſächlich verlaufen iſt. Doch wie! – vielleicht muß es gerade ſo ſein ... Und überdies iſt ja auch ſchon mein Brief unbeantwortet geblieben ... Alſo dann – leben Sie wohl und entſchuldigen Sie, daß ich Sie beläſtigt habe.«

Doch der Blick, mit dem der Fürſt bei dieſen Worten den Hausherrn anſah, war ſo freundlich und ſein Lächeln ſo ohne jegliche Spur von irgendeinem verborgenen unangenehmen Gefühl, daß der General plötzlich ſtutzte und ſeinen Gaſt auf einmal gleichſam mit ganz anderen Augen betrachtete. In einem Moment hatte er ſeine Meinung über den Fürſten geändert.

»Wiſſen Sie, Fürſt,« ſagte er lebhaft und mit gänzlich veränderter Stimme, »ich habe Sie ja eigentlich noch gar nicht kennengelernt, und es iſt doch ſehr gut möglich, daß auch Jeliſaweta Prokofjewna ihren ſtammverwandten Namensvetter ſehen will ... Vielleicht warten Sie einen Augenblick, wenn es Ihre Zeit erlaubt.«

»Oh, meine Zeit erlaubt es mir ſehr leicht, ſie gehört nur mir allein.« Und der Fürſt legte ſeinen runden, weichen Hut ſofort auf den Tiſch. »Offen geſagt, ich habe eigentlich auch daran gedacht, daß Jeliſaweta Prokofjewna ſich vielleicht meines Briefes an ſie erinnern wird. Vorhin, als ich dort im Vorzimmer wartete, befürchtete Ihr Diener, daß ich Sie

vielleicht anbetteln würde – jawohl: das war nicht ſchwer zu erraten – bei Ihnen aber muß es in der Beziehung ſtrenge Vorſchriften geben. Doch ich habe Sie wirklich nicht deshalb aufgeſucht, es war mir wirklich nur darum zu tun, mit Menſchen bekannt zu werden. Nur glaube ich, daß ich Sie aufgehalten habe, und das beunruhigt mich.«

»Nun denn, Fürſt,« ſagte der General mit erfreutem Lächeln, »wenn Sie tatſächlich das ſind, was Sie ſcheinen, ſo wird es wohl ein Vergnügen ſein, Sie näher kennenzulernen. Nur, ſehen Sie, ich bin ein ſehr in Anſpruch genommener Menſch, ich muß mich ſofort wieder an die Arbeit machen, dies und jenes durchſehen, unterſchreiben, dann muß ich zu Seiner Durchlaucht, dann in den Dienſt, kurzum – ſo gern ich auch geſelligen Umgang mit Menſchen pflegen würde, mit guten Menſchen, das heißt, ſo, wie geſagt ... Überdies bin ich feſt überzeugt, daß Sie eine ſo vorzügliche Erziehung genoſſen haben, daß ... Pardon, wie alt ſind Sie, Fürſt?«

»Sechsundzwanzig.«

»Oh! Ich glaubte, Sie ſeien viel jünger.«

»Ja, man ſagt, daß ich jünger ausſehe. Und was Ihren Zeitmangel anbetrifft, ſo werde ich bald lernen, Sie nicht lange aufzuhalten; denn es iſt mir ſelbſt ſehr unangenehm, zu ſtören ... Und ſchließlich ſind wir ja allem Anſchein nach ſo verſchiedengeartete Leute... aus verſchiedenen Gründen –, daß es zwiſchen uns auch ſchwerlich viele Berührungspunkte geben wird. Das heißt, genau genommen bin ich ſelbſt nicht der Meinung; es ſcheint nur zu oft, daß es keine Berührungspunkte gibt, und doch ſind ſogar ſehr zahlreiche vorhanden. Das kommt nur von der Trägheit der Menſchen, weil ſie ſich nur ſo nach dem äußeren Schein

zuſammenfinden, deshalb können ſie auch nichts Gemeinſames entdecken ... Doch ich langweile Sie vielleicht? Ich glaube, Sie ſind ...«

»Nur zwei Worte: Beſitzen Sie irgendwelches Vermögen? Oder beabſichtigen Sie, ſich ſonſt irgendwie zu betätigen? Verzeihen Sie, daß ich ſo ...«

»Aber ich bitte Sie, ich verſtehe Ihre Frage ſehr wohl zu ſchätzen und begreife ſie vollkommen. Ein Vermögen beſitze ich im Augenblick nicht, und eine Beſchäftigung habe ich ebenſowenig, aber ich müßte mich eigentlich nach einer ſolchen umſehen. Hergereiſt bin ich mit fremdem Gelde, Profeſſor Schneider, mein Arzt und Lehrer in der Schweiz, hat mir das Reiſegeld gegeben, aber auch nur ſo viel, wie dazu nötig war, ſo daß ich im Augenblick nur noch ein paar Kopeken beſitze. Allerdings habe ich hier eine Angelegenheit, in der ich Sie eigentlich um Rat bitten wollte, jedoch ...«

»Sagen Sie, wovon gedenken Sie dann vorläufig zu leben, und welches ſind Ihre Abſichten?« unterbrach ihn der General.

»Ich beabſichtige zu arbeiten.«

»Oh, dann ſind Sie ja ein ganzer Philoſoph! Doch was ich ſagen wollte ... glauben Sie irgendwelche Talente oder Fähigkeiten zu beſitzen, das heißt – ich meine ſolche, durch die man ſich ſein tägliches Brot verdienen kann? Sie müſſen nochmals entſchuldigen ...«

»Oh, es bedarf durchaus keiner Entſchuldigung. Nein, ich glaube, daß ich weder Talente noch beſondere Fähigkeiten beſitze. Hinzu kommt noch, daß ich ein kranker Menſch bin und keinen ſyſtematiſchen Unterricht genoſſen habe. Und in bezug auf meinen Lebensunterhalt glaube ich ...«

Wieder unterbrach ihn der General, der jetzt Verſchiedenes zu fragen begann. Der Fürſt erzählte alles, was er bereits im Coupé Rogoſhin erzählt hatte. Es ſtellte ſich heraus, daß der General den verſtorbenen Pawliſchtſcheff ſogar perſönlich gekannt hatte. Aus welchem Grunde ſich dieſer Pawliſchtſcheff für ihn intereſſiert und für ſeine Erziehung geſorgt hatte, vermochte der Fürſt übrigens ſelbſt nicht zu erklären; vielleicht einfach nur aus alter Freundſchaft für den verſtorbenen Vater des Fürſten. Nach dem Tode ſeiner Eltern war der Fürſt, damals noch ein kleines Kind, ganz allein in der Welt zurückgeblieben und hatte dann ausſchließlich auf dem Lande gelebt, da die Landluft ihm bedeutend zuträglicher geweſen war. Pawliſchtſcheff hatte den kleinen Knaben zwei alten Gutsbeſitzerinnen, mit denen er weitläufig verwandt war, anvertraut; zuerſt hatte er eine Gouvernante gehabt, ſpäterhin einen Erzieher. Der Fürſt fügte auch noch hinzu, daß er ſich zwar alles deſſen entſinnen, doch vieles nicht ganz erklären könne, da er ſich über manche Dinge damals nicht Rechenſchaft gegeben habe. Die häufigen Krankheitsanfälle hätten aus ihm faſt einen Idioten gemacht. (Der Fürſt drückte ſich tatſächlich ſo aus: ‚einen Idioten‘.) Zum Schluß erzählte er noch, daß Pawliſchtſcheff einmal in Berlin den Profeſſor Schneider, einen Schweizer, kennengelernt habe, der ſich auch damals ſchon ſpeziell mit derartigen Krankheiten abgab und im Kanton Wallis eine Heilanſtalt beſaß, in der er die Kranken nach ſeiner eigenen Methode (vornehmlich mit kaltem Waſſer, Gymnaſtik und ähnlichem) auch von Idiotie und Irrſinn heilte, gleichzeitig ſie unterrichtete und ſich überhaupt ihrer geiſtigen Entwicklung mit Erfolg annahm. Pawliſchtſcheff hatte darauf den jungen Fürſten vor etwa fünf Jahren zu

ihm in die Heilanſtalt geſchickt und war dann ſelbſt – vor etwa zwei Jahren – ganz plötzlich geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. In dieſen zwei Jahren hatte ihn Schneider auf eigene Koſten in der Anſtalt behalten und behandelt. Zwar habe er ihn nicht völlig geheilt, aber ihm doch ſehr geholfen, bis er ihn dann ſchließlich auf eigenen Wunſch und außerdem noch aus einem »anderen beſonderen Grunde« nach Rußland geſchickt habe.

Der General wunderte ſich nicht wenig.

»Und hier in Rußland haben Sie keinen einzigen, der Ihnen naheſteht, keinen einzigen Menſchen?« fragte er.

»Bis jetzt keinen ... aber ich hoffe ..., außerdem habe ich einen Brief erhalten ...«

»Aber wenigſtens haben Sie doch etwas gelernt,« unterbrach ihn wieder der General, ohne die letzten Worte des Fürſten zu beachten, »und Ihre Krankheit wird Sie doch nicht hindern, einen, nun, ſagen wir – nicht allzu ſchweren Poſten zu bekleiden?«

»Oh, ſicherlich nicht. Und ich würde ſogar ſehr gern eine Stelle annehmen; denn ich wüßte auch ſelbſt gern, wozu ich fähig bin. In dieſen vier Jahren habe ich ununterbrochen gelernt, allerdings nicht ſo, wie man in der Schule lernt, ſondern nach Profeſſor Schneiders Grundſatz, nämlich gewiſſermaßen frei und freiwillig. Ich hatte dort auch Gelegenheit, viele Bücher zu leſen.«

»Ruſſiſche Bücher? Dann können Sie alſo auch ſchreiben und ... können Sie auch fehlerlos ſchreiben?«

»Oh, ſelbſtverſtändlich!«

»Vortrefflich. – Und Ihre Handſchrift?«

»Meine Handſchrift iſt tadellos. Hierin beſitze ich allerdings Talent, und wenn man will, kann man mich vielleicht

ſogar einen Künſtler nennen, was das Schreiben anbelangt. Geben Sie mir ein Blatt Papier, ich werde Ihnen etwas zur Probe ſchreiben,« ſagte der Fürſt, ganz bei der Sache.

»Bitte. Das iſt ſogar von großer Wichtigkeit ... Und dieſe Ihre Bereitwilligkeit gefällt mir ſehr, Fürſt; Sie ſind wirklich ein ſehr lieber Menſch.«

»Was für wundervolle Schreibutenſilien Sie hier haben, wieviel Bleiſtifte, wieviel Federn, welch ein dickes, ſchönes Papier ... Und überhaupt haben Sie ein prachtvolles Arbeitskabinett. Dieſe Landſchaft hier kenne ich: ſie iſt – aus der Schweiz. Der Künſtler hat ſicher nach der Natur gemalt. Ich glaube ſogar, dieſen Ort geſehen zu haben – im Kanton Uri ...«

»Das iſt leicht möglich, obſchon das Gemälde hier gekauft iſt. Ganjá, gib dem Fürſten ein Blatt Papier; hier ſind Federn und Tinte, ſchreiben Sie hier auf dieſer Unterlage, bitte. – Was iſt das?« wandte ſich der General an Ganjá, der ſeinem Portefeuille eine Photographie in großem Format entnahm und dem General überreichte. »Ah! Naſtaſſja Filippowna! Hat ſie dir die ſelbſt, wirklich ſelbſt geſchickt?« fragte er lebhaft und mit größtem Intereſſe.

»Soeben, als ich zur Gratulation bei ihr war, gab ſie ſie mir. Ich hatte ſie ſchon vor längerer Zeit darum gebeten. Nur weiß ich nicht, ob das vielleicht nicht eine Anſpielung ſein ſoll, weil ich mit leeren Händen kam, ohne Geſchenk – an einem ſolchen Tage?« fügte Ganjá mit einem unangenehmen Lächeln hinzu.

»Aber nein!« meinte der General überzeugt. »Wie biſt du nur wieder auf dieſen Gedanken gekommen? Sie ſollte ſolche Anſpielungen machen! Sie iſt ja doch gar nicht eigennützig. Und dann: womit ſollteſt du ihr Geſchenke machen? Dazu

braucht man doch Tauſende! Es ſei denn, daß du ihr dein Bild ſchenkteſt. Wie, hat ſie dich denn noch nicht um deine Photographie gebeten?«

»Nein, bis jetzt noch nicht. Vielleicht wird ſie es auch nie tun. Sie haben doch den heutigen Abend nicht vergeſſen, Iwan Fjodorowitſch? Sie ſind ja einer der ausdrücklich Geladenen.«

»Gewiß, gewiß weiß ich's, und ich werde auch unfehlbar erſcheinen. Das fehlte noch, an ihrem Geburtstage! – und noch dazu am fünfundzwanzigſten! ... Hm! Aber weißt du, Ganjá, ich werde dir – mag es denn ſo ſein – etwas mitteilen. Bereite dich vor: ſie hat Afanaſſij Iwanowitſch und mir verſprochen, daß ſie heute abend ihr letztes Wort ſagen werde: Ja oder nein. So bereite dich jetzt mal darauf vor, vergiß es nicht!«

Ganjá geriet plötzlich dermaßen in Verwirrung, daß er ſogar ein wenig erblaßte.

»Hat ſie das wirklich geſagt?« fragte er, und ſeine Stimme war unſicher.

»Vorgeſtern. Sie gab uns ſchließlich ihr Wort. Wir bedrängten ſie beide ſo lange, bis ſie es endlich verſprach. Nur bat ſie uns, es dir bis zum letzten Augenblick nicht zu ſagen.«

Der General blickte Ganjá aufmerkſam an: ihm ſchien deſſen Verwirrung nicht zu gefallen.

»Vergeſſen Sie aber nicht, Iwan Fjodorowitſch«, ſagte Ganjá erregt und mit unſicherer Stimme, »daß ſie mir bis zu dem Augenblick, in dem ſie ſich entſcheidet, volle Freiheit gegeben hat, und auch dann habe ich noch die Möglichkeit, mich nach meinem freien Willen zu entſchließen.«

»Ja, willſt du denn ... ſo willſt du alſo ...« ſtotterte der General erſchrocken.

»Ich habe nichts geſagt.«

»Aber ich bitte dich, als was willſt du uns denn hinſtellen?«

»Ich habe ja nicht geſagt, daß ich mich weigern werde. Ich habe mich vielleicht nicht ganz richtig ausgedrückt...«

»Das fehlte noch, daß du dich weigerteſt!« rief der General ärgerlich aus, ohne ſeinen Ärger verbergen zu wollen. »Hier, mein Freund, handelt es ſich nicht mehr darum, daß du dich nicht weigerſt, ſondern hier handelt es ſich um deine Bereitwilligkeit, um deine Freude, mit der du ihr Jawort vernimmſt ... Wie ſteht's bei dir zu Hauſe?«

»Wie ſoll es da ſtehn? Zu Hauſe geſchieht alles nach meinem Willen, nur mein Vater kann natürlich ſeinen Blödſinn nicht laſſen. Er iſt ja jetzt ſchon ganz unmöglich geworden. Ich rede überhaupt nicht mehr mit ihm, halte ihn aber noch im Zaum. Wenn die Mutter nicht wäre, würde ich ihm einfach die Tür weiſen. Meine Mutter weint natürlich, und meine Schweſter ärgert ſich. Ich habe ihnen aber jetzt endlich einmal offen geſagt, daß ich Herr meines Schickſals bin und in meinem Hauſe wünſche, daß man mir ... gehorcht. Meiner Schweſter wenigſtens habe ich es kurz und bündig auseinandergeſetzt, und zwar in Gegenwart meiner Mutter.«

»Tja, Freund, ich begreife wahrhaftig nicht!« ſagte der General, indem er mit gehobenen Schultern die Hände ausbreitete und wieder ſinken ließ. »Mit Nina Alexandrowna iſt es ganz dasſelbe – du weißt, als ſie vorhin bei mir war, ſtöhnte und ſeufzte ſie. ‚Was haben Sie denn gegen dieſe Heirat?‘ fragte ich. Da ſtellt es ſich denn heraus, daß es für ſie eine Entehrung ſei. Aber erlaub' mal, wer kann denn hier von Entehrung reden? Wer kann denn Naſtaſſja Fi-

lippowna auch nur irgendeinen Vorwurf machen oder ihr etwas Schlechtes nachſagen? Doch nicht ewig das eine, daß ſie zu Tozkij in Beziehung geſtanden hat? Aber das iſt doch nur lächerlich, namentlich wenn man gewiſſe Verhältniſſe in Betracht zieht! ‚Sie werden ſie doch nicht mit Ihren Töchtern verkehren laſſen‘, ſagte ſie. Da haben wir's! Ich begreife Nina Alexandrowna einfach nicht! Wie kann man nur ſo wenig ... ſo wenig ...«

»So wenig ſeine Stellung begreifen?« half Ganjá dem General. »Seien Sie ihr nicht böſe: ſie begreift ihre Stellung nur zu gut. Ich habe ihr damals ſogleich tüchtig die Wahrheit geſagt, damit ſie ſich nicht mehr in fremde Angelegenheiten einmiſcht. Und doch iſt das einzige, was das Haus bis jetzt zuſammenhält, daß das letzte Wort noch nicht geſprochen iſt. Das Gewitter aber zieht ſchon herauf. Wenn heute das letzte Wort geſagt wird, ſo wird auch alles übrige geſagt werden.«

Der Fürſt hatte, während er am anderen Tiſch ſeine Schriftprobe verfaßte, das ganze Geſpräch der beiden mit angehört. Als er fertig war, trat er an den erſten Tiſch und überreichte dem General das Blatt.

»Das alſo iſt Naſtaſſja Filippowna?« murmelte er halblaut vor ſich hin, während er aufmerkſam und neugierig die Photographie auf dem Schreibtiſch betrachtete: »Wie wunderbar ſchön!« rief er gleich darauf ganz begeiſtert aus.

Die Photographie zeigte einen Frauenkopf von allerdings ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte ſich in einem ſehr ſchlichten, doch um ſo eindrucksvolleren ſchwarzen Seidenkleide photographieren laſſen; ihr offenbar dunkelblondes Haar war ſehr einfach aufgeſteckt; die Augen waren dunkel, tief, die Stirn nachdenklich. Der Ausdruck des Geſichts verriet Lei-

denſchaft und Hochmut. An ſich war das Geſicht etwas hager, vielleicht auch bleich ...

Ganjá und der General blickten beide ganz erſtaunt den Fürſten an.

»Wie, Naſtaſſja Filippowna? Ja, kennen Sie denn Naſtaſſja Filippowna?« fragte der General.

»Ja. Ich bin wohl noch nicht ganze vierundzwanzig Stunden in Rußland, dieſe Schönheit hier kenne ich aber ſchon.«

Und der Fürſt berichtete von ſeiner Begegnung mit Rogoſhin und was dieſer ihm erzählt hatte.

»Das ſind mir mal Neuigkeiten!« bemerkte der General erregt, nachdem er dem Fürſten ſehr aufmerkſam zugehört hatte, worauf er forſchend Ganjá anblickte.

»Wahrſcheinlich hat er nichts als Unanſtändigkeiten im Sinn,« brummte Ganjá, der gleichfalls etwas betroffen zu ſein ſchien. »Kennt man ... ein Kaufmannsſohn, der durchgehen will. Ich habe bereits einiges von ihm gehört.«

»Auch ich, mein Lieber, habe von ihm gehört«, griff der General auf. »Gleich damals nach der Geſchichte mit den Ohrringen erzählte uns Naſtaſſja Filippowna das ganze Erlebnis. Aber jetzt hat ſich die Sachlage doch bedeutend geändert. Da ſteckt vielleicht wirklich eine Million und ... Leidenſchaft. Geſetzt – eine unanſtändige Leidenſchaft ... vielleicht ... aber es riecht jedenfalls nach Leidenſchaft, und wozu dieſe Leute im Rauſch fähig ſind, das weiß man! ... Hm! ... Wenn nur kein Skandal daraus entſteht!« ſchloß der General nachdenklich.

»Sie fürchten wohl die Million?« fragte Ganjá mit einem Lächeln, das ſeine Zähne entblößte.

»Und du natürlich nicht?«

»Was meinen Sie, Fürſt?« wandte ſich Ganjá plötzlich an dieſen, »was für einen Eindruck hat er auf Sie gemacht? Iſt es ein ernſter Menſch oder nur ſo ein ... wüſter Kerl? Ich möchte gern Ihre perſönliche Meinung hören.«

Es ging etwas Beſonderes vor in Ganjá, als er dieſe Frage ſtellte. Es war, als wenn plötzlich eine neue Idee in ſeinem Hirn aufgeblitzt wäre und jetzt ungeduldig aus ſeinen Augen hervorleuchtete. Der General, der ſich außerordentlich beunruhigt fühlte, blickte von der Seite gleichfalls auf den Fürſten, doch ſchien er nicht viel von ſeiner Antwort zu erwarten.

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen ſagen ſoll,« antwortete der Fürſt, »ich glaube, daß viel Leidenſchaft in ihm ſteckt, ſogar eine gewiſſermaßen kranke Leidenſchaft. Und er ſcheint ja auch phyſiſch noch ganz krank zu ſein. Es iſt leicht möglich, daß er ſich ſchon nach den erſten Tagen in Petersburg wieder wird hinlegen müſſen, namentlich, wenn er noch wüſt drauflos lebt.«

»So? Alſo dieſen Eindruck hat er auf Sie gemacht?« Der General hielt ſich offenbar gern an dieſe Auffaſſung.

»Ja, den Eindruck hatte ich.«

»Und dennoch kann ein Skandal von dieſer Art nicht erſt nach einigen Tagen, ſondern heute noch eintreten, vielleicht werden wir noch heute abend etwas erleben«, ſagte Ganjá zum General, wiederum mit einem Lächeln, das ſeine Zähne zeigte.

»Hm! ... Gewiß ... Dann kommt es eben nur darauf an, welch eine Laune ihr in den Kopf fährt«, meinte der General.

»Und Sie wiſſen wohl noch nicht, wie ſie mitunter ſein kann?«

»Das heißt – wie ſein kann?« fuhr der General auf, der ſehr verſtimmt und auch etwas verwirrt ausſah. »Hör' mal,

Ganjá, ich bitte dich, widerſprich ihr heute nicht und bemühe dich, ſo, weißt du, nun ſo ... mit einem Wort: nach ihrem Geſchmack zu ſein ... Hm! ... Weshalb verziehſt du denn den Mund? Hör' mal, Gawrila Ardalionytſch, es iſt Zeit, daß wir uns einmal klar werden über die Dinge, ſogar höchſte Zeit: für wen mühen wir uns denn? Du begreifſt doch, daß ich mir in bezug auf meinen eigenen Vorteil keine Sorgen zu machen brauche: der iſt vollkommen ſichergeſtellt. Ob ſo oder ſo, jedenfalls werde ich die Sache zu meinem Vorteil zu wenden wiſſen. Tozkijs Entſchluß iſt unerſchütterlich, folglich kann ich ruhig ſein. Und deshalb merk' dir, mein Lieber, daß, wenn ich jetzt überhaupt was wünſche, dieſes einzig dein Vorteil iſt. Urteile doch ſelbſt! Oder trauſt du mir etwa nicht? Aber du biſt doch ein ... ein Menſch ... mit einem Wort, ein vernünftiger Menſch, und das iſt doch in dieſem Fall ... das iſt doch ... iſt doch ...«

»Die Hauptſache«, half Ganjá wieder dem etwas in die Enge geratenen General, worauf er ſeine Lippen zum beißendſten Lächeln verzog, das er jetzt nicht einmal mehr zu verbergen ſuchte. Er ſah mit flammendem Blick ganz offen dem General in die Augen, als wünſche er, daß jener in ſeinem Auge alle ſeine Gedanken leſe. Der General wurde feuerrot und geriet in Zorn.

»Nun ja, Vernunft iſt die Hauptſache!« ſagte er ſcharf, indem er Ganjá ſtreng anblickte. »Du biſt, weiß Gott, ein komiſcher Menſch, Gawrila! Wie ich ſehe, freuſt du dich geradezu über das Auftauchen dieſes Kaufmannsſohnes wie über einen Ausweg für dich. Hier hat es ſich doch von Anfang an gerade um deine Vernunft gehandelt; hier galt es doch vor allen Dingen, zu begreifen und ... beiderſeits ehrlich und offen zu handeln oder ... ſonſt wenigſtens beizeiten

zu ſprechen, um nicht andere bloßzuſtellen. Zeit war dazu doch genug vorhanden, und es iſt ſogar auch jetzt noch nicht zu ſpät,« (der General zog bedeutſam die Brauen in die Höhe) »obſchon uns nur noch ein paar Stunden geblieben ſind ... Haben wir uns verſtanden? Nun? ſo ſag' doch: willſt du oder willſt du nicht? ... Willſt du nicht, ſo ſprich es aus — es ſteht dir vollkommen frei. Niemand wird Sie, mein beſter Gawrila Ardalionytſch, dazu bereden, niemand zieht Sie mit Gewalt in die Falle, vorausgeſetzt, daß Sie eine Falle hierin ſehen.«

»Ich will«, ſagte Ganjá halblaut, doch mit feſter Stimme; er blickte zu Boden und verſtummte finſter.

Der General war zufriedengeſtellt. Er war in Hitze geraten, bereute es aber augenſcheinlich ſchon, daß er ſich ſo weit hatte fortreißen laſſen. Plötzlich wandte er ſich zum Fürſten, und auf ſeinem Geſicht drückte ſich flüchtig der unruhige Gedanke aus, daß der Fürſt ja zugegen geweſen war und folglich alles gehört hatte. Doch er beruhigte ſich ſofort: ein Blick auf den Fürſten genügte, um jede Befürchtung auszuſchließen.

»Oho!« rief der General erſtaunt aus, als er die Schriftprobe erblickte, die der Fürſt fertiggeſtellt hatte. »Aber das iſt ja einfach Kalligraphie! Und ſogar eine von ſeltener Schönheit! Ganz großartig! Sieh mal her, Ganjá, was ſagſt du zu dieſem Talent?«

Auf einem Blatt dicken Velinpapiers hatte der Fürſt in mittelalterlicher, ruſſiſcher Schrift die Worte geſchrieben:

»In Demut unterzeichnet dieſes

Igumen Pafnutij.«

»Dieſes hier«, erklärte der Fürſt bereitwilligſt und mit ſichtlichem Intereſſe an der Sache, »iſt die eigenhändige Un-

terſchrift des Abtes Pafnutius nach einem Fakſimile aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie ſchrieben alle prächtig, unſere alten Äbte und Metropoliten, und mit ſoviel Geſchmack und Sorgfalt! Haben Sie nicht die Pogodinſche Ausgabe zur Hand, Exzellenz? ... Und hier habe ich in einer anderen Art geſchrieben: das iſt die runde, deutliche franzöſiſche Schrift des vorigen Jahrhunderts, manche Buchſtaben wurden ſogar ganz anders geſchrieben. Es iſt eine offizielle Schrift, die Schrift der öffentlichen Schreiber, nach einer ihrer Vorlagen – ich hatte eine – und ſie iſt nicht ohne Vorzüge, das werden Sie zugeben. Betrachten Sie dieſe runden o, e und a. Ich habe den franzöſiſchen Charakter der Schrift auf die ruſſiſchen Buchſtaben übertragen, was freilich durchaus nicht leicht iſt, aber es iſt mir doch gelungen. Und dann hier: gleichfalls eine ſchöne originelle Schrift, hier dieſer Satz: ‚Eifer kann alles überwinden.‘ Das iſt eine echt ruſſiſche, die Handſchrift eines ruſſiſchen Schreibers, oder wenn Sie wollen, Militärſchreibers. So wird in dienſtlichen Angelegenheiten an hohe Vorgeſetzte geſchrieben. Der Charakter dieſer Schrift iſt gleichfalls rund, entzückend, eine ſchwarze Schrift, wie man ſie nennt, viel Tinte, doch mit ſehr viel Geſchmack geſchrieben. Ein Kalligraph würde dieſe Schnörkel, oder richtiger, dieſe Anſätze zu Schnörkeln, dieſe halben, unvollendeten Schwänzchen – ſehen Sie, hier und hier – nicht zulaſſen, aber als Ganzes betrachtet, nicht wahr, machen ſie doch gerade den Charakter aus. Und wirklich, in ihnen verrät ſich die ganze militäriſch gedrillte Schreiberſeele: er würde ſo gern einen ſchwungvollen Schnörkel machen, das Talent will ſich kundtun, aber es geht nicht – der Militärkragen iſt eng zugeknöpft –, die Diſziplin erſtreckt ſich ſogar bis auf die Handſchrift – ganz wundervoll! Dieſe

Probe fand ich vor nicht langer Zeit ganz zufällig, und noch dazu wo? – in der Schweiz! Sie frappierte mich geradezu. Nun, und dieſes hier iſt die gewöhnliche, ſehr einfache, echt engliſche Schrift: weiter kann die Eleganz nicht gehen, hier iſt alles vollendet! Wie aufgereihte Glasperlen ſind die Buchſtaben. Unübertrefflich. Doch hier eine Variation derſelben, und wiederum eine franzöſiſche, ich habe ſie von einem franzöſiſchen Commis voyageur: es iſt faſt dieſelbe engliſche Schrift, nur ſind die Grundſtriche ein wenig, nur um ein Haar, ſchärfer und dicker – und ſehen Sie: die ganze Proportion iſt ſofort aufgehoben! Und beachten Sie auch das Oval der Buchſtaben: ſie ſind um ein Haar runder, auch hat er ſich einen Schnörkel erlaubt, ein Schnörkel aber iſt ein überaus gefährliches Ding. Ein Schnörkel verlangt einen ſeltenen Geſchmack. Iſt er aber wirklich gelungen, iſt die richtige Proportion getroffen, ſo läßt ſich dieſe Schrift mit keiner einzigen vergleichen, dann iſt ſie ſo ſchön, daß man ſich einfach in ſie verlieben kann.«

»Oho! In was für Feinheiten Sie ſich da vertiefen!« ſagte der General lachend. »Sie ſcheinen ja durchaus kein gewöhnlicher Kalligraph, ſondern ein ganzer Künſtler in dieſem Fach zu ſein – habe ich nicht recht, Ganjá?«

»In der Tat, und ſogar mit dem vollen Bewußtſein ſeiner Beſtimmung«, ſagte Ganjá mit ſpöttiſchem Lächeln.

»Lach nur, lach nur, aber damit kann man doch Karriere machen!« ſagte der General. »Wiſſen Sie auch, Fürſt, an welche Perſönlichkeit wir Sie unſere Eingaben werden ſchreiben laſſen? Nein, Ihnen kann man ja von vornherein fünfunddreißig Rubel monatliches Gehalt zahlen. Oh! ſchon halb eins!« unterbrach er ſich nach einem Blick auf die Uhr. »Zur Sache, Fürſt, ich muß mich beeilen, und heute werden wir

uns wohl nicht wiederſehen. Setzen Sie ſich noch auf einen Augenblick. Wie ich Ihnen bereits geſagt habe, wird es mir nicht möglich ſein, Sie oft zu empfangen, doch ein wenig helfen will ich Ihnen herzlich gern, ein wenig, wie geſagt, das heißt natürlich nur im ... im Allernotwendigſten, dann aber, fürs Weitere ſozuſagen, müſſen Sie ſchon ſelbſt Sorge tragen. Ich werde Ihnen eine kleine Anſtellung in einer Kanzlei verſchaffen, nichts beſonders Schwieriges, nur verlangt ſo etwas immerhin Akkurateſſe. Jetzt kommen wir auf das andere zu ſprechen: im Hauſe, oder vielmehr in der Wohnung Gawrila Ardalionytſch Iwolgins, meines jungen Freundes hier, den ich Ihnen hiermit vorſtelle, haben Mutter und Schweſter desſelben zwei oder drei möblierte Zimmer eingerichtet, die ſie an gutempfohlene Mieter abgeben, verſteht ſich: mit Koſt und Bedienung. Meine Empfehlung wird Nina Alexandrowna, denke ich, genügen. Für Sie aber, Fürſt, dürfte das ein gefundener Schatz ſein, erſtens weil Sie dann nicht allein, ſondern ſozuſagen im Schoße einer Familie leben werden, denn meiner Anſicht nach wäre es für Sie ſehr unangenehm, in einer Großſtadt wie Petersburg – beſonders in der erſten Zeit – ganz allein zu ſein. Nina Alexandrowna – die Mutter – und Warwara Ardalionowna – ſind zwei Damen, die ich ſehr hochſchätze. Nina Alexandrowna iſt die Gattin Ardalion Alexandrowitſchs, eines verabſchiedeten Generals, meines ehemaligen Regimentskameraden in jüngeren Jahren, mit dem ich aber aus gewiſſen Gründen den Verkehr abgebrochen habe, was mich jedoch nicht hindert, ihn in ſeiner Art zu achten. Alles dies erkläre ich Ihnen jetzt, Fürſt, damit Sie ſehen, daß ich Sie ſozuſagen perſönlich empfehle und folglich für Sie gewiſſermaßen garantiere. Zu zahlen haben Sie für Koſt und Logis einen ſehr mäßigen

Preis, doch wird, wie ich hoffe, Ihr Gehalt alsbald vollkommen dazu ausreichen. Es iſt ja wahr, ein Menſch braucht auch etwas Taſchengeld, wenn auch nur ſehr wenig, aber – nehmen Sie es mir nicht übel, Fürſt, wenn ich Ihnen rate, den Beſitz von Taſchengeld lieber zu vermeiden oder überhaupt zu vermeiden, Geld in der Taſche zu haben. Ich ſage es nur ſo nach meiner Auffaſſung Ihres Charakters. Doch da Ihr Beutel im Augenblick ganz leer iſt, ſo erlauben Sie mir, Ihnen jetzt – für den Anfang – hier dieſe fünfundzwanzig Rubel anzubieten. Wir können Sie ja dann ſpäter, natürlich, verrechnen: wenn Sie in der Tat ein ſo herzlicher und aufrichtiger Menſch ſind, wie Sie zu ſein ſcheinen, ſo wird es hierin zwiſchen uns niemals Schwierigkeiten geben. Wenn ich mich für Sie intereſſiere, ſo geſchieht es, weil ich in bezug auf Sie bereits etwas im Sinne habe – was es iſt, werden Sie ſpäter erfahren. Sie ſehen, ich bin ganz offen zu Ihnen. Ich hoffe, Ganjá, daß du gegen die Aufnahme des Fürſten in deine Familie nichts einzuwenden haſt.«

»Oh, im Gegenteil! Meine Mutter wird ſich ſehr freuen ...« verſicherte Ganjá höflich.

»Ihr habt doch, glaube ich, bis jetzt nur ein Zimmer vermietet? An dieſen – na, wie heißt er doch gleich? – Ferd ... Ferd ...«

»Ferdyſchtſchenko.«

»Nun ja. Weiß der Teufel, aber der Kerl gefällt mir nicht. Scheint mir irgend ſo ein ordinärer Spaßmacher zu ſein. Und ich verſteh auch nicht, warum Naſtaſſja Filippowna ihn ſo protegiert? Iſt er etwa wirklich mit ihr verwandt?«

»O nein, das war doch nur ein Scherz! Keine Spur von Verwandtſchaft!«

»Na, dann hol' ihn der Teufel! Und Sie, Fürſt, ſind Sie damit zufrieden oder nicht?«

»Ich danke Ihnen, Exzellenz, Sie ſind ungemein gütig gegen mich, um ſo mehr, als ich Sie nicht einmal um etwas gebeten habe. Ich ſage das jetzt nicht etwa aus Stolz. Ich wußte zwar eigentlich ſelbſt noch nicht, wohin ich heute mein Haupt legen ſollte. Allerdings hat mich Rogoſhin zu ſich aufgefordert ...«

»Rogoſhin? Aber nein, das geht denn doch nicht. Ich würde Ihnen väterlich, oder wenn Sie wollen, freundſchaftlich raten, dieſen Rogoſhin ganz zu vergeſſen. Und überhaupt würde ich Ihnen raten, ſich mehr der Familie anzuſchließen, in die Sie eintreten.«

»Da Sie nun einmal ſo gütig gegen mich ſind«, wollte der Fürſt von ſeiner beſonderen Angelegenheit beginnen, »ſo erlauben Sie mir, bitte, Sie in einer für mich ſehr wichtigen Sache um Rat zu fragen. Ich bin vor nicht langer Zeit durch einen Bevollmächtigten benachrichtigt worden ...«

»Nein, jetzt müſſen Sie mich ſchon entſchuldigen,« unterbrach ihn der General, »ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren. Ich werde Sie noch bei Liſaweta Prokofjewna anmelden: wünſcht ſie, Sie ſogleich zu empfangen – ich werde mich bemühen, Sie dementſprechend zu empfehlen –, ſo rate ich Ihnen, die Gelegenheit zu benutzen und ihr zu gefallen, denn Liſaweta Prokofjewna kann ſehr viel für Sie tun. Und dazu ſind Sie ja ihr – Namensvetter. Wünſcht ſie es dagegen nicht, ſo nehmen Sie es ihr nicht übel und ſprechen Sie einmal zu einer anderen Stunde vor. Du, Ganjá, ſieh mal inzwiſchen hier dieſe Rechnungen durch, wir konnten geſtern, Fedoſſejeff und ich, nicht damit ins reine kommen. Die darf man nicht vergeſſen, auch noch hinzuzufügen ...«

Der General verließ bereits das Zimmer, und ſo kam denn der Fürſt doch nicht dazu, mit ihm über die Angelegenheit zu reden, von der er wohl zum vierten Mal zu ſprechen begonnen hatte. Ganjá zündete ſich eine Zigarette an, worauf er auch dem Fürſten ſein Etui reichte. Der Fürſt nahm eine Zigarette, knüpfte aber, da er nicht ſtören wollte, kein Geſpräch an, ſondern begann, das Zimmer zu betrachten. Ganjá jedoch ſchenkte dem mit Zahlen bedeckten Blatt Papier, auf das ihn der General aufmerkſam gemacht hatte, kaum einen Blick. Er war augenſcheinlich ſehr zerſtreut: ſein Lächeln, ſeine bei aller Nachdenklichkeit auffallende Zerfahrenheit erſchienen dem Fürſten noch unangenehmer, ſeitdem ſie beide allein zurückgeblieben waren. Plötzlich trat Ganjá an den Fürſten heran. Dieſer ſtand wieder über die Photographie Naſtaſſja Filippownas gebeugt und betrachtete ſie.

»Alſo Ihnen gefällt eine ſolche Frau, Fürſt?« fragte er ganz unvermittelt, während er ihn durchdringend anſah, als hätte er irgendeine außergewöhnliche Abſicht gehabt.

»Ein wunderbares Geſicht!« ſagte der Fürſt, »und ich bin überzeugt, daß ihr Schickſal kein gewöhnliches iſt. Das Geſicht an ſich iſt faſt heiter, aber ſie muß doch unglaublich gelitten haben, nicht? Das ſieht man den Augen an, ſehen Sie dieſe beiden hervorſtehenden Knochen bei den Augen, hier, wo die Wangen beginnen. Es iſt ein ſtolzes Geſicht, unglaublich ſtolz, nur weiß ich nicht, ob ſie auch gut iſt. Ach, wenn ſie es doch wäre! Dann wäre alles gerettet!«

»Würden Sie eine ſolche Frau heiraten?« fragte Ganjá plötzlich ganz unvermittelt, ohne ſeinen brennenden Blick von ihm abzuwenden.

»Ich kann überhaupt nicht heiraten, ich bin nicht geſund«, ſagte der Fürſt.

»Aber würde Rogoſhin ſie heiraten? Was meinen Sie?«

»Oh, heiraten würde der ſie, glaube ich, womöglich gleich morgen. Heiraten, ja, aber nach einer Woche würde er ſie vielleicht ermorden.«

Kaum hatte der Fürſt das geſagt, als Ganjá plötzlich ſo heftig zuſammenfuhr, daß der Fürſt beinahe aufſchrie vor Schreck.

»Was iſt Ihnen?« fragte er entſetzt und ergriff ſeine Hand.

»Seine Exzellenz laſſen Durchlaucht bitten, ſich zu Ihrer Exzellenz zu bemühen«, ſagte der Diener, der in der Tür erſchienen war.

Der Fürſt folgte ihm zur Generalin.

IV.

Alle drei Töchter des Generals waren geſunde, blühende, gutgewachſene junge Damen mit wundervollen Schultern, ſtraffer Büſte und kräftigen, faſt könnte man ſagen männlichen – Armen. Infolge ihrer guten Geſundheit und friſchen Jugend aßen ſie ſich gern tüchtig ſatt, weſſen ſie ſich übrigens durchaus nicht ſchämten, und was ſie daher auch vor Fremden gar nicht zu verbergen ſuchten. Zwar war ihre Mutter, die Generalin Liſaweta Prokofjewna, mitunter etwas ungehalten über dieſen offen bekundeten, echten Jugendhunger; doch da gar manche ihrer Anſichten trotz aller äußeren Ehrerbietung, mit der die Töchter ſie anhörten, im Grunde ſchon längſt ihre anfängliche und unerſchütterliche Autorität eingebüßt hatten – und das ſogar in einem ſolchen Maße, daß die einſtimmige Partei der drei jungen Mädchen faſt immer recht behielt, ſo fand es die Generalin im Hinblick auf ihre perſönliche Würde weit bequemer und erſprießlicher, nicht zu ſtreiten, ſondern nachzugeben. Freilich wollte ſie auch

nicht immer nachgeben und ſich dem Willen der Töchter fügen. Liſaweta Prokofjewna wurde mit jedem Jahre launiſcher, ungeduldiger und unduldſamer, ja, ſie konnte bisweilen ſogar ſehr ſonderbar ſein. Doch da ſie immer einen ihr äußerſt ergebenen und von ihr gut erzogenen Gatten zur Hand hatte, ſo ergoß ſich der Ärger, wenn ſich ein ſolcher in ihrem Herzen angeſammelt hatte, gewöhnlich über ſein Haupt, worauf die Harmonie in der Familie wieder hergeſtellt war und alles von neuem im alten Gleiſe ſeinen gewohnten Gang nahm.

Übrigens beſaß auch die Generalin ſelbſt keinen gerade ſchlechten Appetit, und ſo nahm ſie täglich um halb ein Uhr an einem ſehr reichhaltigen Frühſtück teil, das man jedoch ebenſogut ein Mittagsmahl hätte nennen können. Eine Taſſe Kaffee wurde von den jungen Damen bereits früher getrunken, um zehn Uhr, und das geſchah in der Regel noch im Bett. Daran hatten ſie ſich einmal gewöhnt und dabei blieb es. Um halb eins wurde dann im kleinen Speiſeſalon in der nächſten Nähe der Gemächer der Frau Mama der Frühſtückstiſch gedeckt. Zu dieſem intimen Dejeuner im engſten Familienkreiſe erſchien bisweilen auch der General, wenn ſeine Zeit es ihm erlaubte. Da gab es denn außer Kaffee, Tee, Käſe, Honig, Butter, gewiſſe Pfannkuchen, die beſonders von der Generalin ſehr gern gegeſſen wurden, auch noch Koteletts und ſogar eine ſtarke heiße Bouillon. An jenem Morgen, an dem unſere Erzählung beginnt, hatten ſich Mutter und Töchter wie gewöhnlich an der Frühſtückstafel verſammelt und erwarteten den General, der verſprochen hatte, um halb eins ſich gleichfalls einzufinden. Hätte er nur eine Minute länger auf ſich warten laſſen, ſo würde ſofort nach ihm geſchickt worden ſein. Doch er erſchien pünktlich.

Als er an seine Gattin herantrat, um ihr einen »Guten Morgen« zu wünschen und die Hand zu küssen, bemerkte er in ihrem Gesicht einen ganz eigenartigen Ausdruck, und wenn er auch schon am Abend vorher nichts anderes erwartet hatte, als daß es infolge einer gewissen »Geschichte« – wie er Ähnliches in Gedanken zu nennen pflegte – genau so kommen werde, und sich noch im Einschlafen darob Sorgen gemacht hatte, so wurde ihm jetzt doch trotz der Vorbereitung etwas bange. Die Töchter kamen alle drei zum Papa, um ihm den Morgenkuß zu geben; die hatten nun allerdings keinen Grund, ihm gram zu sein, aber auch aus ihren Mienen glaubte sein argwöhnisches Gewissen etwas Besonderes herauszulesen. Freilich war der General aus gewissen Gründen mehr als nötig mißtrauisch geworden, und da er bei alledem noch ein erfahrener und talentvoller Gatte und Vater war, so traf er schleunigst seine Vorkehrungen.

Doch, wie ich sehe, muß ich hier von meiner Erzählung abschweifen und zur Erläuterung der Situation noch einiges über die inneren Verhältnisse der Familie Jepantschin hinzufügen.

Der General war, wie bereits erwähnt, zwar kein sehr gebildeter Mann – er selbst nannte sich gern einen Autodidakten –, doch das hinderte ihn nicht, als Gatte und Vater ein geschickter Stratege zu sein. Unter anderem befolgte er auch den Grundsatz, seine Töchter nicht zum Heiraten zu drängen, d. h. »nicht ewig und immer hinter ihnen her zu sein«, und sie mit einer übergroßen väterlichen Besorgnis zu ihrem Glück zu drängen, wie es sonst fast ausnahmslos in allen Familien geschieht, in denen erwachsene Töchter sind. Ja, es war sogar ausschließlich dem Einfluß des Generals zuzuschreiben, daß auch Lisaweta Prokofjewna, seine Gattin, diesem Ver-

fahren beitrat, obſchon es für eine Frau doch recht ſchwer ſein mußte – ſchwer, weil unnatürlich. Aber die Argumente des Generals waren zu überzeugend und ſtützten ſich überdies noch auf greifbare Tatſachen. Mädchen, die ſich vollkommen allein überlaſſen blieben, mußten ſich doch mit der Zeit unwillkürlich ſelbſt entſchließen, Vernunft anzunehmen – und dann würde das Unternehmen ganz anders in Gang geſetzt werden: das lag doch auf der Hand! Sie würden ſich dann mit ganz anderer Luſt und wirklichem Eifer an die Sache machen und alle Launen und wähleriſches Mäkeln hübſch beiſeite laſſen; die Eltern aber brauchten dann nur noch darauf achtzugeben, daß die Töchter keine gar zu ſonderbare Wahl trafen oder ſonſt eine unnatürliche Neigung an den Tag legten, um nur, wenn dann der richtige Augenblick gekommen war, ſofort mit aller Kraft nachzuhelfen und mit Ausnutzung jedes Einfluſſes die Angelegenheit ins richtige Gleis zu bringen. Hinzu kam noch, daß ihr Vermögen und ihr geſellſchaftliches Anſehen mit jedem Jahre in geometriſchem Verhältnis wuchs – folglich gewannen auch die Töchter, lediglich als »Partien« betrachtet, mit jedem Jahr. Aber zu dieſen Tatſachen war in jüngſter Zeit noch eine andere wichtige Tatſache hinzugekommen: Die älteſte Tochter, Alexandra, war plötzlich und ganz unerwartet – wie das gewöhnlich zu geſchehen pflegt – fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Faſt um dieſelbe Zeit hatte ſich Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij, ein Mann aus der beſten Geſellſchaft, der Beziehungen zu den angeſehenſten Perſönlichkeiten hatte und außerordentlich reich war, wieder einmal zur Verwirklichung ſeines längſt nicht mehr neuen Wunſches, ſich zu verheiraten, feſt entſchloſſen. Er war ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, von vornehmer Geſinnung und Geſittung, was

man ſo nennt, und von einer ſeltenen Geſchmacksfeinheit. Er wollte nicht »geſchmacklos« heiraten, denn er wußte Schönheit ſehr zu ſchätzen, und da er mit dem General Jepantſchin ſeit einiger Zeit innige Freundſchaft pflegte, die namentlich durch gemeinſame Beteiligung an einzelnen finanziellen Unternehmungen herbeigeführt worden war, ſo ſtellte er denn an ihn die Frage, gewiſſermaßen in der Form einer Bitte um ſeinen freundlichen Rat und Beiſtand, ob es ginge oder nicht, daß er bei einer ſeiner Töchter anhielt.

Dieſe Frage verurſachte im ſtillen, ruhig-ſchönen Lebenslauf der Familie Jepantſchin einen ſichtlichen Umſchwung.

Die unbeſtrittene Schönheit in der Familie war, wie bereits erwähnt, Aglaja, die Jüngſte. Aber ſelbſt Tozkij, der ſich ſonſt durch ganz außerordentliche Eigenliebe auszeichnete, begriff, daß ſie nicht für ihn beſtimmt ſein konnte. Es iſt möglich, daß die blinde Liebe und gar zu glühende Freundſchaft der Schweſtern die Sache etwas übertrieb, doch mußte Aglajas Leben ihrer feſten Überzeugung nach nicht ein gewöhnliches Leben, ſondern womöglich das verwirklichte Ideal eines irdiſchen Paradieſes werden. Aglajas zukünftiger Mann ſollte alle Tugenden und Vollkommenheiten in ſich vereinigen, vom Beſitz irdiſcher Güter ſchon ganz zu ſchweigen. Die beiden Schweſtern hatten ſogar beſchloſſen – und zwar ohne viel Worte zu verlieren –, falls es nötig ſein ſollte, nach Möglichkeit von ihrer Mitgift zugunſten Aglajas einen Teil abzutreten, denn Aglaja ſollte, meinten ſie, ein ganz koloſſales Vermögen beſitzen. Die Eltern wußten um dieſe Abſicht, und deshalb zweifelten ſie kaum, als Tozkij um ihren Rat bat, daß eine von ihren Töchtern ſeinen Wunſch erfüllen und ſeinen Antrag annehmen würde, um ſo weniger, als der reiche Freier in betreff der Mitgift nicht allzu peinlich

ſein würde. Der General hatte ſeinerſeits den Antrag Tozkijs ſofort mit der ihm eigenen Lebensweisheit ſehr hoch einzuſchätzen gewußt. Nun ging aber Tozkij aus gewiſſen beſonderen Gründen nur mit äußerſter Vorſicht in dieſer Angelegenheit vor – ſondierte einſtweilen noch – und daher hatten auch die Eltern mit ihren Töchtern von der Sache nur wie von einer fernen Möglichkeit geſprochen. Als Antwort hatten ſie von den Töchtern den gleichfalls noch ziemlich unbeſtimmt ausgedrückten Beſcheid erhalten, daß Alexandra, die Älteſte, ihm vielleicht keinen Korb geben würde. Alexandra war ein herzensgutes Mädchen, wenn auch nicht ohne gewiſſe Charakterfeſtigkeit, ſehr verſtändig und äußerſt verträglich. Einen Mann wie Tozkij hätte ſie ohne Überwindung ſogar ganz gern zu heiraten vermocht, und es war ſicher, wenn ſie einmal ihr Wort gegeben, dann würde ſie treu und gewiſſenhaft ihre Pflicht erfüllen. Glanz liebte ſie nicht, und es war von ihr keine Launenhaftigkeit ſamt den damit verbundenen Scherereien zu erwarten, ſondern ſie konnte möglicherweiſe das Leben eines Mannes ſogar verſüßen und ruhig und angenehm machen. Dabei war ſie hübſch, ſehr hübſch, wenn ſie auch nicht gerade Aufſehen erregte. Was konnte Tozkij Beſſeres wünſchen?

Einſtweilen aber fuhr man fort, mit entſchloſſenerem Vorgehen immer noch zu zögern. Gemeinſam und freundſchaftlich war von Tozkij und dem General beſchloſſen worden, vorderhand jeden formellen und unwiderruflichen Schritt zu vermeiden. Und ſo vermieden es auch die Eltern, offen mit den Töchtern zu reden. Und das war ſchließlich der Grund, weshalb ſich in die bisherige Übereinſtimmung unmerklich eine Mißſtimmung eingeſchlichen hatte. Die Generalin ſelbſt war plötzlich unzufrieden, und ſchon das allein

war von großer Bedeutung. Es gab da nämlich einen gewiſſen verwickelten und recht unangenehmen »Umſtand«, der vielleicht ſogar alle Heiratspläne zerſchlagen und für immer unmöglich machen konnte.

Dieſer verwickelte und unangenehme »Umſtand«, wie ſich Tozkij auszudrücken pflegte, hatte eine Vorgeſchichte, die ſchon ziemlich weit zurücklag. In einem der mittleren Gouvernements des europäiſchen Rußlands lebte einſt auf einem kleinen Gütchen, das an eines der größten Güter Afanaſſij Iwanowitſch Tozkijs grenzte, in ärmlichen Verhältniſſen ein gänzlich vermögensloſer Krautjunker, der wegen ſeines ſprichwörtlichen, überall und unermüdlich ihn verfolgenden Mißgeſchicks eine wirklich bemerkenswerte Erſcheinung war. Er ſtammte aus einer guten Adelsfamilie. In dieſer Beziehung rangierte Filipp Alexandrowitſch Baraſchkoff – ſo hieß der Betreffende – ſogar noch vor Tozkij. Nachdem er als Offizier ſeinen Abſchied genommen und lange Zeit bis über die Haare in Schulden geſteckt hatte, war es ihm endlich nach unermüdlicher, harter, geradezu ſibiriſcher Arbeit gelungen, die Ertragsfähigkeit ſeines kleinen Gutes ſo weit in die Höhe zu bringen, daß er wenigſtens ſein Auskommen hatte. Da er bei allem Pech doch kein Peſſimiſt geworden war, ermutigte ihn jeder noch ſo geringe Erfolg ganz außerordentlich. Als er nun nach langen Jahren wieder einmal neue Hoffnungen hegen durfte, begab er ſich auf ein paar Tage in die nächſte Kreisſtadt, um daſelbſt mit einem ſeiner Hauptgläubiger zu ſprechen und, wenn möglich, einen günſtigen Vertrag abzuſchließen. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft in der Stadt erſchien aber plötzlich ſein Dorfälteſter, reitend, mit verbrannter Wange und verſengtem Bart, und meldete gehorſamſt, daß am Tage vorher um die Mittagszeit

ſein »Erbgut« niedergebrannt ſei, »wobei auch die gnädige Frau zu verbrennen geruhten, die Kinderchen aber heil geblieben ſind«, wie er ſich buchſtäblich ausdrückte. Dieſem Schickſalsſchlage war jedoch ſelbſt Baraſchkoff, der an die Rippenſtöße Fortunas ſo lange Gewöhnte, nicht gewachſen: er wurde irrſinnig und ſtarb nach einem Monat. Das Gut mit dem niedergebrannten Gehöft wurde verſteigert, und die Bauern waren bald ihrer Wege gegangen. Der beiden kleinen Mädchen aber, der Töchter Baraſchkoffs, die damals ſechs und ſieben Jahre alt waren, nahm ſich in ſeiner Großmut der Gutsnachbar Tozkij an.

Sie wurden zuſammen mit den Kindern eines Verwalters der Tozkijſchen Güter, eines Deutſchen und ehemaligen Beamten, der eine zahlreiche Familie beſaß, erzogen. Bald jedoch ſtarb das eine Mädchen, die Jüngere, am Stickhuſten, ſo daß nur noch die ſiebenjährige Naſtjá* von der ganzen Familie übrigblieb. Tozkij, der damals im Auslande lebte, hatte ſie bald alle beide vergeſſen. Nach fünf Jahren fiel es ihm dann eines Tages ein, doch mal nachzuſehen, wie es auf ſeinem Gute eigentlich ausſah, und da entdeckte er denn zu ſeiner Überraſchung in ſeinem alten Gutsgebäude unter den Kindern ſeines deutſchen Verwalters ein entzückendes Mädchen von zwölf Jahren, ein ausgelaſſenes, reizendes, kluges Dingelchen, das einmal ſehr ſchön zu werden verſprach — in ſolchen Dingen war Tozkij ein guter Kenner. Er blieb nur ein paar Tage auf dem Gut, doch genügten ſie ihm vollkommen, um einige Anordnungen zu treffen. Die Folge davon war, daß in der Erziehung der Kleinen eine bedeutſame Wendung eintrat. Es erſchien alsbald eine ehrwürdige, ältere,

* Abkürzung von Naſtaſſja. E. K. R.

ſehr gebildete Gouvernante, eine Schweizerin, die ſich im Erziehen höherer Töchter bereits gut bewährt hatte, und die außer in der franzöſiſchen Sprache auch noch in verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Fächern unterrichtete. Sie zog in das Gutsgebäude ein, und von nun an vergrößerte ſich das Wiſſen der kleinen Naſtaſſja mit jedem Jahre um ein bedeutendes. Nach vier Jahren war die Erziehung abgeſchloſſen: die Gouvernante fuhr wieder fort, und bald darauf erſchien eine ältere Dame, eine Gutsnachbarin Tozkijs – doch aus einem anderen, fernen Gouvernement –, um Naſtaſſja, wie die Inſtruktion und Bevollmächtigung Tozkijs lautete, auf ein anderes ſeiner zahlreichen Güter zu bringen. Auf dieſem nicht großen Landſtück war ein ſehr nettes, wenn auch nur kleines Landhaus neu aufgebaut und ſehr geſchmackvoll eingerichtet worden. Das Gütchen trug wie abſichtlich den Namen »Otradnoje«*. Die alte Dame brachte das Mädchen in dieſes ſtille Haus, und da ihr eigenes Gut nur eine Werſt von dort entfernt lag, ſo richtete ſie ſich zuſammen mit Naſtaſſja in Otradnoje ein. Im Hauſe lebten noch eine alte Haushälterin und eine junge, geſchickte Zofe. Auch gab es dort Muſikinſtrumente, eine elegante Mädchenbibliothek, Bilder, Skizzen, Zeichenſtifte, Farben, kurz, alle Malutenſilien, ferner ein ſchönes ſibiriſches Windſpiel. Nach zwei Wochen erſchien auch Afanaſſij Iwanowitſch in Otradnoje ... Und ſeit der Zeit zeigte er dann eine ganz beſondere Vorliebe für dieſes entlegene kleine Steppengut, ſuchte es in jedem Jahre einmal auf, blieb dort zwei oder ſogar drei Monate, und ſo vergingen etwa vier Jahre oder noch mehr, ruhige und glückliche Jahre vornehmen und geſchmackvollen Lebens.

* Luſt. E. K. R.

Da ſollte es aber geſchehen, daß einmal, zu Anfang des Winters, ungefähr vier Monate nach dem Sommerbeſuch Tozkijs, der diesmal nur zwei Wochen geblieben war, in Otradnoje ſich das Gerücht verbreitete und auch Naſtaſſja Filippowna zu Ohren kam, daß Tozkij in Petersburg alsbald ein ſchönes, reiches und vornehmes Mädchen heiraten – kurz, eine ſolide und glänzende Partie machen werde. Später zeigte es ſich, daß dieſes Gerücht nicht in allen Punkten der Wahrheit entſprach. Die Heirat war nur erſt ein Projekt, und überhaupt war alles noch ſehr unbeſtimmt, doch in Naſtaſſja Filippowna hatte ſich aus dieſem Anlaß bereits eine ungeheure Veränderung vollzogen. Sie bewies plötzlich eine ungewöhnliche Entſchloſſenheit und zeigte einen Charakter, den niemand in ihr vermutet hätte. Ohne ſich lange zu bedenken, verließ ſie das Landhaus und erſchien plötzlich ganz allein in Petersburg, wo ſie ſich ſofort zu Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij begab. Dieſer war zunächſt ſprachlos, ſammelte ſich aber doch ſo weit, daß er nach einer Weile mit ihr zu reden begann. Und nun ſtellte es ſich zu ſeiner noch größeren Überraſchung ſchon nach dem erſten Wort heraus, daß er in einem ganz anderen Ton mit ihr reden mußte, daß er Stil, Stimme, die Themen ihrer früheren ſo äſthetiſchen und ſo angenehmen Geſpräche, die er bis jetzt ſo erfolgreich zu beherrſchen gewußt, ja ſelbſt die Logik, kurz – alles, alles, alles von Grund aus ändern mußte! Vor ihm ſaß ein ganz anderes, ihm vollkommen fremdes Weib, das mit jener Naſtaſſja Filippowna, die er bis jetzt gekannt und erſt im Juli in Otradnoje zurückgelaſſen hatte, nichts, aber auch nichts Gemeinſames hatte.

Dieſe neue Frau da vor ihm wußte und begriff unglaublich viel – ſo viel, daß man ſich nur wundern konnte, woher

ſie dieſes Wiſſen erlangt, wie ſie ſo genaue Begriffe in ſich hatte ausarbeiten können. Das ſtand doch nicht in den Büchern ihrer Mädchenbibliothek? Am erſtaunlichſten jedoch war, daß ſie ſogar ausgeſprochen juriſtiſche Kenntniſſe beſaß, und wenn ihr auch die Kenntnis der »Welt« fehlte, ſo ſchien ſie doch ganz genau zu wiſſen, wie gewiſſe Dinge in der »Welt« zu verlaufen pflegen. Das war gar nicht mehr derſelbe Charakter, den ſie früher gehabt hatte – jene Zaghaftigkeit und Undefinierbarkeit des jungen Mädchens, das in ſeiner reizenden Unart und Naivität ſo bezaubernd ſein konnte, mit ſeiner Lebhaftigkeit und Trauer und ernſten Nachdenklichkeit, ſeinem Staunen und Mißtrauen, mit ſeinen Tränen und mit ſeiner Unruhe.

Nein: hier lachte vor ihm und verletzte ihn mit den beißendſten Sarkasmen ein ganz ungewöhnliches, nie geſehenes Weſen, von dem ihm offen ins Geſicht geſagt wurde, daß es in ſeinem Herzen nie etwas anderes für ihn empfunden habe als tiefſte Verachtung, eine Verachtung bis zum Ekel, die ſogleich nach dem erſten Erſtaunen eingetreten ſei. Dieſe neue, unbekannte Frau da vor ihm erklärte ferner, daß es ihr im vollen Sinne des Wortes vollkommen gleichgültig ſei, ob er heirate oder nicht heirate, und wen er erwählt habe, daß ſie aber gekommen ſei, um ihm dieſe Heirat zu verbieten, und zwar einzig aus Bosheit zu verbieten, einzig weil ſie es ſo wolle und es genau ſo geſchehen müſſe, wie ſie wolle, – »und wär's auch nur, damit ich über dich lachen kann ſo viel ich will, denn jetzt will endlich auch ich einmal lachen«.

Wenigſtens drückte ſie ſich ſo aus. Und dabei war mit dieſen Worten vielleicht noch lange nicht alles ausgeſprochen, was ſie im Sinne hatte. Doch während die neue Naſtaſſja

Filippowna lachte und ſich über ihn luſtig machte, überlegte ſich Tozkij die neue Wendung der Dinge und ſuchte ſeine etwas verwirrten Gedanken nach Möglichkeit wieder in Ordnung zu bringen. Dieſes Ordnen und Überlegen nahm nicht wenig Zeit in Anſpruch: es dauerte etwa vierzehn Tage, bis er alles begriffen und endgültig bei ſich beſchloſſen hatte, was wohl zu tun ſei. Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij war zu jener Zeit nicht weniger als fünfzig Jahre alt und ein im höchſten Grade geſetzt und ehrbar gewordener Mann. Seine geſellſchaftliche Stellung hatte ſich auf den beſten Grundlagen aufgebaut. Sein Ich, ſeine Ruhe und Bequemlichkeit liebte und ſchätzte er höher als alles andere auf der Welt, wie es ſich ja auch für einen ehrenwerten Menſchen gar nicht anders ſchickt. Nicht die geringſte Verletzung oder Störung dieſes in langen Jahren klug aufgebauten Lebens durfte zugelaſſen werden, da es jetzt eine ſo ſchöne Form angenommen hatte. Andererſeits ſagten ihm ſeine Erfahrung und ſeine Menſchenkenntnis ſehr bald und ausnehmend richtig, daß er es nun mit einem ganz außergewöhnlichen Weſen zu tun habe, mit einem Weſen, das nicht nur drohte, ſondern unfehlbar auch handeln würde, und das überdies vor nichts, abſolut nichts zurückſchreckte, weil ihm jetzt nichts mehr teuer war, ſo daß man es nicht einmal mehr – gleichviel womit – beſtechen konnte. Nein, hier handelte es ſich offenbar um etwas ganz anderes, um irgendein inneres, ſeeliſches Chaos – um etwas wie eine romantiſche Entrüſtung über Gott weiß wen und Gott weiß was, jedenfalls war es ein unerſättliches Verachtungsbedürfnis, das jedes Maß überſtieg – mit einem Wort, etwas im höchſten Grade Lächerliches und in der guten Geſellſchaft Unerlaubtes, dem im Leben zu begegnen für jeden anſtändigen Menſchen eine

wahre Strafe Gottes iſt. Verſteht ſich: wenn man als Weltmann ſolchen Reichtum und ſolche Verbindungen wie Tozkij beſaß, konnte man ſich ja doch mit Leichtigkeit und in kürzeſter Zeit durch eine kleine und vollkommen »harmloſe« Schändlichkeit frei machen.

Andererſeits aber lag es doch auf der Hand, daß Naſtaſſja Filippowna ihm, ſagen wir z. B. im juriſtiſchen Sinne ſo gut wie überhaupt nichts anhaben konnte; nicht einmal einen großen Skandal vermochte ſie zu machen, denn es wäre doch ein leichtes geweſen, ihr Schranken zu ſetzen. Das war ja nun alles ganz wunderſchön und beruhigend, kam aber doch nur in dem Fall in Betracht, wenn Naſtaſſja Filippowna zu ſolchen Dingen entſchloſſen geweſen wäre, wie ſie in ähnlichen Fällen von allen Frauen ausgeübt werden, nämlich ohne daß dabei gar zu exzentriſch über die Schnur geſchlagen wird. Hier aber kam Tozkij ſeine durch Erfahrung erworbene Menſchenkenntnis ſehr zuſtatten: er erriet, daß Naſtaſſja Filippowna ſelbſt nur zu gut wußte, wie machtlos ſie vom Standpunkt des Geſetzes aus war, und daß ſie daher etwas ganz anderes im Sinne haben mußte, etwas, das nur ihre blitzenden Augen ahnen ließen. Da ihr nichts mehr teuer war, und am wenigſten ſie ſich ſelbſt (es gehörte kein geringer Scharfblick dazu, um zu erraten, daß ihr eigenes Ich ſchon längſt aufgehört hatte, ihr teuer zu ſein, und um als Skeptiker und zyniſch denkender Weltmann an den Ernſt dieſes Gefühls zu glauben), ſo war ſie imſtande, ſich ſelbſt womöglich auf die entſetzlichſte Art zu Grunde zu richten, ohne vor Zuchthaus und Sibirien zurückzuſchrecken, wenn ſie nur einmal dieſen Menſchen beſchimpfen konnte, vor dem ſie einen ſo unmenſchlichen Ekel empfand! Tozkij hatte es niemals verleugnet, daß er ein wenig feige war

oder, beſſer geſagt, äußerſt konſervativ. Wenn er gewußt hätte, daß er z. B. vor dem Traualtar erſchlagen werden würde, oder daß ihn etwas Ähnliches erwartete, etwas ebenſo Unäſthetiſches, Lächerliches und in der Geſellſchaft nicht Üblicheſ, ſo wäre er natürlich erſchrocken – jedoch nicht ſo ſehr deshalb, weil man ihn ermorden, verwunden oder ihm öffentlich ins Geſicht ſpeien wollte, als vielmehr deshalb, weil dieſes in einer ſo unfeinen und geſellſchaftlich unmöglichen Form geſchehen würde. Naſtaſſja Filippowna aber ſchien gerade ſo etwas im Sinn zu haben, wenn ſie vorläufig auch noch mit keinem Wort ihre Abſicht angedeutet hatte. Er wußte, daß ſie ihn bis ins kleinſte hinein beobachtet hatte und dementſprechend kannte: daher mußte ſie es auch wiſſen, wie und wo ſie ihn am ſtärkſten verletzen konnte. Und ſo beſchloß denn Tozkij, da die Heirat noch nicht viel mehr als ein frommer Wunſch war, ſich ſeinem Schickſal zu fügen und Naſtaſſja Filippownas Willen zu tun.

Es gab aber noch einen anderen Grund, warum er ſich dazu entſchloß.

Naſtaſſja Filippowna hatte ſich auch im Geſicht ſtark verändert. Man konnte es kaum glauben, daß ſie wirklich dieſelbe Naſtaſſja Filippowna war. Früher war ſie ein hübſches Mädchen geweſen, jetzt aber ... Tozkij konnte es ſich lange Zeit nicht verzeihen, daß er ſie vier Jahre lang ſo oft betrachtet und doch eigentlich nie geſehen hatte. Allerdings mußte man nicht vergeſſen, daß auf beiden Seiten eine ungeheure Veränderung vor ſich gegangen war. Übrigens entſann er ſich, daß es auch früher bisweilen Minuten gegeben hatte, in denen ihm z. B. beim Anblick dieſer Augen eigentümliche Gedanken gekommen waren: es war, als hätte ſich hinter ihnen eine tiefe, geheimnisvolle Finſternis aufgetan.

Wenn dieſe Augen einen anſahen, ſo war's, als gäben ſie einem ein Rätſel auf.

In den letzten zwei Jahren hatte er ſich unter anderem auch oft über die Veränderung ihrer Geſichtsfarbe gewundert: Naſtaſſja Filippowna wurde ſeltſam bleich, doch – ſonderbar: ſie wurde dadurch noch ſchöner. Tozkij, der anfangs wie alle Lebemänner nur mit Zynismus daran gedacht hatte, wie billig er dieſe Seele gekauft, die ſo gut wie überhaupt noch nicht gelebt hatte, war mit der Zeit an der Richtigkeit ſeiner Annahme doch ſehr irre geworden. Jedenfalls hatte er noch im letzten Frühling in Otradnoje beſchloſſen, Naſtaſſja Filippowna bald mit irgendeinem verſtändigen und anſtändigen Herrn, deſſen Arbeitsfeld am beſten in einem anderen Gouvernement lag, zu verheiraten, natürlich nicht ohne reichliche Mitgift. (Oh, wie unheimlich und boshaft Naſtaſſja Filippowna jetzt über dieſen Plan lachte!) Doch nun dachte Tozkij – verlockt durch den Reiz der Neuheit – ſogar daran, daß er dieſes Weib ja von neuem ausnutzen konnte. Er beſchloß, ſie in Petersburg unterzubringen und mit dem größten Luxus zu umgeben. Wenn er das eine nicht haben konnte, ſo konnte er doch wenigſtens das andere haben: mit Naſtaſſja Filippowna Aufſehen erregen und in einem gewiſſen Kreiſe ſogar renommieren. Und Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij ſchätzte gerade ſeinen Ruhm in dieſer Hinſicht ſehr hoch ein.

Inzwiſchen waren nach ihrem Erſcheinen in Petersburg fünf Jahre vergangen, und während dieſer Zeit hatte ſich manches offenbart. Tozkijs Lage war einfach troſtlos; und das Dümmſte an der Sache war, daß er, nachdem ihm einmal bange geworden war, nicht mehr Mut faſſen und ſich beruhigen konnte. Er fürchtete ... was? – das wußte er ſelbſt nicht; fürchtete einfach Naſtaſſja Filippowna. Eine

Zeitlang – das war noch in den erſten zwei Jahren – begann er allmählich zu vermuten, daß ſie ihn, Afanaſſij Tozkij, heiraten wolle, aus übertriebenem Stolz jedoch ſchweige und ſeinen Antrag erwarte. Das Verlangen wäre ſonderbar geweſen, doch Tozkij wurde argwöhniſch: er runzelte zwar die Stirn und wollte nicht, aber er begann doch nachzudenken, ſchließlich wurde er ſogar ſehr nachdenklich ... bis er ſich eines Tages zu ſeiner größten und (ſo iſt das Menſchenherz!) etwas unangenehmen Verwunderung überzeugte, daß er, falls er anhalten würde, ganz poſitiv einen Korb bekäme. Lange Zeit konnte er es gar nicht faſſen. Nur eine einzige Erklärung ſchien ihm ſchließlich möglich: daß der Stolz dieſer »beleidigten und phantaſtiſchen Frau« bereits ſo nahe an Verzweiflung grenzte, daß ſie es vorzog, einmal ihre Verachtung für ihn in einer Abſage ausdrücken zu können als ihr Leben ein für allemal ſicherzuſtellen und hinfort auf einer für ſie ſonſt doch unerreichbar hohen Staffel zu ſtehen. Das ſchlimmſte aber war, daß Naſtaſſja Filippowna in geradezu beängſtigender Weiſe die Oberhand gewann. Mit Geld war bei ihr gleichfalls nichts zu erreichen, gleichviel wie hohe Summen er ihr auch angeboten hätte. Zwar lebte ſie in einer teuren Wohnung, die er luxuriös für ſie eingerichtet hatte, doch führte ſie daſelbſt ein ſehr beſcheidenes Leben und verſuchte nicht einmal in den ganzen fünf Jahren, etwas beiſeite zu ſchaffen. Da verfiel Tozkij auf ein ſehr ſchlaues Mittel, um ſeine Ketten zu zerreißen: unmerklich und ſehr geſchickt verſuchte er, ſie mit den idealſten Mitteln zu verlocken; doch all die verkörperten Ideale in Geſtalt von Fürſten, Huſarenoffizieren, Geſandtſchaftsſekretären, Dichtern, Romanſchriftſtellern und ſogar Sozialiſten, die er ihr zuführte, machten alle nicht den geringſten Eindruck auf ſie,

ganz als hätte ſie anſtatt des Herzens einen Stein in der Bruſt gehabt, als wären alle ihre Gefühle eingetrocknet und für immer geſtorben. Sie lebte eigentlich recht einſam, las, lernte ſogar, liebte Muſik. Bekannte, die ſie beſuchten, hatte ſie nur ſehr wenige, dabei durchaus keine vornehmen Leute: ſo verkehrte ſie mit ein paar armen und lächerlichen Beamtenfrauen, kannte zwei ſonſt ganz unbekannte Schauſpielerinnen, beide ſchon faſt Greiſinnen, liebte die zahlreiche Familie eines ehrſamen Lehrers, in deſſen Hauſe auch ſie gern geſehen war und ſogar ſehr geliebt wurde. Hin und wieder fanden ſich bei ihr abends fünf bis ſechs Bekannte ein, nicht mehr. Tozkij erſchien ſehr oft und pünktlich. In der letzten Zeit war es auch dem General Jepantſchin gelungen (nicht ohne Mühe), Naſtaſſja Filippownas Bekanntſchaft zu machen. In derſelben Zeit wurde auch ein junger Beamter, Ferdyſchtſchenko mit Namen, ſehr ſchnell und ohne Mühe mit ihr bekannt. Es war das ein ziemlich unmöglicher und billiger Poſſenreißer, der dem Alkohol nicht abhold war und ſich für einen geiſtreichen Humoriſten hielt. Ferner war ein junger und recht eigentümlicher Menſch mit ihr bekannt, ein gewiſſer Ptizyn, ein beſcheidener, ſtets korrekter und geſellſchaftlich einigermaßen polierter Junge, der ſich aus der größten Armut heraufgearbeitet hatte und jetzt Geld auf hohe Zinſen verlieh. Schließlich wurde auch Gawrila Ardalionytſch Iwolgin mit ihr bekannt... Es endete damit, daß Naſtaſſja Filippowna eine ſeltſame Berühmtheit erlangte: ein jeder ſprach von ihrer Schönheit, aber das war auch alles, wovon man ſprechen konnte: niemand konnte ſich mit etwas rühmen oder das Recht dazu einem anderen nachſagen. Dieſer Ruf, ihre Bildung, ihr feines Benehmen, ihr Scharfſinn, ihr Geiſt – alles das zuſammen bewirkte, daß

Tozkij ſich endgültig zur Ausführung ſeines erwähnten Planes entſchloß. Und hier nun begann der Augenblick, von dem ab der General Jepantſchin ſelbſt ſo regen Anteil an dieſer Angelegenheit nahm.

Als Tozkij ſich liebenswürdig und freundſchaftlich in betreff einer ſeiner drei Töchter an den General wandte, legte er ihm in der ausführlichſten und edelſten Weiſe ein volles Bekenntnis ab. Doch teilte er ihm gleichzeitig mit, daß er vor keinem einzigen Mittel zurückſchrecken würde, um nur endlich ſeine Freiheit wiederzuerlangen: daß es ihn auch nicht beruhigen würde, wenn Naſtaſſja Filippowna ihm verſprechen ſollte, ihn hinfort mit nichts zu bedrohen, weil er ſich auf Worte allein nicht verlaſſen könne und folglich die ſicherſten Garantien wünſche und verlange. Sie berieten hin und her, bis ſie dann zunächſt einmal zu der Einſicht kamen, daß gemeinſchaftlich vorzugehen am beſten ſei. Auch wurde ferner noch beſchloſſen, es zunächſt mit den ſanfteſten Mitteln zu verſuchen, oder wie man zu ſagen pflegt: nur die edlen Saiten des Herzens zu berühren. Sie machten ſich alſo beide auf und fuhren zu Naſtaſſja Filippowna, und Tozkij begann hier ſofort und ohne alle Vorreden und Umſchweife damit, daß er ihr das Unerträgliche ſeiner Lage ſchilderte; die Schuld an allem maß er ſich ſelbſt zu; ſagte ganz offen, daß er für das Unrecht, das er ihr zugefügt, nicht ewig büßen wolle, er ſei ein eingefleiſchter Genußmenſch und habe ſich nicht in der Gewalt; daß er aber jetzt zu heiraten beabſichtige und das ganze Schickſal dieſer höchſt ehrenhaften und anſtändigen Verbindung in ihrer Hand liege; mit einem Wort, er erwarte alles von ihrem edlen Herzen. Darauf ergriff der General das Wort, in ſeiner Eigenſchaft als Vater, ſprach ſehr vernünftig, vermied alles Rührende, er-

wähnte nur, daß er ihr Recht, über Tozkijs Schickſal zu bestimmen, vollkommen anerkenne, hob geſchickt ſeine eigene Ergebung hervor, ſowie daß das Schickſal ſeiner älteſten Tochter, vielleicht aber auch noch dasjenige der beiden jüngeren, im Augenblick nur von ihr abhinge. Auf Naſtaſſja Filippownas Frage, was ſie denn eigentlich von ihr verlangten, geſtand Tozkij mit derſelben nackten Offenheit, ſie habe ihm vor fünf Jahren einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß er ſich auch jetzt noch nicht ſicher fühle, es ſei denn, daß Naſtaſſja Filippowna ſelbſt heirate. Er fügte übrigens ſofort eilig hinzu, daß dieſe Bitte natürlich unſinnig wäre, wenn er nicht Urſache hätte, ſie doch für nicht unſinnig zu halten. Er hätte nämlich ſehr wohl bemerkt und außerdem noch aus ſicherer Quelle erfahren, daß ein junger Mann aus ſehr guter Familie, der hier in Petersburg lebe, und zwar Gawrila Ardalionytſch Iwolgin, den ſie auch ſelbſt kenne und bei ſich empfange, ſie mit der ganzen Glut der Leidenſchaft liebe und ſelbſtverſtändlich die Hälfte ſeines Lebens hingeben würde für die bloße Hoffnung, ihre Zuneigung erringen zu können. Dieſes Geſtändnis hätte er, Tozkij, ſelbſt von Gawrila Ardalionytſchs Lippen gehört, und zwar ſchon vor langer Zeit als Freund des jungen Mannes, der ihm einmal ſein ganzes Herz ausgeſchüttet, und daß um dieſe Liebe auch Seine Exzellenz Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin, der den jungen Mann protegiere, ſchon lange wiſſe. Ferner, wenn er, Tozkij, ſich nicht täuſche, ſei ja auch ihr ſelbſt die Liebe des jungen Mannes kein Geheimnis mehr, und wie ihm ſcheine, verhielte ſie ſich zu derſelben nicht abweiſend. Natürlich ſei es ihm ſchwerer als jedem anderen, davon zu ſprechen; doch wenn ſie ihm außer Egoismus und dem Wunſch, ſein eigenes Leben zu verſchönen, nur ein

wenig auch den Wunſch, ihr Gutes zu erweiſen, zutraue, ſo würde ſie begreifen, wie unangenehm und ſchwer es ihm ſei, ihre Einſamkeit zu ſehen. Er könne hieraus nur eins ſchließen: daß ſie an eine Erneuerung ihres Lebens – das doch in der Liebe und im Familienglück ſo herrlich neu erſtehen und ſomit einen Inhalt finden könnte – nicht glaube oder nicht einmal glauben wolle. Dieſes Leben aber, das ſie jetzt führe, ſei einfach ein Vergraben und Abtöten ihrer glänzenden Fähigkeiten, und das bewußte Gefallenfinden an ihrem Unglück, ja ſogar die gewiſſe Romantik, die ihrem jetzigen Leben anhafte, ſei ſowohl ihres geſunden Verſtandes wie ihres edlen Herzens unwürdig. Nachdem er dann noch einmal wiederholt hatte, daß es ihm ſchwerer falle als jedem anderen, mit ihr darüber zu reden, kam er auf den zweiten Teil ſeines Planes zu ſprechen. Er ſagte, er könne ſich nicht die Hoffnung verſagen, daß ſie ihm nicht mit Verachtung antworten werde, wenn er ſie ſeines aufrichtigen Wunſches, ihre Zukunft ſicherzuſtellen, verſicherte und ihr die Summe von fünfundſiebzigtauſend Rubeln anböte. Er fügte ſogleich hinzu, daß dieſe Summe ſowieſo für ſie in ſeinem Teſtament beſtimmt ſei; mit einem Wort, es handle ſich hier nicht etwa um eine Abfindung ... und weshalb wolle ſie denn den menſchlichen Wunſch, wenigſtens in irgendeiner Art ſein Gewiſſen zu erleichtern, bei ihm nicht gelten laſſen und entſchuldigen uſw. uſw. – was in ſolchen Fällen gewöhnlich geredet wird. Tozkij ſprach lange und beredt und flocht noch – gleichſam im Vorübergehen – die intereſſante Mitteilung ein, daß er von dieſen fünfundſiebzigtauſend Rubeln keinem Menſchen ein Wort geſagt, daß ſelbſt Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin, der hier neben ihm ſitze, bis jetzt nichts davon gewußt habe, kurzum – es wiſſe darum kein Menſch.

Die Antwort, die ihnen hierauf von Naſtaſſja Filippowna zuteil wurde, ſetzte aber beide Freunde nicht wenig in Erſtaunen: alles andere hätten ſie eher erwartet!

Es war nicht nur keine Spur von ihrer früheren Spottluſt und Feindſeligkeit, ihrem früheren Haß und Lachen vorhanden, von dieſem Lachen, bei deſſen bloßer Vorſtellung Tozkij ein Gruſeln im Rücken fühlte, ſondern es ſchien ſie im Gegenteil ſogar zu freuen, daß ſie endlich offen und freundſchaftlich mit jemandem reden konnte. Sie geſtand ohne weiteres, daß ſie ſelbſt ſchon lange um freundſchaftlichen Rat habe bitten wollen, nur habe ihr Stolz ſie davon abgehalten, daß jedoch jetzt, nachdem das Eis gebrochen, einer Ausſprache nichts mehr im Wege ſtehe. Sie geſtand anfangs mit einem traurigen Lächeln, bald aber ganz heiter und ſogar lachend, daß vom früheren Sturm in ihr keine Rede mehr ſein könne; daß ſie Zeit genug gehabt habe, ihre Auffaſſung der Dinge zu ändern, und wenn ſie in ihrem Herzen auch noch ganz dieſelbe ſei, ſo habe ſie ſich doch gezwungen geſehen, manches als vollendete Tatſache gelten zu laſſen: was geſchehen ſei, ſei geſchehen, was vergangen, das ſei vergangen, und es wundere ſie nur, daß Afanaſſij Iwanowitſch immer noch fortfahre, ſo ängſtlich zu ſein und Befürchtungen zu hegen. Hierauf wandte ſie ſich an den General und verſicherte ihm, daß ſie die größte Hochachtung für ſeine Töchter empfände, von denen ſie ſchon viel gehört habe, und es würde ſie glücklich und ſtolz machen, wenn ſie ihnen irgendwie einen Dienſt erweiſen könne. Es ſei vollkommen wahr, daß ſie ſich bedrückt und einſam fühle, ſehr einſam; Afanaſſij Iwanowitſch habe ihre Gedanken erraten: gern würde ſie von ihrem jetzigen zu einem neuen Leben auferſtehen wollen, wenn nicht durch die Liebe,

ſo doch vielleicht in der Ehe, durch einen neuen Lebensinhalt. In bezug auf Gawrila Ardalionytſch jedoch könne ſie noch nichts Beſtimmtes ſagen. Sie glaube allerdings auch bemerkt zu haben, daß er ſie liebe, und glaube ſogar, daß ſie ihn mit der Zeit gleichfalls liebgewinnen würde, wenn ſie nur an die Treue ſeiner Zuneigung glauben könnte; doch wenn er auch aufrichtig wäre, ſo ſei er doch noch ſehr jung, und daher falle es ihr nicht leicht, einen Entſchluß zu faſſen. Was ihr übrigens am meiſten an ihm gefiele, ſei, daß er arbeite und ganz allein ſeine Mutter und Geſchwiſter ernähre. Sie habe ferner gehört, er ſei energiſch, arbeitſam und ſtolz, wolle ſich durchkämpfen und Karriere machen. Desgleichen habe ſie gehört, daß Nina Alexandrowna Iwolgina, die Mutter Gawrila Ardalionytſchs, eine vortreffliche und in jeder Beziehung ſchätzenswerte Dame ſei; auch von ſeiner Schweſter Warwara Ardalionowna habe ihr Ptizyn viel erzählt. Derſelbe habe ihr auch erzählt, wie mutig ſie ihr ſchweres Leben ertrügen. Sie würde gern ihre Bekanntſchaft machen, nur frage es ſich noch, ob dieſe auch ihrerſeits ſie gerne ſehen und in ihre Familie aufnehmen würden. Kurzum, im allgemeinen würde ſie gewiß nichts gegen die Möglichkeit dieſer Verbindung ſagen, doch wolle die Sache immerhin noch überlegt ſein, und daher wünſche ſie, daß man ſie nicht zu einer übereilten Handlung dränge. Was jedoch die fünfundſiebzigtauſend Rubel betreffe, ſo habe Afanaſſij Iwanowitſch ganz grundloſe Befürchtungen gehegt. Sie kenne ſehr wohl den Wert des Geldes und würde es natürlich annehmen. Sie danke ihm für ſein Zartgefühl, daß er nicht nur Seiner Exzellenz, ſondern auch Gawrila Ardalionytſch nichts davon geſagt, doch ſchließlich – weshalb ſollte denn dieſer es nicht im voraus erfahren? Sie habe

doch gar keine Urſache, ſich dieſes Geldes zu ſchämen. Überdies werde ſie ſich vor keinem Menſchen irgendwie ſchuldig fühlen, was man, das wünſche ſie, ſich merken ſolle. Jedenfalls würde ſie den jungen Iwolgin nicht eher heiraten, als bis ſie ſich überzeugt habe, daß weder er noch ſeine Familie im geheimen irgendwie anders über ſie dächten, als es den Anſchein habe. Denn wie dem auch ſei – ſie fühle ſich in keiner Beziehung ſchuldig, und es wäre doch beſſer, Iwolgin erführe ſobald als möglich, in welchen Beziehungen zu Tozkij ſie die vier Jahre in Otradnoje geſtanden habe, ferner wie ſie hier in Petersburg gelebt, und ob ſie viel oder nichts erſpart habe. Und wenn ſie jetzt die fünfundſiebzigtauſend Rubel annehme, ſo betrachte ſie dieſes Geld durchaus nicht als Zahlung für ihre Mädchenſchande, an der ſie keine Schuld trage, ſondern einfach als Entſchädigung für ihr verdorbenes Leben.

Dieſe ganze Erklärung hatte ſie – was übrigens nur natürlich war – in ſolche Erregung verſetzt und ſo gereizt, daß der General ſehr zufrieden war und die Sache für erledigt hielt. Tozkij jedoch, dem ſie einmal ſo großen Schrecken eingejagt hatte, glaubte auch diesmal nicht bedingungslos und fürchtete immer noch, daß auch hier wieder die Schlange unter den Blumen liegen könnte. Trotzdem begannen alsbald die Unterhandlungen. Der Punkt, um den herum ſich die Manöver der beiden Freunde konzentrierten (in Naſtaſſja Filippowna Sympathie für Iwolgin zu erwecken), ſchien allmählich erreicht zu werden, ſo daß ſelbſt Tozkij bisweilen an die Möglichkeit eines Erfolges zu glauben wagte. Inzwiſchen ſprach ſich auch Naſtaſſja Filippowna mit Iwolgin aus, d. h. es wurden nur ſehr wenige Worte zwiſchen ihnen gewechſelt, ganz als hätte ihr Schamgefühl darunter gelitten.

Aber ſie geſtattete ihm doch, ſie zu lieben, nur erklärte ſie in ſehr beſtimmtem Tone, daß ſie ſich in keiner Beziehung binden wolle, ſich vielmehr bis zur Stunde der Trauung – falls es ſo weit kommen ſollte – das Recht, jederzeit »nein« zu ſagen, vorbehalte und ganz dasſelbe Recht auch ihm zuſpreche. Bald darauf erfuhr Gawrila Ardalionytſch zufällig, daß der Widerſtand, den ſeine ganze Familie dieſer Heirat entgegenſetzte, und die Antipathie, die ſie für Naſtaſſja Filippowna empfand – und die ſich bei ihm zu Hauſe oft genug in erregten Szenen kundtat – ihr bereits zum größten Teil und mit allen ihren Einzelheiten kein Geheimnis mehr war. Es wunderte ihn nur, daß ſie niemals ein Wort darüber fallen ließ, was er eigentlich täglich erwartete. So ließen ſich noch manche Geſchichten, Zwiſchenfälle und näheren Umſtände erzählen, die man während dieſer Verabredungen und Unterredungen erlebte oder ſich offenbaren ſah; aber ich habe ohnehin ſchon zuviel im voraus geſagt, um ſo mehr, als manche dieſer verzwickten Umſtände nur in Geſtalt von vagen Gerüchten auftraten. So hatte z. B. Tozkij irgendwoher erfahren, daß Naſtaſſja Filippowna in gewiſſe unerklärliche, und vor allen anderen geheimgehaltene Beziehungen zu den Töchtern des Generals getreten ſei – ein doch ganz unglaubliches Gerücht! Dafür aber mußte er an ein anderes allen Ernſtes glauben, an eines, das er bis zum blaſſen Schrecken fürchtete: wie ihm von durchaus glaubwürdiger Seite verſichert wurde, wußte Naſtaſſja Filippowna ganz genau, daß Ganjá Iwolgin ſie nur des Geldes wegen heiraten wolle, daß er eine ſchwarze, habgierige, unduldſame und neidiſche Seele habe, die unendlich, bis zur Unglaublichkeit, ſelbſtſüchtig war; daß Ganjá einmal allerdings leidenſchaftlich in ſie verliebt geweſen, doch daß er, ſeitdem von den beiden Freun-

den beſchloſſen war, dieſe Leidenſchaft zum eigenen Vorteil auszunutzen und Ganjá für die legitime Ehe mit Naſtaſſja Filippowna zu kaufen, ſie wie ſeinen Fluch zu haſſen begonnen hatte. Man ſagte Tozkij, ſie wiſſe ganz genau, daß in Ganjá Iwolgins Seele Haß und Leidenſchaft in ſonderbarer Weiſe gepaart ſeien, und daß er, wenn er auch ſchließlich nach qualvollem Schwanken eingewilligt, das »ehrloſe Weib« zu heiraten, ſich in der Seele doch geſchworen habe, ſie dafür ſpäter bitter büßen zu laſſen und ſie à la canaille zu behandeln, wie er ſich ſelbſt ausgedrückt hätte. Alles das wüßte Naſtaſſja Filippowna und bereite im ſtillen etwas Beſonderes vor. Tozkij geriet hierob in ſo große Angſt, daß er ſogar dem General ſeine Beſorgniſſe zu verſchweigen begann. Dennoch gab es Augenblicke, in denen er als ſchwacher Menſch, der er nun einmal war, von neuem Mut ſchöpfte und wieder auflebte. Dasſelbe tat er auch, als Naſtaſſja Filippowna den beiden Freunden im Ernſt verſprach, am Abend ihres Geburtstages das entſcheidende Wort zu ſprechen. Dafür aber erwies ſich ein überaus unglaubliches Gerücht, das ſogar den hochverehrten General betraf, mit jedem Tage – leider! – als immer begründeter und richtiger. Auf den erſten Blick ſchien das Ganze nur eine infame Lüge zu ſein. Wie ſollte man es auch glauben, daß der General Jepantſchin in ſeinen alten Tagen, bei ſeinem Verſtande, bei ſeiner Lebensklugheit uſw. ſich in Naſtaſſja Filippowna verliebt habe, und zwar dermaßen, daß dieſe plötzliche Schrulle faſt eine Leidenſchaft genannt werden mußte! Welche Hoffnungen er ſich machte, war ſchwer ſich vorzuſtellen. Vielleicht rechnete er ſogar auf den Beiſtand Ganjás, ihres zukünftigen Mannes. Wenigſtens vermutete Tozkij etwas von der Art, vermutete eine vielleicht wortloſe

Übereinkunft zwiſchen dem alten General und dem jungen Ganjá, wie ſie gegenſeitiges Durchſchauen ſehr wohl herbeigeführt haben konnte. Übrigens iſt es ja bekannt, daß ein Menſch, der ſich gar zu ſehr von einer Leidenſchaft hinreißen läßt, und namentlich noch, wenn er dabei ſchon ein – wie man zu ſagen pflegt – geſetzteres Alter erreicht hat, alsbald vollkommen mit Blindheit geſchlagen und alsdann fähig iſt, Hoffnungen ſogar dort zu ſehen, wo gar keine ſein können, ja daß er dann ſogar trotz einer Stirnhöhe von fünf Zoll wie ein dummes Kind handeln kann. Ferner war es Tozkij bekannt, daß der General ihr zum Geburtstage wundervolle Perlen, die eine rieſige Summe gekoſtet hatten, zu ſchenken beabſichtigte und wahrſcheinlich viel von dieſem Geſchenk erwartete, obſchon er wußte, daß Naſtaſſja Filippowna weder habſüchtig noch eigennützig war. Am Vorabend des Geburtstages war er wie im Fieber, verſtand ſich aber verhältnismäßig gut zu beherrſchen.

Die Kunde von dieſen Perlen nun war auch der Generalin, Liſaweta Prokofjewna, zu Ohren gekommen. Sie hatte zwar ſchon ſeit längerer Zeit die Flatterhaftigkeit ihres Gemahls empfunden und zum Teil ſich auch ſchon an ſie gewöhnt; aber das ging denn doch nicht an, daß man eine ſolche Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ! Wie geſagt, die Perlen beſchäftigten ſie ungemein, und das hatte der General natürlich gemerkt: ſie hatte am vorhergehenden Abend ein paar entſprechende Anſpielungen gemacht, weshalb er denn jetzt eine noch ihm bevorſtehende, weit umfangreichere Ausſprache erwartete und fürchtete. Dies war auch der Grund, warum er ſich an jenem Tage eigentlich ſehr ungern zum Frühſtück begab. Vor dem Beſuch des Fürſten hatte er ſogar die Abſicht gehabt, Arbeit vorzu-

ſchützen und das Wiederſehen zu umgehen (das bedeutete für ihn gewöhnlich Flucht); denn es war ihm eigentlich nur darum zu tun, dieſen einen Tag, und hauptſächlich dieſen einen Abend, ohne Unannehmlichkeiten verbringen zu können. Da kam ihm der Fürſt denn wie gerufen! »Wie von Gott geſandt!« dachte der General, als er ſich zu ſeiner Gemahlin begab.

V.

Die Generalin war ſehr ſtolz auf ihre Abſtammung. Wie mußte ihr nun zumute ſein, als ihr ſo offen und ohne Vorbereitungen mitgeteilt wurde, daß der letzte Träger ihres Namens nicht viel mehr als ein bedauernswerter Idiot, faſt ganz mittellos ſei und ſogar Almoſen annehme. Dem General war es um den denkbar größten Eindruck zu tun, um ſogleich ihr Intereſſe zu erwecken, ſie von anderen Gedanken abzulenken und hierdurch die Frage nach den Perlen in Vergeſſenheit zu bringen.

Die Generalin hatte die Angewohnheit, wenn etwas geſchehen war, was ihr nicht behagte, mit weit offenen Augen und unbeſtimmtem Blick, den Oberkörper gewöhnlich etwas zurückgelegt, vor ſich in die Luft zu ſtarren und kein Wort zu ſprechen. Sie war eine ſtattliche Frau, in gleichem Alter wie ihr Gatte, mit dunklem, ſchon ſtark graumeliertem, doch noch recht dichtem Haar, einer leicht gebogenen Naſe, mit gelblichen, eingefallenen Wangen und dünnen Lippen. Ihre Stirn war hoch und ſchmal; ihre grauen, ziemlich großen Augen konnten bisweilen einen ganz unerwarteten Ausdruck annehmen. Sie hatte einmal die Schwäche gehabt, zu glauben, daß ihr Blick ſehr ausdrucksvoll ſei, und dieſe Überzeugung ließ ſie ſich auch jetzt noch nicht nehmen.

»Empfangen? Sie ſagen, wir ſollen ihn empfangen? Jetzt? Sogleich?«

Die Generalin ſah ihren etwas unſicher geſchäftigen Iwan Fjodorowitſch mit beſagten großen Augen an.

»Oh, was das betrifft, ſo braucht man bei dem nicht alle Etikettevorſchriften und Zeremonien zu beobachten, vorausgeſetzt, daß es dir, mein Freund« (der General redete ſeine Gattin gewöhnlich mit »mein Freund« an), »daß es dir nur zuſagt, ihn zu empfangen,« beeilte er ſich erklärend hinzuzufügen. »Er iſt ein vollſtändiges Kind und ſo ein armer Junge: hat da gewiſſe Anfälle, wie er ſagt, von einer Krankheit wahrſcheinlich; kommt ſoeben aus der Schweiz, direkt von der Bahn, iſt etwas eigenartig gekleidet, ſo—o... nach deutſcher Art gewiſſermaßen, und hat zum Überfluß keine Kopeke in der Taſche, tatſächlich; er weinte beinahe. Ich habe ihm fünfundzwanzig Rubel geſchenkt und will ihm in einer Kanzlei eine kleine Schreiberſtelle zu verſchaffen ſuchen. Und Euch, mesdames, bitte ich, ihn gefälligſt zu bewirten; denn er wird, glaube ich, auch hungrig ſein ...«

»Ich verſtehe Sie nicht,« fuhr die Generalin im ſelben Ton und mit demſelben Blick fort, »hungrig und hat Anfälle! Was für Anfälle?«

»Oh, die wiederholen ſich nicht ſo oft, und dann — er iſt ja faſt noch ein großes Kind, übrigens nicht ungebildet. Und euch wollte ich bitten, mesdames,« wandte er ſich wieder an ſeine Töchter, »ihn ein wenig zu examinieren; denn es iſt doch immer gut, wenn man weiß, was für Eigenſchaften er hat.«

»Ex—a—mi—nie—ren?« fragte die Generalin gedehnt und begann in größter Verwunderung bald ihre Töchter, bald wiederum ihren Gatten mit fragendem Blick anzuſehen.

»Ach, mein Freund, das war natürlich nicht ſo gemeint, verſteh mich nicht falſch ... übrigens, wie du willſt. Ich hatte die Abſicht, ihn gut zu behandeln und in unſer Haus einzuführen; denn das wäre doch ein gutes Werk.«

»In unſer Haus einzuführen? Aus der Schweiz?«

»Die Schweiz iſt eine Sache für ſich ... doch, übrigens, wie geſagt: ganz wie du willſt. Ich meine ja nur, weil er doch auch ein Myſchkin iſt, und vielleicht ſogar verwandt mit dir, und dann: er weiß nicht einmal, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll. Ich glaubte, daß es dich intereſſieren würde, ihn kennenzulernen; denn er gehört doch gewiſſermaßen, nun ja, zur Familie.«

»Gewiß doch, maman, wenn man mit ihm nicht ſo zeremoniell zu ſein braucht. Und nach der Reiſe wird er ſicherlich Hunger haben, weshalb alſo ſoll man ihm nicht zu eſſen geben, wenn er hier ſonſt keine Menſchenſeele hat?« ſagte Alexandra, die älteſte Tochter.

»Und überdies iſt er ja das reine Kind, mit ihm kann man noch Blindekuh ſpielen.«

»Blindekuh ſpielen? Wie das?«

»Ach, maman, hören Sie doch auf, ſich ſo zu verſtellen, bitte!« unterbrach Aglaja ſie ärgerlich.

Die mittlere, Adelaida, konnte ſich nicht bezwingen und brach in helles Lachen aus.

»Laſſen Sie ihn nur herbitten, Papa, maman erlaubt es ſchon«, entſchied Aglaja.

Der General klingelte und ließ den Fürſten zur Generalin bitten.

»Aber nur unter der Bedingung, daß ihm eine Serviette um den Hals gebunden wird, ſobald er ſich an den Tiſch ſetzt», ſagte die Generalin. »Ruft Fjodor – oder Mawra...

ſie ſoll hinter ſeinem Stuhl ſtehen, wenn er ißt. Iſt er wenigſtens ruhig, wenn er ſeine Anfälle hat? Macht er nicht wilde Geſten?«

»Im Gegenteil, er iſt ſogar ſehr nett erzogen, er hat vorzügliche Manieren. Mitunter iſt er vielleicht etwas gar zu treuherzig ... Ah, da iſt er ja ſelbſt! Bitte, hier, ſtelle euch vor, meine Damen: Fürſt Ljef Nikolajewitſch Myſchkin, der Letzte dieſes Namens. Ein Namensvetter von dir, liebe Liſaweta Prokofjewna, und vielleicht ſogar ein Verwandter. Bitte, ſich ſeiner gefälligſt anzunehmen. Sogleich wird das Frühſtück aufgetragen, Sie erweiſen uns doch die Ehre, Fürſt... Nun, ich aber, Verzeihung, ich habe mich ſchon verſpätet, ich muß eilen...«

»Wir wiſſen ſchon, wohin Sie eilen«, ſagte die Generalin bedeutſam.

»Ich eile, ich eile, mein Freund, habe mich nämlich ſchon verſpätet! Gebt ihm übrigens eure Albums, mesdames, damit er euch irgend etwas einſchreibt. Ihr ahnt gar nicht, was für ein Kalligraph er iſt – einfach ein Phänomen! Angeborenes Talent! Dort bei mir hat er mit mittelalterlichen Buchſtaben eine Unterſchrift geſchrieben: ‚In Demut unterzeichnet dieſes Igumen Pafnutij' – großartig! ... Nun, alſo auf Wiederſehen!«

»Pafnutij? Ein Abt? Warten Sie, aber ſo warten Sie doch, wohin gehen Sie denn, was iſt das für ein Pafnutij?« rief die Generalin mit ärgerlicher Gereiztheit und faſt aufgebracht ihrem eilig ſich entfernenden Gatten nach.

»Ja, ja, mein Freund, früher hat es einmal einen ſolchen Abt gegeben ... ich muß zum Grafen, er erwartet mich ſchon lange, und die Hauptſache: er hat mich ſelbſt beſtellt ... Auf Wiederſehen, Fürſt!«

Und Se. Exzellenz verſchwand mit ſchnellen Schritten.

»Ich weiß ſchon, zu welchem Grafen er eilt!« bemerkte die Generalin ſcharf und wandte gereizt ihren Blick dem Fürſten zu. »Nun – was war's doch?« begann ſie gereizt, indem ſie ſich ärgerlich des vorhergehenden Geſpräches zu erinnern ſuchte. »Wovon ſprachen wir? Ach richtig! – nun, was war das für ein Abt?«

»Maman«, wollte Alexandra ſich einmiſchen, und Aglaja klappte hörbar mit der Fußſpitze auf den Boden.

»Unterbrechen Sie mich nicht, Alexandra Iwanowna«, wandte ſich die Generalin eifig an ihre Älteſte. »Ich will es wiſſen, was es mit dieſem Abt für eine Bewandtnis hat. Setzen Sie ſich hierher, Fürſt, hier auf dieſen Seſſel, mir gegenüber, nein, nein, hierher, mehr ins Licht, rücken Sie der Sonne näher, damit ich Sie beſſer ſehen kann. Nun, was iſt das für ein Abt?«

»Der Abt Pafnutij«, antwortete der Fürſt höflich und ernſt.

»Pafnutij? Das iſt intereſſant. Nun, und was iſt's mit ihm?«

Die Generalin ſtellte ihre Fragen ungeduldig, ſchnell, ſchroff, ohne den Blick vom Fürſten abzuwenden, und als dieſer antwortete, nickte ſie nach jedem Satz mit dem Kopfe.

»Igumen Pafnutij lebte im vierzehnten Jahrhundert«, begann der Fürſt, »und ſtand einem Kloſter an der Wolga in unſerem jetzigen Gouvernement Koſtroma vor. Er war bekannt wegen ſeines gottesfürchtigen Lebens und ſeiner Reiſe ins Reich der Goldenen Horde*. Ferner half er, Ord=

*Chanat Kiptſchak, deſſen tatariſche Fürſten in der Stadt Sſarai an der Achtuba (unteren Wolga) lebten und ſich von den ruſſiſchen Teilfürſten nach deren Unterwerfung Tribut zahlen ließen. E. K. R.

nung und Ruhe in unſeren damaligen Fürſtentümern wieder herzuſtellen. Das Fakſimile ſeiner Unterſchrift auf einer Urkunde kam mir zufällig in die Hände. Seine Schrift gefiel mir, und ich verſuchte ſie nachzuahmen. Als Ihr Herr Gemahl nun ſehen wollte, wie ich ſchreibe, um mir vielleicht eine Anſtellung zu verſchaffen, ſchrieb ich einige Sätze auf ein Blatt Papier, unter anderem auch ‚In Demut unterzeichnet dieſes Igumen Pafnutij‘, genau ſo, wie der Abt ſelbſt geſchrieben hat. Dieſe Schriftprobe gefiel Seiner Exzellenz, und deshalb hat er ſie auch erwähnt.«

»Aglaja,« ſagte die Generalin, »merk dir: Pafnutij, oder notiere den Namen, denn ſonſt vergeſſe ich ihn. Ich glaubte, daß es intereſſanter wäre. Wo iſt denn dieſe Schriftprobe?«

»Sie blieb, glaube ich, auf dem Tiſch im Kabinett des Generals.«

»Schickt Fjodor hin und laßt ſie ſofort herholen!« wandte ſich die Generalin an ihre Töchter.

»Aber ich kann es Ihnen ja nochmals aufſchreiben, wenn Sie wollen.«

»Gewiß, maman,« ſagte Alexandra, »jetzt aber täten wir beſſer, zu frühſtücken; wir ſind hungrig.«

»Ja, das können wir«, entſchied die Generalin. »Gehen wir, Fürſt! Bringen Sie auch einen großen Hunger mit?«

»Ja, im Augenblick iſt er ſogar recht groß. Ich danke Ihnen.«

»Das gefällt mir, daß Sie höflich ſind, und ich merke, Sie ſind durchaus nicht ſo ein ... Sonderling, wie man Sie uns zu ſchildern beliebt hat. Nun, gehen wir ... Setzen Sie ſich dorthin, mir gegenüber,« ſagte ſie, geſchäftig dem Fürſten einen Stuhl anweiſend, als ſie ins Frühſtückszimmer traten, »ich will Sie ſehen. Alexandra, Adelaida,

ſorgt dafür, daß der Fürſt alles Nötige bekommt. Nicht wahr, er iſt doch gar nicht ſo ... krank? Vielleicht iſt's auch gar nicht nötig, ihm die Serviette ... Hat man Ihnen bei Tiſch immer eine Serviette umgebunden, Fürſt?«

»Früher, als ich etwa ſiebenjährig war, allerdings, wie ich mich zu erinnern glaube; jetzt jedoch lege ich die Serviette gewöhnlich auf die Knie, wenn ich eſſe.«

»So gehört ſich's auch. Aber Ihre Anfälle?«

»Anfälle?« wunderte ſich der Fürſt ein wenig. »Im allgemeinen habe ich meine Anfälle jetzt ziemlich ſelten. Übrigens, ich weiß nicht: man ſagt, das hieſige Klima würde mir ſchädlich ſein.«

»Er ſpricht ſehr gut«, bemerkte die Generalin, ſich an ihre Töchter wendend, nachdem ſie wieder zu jedem Satz des Fürſten genickt hatte. »Ich hatte es gar nicht erwartet. Das iſt wahrſcheinlich alles nur Erfindung, wie gewöhnlich. Eſſen Sie, Fürſt, und erzählen Sie, wo Sie geboren, wo Sie erzogen ſind. Ich will alles wiſſen; Sie intereſſieren mich ſehr.«

Der Fürſt dankte und begann, während er mit großem Appetit aß, zwiſchendurch alles das zu erzählen, was er an dieſem Morgen ſchon zweimal über ſeine Perſon berichtet hatte. Die Generalin blickte ihn mit wachſender Zufriedenheit an. Die jungen Mädchen hörten gleichfalls recht aufmerkſam zu. Man kam auf die Verwandtſchaft zu ſprechen; es zeigte ſich, daß der Fürſt ſeinen Stammbaum kannte, aber wie ſehr ſie ſich auch mühten, es ließ ſich doch ſo gut wie gar keine Verwandtſchaft zwiſchen ihnen herſtellen. Ihre Großväter und Großmütter hätten ſich vielleicht noch als entfernte Verwandte betrachten können. Dieſes verhältnismäßig trockene Thema gefiel der Generalin ausnehmend gut, da

ſie ſonſt nie Gelegenheit hatte, von ihrem Stammbaum zu ſprechen, und ſo war ſie ſehr guter Laune, als ſie ſich von der Frühſtückstafel erhob.

»So, jetzt wollen wir in unſer Verſammlungszimmer gehen,« ſagte ſie, »der Kaffee kann dort gereicht werden. Wir haben, müſſen Sie wiſſen, ein beſtimmtes Zimmer, in dem wir uns regelmäßig zu verſammeln pflegen, wenn wir allein ſind«, erzählte ſie dem Fürſten, während ſie ſich mit ihm dorthin begab. »Es iſt im Grunde nichts anderes, als mein kleiner Salon, in dem ſich dann eine jede damit beſchäftigt, wozu ſie gerade Luſt hat. Alexandra, das iſt dieſe hier, meine älteſte Tochter, ſpielt Klavier, oder ſie lieſt oder näht. Adelaida malt Landſchaften und Porträts – kann aber leider nichts beenden. Und Aglaja ſitzt da und tut nichts. Auch mir fällt jede Arbeit aus den Händen: was ich auch beginne, es kommt doch nichts dabei heraus. Nun, da ſind wir. Setzen Sie ſich, Fürſt, hier, an den Kamin, und erzählen Sie. Ich will wiſſen, wie Sie eine Sache zu erzählen verſtehen. Jetzt werde ich mich ſelbſt überzeugen ... Ich will Sie gut kennenlernen, und wenn ich die alte Fürſtin Bjelokonskaja wiederſehe, werde ich ihr von Ihnen erzählen. Ich will, daß Sie auch alle anderen intereſſieren. Nun, reden Sie jetzt.«

»Aber, maman, ſo auf Kommando zu erzählen, iſt doch ſehr ſchwer«, bemerkte Adelaida, die inzwiſchen ihre Staffelei zurechtgerückt hatte, jetzt Pinſel und Palette zur Hand nahm und ſich anſchickte, an der längſt begonnenen Kopie einer Landſchaft zu malen.

Alexandra und Aglaja ſetzten ſich beide auf ein kleines Sofa und ſchienen mit müßig im Schoß ruhenden Händen nichts als zuhören zu wollen. Dem Fürſten fiel es auf, daß

von allen Seiten mit ganz beſonderer, aufmerkſamer Erwartung die Blicke auf ihn gerichtet waren.

»Ich würde nichts erzählen, wenn man mir ſo befehlen wollte«, ſagte Aglaja.

»Warum nicht? Was iſt denn dabei ſo verwunderlich? Warum ſollte er nicht erzählen? Er iſt doch nicht ſtumm. Ich will wiſſen, wie er zu erzählen verſteht. Nun, bitte, gleichviel wovon. Erzählen Sie, wie Ihnen die Schweiz gefallen hat, wie war der erſte Eindruck? Ihr werdet ſehen, er wird ſogleich beginnen und wird ſogar vorzüglich beginnen.«

»Der Eindruck war groß . . .,« begann der Fürſt, wurde jedoch ſofort von der Generalin unterbrochen.

»Seht Ihr? Was hab' ich geſagt?« wandte ſie ſich äußerſt befriedigt an ihre Töchter, »da hat er doch begonnen!«

»Aber ſo laſſen Sie ihn doch wenigſtens weitererzählen, maman«, verſuchte Alexandra ſie aufzuhalten. »Dieſer Fürſt iſt vielleicht ſogar ſehr gerieben und nichts weniger als ein Idiot«, raunte ſie unbemerkt Aglaja zu.

»Zweifellos, das habe ich ſchon längſt bemerkt«, flüſterte Aglaja ebenſo zurück. »Wie dumm von ihm, ſich zu verſtellen und eine ſolche Rolle zu ſpielen. Glaubt er etwa, dadurch zu gewinnen?«

»Der erſte Eindruck war ungeheuer groß«, wiederholte der Fürſt. »Als man mich aus Rußland fortbrachte und wir durch verſchiedene deutſche Städte fuhren, ſah ich nur ſchweigend, was an uns vorüberzog, und ich weiß noch, ich ſtellte keine einzige Frage. Es war das nach einer ganzen Reihe von ſehr ſtarken und qualvollen Anfällen meiner Krankheit. Und nach einer ſolchen Zeit, wenn meine Krankheit ſo heftig aufgetreten war und die Anfälle ſich mehrere-

mal wiederholt hatten, verfiel ich regelmäßig in vollkommene geiſtige Stumpfheit, verlor ganz und gar mein Gedächtnis, und wenn der Verſtand auch noch arbeitete, ſo wurde doch die logiſche Entwicklung meiner Gedanken gleichſam immer abgeſchnitten. Mehr als zwei oder drei Gedanken vermochte ich nicht nacheinander zu denken. So ſcheint es mir wenigſtens jetzt. Ließen dagegen die Anfälle nach, ſo wurde ich wieder geſund und kräftig, ganz ſo wie ich jetzt bin. Ja, ich entſinne mich noch: es war eine unerträgliche Traurigkeit in mir; ich hätte weinen mögen. Ich wunderte mich nur und war ſehr unruhig. Doch am entſetzlichſten wirkte auf mich, daß alles um mich herum ſo fremd war; das begriff ich. Dieſe Fremdheit vernichtete mich förmlich. Aus dieſem Zuſtande, aus dieſer Dunkelheit, deſſen entſinne ich mich noch deutlich, erwachte ich eines Abends – es war in Baſel, als wir in der Schweiz angelangt waren – und was mich weckte, war der Schrei eines Eſels auf dem Marktplatz. Dieſer Eſel frappierte mich ungeheuer: er gefiel mir aus irgendeinem Grunde über alle Maßen. Und im ſelben Augenblick wurde es gleichſam hell in mir, und die Dunkelheit verſchwand.«

»Ein Eſel? Das iſt ſonderbar«, meinte die Generalin. »Aber übrigens, was ſoll denn Sonderbares dabei ſein – manch eine verliebt ſich ſogar in einen Eſel«, bemerkte ſie mit zornigem Blick auf die lachenden Töchter. »Auch in der Mythologie gibt es etwas Ähnliches. Fahren Sie fort, Fürſt.«

»Seit der Zeit habe ich die Eſel ſehr lieb. Ich empfinde geradezu Sympathie für ſie. Ich erkundigte mich ſofort nach ihnen – es waren meine erſten Worte ſeit langer Zeit. Ich wollte Näheres über ſie hören, denn ich hatte ja noch nie welche geſehen; und ſo überzeugte ich mich bald ſelbſt, daß

ſie überaus nützliche Tiere ſind: arbeitſam, ſtark, geduldig, billig, ausdauernd. Durch dieſen Eſel aber begann mir von Stund' an die ganze Schweiz zu gefallen, und ſo verging meine frühere Traurigkeit.«

»Das iſt alles ſehr eigentümlich, aber ich denke, vom Eſel brauchen Sie uns jetzt nichts mehr zu erzählen. Gehen wir auf ein anderes Thema über. Worüber lachſt du die ganze Zeit, Aglaja? Und du, Alexandra? Der Fürſt hat ganz vorzüglich vom Eſel erzählt. Er hat ihn ſelbſt geſehn, was aber haſt du geſehn? Du biſt noch nie im Auslande geweſen.«

»Ich habe aber doch ſchon einen Eſel geſehn«, ſagte Adelaida.

»Und ich habe ſogar einen gehört! Einen vierbeinigen!« übertrumpfte ſie Aglaja.

Da brachen ſie alle drei in Lachen aus, und der Fürſt lachte mit.

»Das iſt aber ſehr häßlich von euch,« bemerkte die Generalin, »Sie müſſen ſie ſchon entſchuldigen, Fürſt, ſie ſind im Grunde gute Mädchen. Ich muß ſie ewig ſchelten, aber lieb habe ich ſie doch. Sie ſind flatterhaft, leichtſinnig und im Augenblick einfach unzurechnungsfähig.«

»Weshalb denn das?« fragte der Fürſt lachend. »Nur weil ſie jetzt lachen? Oh, auch ich würde die Gelegenheit nicht verſäumen. Doch trotzdem: ich habe den Eſel in jeder Geſtalt gern. Ein Eſel iſt immer ein guter und nützlicher Menſch.«

»Aber Sie ſelbſt, Fürſt, ſind Sie gutherzig? Ich frage aus Neugier«, ſagte die Generalin ganz harmlos.

Wieder brachen alle in Lachen aus.

»Ach, das war doch nicht ſo gemeint! Ihr habt wirklich nichts anderes als den Eſel im Sinn!« rief die Generalin unwillig aus. »Glauben Sie mir, Fürſt, ich habe es nur ſo geſagt, ganz gedankenlos, ohne jede . . .«

»Anſpielung? Oh, ich glaube es Ihnen, ohne Zweifel!«

Und der Fürſt konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen.

»Das iſt ſehr nett, daß Sie lachen. Ich ſehe, Sie ſind ein gutherziger Menſch«, ſagte die Generalin.

»Mitunter auch kein gutherziger«, antwortete der Fürſt.

»Nun, ich bin immer gutherzig,« bemerkte die Generalin unerwartet, »ich bin tatſächlich immer gut, und das iſt mein einziger Fehler; denn man ſoll nicht immer gut ſein. Ich ärgere mich ſehr oft über dieſe drei hier, und über Iwan Fjodorowitſch beſonders, doch ſchlimm iſt nur, daß ich gerade dann am gutmütigſten bin, wenn ich mich ärgere. Vorhin, kurz bevor ſie kamen, ärgerte ich mich wieder und tat, als begriffe ich nichts, und als könnte ich auch nichts begreifen. Das kommt bei mir ſo vor, ganz als wäre ich ein Kind. Aglaja hat mir eine Lektion erteilt, hab' Dank dafür, Aglaja. Übrigens, das iſt ja doch alles Unſinn. Ich bin noch nicht ſo dumm, wie ich ſcheine und wie mich meine lieben Töchter hinſtellen möchten. Ich habe Charakter und bin nicht ſcheu. Ich ſage das jetzt nur ſo, nicht etwa, weil ich ihnen zürne. Komm her, Aglaja, gib mir einen Kuß . . . Nun, genug der Zärtlichkeit«, ſagte ſie, als Aglaja ihr nach einem Kuß auf den Mund auch noch herzlich die Hand küßte. »Fahren Sie fort, Fürſt. Vielleicht fällt Ihnen noch etwas Intereſſanteres ein als das vom Eſel.«

»Ich begreife nicht, wie man ſo auf Kommando erzählen kann,« wunderte ſich Adelaida, »ich würde es wirklich nicht können.«

»Der Fürſt aber kann es, wie du ſiehſt. Das kommt natürlich daher, weil er klug iſt; mindeſtens zehnmal klüger als du, vielleicht ſogar zwölfmal. Ich hoffe, du fühlſt das nun auch ſelbſt. Beweiſen Sie es ihnen, Fürſt. Fahren Sie fort. Den Eſel kann man, denke ich, auch in dieſer Geſchichte beiſeite laſſen. Nun, was haben Sie denn außer dem Eſel im Auslande geſehen?«

»Aber auch das, was der Fürſt vom Eſel ſagte, war intereſſant«, bemerkte Alexandra. »Der Fürſt hat wirklich feſſelnd ſeinen krankhaften Zuſtand geſchildert und wie ihm dann alles, durch einen äußeren Stoß gleichſam, mit völlig unerwarteter Plötzlichkeit in einem ganz anderen Lichte erſchien. Es hat mich immer zu wiſſen intereſſiert, wie es wohl ſein mag, wenn man den Verſtand verliert und dann ſpäter wieder geſund wird. Beſonders wenn es ganz plötzlich geſchieht.«

»Nicht wahr? Nicht wahr?« fragte die Generalin lebhaft. »Ich ſehe, auch du kannſt mitunter klug ſein. Nun, genug jetzt geſcherzt. Sie blieben, glaube ich, bei der Schweizer Landſchaft ſtehen, Fürſt – nun?«

»Wir kamen nach Luzern, und man brachte mich über den See. Ich fühlte ſeine Schönheit, aber es war mir dabei unſäglich ſchwer zumute«, erzählte der Fürſt.

»Warum?« fragte Alexandra.

»Das weiß ich nicht. Beim erſten Anblick einer ſolchen Natur iſt mir immer ſchwer zumute und eine gewiſſe Unruhe erfaßt mich; ſchön iſt es und doch – beunruhigend. Aber das war ja alles noch während der Krankheit.«

»Oh, ich möchte gern einmal die Schweiz ſehen!« ſagte Adelaida. »Wann werden wir endlich einmal ins Ausland

reiſen? Da ſitze ich nun hier und kann ſeit zwei ganzen Jahren keinen Vorwurf zu einem Gemälde finden.

‚Was im Oſten und Süden wir lieben.
Iſt ſchon längſt und vielfach beſchrieben‘«

zitierte ſie. »Suchen Sie mir ein Sujet, Fürſt.«

»Ich verſtehe davon nichts. Ich denke: man ſchaut und malt.«

»Ich verſtehe aber nicht zu ſchauen . . .«

»In was für Rätſeln redet ihr? – das ſoll ein Menſch verſtehen! Kein Wort begreife ich!« unterbrach ſie die Generalin. »Weshalb verſtehſt du denn nicht zu ſchauen? Du haſt doch Augen, mach' ſie auf und ſieh. Verſtehſt du es hier nicht, ſo wirſt du's auch dort im Auslande nicht lernen. Erzählen Sie lieber, was und wie Sie ſelbſt geſchaut haben, Fürſt.«

»Ja, das wird beſſer ſein«, meinte auch Adelaida. »Sie haben ja doch im Auslande das Schauen gelernt.«

»Ich weiß nicht, ob ich es getan habe. Ich habe dort nur Heilung von meiner Krankheit geſucht. Ob ich aber zu ſchauen gelernt habe, das weiß ich wirklich nicht. Ich war die ganze Zeit dort ſehr glücklich.«

»Glücklich! Sie verſtehen es, glücklich zu ſein?« rief Aglaja aus. «Wie können Sie dann ſagen, daß Sie nicht zu ſchauen gelernt hätten! Sie werden auch uns noch das Schauen lehren.«

»Ach, bitte, lehren Sie's uns!« bat Adelaida lachend.

»Ich kann nichts lehren«, gab auch der Fürſt lachend zurück. »Ich habe faſt die ganze Zeit, die ich im Auslande war, dort in jenem Schweizer Dorfe verbracht; nur ſelten unternahm ich eine kurze Reiſe. Was vermag ich da zu lehren? Anfangs konnte ich nur ſagen, daß ich mich nicht langweilte,

dann aber – meine Geſundheit beſſerte ſich ſchnell – dann wurde mir jeder Tag teuer, und je länger ich da war, deſto teurer, ſo daß es mir ſelbſt auffiel. Ich war ſo zufrieden, wenn ich zu Bett ging, und wenn ich aufſtand, war ich geradezu glücklich. Weshalb aber das alles ſo war, iſt ziemlich ſchwer zu erklären.«

»So daß Sie ſich nirgendwohin mehr fortſehnten, ſich nirgendwohin mehr fortgerufen fühlten?« fragte Alexandra.

»Anfangs, ja, ganz zu Anfang – da rief es mich fort, und mich überkam dann eine große Unruhe. Ich dachte immerwährend daran, wie ich einſt leben würde. Ich wollte mein Schickſal erforſchen und in manchen Augenblicken wurde die Unruhe faſt unerträglich. Wiſſen Sie, es gibt ſolche Augenblicke, namentlich in der Einſamkeit. Wir hatten dort einen Waſſerfall, keinen ſehr großen; der fiel von einem hohen Berge. Wie ein weißer, dünner Faden ſah er aus, und er fiel faſt ſenkrecht, – weiß, rauſchend, mit ſpritzendem, zerſtäubendem Giſcht. Er ſtürzte von hoch oben herab und ſchien dabei doch gar nicht ſo hoch zu ſein, er war vielleicht eine halbe Werſt entfernt, und es ſchien als ſeien nur fünfzig Schritt bis zu ihm. Wenn ich nachts nicht ſchlafen konnte, lauſchte ich ſeinem Rauſchen; in ſolchen Minuten wuchs dann meine Unruhe und wurde beklemmend. Auch mitten am Tage, wenn man ſo zuweilen irgendwohin in die Berge ging – da blieb man plötzlich ſtehen: ringsum nichts als Fichten, alte, große, harzige Stämme; über einem auf dem Felſen die Ruinen einer mittelalterlichen Burg; unſer Dorf weit unten, kaum noch ſichtbar; die Sonne ſo grell, der Himmel blau, unheimlich wurde die Stille. Da ſcheint es einem denn, daß man irgendwohin gerufen wird, und ich dachte oft, wenn man

immer geradeaus und lange, lange ginge, bis dorthin zu jenem Strich, wo ſich Himmel und Erde vereinen – daß dort des Rätſels Löſung ſei und man dort ſogleich ein neues Leben ſehen würde, ein tauſendmal ſtärkeres und geräuſchvolleres als bei uns. So dachte ich mir immer eine große Stadt, wie etwa Neapel, in der nur Paläſte ſind und Geräuſch, und Lärm, und Leben ... Doch wer kann das alles erzählen, was man ſo zuſammengedacht hat! Und dann ſchien mir wiederum, daß man auch im Gefängnis ein unermeßlich großes Leben finden kann.«

»Dieſen löblichen Gedanken habe ich ſchon in meiner Chreſtomathie geleſen, als ich erſt zwölf Jahre alt war«, ſagte Aglaja.

»Das iſt alles Philoſophie,« meinte Adelaida, »Sie ſind ein Philoſoph, Fürſt, und ſind hergekommen, um uns zu belehren.«

»Sie haben vielleicht recht,« ſagte der Fürſt lächelnd, »ich bin vielleicht tatſächlich ein Philoſoph und habe vielleicht auch wirklich die Abſicht, zu lehren ... Das iſt ſchon möglich; ja, das iſt wohl möglich.«

»Und Ihre Philoſophie iſt von genau derſelben Art, wie die Jewlampia Nikolajewnas«, griff wieder Aglaja auf. »Das iſt eine Beamtenfrau – eine Witwe übrigens; ſie beſucht uns oft und ſitzt dann ſtundenlang. Bei ihr liegt das ganze Lebensrätſel in der – Billigkeit. Nur wie man billiger leben könnte, nur von Kopeken ſpricht ſie, und dabei nicht zu vergeſſen – ſie *hat* Geld. Genau ſo iſt auch Ihr großes Leben im Gefängnis, und vielleicht auch Ihr vierjähriges Glück im Dorf, für das Sie Ihre große Stadt Neapel verkauften und, wie mir ſcheint, noch mit Profit, wenn Sie ſie auch nur für Kopeken hingaben.«

»Was das Leben im Gefängnis betrifft, ſo kann man auch anderer Meinung ſein«, ſagte der Fürſt. »Ich habe einmal gehört, wie ein Menſch, der zwölf Jahre im Gefängnis verbracht hatte, von dieſem Leben erzählte. Es war das einer von den Patienten meines Profeſſors. Er hatte Anfälle, war bisweilen ſehr unruhig, weinte oft und wollte ſich einmal ſogar das Leben nehmen. Sein Leben im Gefängnis war ſehr traurig geweſen, deſſen kann ich Sie verſichern, doch ſicherlich nicht nur von Kopekenwert. Seine ganzen Erlebniſſe beſchränkten ſich auf eine Spinne und einen kleinen Baum, der unter dem Fenſter herangewachſen war ... Doch ich werde Ihnen lieber von einem anderen Menſchen erzählen, den ich im vorigen Jahre kennenlernte. Hier iſt ein Umſtand von beſonderer Merkwürdigkeit – eben weil man einen ſolchen Menſchen nur äußerſt ſelten trifft: dieſer Menſch war einmal zuſammen mit anderen aufs Schafott geführt worden und hatte ſein Todesurteil gehört: ſie alle ſollten wegen eines politiſchen Verbrechens erſchoſſen werden. Nach etwa zwanzig Minuten wurde ihre Begnadigung verleſen, und ſie wurden zu einer milderen Strafe verurteilt. Einſtweilen aber, die Zeit zwiſchen den beiden Verleſungen, alſo etwa ganze zwanzig Minuten, hatte er natürlich in der feſten Überzeugung verbracht, daß er nach wenigen Minuten jählings ſterben werde. Ich wollte furchtbar gern einmal hören, wie er ſeine damaligen Eindrücke jetzt wohl wiedergeben mochte, und verſuchte mehrmals, das Geſpräch auf jenes Erlebnis zu bringen. Er entſann ſich noch jeder Einzelheit ungewöhnlich deutlich und verſicherte, daß er niemals auch nur das geringſte vergeſſen würde, was er in dieſen Minuten geſehen oder gedacht. Zwanzig Schritte vom Schafott, das viel Volk und Soldaten um-

ſtanden, waren drei Pfähle eingerammt; denn der Verurteilten waren mehrere. Die erſten drei wurden zu den Pfählen geführt und angebunden; man zog ihnen das ‚Sterbekleid‘ an – lange weiße Kittel – und über die Augen wurden ihnen weiße Kapuzen gezogen, damit ſie nicht ſähen, wie auf ſie gezielt wurde. Vor jedem Pfahl wurde ein Kommando Soldaten, beſtehend aus einigen Mann, aufgeſtellt. Mein Bekannter war der Achte in der Reihe, folglich mußte er als einer der Letzten zu den Pfählen gehen. Der Geiſtliche trat an jeden heran und ſegnete ihn mit dem Kreuz. Es blieben ihm noch fünf Minuten auf Erden, nicht mehr. Doch dieſe fünf Minuten ſchienen ihm eine unendlich lange Friſt, ein unſchätzbarer Reichtum; es ſchien ihm, daß er in dieſen fünf Minuten noch ſo viel Leben zu durchleben habe, daß er an den letzten Augenblick vorläufig noch gar nicht zu denken brauche, und er entwarf noch einen ganzen Plan für die Ausnutzung dieſer kurzen Zeit: für den Abſchied von den Kameraden beſtimmte er zwei Minuten; weitere zwei Minuten beſtimmte er dazu, um zum letztenmal noch einmal ſtill für ſich zu denken, und die letzte Minute, um noch einmal, zum letztenmal, rings um ſich zu ſchauen. Er entſann ſich dieſer Zeiteinteilung noch bis auf jede Einzelheit, er wußte genau, welche Gedanken er gehabt, und daß er ſich gerade dieſe Reihenfolge vorgenommen. Er war damals ſiebenundzwanzig Jahre alt, als er ſterben ſollte, geſund und kräftig. Als er von ſeinen Freunden Abſchied nahm, ſtellte er, deſſen entſann er ſich noch deutlich, an einen von ihnen irgendeine nebenſächliche Frage und vernahm ſogar ſehr intereſſiert deſſen Antwort. Darauf, als er von ihnen Abſchied genommen, begannen die zwei Minuten, die er dazu beſtimmt hatte, *ſtill für ſich zu denken.*

Er wußte, worüber er nachdenken würde: er wollte es ſich immer einmal vorſtellen, möglichſt ſchnell und klar und grell, wie denn das eigentlich ſei: ſoeben lebt er noch, er iſt, nach drei Minuten aber iſt er nicht, nach drei Minuten wird er ein Irgend-etwas ſein – aber was denn, wo denn? Und alles das glaubte er in dieſen zwei Minuten entſcheiden zu können. Nicht weit von jenem Platz, auf dem ſie erſchoſſen werden ſollten, war eine Kirche, und das vergoldete Dach der Kuppel glänzte im hellen Sonnenſchein. Er wußte noch, daß er unverwandt, daß er faſt ſtarr auf dieſe goldene Kuppel und die Strahlen, die von ihr ausgingen, geſehen hatte; er vermochte ſich nicht loszureißen von dieſen Strahlen: es ſchien ihm, daß ſie ſeine neue Natur ſeien, daß er nach drei Minuten irgendwie mit ihnen ineinanderfluten werde ... Die Ungewißheit und der Ekel vor dieſem Neuen, das unfehlbar ſogleich eintreten mußte und dann ewig ſein würde, waren für ihn auch in der Erinnerung noch grauenvoll. Doch trotzdem ſei ihm in dieſen Augenblicken nichts ſchwerer geweſen, erzählte er, als der unausgeſetzte Gedanke: ‚Wie aber, wenn du nicht zu ſterben brauchteſt? Wenn man dir das Leben wiedergeben würde – welch eine Ewigkeit! Und all das gehörte dann mir! Oh, jede Minute würde ich in ein ganzes Jahrhundert verwandeln, nichts würde ich verlieren, jede Minute würde ich zählen, nichts, nichts würde ich verlieren, keinen Augenblick würde ich ungenützt vergeuden!‘ Er ſagte, daß dieſer Gedanke in ihm ſchließlich zu einem ſo brennenden Ingrimm geworden ſei, daß er nur noch gewünſcht habe, ſchneller erſchoſſen zu werden.«

Der Fürſt verſtummte plötzlich. Alle erwarteten, daß er etwas Beſonderes daraus folgern würde.

»Iſt Ihre Erzählung zu Ende?« fragte Aglaja.

»Was? Ach ſo – ja«, ſagte der Fürſt, aus ſeiner Gedankenverlorenheit auffahrend.

»Wozu haben Sie uns denn das erzählt?«

»So ... es fiel mir gerade ein ... weil wir darauf zu ſprechen kamen ...«

»Sie ſcheinen gern ſo plötzlich abzubrechen,« bemerkte Alexandra, »Sie wollten damit gewiß ſagen, daß man keinen Augenblick nach Kopeken abſchätzen kann und fünf Minuten mitunter wertvoller als ein Schatz ſein können. Das iſt ja alles recht ſchön und gut, aber, erlauben Sie mal, – was tat denn dieſer Ihr Bekannter, der Ihnen dieſe Marter geſchildert hat: er wurde doch begnadigt, folglich erhielt er dieſe ‚Ewigkeit‘ geſchenkt. Nun, und was tat er denn ſpäter mit dieſem Reichtum? Lebte er wirklich ſo, daß er keinen Augenblick mehr ‚ungenützt vergeudete‘?«

»O nein, er hat mir ſelbſt geſagt – auch ich ſtellte dieſe Frage an ihn –, daß er längſt nicht ſo gelebt und viele, viele Augenblicke vergeudet und verloren habe.«

»Nun, dann kann Ihnen ja dies ſogleich als Beiſpiel dienen, und wie Sie daraus ſehen, kann man doch nicht ſo leben, daß man keinen Augenblick ungenützt vergeudet. Aus irgendeinem Grunde iſt es eben unmöglich.«

»Ja, aus irgendeinem Grunde iſt es eben unmöglich,« ſprach der Fürſt gedankenverloren nach, »mir ſelbſt hat es auch ſo geſchienen ... Aber dennoch – man will es gleichſam nicht glauben ...«

»Das heißt, Sie glauben, daß Sie klüger als alle anderen leben werden?« fragte Aglaja.

»Ja, auch das habe ich mitunter geglaubt.«

»Und glauben es auch jetzt noch?«

»Und ... glaube es auch jetzt noch«, antwortete der Fürſt, der mit demſelben ſtillen und ſogar ſchüchternen Lächeln Aglaja anſah. Alsbald jedoch lachte er wieder und ſah ſie heiter an.

»Sehr beſcheiden!« Aglaja ärgerte ſich faſt.

»Aber wie tapfer Sie ſind, Sie lachen ganz harmlos, während mich das alles ſo heftig traf und erſchütterte, daß es mir noch lange nachher im Traum erſchien; gerade dieſe fünf Minuten habe ich oft im Traum durchlebt ...«

Ernſt und prüfend betrachtete er nochmals ſeine Zuhörerinnen.

»Sie ärgern ſich doch nicht aus irgendeinem Grunde über mich?« fragte er plötzlich, offenbar etwas verwirrt, doch blickte er dabei allen offen in die Augen.

»Weshalb?« riefen alle drei Mädchen erſtaunt.

»Nun, weil es doch ſo den Anſchein hat, als wolle ich belehren ...«

Alle lachten.

»Wenn Sie ſich ärgerten, ſo ärgern Sie ſich nicht mehr«, bat er. »Ich weiß es ja ſelbſt, daß ich weniger als alle anderen gelebt habe und weniger als alle vom Leben verſtehe. Ich ſpreche mitunter vielleicht ſehr ſonderbar ...«

Und der Fürſt verſtummte, nun wirklich verwirrt.

»Wenn Sie ſagen, daß Sie glücklich geweſen ſind, ſo haben Sie nicht weniger, ſondern mehr gelebt – weshalb verſtellen Sie ſich dann und entſchuldigen ſich?« fragte Aglaja ſtreng, faſt händelſüchtig. »Und beunruhigen Sie ſich nicht darüber, daß Sie uns belehren, hier kann von einem Triumph Ihrerſeits gar nicht die Rede ſein. Mit Ihrem Quietismus kann man auch ein Leben von hundert

Jahren mit Glück ausfüllen. Ihnen kann man eine Hinrichtung zeigen oder einen kleinen Finger, Sie werden aus dem einen wie aus dem anderen einen gleich lobenswerten Schluß ziehen und überdies noch sehr zufrieden sein. So kann man schon leben.«

»Weshalb ärgerst du dich wieder – das versteh' ich nicht!« unterbrach sie die Generalin, die schon längere Zeit verwundert die Gesichter der Sprechenden betrachtet hatte, »und wovon ihr redet, kann ich überhaupt nicht begreifen. Was soll dieser kleine Finger? – Und dieser ganze Unsinn? Der Fürst spricht vorzüglich, nur ein wenig traurig. Weshalb entmutigst du ihn? Als er zu erzählen begann, lachte er noch, jetzt aber hast du ihn ganz traurig gemacht.«

»Tut nichts, maman. Schade, daß Sie keine Hinrichtung gesehen haben, Fürst, ich würde Sie sonst etwas fragen.«

»Ich habe eine Hinrichtung gesehen«, antwortete der Fürst.

»Ja??« fragte Aglaja ganz überrascht. »Eigentlich hätte ich es mir denken können! Das setzt nun dem Ganzen die Krone auf! Aber wenn Sie eine Hinrichtung gesehen haben, wie können Sie dann sagen, daß Sie die ganze Zeit glücklich gewesen sind? Nun, hab' ich nicht recht?«

»Wurde denn auch in Ihrem Dorf hingerichtet?« fragte Adelaida.

»Nein, ich habe in Lyon eine Hinrichtung gesehen. Ich war mit Professor Schneider hingefahren, er nahm mich mit. Als wir ankamen, gerieten wir gerade auf den Platz...«

»Nun, und es gefiel Ihnen sehr? Es enthielt wohl viel Erbauliches, Nützliches?« fragte Aglaja.

»Es gefiel mir durchaus nicht, und ich war nachher krank, aber ich muß gestehen, daß ich wie gebannt hinsah, ich konnte meinen Blick nicht losreißen.«

»Auch ich hätte meinen Blick nicht losreißen können«, sagte Aglaja.

»Dort sieht man es sehr ungern, wenn Frauen einer Hinrichtung beiwohnen, sogar in den Zeitungen wird dann dagegen geschrieben.«

»Das heißt also, daß man es nicht für eine Frauensache hält, sondern nur für eine Männersache, und damit will man's rechtfertigen. Ich gratuliere zu dieser Logik. Und Sie sind natürlich derselben Ansicht.«

»Erzählen Sie uns von jener Hinrichtung«, unterbrach Adelaida die Schwester.

»Ich würde jetzt nichts weniger als gern davon erzählen . . .«, sagte der Fürst sehr ernst, und er runzelte ein wenig die Stirn, während es wie ein Schatten über sein Gesicht zog.

»Das sieht ja ganz aus, als sei es hier nicht der Mühe wert«, stichelte Aglaja.

»Nein, ich sagte es nur, weil ich von dieser Hinrichtung vorhin schon erzählt habe.«

»Wem haben Sie davon erzählt?«

»Ihrem Diener, als ich dort wartete . . .«

»Welchem Diener?« ertönte es von allen Seiten.

»Nun, dem, der dort im Vorzimmer sitzt, mit dem graumelierten Haar und roten Gesicht. Ich wartete im Vorzimmer, bis Iwan Fjodorowitsch mich empfing.«

»Das ist sonderbar«, meinte die Generalin.

»Der Fürst ist ein Demokrat«, warf Aglaja kurz hin.

»Nun, wenn Sie es unſerem Alexei erzählt haben, können Sie es uns nicht abſchlagen.«

»Ich will es unbedingt hören!« beſtand Adelaïda auf ihrem Wunſch.

»Vorhin,« wandte ſich der Fürſt wieder lebhafter an Adelaïda (anſcheinend gab er ſich ſehr ſchnell und vertrauensvoll jeder Eingebung hin) »vorhin hatte ich allerdings einen Gedanken, als Sie um ein Sujet für ein Bild baten: zeichnen Sie das Geſicht eines zum Tode Verurteilten, wenn er auf dem Schafott ſteht, kurz bevor er den Kopf auf den Block gelegt hat, eine Minute vor dem Niederfallen des Beiles.«

»Wie, das Geſicht? Nur das Geſicht?« fragte Adelaïda. »Das iſt doch ein etwas eigentümliches Sujet, und was wäre denn das für ein Bild?«

»Ich weiß nicht ... aber warum nicht?« fragte der Fürſt, der mit Eifer bei der Sache war. »Ich habe in Baſel vor nicht langer Zeit ein ähnliches Bild geſehen. Ich würde es Ihnen gern beſchreiben ... nun, ein anderes Mal ... Es hat ſich mir unvergeßlich eingeprägt.«

»Oh, das Baſeler Bild müſſen Sie mir unbedingt einmal beſchreiben; jetzt aber ſagen Sie mir, wie Sie ſich das Bild dieſer Hinrichtung denken. Können Sie es ſo wiedergeben, wie Sie es ſich ſelbſt vorſtellen? Wie ſoll ich denn das Geſicht malen? Nichts als ein Geſicht? Was muß denn das für ein Geſicht ſein?«

»Das Geſicht eines zum Tode Verurteilten, eine Minute vor der Hinrichtung«, begann der Fürſt mit erſichtlicher Bereitwilligkeit. Es hatte den Anſchein, als ließe er ſich von der Erinnerung ganz gefangennehmen, und als hätte er alles übrige ſchon vollſtändig vergeſſen. »Das Geſicht in

dem Augenblick, wenn er gerade die kleine Treppe emporgeſtiegen iſt und ſich nun plötzlich auf dem Schafott ſieht... Er blickte zufällig nach der Seite, wo ich ſtand: ich ſah ſein Geſicht und begriff alles ... Aber wie ſoll man das in Worten wiedergeben! Ich würde – ich weiß nicht was darum geben, wenn Sie oder ſonſt jemand dieſes Geſicht zeichneten! Wenn Sie das könnten! Ich dachte ſchon damals, daß ein ſolches Bild von großem Nutzen wäre. Wiſſen Sie, man müßte in dieſem Geſicht alles wiedergeben, was vorhergegangen iſt, alles, alles! Er hatte im Gefängnis geſeſſen und, wie ich ſpäter las, die Hinrichtung erſt in einer Woche erwartet. Er hatte auf Verzögerung gerechnet, darauf, daß die Papiere noch irgendwo eingereicht werden müßten und nicht vor einer Woche zurückkommen könnten. Und nun plötzlich hatten alle Formalitäten viel weniger Zeit in Anſpruch genommen. Um fünf Uhr morgens ſchlief er noch. Es war Ende Oktober: da iſt es um fünf Uhr kalt und dunkel. Der Gefängnisaufſeher trat mit der Wache leiſe ein und berührte vorſichtig ſeine Schulter; jener erwachte, richtete ſich auf, ſah das Licht und die Wachen. ‚Was iſt?‘ – Um zehn Uhr findet die Hinrichtung ſtatt.‘ Zuerſt ſoll er es gar nicht geglaubt haben, es hieß, er habe ſogar geſtritten und behauptet, die Papiere könnten nicht vor einer Woche zurückkommen. Doch als er nach dem jähen Erwachen vollends zu ſich kam, da hörte er auf zu widerſprechen und verſtummte – ſo wurde ſpäter erzählt. Darauf ſoll er noch geſagt haben: ‚Es iſt doch ſchwer, ſo plötzlich ...‘ worauf er wieder verſtummte. Die erſten drei oder vier Stunden vergehen über den Vorbereitungen: da kommt der Geiſtliche, dann das Frühſtück, zu dem er Wein, Kaffee und Rindfleiſch erhält – iſt das nicht ein wahrer

Spott und Hohn? Wenn man nur bedenkt, wie grauſam das alles iſt! Und doch, bei Gott, dieſe unſchuldigen Leute ſind in ihrer Herzenseinfalt vollkommen überzeugt, daß es ein Werk der Nächſtenliebe ſei! Darauf folgt das Ankleiden des Verurteilten – Sie wiſſen doch, worin das beſteht? – nun, und dann wird er durch die Stadt zum Schafott geführt ... Ich glaube, auch hier muß es dem Betreffenden ſcheinen, daß noch ein unendlich langes Leben vor ihm liegt, während er hingeführt wird. Sicherlich denkt er unterwegs: ‚Oh, es iſt ja noch weit, noch drei ganze Straßen weit habe ich zu leben; jetzt habe ich noch die erſte vor mir, dann kommt erſt die zweite und dann erſt die dritte, wo rechts der Bäckerladen iſt ... oh, bis wir erſt zum Bäckerladen kommen!‘ Ringsum drängt ſich das Volk, ringsum Geſchrei und Lärm, zehntauſend Geſichter, zehntauſend Augenpaare – alles das muß er ertragen, doch das Schrecklichſte iſt der Gedanke: ‚Da ſind ihrer zehntauſend, und von ihnen wird keiner hingerichtet, nur ich allein werde hingerichtet!‘ Und das iſt alles erſt der Anfang! Eine kleine Treppe führt zum Schafott hinauf; vor dieſer Treppe brach er plötzlich in Tränen aus und war doch dabei ein ſtarker Menſch mit männlichem Charakter und ein großer Miſſetäter, wie man erzählte. Der Geiſtliche wich keinen Augenblick von ſeiner Seite, er fuhr auch im Verbrecherkarren mit ihm zum Richtplatz und ſprach die ganze Zeit auf ihn ein, doch wird dieſer ihm wohl kaum zugehört haben, – und wenn er auch hingehört haben ſollte, ſo wird er ihn nach dem dritten Wort doch nicht mehr verſtanden haben. So hat es unbedingt ſein müſſen. Endlich begann er die Treppe emporzuſteigen. Die Füße waren ihm ja gefeſſelt, und ſo bewegte er ſich nur mit kleinen Schritten vorwärts. Der Geiſtliche muß ein verſtändiger Mann ge-

weſen ſein: er hörte auf zu reden und hielt ihm immer nur das Kreuz zum Küſſen hin. Vor der Treppe war er ſehr bleich, als er aber oben anlangte und auf dem Schafott ſtand, da wurde er plötzlich weiß, buchſtäblich ſo weiß wie Papier, genau ſo wie ein Blatt weißes Schreibpapier. Zweifellos wurden ſeine Füße ſchwach und ſteif, und es quälte ihn eine gewiſſe Übelkeit – als wenn ihn etwas auf die Kehle drücke und dort gewiſſermaßen ein Kitzeln erzeuge –, haben Sie noch nie dieſe Empfindung gehabt, nach einem großen Schreck vielleicht oder im Augenblick entſetzlicher Angſt, wenn die Vernunft zwar noch in Ordnung bleibt, jedoch gar keine Macht mehr beſitzt? Ich glaube, daß, wenn man zum Beiſpiel unabwendbarem Untergang preisgegeben iſt, wenn etwa ein Haus auf einen niederſtürzt oder etwas Ähnliches geſchieht, daß man dann am liebſten ſich hinſetzen und die Augen ſchließen möchte: laß kommen, was da kommen mag! ... Hier nun, als dieſe Schwäche bei ihm eintrat, hielt ihm der Geiſtliche mit einer ſchnellen Geſte und ohne ein Wort zu ſagen, das Kreuz zum Kuß hin, faſt ſo nah, daß es die Lippen berührte – es war ein kleines ſilbernes Kreuz – und immer wieder hielt er es ihm hin, jede Minute. Und ſobald nur das Kreuz ſeine Lippen berührte, öffnete der Verurteilte die Augen und belebte ſich wieder für ein paar Sekunden ... und die Füße gingen wieder. Gierig küßte er das Kreuz, ja, er beeilte ſich geradezu, es zu küſſen, ganz wie man ſich beeilt, irgend etwas als Vorrat für alle Fälle mitzunehmen; doch iſt es nicht anzunehmen, daß er dabei irgendeinen religiöſen Gedanken hatte oder ſich einer religiöſen Handlung bewußt war. Und ſo ging er bis zum Block ... Iſt es nicht merkwürdig, daß in dieſen letzten Sekunden ſo ſelten ein Verurteilter in Ohnmacht

fällt? Im Gegenteil, das Gehirn ſcheint ungemein tätig zu ſein, es arbeitet raſtlos, unermüdlich, ohne Unterlaß, wie eine Maſchine in vollem Gang. Ich denke mir, daß es ſehr verſchiedene Gedanken ſind, die einem dann durch den Sinn jagen, die man alle nicht zu Ende denkt, und vielleicht ſind es ſogar ſehr lächerliche und ganz nebenſächliche Gedanken, wie zum Beiſpiel: ‚Dieſer lange Menſch dort hat eine Warze auf der Stirn – hier der untere Knopf am Kittel des Scharfrichters iſt verroſtet ...‘ Gleichzeitig aber kann er doch nichts vergeſſen, kann er nicht einmal in Ohnmacht fallen. Und um dieſes eine Unvergeßliche dreht ſich alles in ſeinem Hirn. Und das dauert bis zur letzten Viertelſekunde, wenn der Kopf bereits auf dem Block liegt und wartet und – weiß und dann plötzlich hört, wie das Eiſen über ihm rutſcht! Das muß man ja doch unbedingt noch hören! Ich würde, wenn mein Kopf auf dem Block läge, abſichtlich hinhorchen und unfehlbar das Geräuſch des Niederfallens hören. Es dauert das vielleicht nur ein Zehntel eines Augenblicks, aber man muß es doch unbedingt hören! Und denken Sie, bis jetzt noch ſtreitet man darüber, ob nicht der Kopf, wenn er ſchon abgeſchlagen iſt, noch eine Sekunde lang weiß, daß er jetzt abgeſchlagen iſt und herunterfliegt – können Sie ſich das vorſtellen? Und wenn er es nun nicht nur eine Sekunde, ſondern ganze fünf Sekunden lang weiß? ... Zeichnen Sie das Schafott ſo, daß man nur die oberſte Stufe ganz deutlich und möglichſt nah ſieht. In der Mitte ſteht der Verurteilte, ſein Geſicht iſt weiß, vollkommen weiß, der Prieſter hält ihm das Kreuz hin, das jener gierig mit ſeinen blauen Lippen küſſen will – er ſtreckt ſchon die Lippen vor und ſieht und ſieht und – weiß alles. Das Kreuz und der Kopf – das iſt die Hauptſache, das Geſicht des Prieſters, der Henker,

deſſen zwei Gehilfen, und dann noch unten ein paar Köpfe und Augen, – das kommt alles erſt in dritter Linie, als Beiwerk ... Das wäre das ganze Gemälde.«

Der Fürſt verſtummte und ſah ſeine Zuhörerinnen an.

»Das ſieht jedenfalls nicht nach Quietismus aus«, ſagte Alexandra halblaut vor ſich hin.

»Nun, und jetzt erzählen Sie mal, wie Sie verliebt waren«, bat Adelaida.

Der Fürſt blickte ſie verwundert an.

»Hören Sie,« fuhr Adelaida ſchnell fort, als wolle ſie ſich mit der Begründung ihrer Bitte beeilen, »Sie ſind mir noch die Beſchreibung des Baſeler Bildes ſchuldig, ich weiß, aber zuerſt will ich hören, wie und wo und wann Sie verliebt geweſen ſind. Leugnen Sie es nicht, Sie ſind verliebt geweſen. Zudem hören Sie ſogleich auf Philoſoph zu ſein, ſobald Sie zu erzählen beginnen.«

»Wenn Sie etwas erzählt haben, ſcheinen Sie ſich ſogleich deſſen zu ſchämen, was Sie erzählt haben. Weshalb das?« fragte Aglaja.

»Nein, das iſt mir denn doch zu dumm!« ſchnitt ihr die Generalin ungehalten das Wort ab.

»Ja, das war nicht gerade klug«, pflichtete ihr Alexandra bei.

»Nehmen Sie es nicht ernſt, Fürſt,« wandte ſich die Generalin an ihren Gaſt, »ſie ſagt es mit Abſicht, aus einer Bosheit heraus. Sie iſt ſonſt gar nicht ſo ungezogen. Denken Sie, bitte, nichts Schlechtes von ihnen, weil ſie Ihnen ſo zuſetzen; ſie haben ſich wohl wieder etwas in den Kopf geſetzt, aber ich ſehe ſchon, daß ſie Sie trotzdem liebhaben. Ich kenne ihre Geſichter.«

»Auch ich kenne ihre Geſichter«, ſagte der Fürſt mit beſonderem Nachdruck.

»Wieſo?« fragte Adelaida neugierig.

»Was wiſſen Sie von unſeren Geſichtern?« fragten wißbegierig auch die anderen.

Doch der Fürſt ſchwieg und blieb ernſt; alle warteten, was er wohl antworten würde.

»Ich werde es Ihnen ſpäter ſagen«, ſagte er ſchließlich halblaut und mit ernſtem Geſicht.

»Sie wollen ja durchaus unſer Intereſſe erwecken,« neckte Aglaja, »und dazu welche Feierlichkeit!«

»Nun gut,« fiel wieder Adelaida in ihrer ſchnellen Redeweiſe luſtig ein, »aber wenn Sie ein ſolcher Kenner der Menſchengeſichter ſind, ſo ſind Sie gewiß auch verliebt geweſen, folglich habe ich ganz richtig geraten. Erzählen Sie alſo!«

»Ich bin nicht verliebt geweſen,« antwortete der Fürſt ebenſo leiſe und ernſt, »ich bin anders glücklich geweſen.«

»Wie das? Auf welche Weiſe?«

»Gut, ich werde es Ihnen erzählen«, ſagte der Fürſt nach einer Weile, wie in Gedanken verloren.

VI.

»Da ſehen Sie mich nun alle mit ſolcher Neugier an,« begann der Fürſt, »daß Sie mir womöglich böſe ſein werden, wenn ich Sie nicht ganz zufriedenſtelle. Nein, das ſagte ich ja nur zum Scherz,« fügte er ſchnell mit einem Lächeln hinzu.

»Dort ... dort gab es viele Kinder, und ich habe die ganze Zeit mit Kindern zugebracht, nur mit Kindern. Es waren die Dorfkinder, die die Schule beſuchten, eine ganze Schar. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie gerade unterrichtet hätte, o nein; denn ſie hatten ja einen Schulmeiſter, Jules

Thibaut; ich aber, nun ja, wenn ich ſie auch manches lehrte, ſo war ich eigentlich doch nur ſo mit ihnen zuſammen, und in dieſer Weiſe vergingen die ganzen vier Jahre. Ich wollte auch nichts anderes. Ich habe ihnen alles erzählt, nichts habe ich ihnen verheimlicht. Ihre Eltern und Verwandten waren nicht wenig ungehalten über mich, denn die Kinder konnten zu guter Letzt gar nicht mehr ohne mich auskommen und ſaßen den ganzen Tag bei mir. Der Schulmeiſter war bald mein erbittertſter Feind. Überhaupt machte ich mir dort viele Feinde, und immer nur wegen der Kinder. Sogar Schneider machte mir Vorwürfe. Und weshalb nur, was befürchteten ſie denn? Einem Kinde kann man doch alles ſagen, alles! Es hat mich oft ſtutzig gemacht, wie ſchlecht Erwachſene Kinder verſtehen, ſelbſt Väter und Mütter ihre eigenen Kinder. Kindern ſollte man nichts verheimlichen, wie man es gewöhnlich unter dem Vorwande tut, daß ſie zu jung ſeien, und es für ſie noch zu früh ſei, manches zu wiſſen. Was das doch für eine traurige und klägliche Auffaſſung iſt! Und wie gut es die Kinder begreifen, daß die Eltern ſie für zu klein und zu dumm zum Verſtehen halten, während ſie doch tatſächlich alles verſtehen! Die Erwachſenen wiſſen nicht, daß ein Kind ſogar in der ſchwierigſten Angelegenheit einen äußerſt guten Rat zu geben vermag. Mein Gott! wenn ſo ein Kind mit ſeinen hellen Augen wie ein kleiner Vogel einen treuherzig und glücklich anſieht – da muß man ſich doch ſchämen, es zu belügen! Ich nenne ſie deshalb kleine Vögel, weil es etwas Reizenderes als kleine Vögel nicht gibt. Übrigens hatte mir ein ganz beſonderer Fall die Feindſchaft des Dorfes eingetragen ... Thibaut aber war wohl nur neidiſch. Anfangs ſchüttelte er nur den Kopf und wunderte ſich, wie es zugehen mochte, daß die Kinder bei mir alles begriffen, bei ihm aber ſo gut wie

überhaupt nichts. Und dann machte er ſich über mich luſtig, als ich ihm ſagte, daß wir beide ſie in nichts unterrichten könnten, daß im Gegenteil ſie uns unterrichteten. Wie konnte er mich nur beneiden und verleumden, wenn er doch ſelbſt unter Kindern lebte! Durch Umgang mit Kindern geſundet die Seele ... Dort in der Anſtalt war ein Kranker, den Profeſſor Schneider behandelte, ein armer Unglücklicher. Sein Unglück war ſo groß, daß man es kaum für möglich zu halten vermag, wie ein Menſch ſo etwas ertragen kann. Er ſollte dort vom Irrſinn geheilt werden, doch meiner Anſicht nach war er nicht irrſinnig, ſondern litt nur unſäglich, und das war ſeine ganze Krankheit. Wenn Sie wüßten, was dieſem Menſchen ſchließlich unſere Kinder wurden! ... Doch ich werde Ihnen lieber ein anderes Mal von dieſem Kranken erzählen. Jetzt aber werde ich erzählen, wie das alles damals begann. Zu Anfang liebten mich die Kinder gar nicht. Ich war ſo lang und immer ſo unbeholfen; ich weiß, daß ich auch ſonſt häßlich bin ... und dann war ich auch noch ein Ausländer. Zuerſt lachten ſie nur über mich und begannen ſogar, mit Steinen nach mir zu werfen, nachdem ſie geſehen hatten, wie ich Marie küßte. Ich habe ſie aber nur ein einziges Mal geküßt ... Nein, lachen Sie nicht,« unterbrach ſich der Fürſt ſchnell, als er das Lächeln ſeiner Zuhörerinnen bemerkte, »ich küßte ſie nicht, weil ich in ſie etwa verliebt war. Wenn Sie wüßten, was für ein unglückliches Geſchöpf ſie war, Sie würden ſie gewiß ebenſo bemitleiden, wie ich es tat. Sie war ein Mädchen aus unſerem Dorf. Ihre Mutter war eine alte, kranke Frau, die in ihrem kleinen, baufälligen Häuschen hinter dem einen der beiden kleinen Fenſter mit Erlaubnis der Dorfobrigkeit einen Krämerladen eingerichtet hatte. Aus dieſem Fenſter verkaufte ſie Stiefelſchnüre, Garn,

Tabak, Seife; lauter Kleinigkeiten, die wenig einbrachten, und von dieſem kleinen Verdienſt lebte ſie. Sie war ſchon lange krank, ihre Füße waren geſchwollen, ſo daß ſie immer auf ein und demſelben Fleck ſaß und ſich nicht rühren konnte. Marie war ihre einzige Tochter, zwanzig Jahre alt, ſchwächlich und mager; ſie war ſchon ſeit längerer Zeit ſchwindſüchtig, verrichtete aber trotzdem die ſchwerſte Arbeit als Tagelöhnerin bei fremden Leuten: ſie ſcheuerte die Fußböden, wuſch Wäſche, fegte die Höfe rein, verſorgte das Vieh. Nun geſchah es, daß ein franzöſiſcher Kommis auf der Durchreiſe ins Dorf kam, ſie verführte und ſie mit ſich nahm. Er verließ ſie aber ſchon nach einer Woche und fuhr heimlich davon. Sie machte ſich zu Fuß auf den Heimweg, bettelte ſich unterwegs das Notwendigſte zuſammen, bis ſie dann endlich ſchmutzig und zerlumpt und mit zerriſſenen Stiefeln wieder im Dorf ankam. Eine ganze Woche war ſie gewandert; genächtigt hatte ſie unter freiem Himmel und ſich dabei natürlich erkältet. Ihre Füße und Hände waren wund und geſchwollen. Sie war auch früher nicht hübſch geweſen, nur ihre Augen waren ſo ſtill und gut und unſchuldig. Auffallend an ihr war ihre Schweigſamkeit. Früher hatte ſie einmal bei der Arbeit zu ſingen begonnen, und da hatten alle ſie ganz erſtaunt angeſehen, bis ſie in Lachen ausgebrochen waren: ‚Marie ſingt! Denkt doch, Marie ſingt!‘ Marie aber ſoll ſehr verlegen geweſen ſein, und ſeit dem Tage hat ſie niemand mehr ſingen hören. Damals war man noch freundlich zu ihr geweſen; als ſie nun aber krank und erſchöpft zurückkehrte, da hatte kein einziger auch nur das geringſte Mitleid für ſie übrig! Wie grauſam die Menſchen in ſolchen Fällen ſind! Was für enge Begriffe ſie in der Beziehung haben! Ihre Mutter war die erſte, die ſie mit Zorn und Verachtung

empfing. ‚Du haſt mich jetzt entehrt‘, ſagte ſie. Und die Mutter gab ſie auch als erſte der Schande preis. Als man im Dorf erfuhr, daß Marie zurückgekehrt war, lief alles hin, um ſie zu ſehen: faſt das ganze Dorf verſammelte ſich in der Hütte der Alten – Greiſe, Kinder, Weiber, Mädchen, alle eilten ſo gierig herbei. Marie kniete zu Füßen der Mutter, hungrig und zerlumpt, und ſchluchzte. Als nun die Menſchen ſich ſo in die Stube drängten, um die Sünderin zu betrachten, verbarg Marie ihr Geſicht im aufgelöſten Haar und warf ſich in ihrer Verzweiflung auf den Fußboden, wo ſie ſchluchzend liegen blieb. Alle, die ſie rings umſtanden, blickten auf ſie herab, als wäre ſie irgendein Geſchmeiß geweſen. Die Männer verurteilten ſie ſchonungslos, die jüngeren lachten und machten ſich über ſie luſtig, am meiſten aber ſchalten die Weiber, die ſie wie eine ſcheußliche Spinne oder etwas noch Ekelhafteres behandelten. Und die Mutter ließ das zu, ſaß dabei, nickte mit dem Kopf und fand es ganz in der Ordnung. Die Alte war damals von den Ärzten bereits aufgegeben (zwei Monate ſpäter ſtarb ſie auch wirklich). Sie wußte, daß ihre Tage gezählt waren, aber ſie ſöhnte ſich nicht mit der Tochter aus, ließ ſie im kalten Flur ſchlafen und gab ihr kaum etwas zu eſſen. Die kranken Füße der Alten mußten alle paar Stunden in warmes Waſſer geſetzt werden, was Marie denn auch pünktlich und ſorgſam tat. Sie wuſch ihr die Füße und pflegte ſie überhaupt aufopfernd. Die Alte aber nahm alle Dienſte der Tochter als etwas Selbſtverſtändliches hin und ſagte ihr nicht einmal ein freundliches Wort. Marie ertrug alles, und wie ich ſpäter bei näherer Bekanntſchaft ſah, empfand ſie dieſe Behandlung von ſeiten der Mutter als vollkommen gerecht und hielt ſich ſelbſt für die Verworfenſte aller Verworfenen. Als dann die Alte in

ihren letzten Wochen ganz zu Bett bleiben mußte, kamen die Dorfweiber abwechſelnd zu ihr, um ſie zu pflegen; das iſt dort ſo Sitte. Nun bekam Marie überhaupt nichts mehr zu eſſen; im ganzen Dorf wurde ſie verfolgt, und man wollte ihr nicht einmal Arbeit geben wie früher. Alle ſpien hinter ihr her, und die Männer betrachteten ſie wohl überhaupt nicht mehr als ein Weib – ſolche Schändlichkeiten ſagten ſie ihr. Nur ſehr ſelten, wenn ſie betrunken waren, Sonntags gewöhnlich, warfen ſie ihr in der Trunkenheit zum Spott ein Kupferſtück hin, ſo – einfach auf die Erde, und Marie hob es ſchweigend auf. Sie huſtete damals bereits ſehr ſtark und begann Blut zu ſpeien. Schließlich hingen ihre Kleider nur noch wie Lumpen an ihrem Körper, ſo daß ſie ſich ſchämte, ſich im Dorfe zu zeigen. Seit ihrer Rückkehr ging ſie überhaupt nur noch barfuß. Da begannen denn beſonders die Kinder – es gab ihrer dort eine ganze Schar, mindeſtens vierzig Schulrangen – da begannen beſonders die Kinder, ſie zu necken und ihr mit Straßenſchmutz nachzuwerfen. Sie bat den Hirten, daß er ihr erlauben möge, ſeine Kühe zu hüten, aber der Hirt jagte ſie davon. Sie nahm aber eine Gelegenheit wahr und zog ohne ſeine Erlaubnis mit der Herde hinaus und blieb den ganzen Tag fort, worauf der Hirt einſah, daß ſie ihm großen Nutzen bringen konnte, und ſie nicht mehr fortjagte und ihr bisweilen ſogar die Überreſte ſeiner Mahlzeit gab, etwas Käſe und Brot. Das hielt er natürlich für eine große Gnade. Als ihre Mutter endlich geſtorben war und beerdigt wurde, ſchämte ſich der Paſtor nicht, ſie öffentlich zu ſchmähen, und er tat das noch dazu in der Kirche. Marie ſtand in ihren Lumpen hinter dem Sarge und weinte. Viel Volks hatte ſich verſammelt, um zu ſehen, wie ſie weinen und hinter dem Sarge hergehen

werde. Da hub der Paſtor an – er war ein noch junger Menſch, der den Ehrgeiz hatte, ein großer Redner zu werden – wandte ſich an alle Anweſenden und wies auf Marie. ‚Seht, dort ſteht ſie, die die Schuld am Tode dieſer alten Frau trägt,‘ begann er – (das war gar nicht wahr, denn die Alte war doch ganze zwei Jahre lang krank geweſen) –, ‚ſeht, da ſteht ſie nun vor euch und wagt nicht, den Blick zu erheben; denn der Zorn des Herrn ruht auf ihr! Da ſteht ſie barfuß und in Lumpen – ein Beiſpiel aus der Schar jener, die den Pfad der Tugend verlaſſen! Und wer iſt ſie? Wer iſt ſie, die dieſe fromme Frau ins Grab gebracht? Sie iſt ihre – Tochter!‘ – und ſo weiter, immer in demſelben Ton. Und können Sie ſich ſo etwas denken: dieſe Gemeinheit gefiel allen; aber dann kam etwas anderes dazwiſchen: die Kinder traten für ſie ein; denn damals waren ſie bereits alle auf meiner Seite und hatten Marie gern. Das war folgendermaßen gekommen: Ich wollte etwas für Marie tun, man mußte ihr Geld verſchaffen, denn ſie hatte es ſehr nötig. Ich beſaß aber – dort, bei Schneider – nie Geld. Dafür hatte ich eine kleine Kravattennadel mit einem Brillanten, die verkaufte ich an einen Aufkäufer alter Sachen; es war dort gerade einer, der von Dorf zu Dorf fuhr und mit alten Kleidern handelte. Er gab mir acht Franken, obſchon die Nadel wenigſtens vierzig wert war. Darauf bemühte ich mich lange Zeit vergeblich, Marie einmal allein zu treffen. Endlich gelang es mir: wir begegneten uns hinter dem Dorf auf einem einſamen Fußſteig, der auf die Berge hinaufführte, gerade hinter einem Baum. Ich gab ihr die acht Franken und ſagte ihr, daß ſie ſparſam mit ihnen umgehen müſſe; denn mehr Geld hätte ich nicht, und dann küßte ich ſie und ſagte, ſie ſolle nicht denken, daß ich irgendeine ſchlechte Ab-

ſicht hätte, daß ich ſie nicht deshalb geküßt, weil ich etwa in ſie verliebt ſei, ſondern nur, weil ſie mir ſehr leid täte und ich ſie niemals für eine Schuldige, ſondern nur für eine Unglückliche halten würde. Ich wollte ſie gern noch etwas tröſten und ihr klarmachen, daß ſie ſich doch nicht für ſo tief unter den andern ſtehend zu halten brauche; aber ich ſah es ihr an, daß ſie mich nicht verſtand, obſchon ſie kein Wort ſagte, mit geſenktem Blick vor mir ſtand und ſich entſetzlich ſchämte. Als ich geendet hatte, beugte ſie ſich plötzlich nieder und küßte mir die Hand, worauf ich ſofort ihre Hand nahm, um ſie gleichfalls zu küſſen, doch ſie zog ſie erſchrocken zurück. Da tauchten plötzlich die Kinder auf, eine ganze Schar. Wie ich ſpäter erfuhr, hatten ſie mich beobachtet und waren mir ſogar heimlich gefolgt. Kaum hatten ſie uns erblickt, als ſie auch ſchon in ein Hohngelächter ausbrachen, pfiffen, ſchrien und in die Hände klatſchten. Marie lief natürlich fort, ſo ſchnell ſie nur konnte. Ich wollte zu den Kindern reden, aber ſie warfen mit Steinen nach mir. Noch am ſelben Abend wußte es das ganze Dorf, und Marie mußte dafür büßen: ſie wurde noch mehr verfolgt und gehaßt. Wie ich hörte, wollte man ſie ſogar gerichtlich zu einer Strafe verurteilen laſſen, doch zum Glück kam es nicht ſo weit. Dafür aber ließen die Kinder ſie keinen Augenblick mehr in Ruhe: ſie ſchalten ſie mit häßlichen Worten, warfen ihr Schmutz nach, trieben ſie fort, und ſie mußte mit ihrer ſchwachen Bruſt laufen, keuchend, atemlos, die Kinder mit Geſchrei hinter ihr her. Einmal trat ich der Schar entgegen und prügelte mich ſogar mit den Jungen. Dann begann ich mit ihnen zu reden. Und ſo redete ich jeden Tag, wenn ſich nur Gelegenheit dazu bot. Bisweilen blieben ſie dann ſtehen und hörten zu, wenn ſie auch das Schelten noch nicht ließen. Ich erzählte ihnen,

wie unglücklich Marie ſei, und bald hörten ſie auf, ſie zu verfolgen und gingen nur ſchweigend fort, wenn ſie kam. Mit der Zeit begannen ſie auch mit mir zu ſprechen, und wir unterhielten uns; ich verheimlichte ihnen nichts, ich erzählte ihnen alles. Sie hörten mir ſehr neugierig zu und bald empfanden auch ſie Mitleid mit Marie. Einzelne von ihnen gingen ſogar ſo weit, daß ſie ſie jetzt freundlich grüßten, wenn ſie ihr begegneten. Es iſt dort Sitte, daß einander Begegnende, gleichviel ob ſie ſich kennen oder nicht, Guten Tag ſagen. Ich kann mir denken, wie erſtaunt Marie anfangs geweſen ſein muß. Einmal hatten zwei kleine Mädchen ihr etwas zu eſſen gebracht und kamen dann zu mir, um es mir zu erzählen. Sie ſagten, Marie habe angefangen zu weinen, und ſie hätten ſie jetzt ſehr lieb. Es dauerte nicht lange, und ſie wurde von allen geliebt, und durch ſie gewannen die Kinder auch mich plötzlich lieb. Von der Zeit an kamen ſie oft zu mir und baten mich, ihnen zu erzählen. Ich glaube, ich habe nicht ſchlecht erzählt, denn ſie hörten mir ſehr gern zu. Späterhin lernte und las ich nur zu dem Zweck, um ihnen dann das Geleſene erzählen zu können, und ſo habe ich ihnen ganze drei Jahre lang erzählt. Als mich dann ſpäter alle, ſelbſt Schneider nicht ausgenommen, verurteilten, weil ich mit den Kindern wie mit Erwachſenen ſprach und ihnen nichts verheimlichte, ſagte ich, daß man ſich ſchämen müßte, Kinder zu belügen, daß ſie ja ſowieſo alles wüßten, wie ſehr man es auch vor ihnen geheimhalten wollte. Wenn ſie all das dann aber im Leben erfahren würden, dann würden ſie es als etwas Schmutziges erfahren, von mir aber erführen ſie es als etwas Reines. Es ſollte, meinte ich, doch ein jeder nur daran denken, wie er ſelbſt es als Kind erfahren hat. Die Menſchen waren aber anderer Meinung ... Daß ich Marie

geküßt hatte, war ungefähr zwei Wochen vor dem Tode ihrer Mutter geſchehen, ſo daß die Kinder, als der Paſtor die Beerdigungsrede hielt, ſchon alle auf meiner Seite waren. Ich erklärte ihnen unverzüglich die ganze Schändlichkeit dieſer Rede, und ſie wurden alle böſe auf ihn, einige ſogar in dem Maße, daß ſie mit Steinen ſeine Fenſterſcheiben einwarfen. Ich verbot es ihnen natürlich, denn das ging doch nicht an; aber im Dorf hatte man ſchon den ganzen Zuſammenhang erfahren, und alle beſchuldigten mich, daß ich die Kinder verdürbe. Gleichzeitig erfuhren ſie auch den Grund: daß die Kinder Marie liebten – und ſie erſchraken unſäglich. Marie aber war glücklich. Den Kindern wurde ſtrengſtens verboten, mit ihr zuſammenzukommen. Da liefen ſie denn heimlich fort und ſtahlen ſich auf Umwegen zur Herde, die ſie hütete. Es war ziemlich weit – eine gute halbe Werſt vom Dorf. Und ſie brachten ihr Leckerbiſſen, die ſie ſich ſelbſt abſparten, oder ſie liefen auch nur ſo hin, um ſie zu grüßen und zu ſtreicheln und ihr zu ſagen: ‚Je vous aime, Marie.‘ Und dann liefen ſie blitzſchnell wieder nach Hauſe. Marie war wie von Sinnen vor Glück: es kam ſo plötzlich, daß ſie gar nicht wußte, wohin damit! So etwas hatte ſie ja nie im Traume für möglich gehalten. Sie ſchämte ſich und war doch ſelig. Die Kinder aber, namentlich die Mädchen, liefen gern zu ihr hin, um ihr zu ſagen, daß ich ſie liebe und ihnen ſehr viel von ihr erzähle. Sie erzählten ihr ſogar, daß ich ihnen alles geſagt hätte, und daß ſie ſie jetzt liebten und bemitleideten, und daß es immer ſo bleiben werde. Und von ihr kamen ſie dann eilig zu mir gelaufen, um mir mit freudigen Geſichtchen und geſchäftigen Mienen höchſt wichtig mitzuteilen, daß ſie ſoeben Marie geſehen und geſprochen hatten, und daß ſie mich grüßen laſſe.

Am Abend ging ich dann zum Waſſerfall: dort war eine rings von Pappeln umſtandene, einſame Stelle, die man vom Dorfe aus nicht ſehen konnte, und dorthin kamen ſie dann zu mir gelaufen, viele nur ganz heimlich. Das war unſer Verſammlungsort. Ich glaube, meine Zuneigung zu Marie war für ſie von ungeheurem Reiz, und ſo habe ich ihnen denn nur in dieſer einen Beziehung nicht die Wahrheit geſagt: ich ließ ſie in dem Glauben, daß ich Marie tatſächlich liebe, das heißt, daß ich in ſie verliebt ſei, während ſie mir doch nur leid tat; ich erſah aus allem, daß es ihnen ſo beſſer gefiel, wie ſie es ſich ſelbſt zurechtgelegt hatten; und deshalb ſchwieg ich und tat, als hätten ſie das Geheimnis erraten. Und wie zartfühlend und zärtlich dieſe kleinen Herzen waren! Unter anderem ſchien es ihnen ganz ungehörig, daß Marie, die von ihrem guten Léon geliebt wurde, ſo ſchlecht gekleidet war und ſogar barfuß ging. Und können Sie ſich denken: ſie verſchafften ihr Schuhe und Strümpfe und Wäſche und ſogar ein Kleid – wie ſie das fertigbrachten, begreife ich heute noch nicht! Jedenfalls wird ſich die ganze Schar zuſammengetan und mit vereinten Kräften am großen Werk gearbeitet haben. Als ich ſie fragte, wie ſie das angeſtellt hätten, lachten ſie nur fröhlich, und die kleinen Mädchen klatſchten in die Hände und kamen zu mir gelaufen und küßten mich. Auch ich ging bisweilen zu Marie, aber gleichfalls nur heimlich. Sie wurde immer ſchwächer und konnte bald kaum noch gehen. Aber trotzdem ſchleppte ſie ſich jeden Morgen hinaus und zog mit der Herde aus und ſaß dort im Freien, den ganzen Tag: ſie ſetzte ſich etwas abſeits an einen ſteilen, faſt ſenkrechten Abhang auf einen kleinen Vorſprung, dort lag am äußerſten Rande ein großer Stein, ganz verborgen hinter Felsvorſprüngen. Und

dort ſaß ſie faſt regungslos, vom Morgen bis zum Abend, bis zu dem Augenblick, wann die Herde heimkehren mußte. Sie war von der Schwindſucht ſo entkräftet, daß ſie gewöhnlich mit geſchloſſenen Augen ſaß, den Kopf an den Fels gelehnt, ſchwer atmend, und ſo verträumte ſie halb ſchlummernd den ganzen Tag. Ihr Geſicht war ſo mager geworden, daß man glauben konnte, ein Skelett vor ſich zu haben, und auf der Stirn und an den Schläfen trat immer Schweiß hervor. So traf ich ſie regelmäßig an, wenn ich ſie aufſuchte. Ich blieb nicht lange bei ihr, denn ich wollte nicht, daß man mich mit ihr zuſammen ſah. Kaum näherte ich mich ihr, da zuckte ſie auch ſchon zuſammen, ſchlug die Augen auf, und dann ſtürzte ſie mir entgegen, um meine Hände zu küſſen. Das verbot ich ihr nicht, denn ſie war glücklich, wenn ſie es tun konnte. Die ganze Zeit, ſolange ich bei ihr ſaß, zitterte und weinte ſie. Sie begann allerdings ein paarmal zu ſprechen, aber es war ſchwer, ſie zu verſtehen. Sie war dann wie von Sinnen, doch weiß ich nicht, ob es nur krankhafte Erregung war oder inneres Entzücken. Bisweilen kamen auch die Kinder mit mir zu ihr. Dann ſtellten ſie ſich gewöhnlich nicht weit von uns auf und bewachten und beſchützten uns vor weiß Gott was oder wem, und dann waren ſie ſehr froh. Wenn wir fortgingen, blieb Marie wieder allein zurück und ſaß wieder regungslos mit geſchloſſenen Augen, den Kopf an die Felswand gelehnt; vielleicht träumte ſie von irgend etwas. Eines Morgens aber konnte ſie nicht mehr mit der Herde ausziehen und blieb in ihrem alten, leeren Häuschen. Das hatten die Kinder bald erfahren, und ſie beſuchten ſie faſt alle an dieſem Tage. Sie lag mutterſeelenallein in ihrem armſeligen Bett. Die erſten zwei Tage wurde ſie nur von den Kindern gepflegt, die ab-

wechſelnd zu ihr liefen, ſo daß die einen die anderen ablöſten, dann jedoch, als man im Dorfe erfuhr, daß Marie im Sterben liege, gingen auch die alten Dorfweiber zu ihr, um ſie nicht ganz allein zu laſſen und um ſie zu pflegen. Wahrſcheinlich begann man jetzt im Dorf, ſie zu bemitleiden, wenigſtens hielt man die Kinder nicht mehr zurück, wenn ſie zu ihr laufen wollten. Marie lag die ganze Zeit über wie im Halbſchlummer, doch hatte ſie keinen ruhigen Schlaf: ſie huſtete entſetzlich. Die alten Weiber ließen aber die Kinder nicht mehr in ihre Stube, und ſo liefen die Kleinen immer unter ihr Fenſter, um ihr von draußen ‚Bonjour, notre bonne Marie‘ zuzurufen. Marie aber war, ſobald ſie wieder ein Kleines hinter dem Fenſter erblickte oder nur hörte, ſogleich wie neu belebt und mühte ſich mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte, ohne auf die alten Weiber zu hören, ſich im Bett etwas aufzurichten, ſich auf den Ellbogen zu ſtützen, und dann nickte ſie ihnen mit dem Kopf zu und dankte. Die Kinder brachten ihr nach wie vor ihre kleinen Leckerbiſſen, aber ſie aß faſt nichts mehr. Sie können mir glauben, daß ſie durch die Liebe der Kinder beglückten Herzens ſtarb. Die Liebe der Kinder ließ ſie ihr troſtloſes Elend vergeſſen, ſie empfing von ihnen gleichſam die Vergebung, denn ſie hielt ſich ja ſelbſt bis zum Tode für eine große Verbrecherin. Sie kamen wie kleine Vögel an ihr Fenſter geflogen und riefen ihr an jedem Morgen einen Gruß zu und ſagten: ‚Nous t’aimons, Marie!‘ Sie ſtarb ſehr bald. Ich dachte bis zuletzt, daß ſie noch länger leben werde. Am Abend vor ihrem Tode, kurz vor Sonnenuntergang, beſuchte ich ſie. Ich glaube, ſie erkannte mich, und ich drückte ihr zum letztenmal die Hand. Wie abgezehrt dieſe Hand war! Und plötzlich am nächſten Morgen kamen ſie und ſagten,

daß Marie geſtorben ſei. Da konnte man die Kinder nicht mehr zurückhalten: ſie ſchmückten den ganzen Sarg mit Blumen und ſetzten ihr einen Kranz aufs Haar. Der Paſtor ſagte kein ſchlechtes Wort über die Tote in ſeiner Leichenrede. Es waren nur ſehr wenige zugegen, nur ſo – aus Neugier waren einige gekommen; doch als man den Sarg hinaustragen wollte, ſtürzten alle Kinder herbei, um ihn ſelbſt zu tragen. Natürlich waren ſie zu ſchwach dazu, ſie konnten beim Tragen höchſtens etwas helfen, aber dennoch liefen ſie alle mit, und alle weinten herzbrechend. Maries Grab wurde von ihnen unermüdlich mit Blumen geſchmückt, und ringsum wurden von ihnen kleine Roſenſtöcke gepflanzt. Seit dieſer Beerdigung wurde ich vom ganzen Dorf der Kinder wegen verfolgt. Meine größten Feinde und die Hauptanſtifter dieſer Verfolgung waren der Paſtor und der Schulmeiſter. Den Kindern wurde ſtrengſtens verboten, mit mir Umgang zu pflegen, und Schneider verpflichtete ſich ſogar, mich beſſer zu beaufſichtigen und Annäherungen zu verhindern. Aber wir kamen dennoch zuſammen oder verſtändigten uns, wenn es nicht anders ging, von ferne durch verſchiedene Zeichen, oder ſie ſchickten mir heimlich ihre kleinen Briefe. Späterhin hörte das übrigens wieder auf, und wir brauchten nicht mehr heimlich zu verkehren. Aber es war doch hübſch ſo: ich trat ihnen gleichſam noch näher dadurch, daß ich verfolgt wurde. Im letzten Jahre kam es zwiſchen mir und meinen beiden Feinden, Thibaut und dem Paſtor, ſogar zu einer halben Ausſöhnung. Schneider ſtritt oft mit mir über mein ſchädliches ‚Syſtem‘ der Kindererziehung und redete viel darüber. Aber was hatte ich denn für ein Syſtem! Schließlich ſagte er mir noch etwas ſehr Sonderbares – einen Gedanken, den er über mich hatte. Das war

kurz vor meiner Abreiſe. Er ſagte mir, er habe ſich überzeugt, daß ich ſelbſt ein vollſtändiges Kind ſei, ein wirkliches Kind, daß ich nur dem Alter und dem Äußern nach ein Erwachſener zu ſein ſcheine, in jeder geiſtigen Beziehung dagegen, in der ganzen pſychiſchen Entwicklung, als Charakter, als Seele – und vielleicht ſogar meinen Verſtand nicht ausgenommen – ſei ich kein Erwachſener, und ſo würde ich bleiben, wenn ich auch ſechzig Jahre alt würde. Ich lachte nicht wenig, als er mir das geſagt hatte, natürlich hat er nicht recht, denn – nicht wahr – was bin ich denn für ein Kind? Nur eines iſt wahr: ich bin tatſächlich nicht gern mit Erwachſenen zuſammen, mit großen Menſchen, das habe ich ſelbſt bemerkt, – nicht gern, weil ich es nicht verſtehe, mit ihnen zuſammenzuſein. Was ſie auch reden, und wie gut ſie auch zu mir ſein mögen, ich fühle mich doch nicht wohl in ihrer Geſellſchaft, es iſt mir aus irgendeinem Grunde ſchwer zumute, und ich bin ſehr froh, wenn ich zu meinen kleinen Freunden gehen kann, und das ſind von jeher Kinder geweſen – nicht, weil ich ſelbſt ein Kind bin, ſondern ich fühle mich nur einfach zu ihnen hingezogen. Als ich noch zu Anfang meines Aufenthaltes dort im Dorf umherſtrich und die einſamen Berge aufſuchte, um allein zu ſein, begegnete mir bisweilen um die Mittagszeit die ganze Schar der Dorfkinder, die aus der Schule mit Täſchchen und Schiefertafeln ſchreiend, lachend, ſpielend und ſtreitend nach Hauſe eilte, und meine ganze Seele ſtrebte dann zu ihnen hin. Ganz plötzlich kam es. Ich weiß nicht, was es war, aber mich ergriff jedesmal ein großes Glücksempfinden, wenn ich ihnen begegnete. Ich blieb ſtehen und lachte vor Glück, wenn ich dieſe kleinen Beinchen ſah, die ſo flink und unermüdlich durcheinanderliefen, dieſe kleinen Buben und Mädel, die in

bunter Schar nach Hauſe eilten, dazu ihr Lachen und ihre Tränen – denn viele hatten unterwegs Zeit genug, ſich zu balgen und zu weinen, ſich zu verſöhnen und von neuem zu ſpielen – und ich vergaß dann meinen Kummer. Und die ganzen drei folgenden Jahre konnte ich deshalb auch nicht begreifen, warum die Menſchen ſich grämen. Mein ganzes Leben war von den Kindern ausgefüllt. Ich hatte es mir ja nicht träumen laſſen, daß ich jemals das Dorf verlaſſen und gar nach Rußland zurückkehren würde. Es ſchien mir, daß ich ewig dort bleiben ſollte, aber dann ſah ich ſelbſt ein, daß Schneider mich doch nicht ewig unterhalten konnte, und hinzu kam gerade noch eine Angelegenheit von ſo großer Wichtigkeit, daß Schneider ſelbſt mir zur unverzüglichen Abreiſe riet und mir auch das nötige Reiſegeld vorſtreckte. Ich will nun ſehen, was es damit eigentlich für eine Bewandtnis hat. Ich werde mich wohl zuerſt an einen Rechtsanwalt wenden müſſen, damit er mir wenigſtens einen Rat erteilt; denn ich ſelbſt habe keine Ahnung, wie man ſolche Sachen anfaſſen muß. Es iſt möglich, daß meine Verhältniſſe ſich ſehr bald ändern werden ... aber das iſt ja nicht die Hauptſache! Wichtig iſt vielmehr, daß ſich mein ganzes Leben geändert hat. Ich habe viel dort zurückgelaſſen, gar zuviel. Alles Bekannte liegt jetzt weit zurück. Als ich im Waggon ſaß, dachte ich: ‚Jetzt gehe ich zu den erwachſenen Menſchen; vielleicht weiß ich noch nichts von ihnen; – aber jedenfalls beginnt jetzt ein neues Leben.‘ Ich beſchloß, meine Aufgabe ehrlich und ſtandhaft zu erfüllen. Ich werde es vielleicht ſchwer haben unter den Menſchen und werde mich einſam fühlen. Ich will aber, ſo beſchloß ich, gegen alle höflich und offen ſein – mehr wird doch niemand von mir verlangen. Vielleicht wird man mich auch hier für ein Kind hal-

ten, – nun gut! Mich halten jetzt alle aus irgendeinem Grunde für einen Idioten ... ich war allerdings einmal so krank, daß ich faſt einem Idioten glich. Aber wie kann ich denn jetzt ein Idiot ſein, wenn ich doch ſelbſt ſehr wohl begreife, daß man mich für einen Idioten hält? Wenn ich irgendwo eintrete, denke ich: ‚Da hält man mich nun für einen Idioten, aber ich bin ja doch bei vollem Verſtande, und das errät man hier nicht einmal.‘ Dieſen Gedanken habe ich ſogar ſehr oft. Als ich in Berlin die erſten kleinen Briefe meiner kleinen Freunde erhielt, begriff ich erſt, wie ſehr ich ſie liebte. Es tut weh, wenn man einen erſten Brief erhält. Wie traurig ſie waren, als wir Abſchied nahmen! Schon einen ganzen Monat vor meiner Abreiſe fingen wir an, Abſchied voneinander zu nehmen. ‚Léon geht fort, Léon geht für immer fort!‘ ſagten ſie tieftraurig. Wir verſammelten uns jeden Abend am Waſſerfall, wie wir es auch früher getan hatten, und ſprachen nur davon, daß wir uns trennen müßten. Mitunter ging es ebenſo heiter her wie früher; nur wenn wir bei Anbruch der Nacht auseinandergingen, umarmten ſie mich geradezu krampfhaft, was ſie früher nicht getan hatten. Einige von ihnen kamen ganz allein und heimlich, ſo daß niemand ſie ſah, zu mir gelaufen, nur um mich unter vier Augen umarmen und küſſen zu können. Sie waren zu verſchämt, um es in Gegenwart anderer zu tun. Und als ich dann endlich fortfuhr, begleitete mich die ganze Schar bis zur Station. Die war etwa eine Werſt weit von unſerem Dorf. Sie bezwangen ſich, um nicht zu weinen, doch viele konnten die Tränen nicht unterdrücken und weinten laut, beſonders die kleinen Mädchen. Wir mußten ſchnell gehen, um uns nicht zu verſpäten; doch plötzlich warf ſich bald dieſes, bald jenes mitten auf dem Wege mir entgegen,

umklammerte mich mit ſeinen kleinen Ärmchen und küßte mich – und hielt uns alle dadurch auf –, die anderen Kinder aber blieben, obſchon wir eilen mußten, jedesmal gleichfalls ſtehen und warteten ſo lange, als unſere Umarmung dauerte. Und als ich ſchon im Waggon ſaß und der Zug ſich in Bewegung ſetzte, riefen ſie alle ‚Hurra!‘ und ſtanden noch lange und ſahen dem Zuge nach. Auch ich ſah noch lange aus dem Fenſter... Wiſſen Sie, als ich vorhin hier eintrat und Ihre lieben Geſichter erblickte, – ich betrachte jetzt immer ſehr aufmerkſam die Geſichter der Menſchen – und als ich Ihre Worte hörte, da wurde mir zum erſtenmal wieder leicht ums Herz. Ich war auch ſogleich bereit, mich für ein Glückskind zu halten: ich weiß ja, daß man Menſchen, die man auf den erſten Blick liebgewinnt, nicht ſo leicht findet, Sie aber ſind die erſten, die ich hier, kaum daß ich angekommen bin, kennengelernt habe. Ich weiß ſehr wohl, daß die Menſchen im allgemeinen ſich ſchämen, von ihren Gefühlen zu reden, Ihnen aber erzähle ich von meinen Gefühlen und ſchäme mich nicht. Ich bin menſchenſcheu und werde vielleicht lange Zeit nicht zu Ihnen kommen. Nur faſſen Sie das, bitte, nicht falſch auf: ich ſage es nicht, weil ich Sie nicht ſchätze, und denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen irgend etwas übelgenommen habe. Sie fragten mich, inwiefern ich Sie durch Ihre Geſichter kenne, was ich aus ihnen herauszuleſen weiß, – jetzt werde ich es Ihnen gern ſagen. Sie, Adelaida Iwanowna, Sie haben ein glückliches Geſicht, das ſympathiſchſte von allen dreien. Ganz abgeſehen davon, daß Sie ſehr hübſch ſind, denkt man, wenn man Sie anſieht: ‚Sie hat das Geſicht einer guten Schweſter.‘ Sie kommen einem einfach und heiter entgegen, doch verſtehen Sie auch, das Herz der Menſchen zu erraten.

Das wäre es, was mir aus Ihrem Geſicht zu ſprechen ſcheint. Sie, Alexandra Iwanowna, haben gleichfalls ein ſchönes und ein ſehr liebes Geſicht, aber Sie haben vielleicht irgendeinen geheimen Kummer; Sie ſind zweifellos ein herzensguter Menſch, aber Sie ſind nicht eigentlich fröhlich. Sie haben einen gewiſſen... einen ganz beſonderen Zug im Geſicht, ähnlich der Holbeinſchen Madonna in Dresden. Nun, das wäre Ihr Geſicht. Habe ich das Richtige erraten? Sie ſind ja doch der Meinung, daß ich es erraten könne. Und was nun Ihr Geſicht betrifft, Liſaweta Prokofjewna,« wandte er ſich plötzlich an die Generalin, »ſo ſcheint es mir nicht nur, ſondern ich bin ſogar feſt überzeugt, daß Sie ein vollſtändiges Kind ſind, in jedem, in jedem guten wie jedem ſchlechten Sinne, obſchon Sie eine bejahrte Frau ſind. Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich ſo offen rede? Sie wiſſen doch, was ich für Kinder übrig habe, und wieviel ich von ihnen halte. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen alles das über Ihre Geſichter aus bloßer Einfalt ſo offen geſagt habe – o nein, durchaus nicht! Vielleicht habe auch ich meine Gedanken dabei gehabt.«

VII.

Als der Fürſt geendet hatte, blickten ihn alle mit heiteren Geſichtern an, ſelbſt Aglaja nicht ausgenommen, doch vor allen Liſaweta Prokofjewna.

»Da habt ihr ihn jetzt examiniert!« rief ſie aus. »Nun, was, meine verehrten Damen, ihr dachtet wohl, daß ihr ihn noch protegieren würdet, ſo als armen Jungen – und dabei würdigt er euch nur gerade noch ſeiner Bekanntſchaft, und auch das noch mit der Randbemerkung, daß er nur ſelten kommen werde. Wer ſind jetzt die Dummen? Natürlich wir.

Das freut mich. Aber am meiſten iſt's doch Iwan Fjodorowitſch. Bravo, Fürſt, wir wurden vorhin beauftragt, Sie zu examinieren. Und was Sie da von meinem Geſicht ſagten, iſt vollkommen richtig: ich bin ein Kind, das weiß ich ſelbſt. Das wußte ich ſchon vor Ihnen. Sie haben nur meinen Gedanken in einem einzigen Wort ausgedrückt. Ihren Charakter halte ich dem meinen für vollkommen ähnlich, und das freut mich ſehr. Wie zwei Tropfen Waſſer. Nur ſind Sie ein Mann, und ich bin eine Frau und bin nicht in der Schweiz geweſen; das iſt der ganze Unterſchied.«

»Warten Sie noch ein wenig, Mama,« rief Aglaja, »der Fürſt ſagt ja doch, daß er bei jedem ſeiner Bekenntniſſe einen beſonderen Gedanken gehabt und nicht nur aus Einfalt ſo geſprochen habe.«

»Ja, ja!« lachten die anderen.

»Bitte, ſich über andere nicht luſtig zu machen; er iſt vielleicht noch viel ſchlauer, als ihr alle drei zuſammen genommen. Das werdet ihr ſehen. Aber warum haben Sie nichts von Aglaja geſagt, Fürſt. Sie wartet, und ich warte.«

»Augenblicklich kann ich nichts ſagen; erſt ſpäter.«

»Warum ſpäter? Ich dächte, ſie ſieht nicht danach aus, daß man ſie überſehen könnte.«

»O nein, ganz im Gegenteil. Sie ſind eine außerordentliche Schönheit, Aglaja Iwanowna. Sie ſind ſo ſchön, daß man faſt Angſt hat, Sie anzuſehen.«

»Und das iſt alles? Aber ihre Eigenſchaften?« wollte die Generalin wiſſen.

»Eine Schönheit iſt ſchwer zu beurteilen. Ich habe mich nicht darauf vorbereitet. Schönheit iſt ein Rätſel.«

»Das heißt alſo, daß Sie das Rätſel von Aglaja ſelbſt löſen laſſen wollen«, ſagte Adelaida. »Dann verſuch' es

mal zu löſen, Aglaja. Aber iſt ſie nicht ſchön, Fürſt, iſt ſie nicht ſchön?«

»Außerordentlich!« antwortete der Fürſt, der Aglaja begeiſtert betrachtete. »Faſt ſo ſchön, wie Naſtaſſja Filippowna, obſchon das Geſicht ein ganz anderes iſt!...«

Erſtaunt blickten ſich die Damen untereinander an.

»Wie we–e–er?« fragte die Generalin, als traue ſie ihren Ohren nicht. »Wie Naſtaſſja Filippowna? Wo haben Sie denn Naſtaſſja Filippowna geſehen? Welch eine Naſtaſſja Filippowna?«

»Vorhin zeigte Herr Iwolgin Ihrem Herrn Gemahl die Photographie...«

»Was, er hat Iwan Fjodorowitſch ihre Photographie gebracht?«

»Nein, nur gezeigt. Naſtaſſja Filippowna hat heute Herrn Iwolgin ihr Bild geſchenkt und Herr Iwolgin zeigte es vorhin Iwan Fjodorowitſch.«

»Ich will es ſehen!« fuhr die Generalin auf. »Wo iſt dieſe Photographie? Wenn ſie ſie ihm geſchenkt hat, dann muß er ſie noch bei ſich haben und er iſt gewiß noch im Arbeitszimmer. Mittwochs arbeitet er immer hier und geht dann niemals vor vier Uhr fort. Man muß ihn ſofort herbitten laſſen! Doch nein, ich brenne durchaus nicht ſo darauf, ihn ſelbſt zu ſehen. Ach, Fürſt, ſeien Sie ſo gut, mein Lieber, gehen Sie ins Arbeitszimmer, erbitten Sie die Photographie von ihm und bringen Sie ſie her! Sagen Sie ihm, ich wolle ſie ſehen! Bitte!«

»Nicht übel, aber doch ein wenig gar zu einfältig«, ſagte Adelaida, als der Fürſt das Zimmer verlaſſen hatte.

»Ja, ein wenig gar zu ſehr,« pflichtete ihr Alexandra bei, »ſo daß es mitunter ſogar ein wenig lächerlich wirkt.«

Es war aber, als hätten beide nicht alles ausgeſprochen, was ſie bei ſich dachten.

»Er hat ſich übrigens mit unſeren Geſichtern gut aus der Affäre gezogen,« ſagte Aglaja, »er hat allen geſchmeichelt, ſelbſt Mama nicht ausgenommen.«

»Sei nicht ſo ſpitz, wenn ich bitten darf!« verwies die Generalin ihre Jüngſte. »Nicht er hat geſchmeichelt, ſondern ich fühle mich geſchmeichelt.«

»Du glaubſt, er habe ſich auf dieſe Weiſe aus der Affäre ziehen wollen?« fragte Adelaida.

»Ich glaube, daß er durchaus nicht ſo einfältig iſt.«

»Ach geh!« erwiderte ärgerlich die Generalin. »Ich aber finde, daß ihr drei noch viel lächerlicher ſeid als er. Meinetwegen, mag er einfältig ſein, dafür hat er aber auch beſondere Einfälle – im beſten Sinn ‚beſondere'. Ganz wie ich.«

»Das iſt natürlich dumm, daß ich von der Photographie etwas habe verlauten laſſen«, dachte der Fürſt bei ſich, während er ſich ins Arbeitszimmer des Generals begab und ſo etwas wie leichte Gewiſſensbiſſe empfand. »Aber vielleicht iſt es auch ſehr gut, daß es nun ſo gekommen iſt...«

Ihm war plötzlich ein ſonderbarer Gedanke gekommen, doch war er ihm ſelbſt noch nicht ſo ganz klar.

Gawrila Ardalionytſch Iwolgin ſaß noch im Arbeitszimmer und hatte ſich ganz in den Inhalt der verſchiedenen Papiere vertieft. Selbſtverſtändlich wurde er nicht umſonſt von der Aktiengeſellſchaft honoriert!

Er ſchien ſehr verlegen zu werden, als der Fürſt ihn um das Bild bat und zur Erklärung noch ehrlich mitteilte, auf welche Weiſe die Damen von der Exiſtenz desſelben erfahren hatten.

»Verdammt! Was plagte Sie denn, davon zu ſchwatzen!« fuhr er geärgert auf. »Was wiſſen Sie überhaupt davon... Idiot!« brummte er unwirſch vor ſich hin.

»Verzeihen Sie mir. Ich habe es geſagt, ohne mir dabei etwas Schlimmes zu denken. Wir kamen zufällig auf die Schönheit zu ſprechen. Ich ſagte, daß Aglaja faſt ebenſo ſchön ſei wie Naſtaſſja Filippowna.«

Ganjä bat ihn, ausführlicher zu erzählen, worauf der Fürſt das vorhergegangene Geſpräch in kurzen Worten wiedergab, während Ganjä ihn wiederum ſpöttiſch von der Seite betrachtete.

»Dieſe ewige Naſtaſſja Filippowna! Von anderem hört man hier überhaupt nichts...«, brummte er ärgerlich, brach jedoch plötzlich ab und wurde nachdenklich.

Er war ſichtlich erregt. Der Fürſt erinnerte ihn an das Bild.

»Hören Sie, Fürſt,« begann Ganjä plötzlich, als wäre ihm mit einemmal ein wichtiger Gedanke gekommen, »ich habe eine große Bitte an Sie... Nur weiß ich nicht, in der Tat...«

Er wurde wieder etwas verlegen und ſprach ſeine Bitte nicht aus. Er ſchien innerlich zu kämpfen und ſich nicht entſchließen zu können. Der Fürſt wartete ſchweigend. Ganjä ſah ihn noch einmal mit forſchendem, prüfendem Blick an.

»Fürſt,« begann er dann wieder, »dort iſt man jetzt auf mich... infolge eines beſonderen Umſtandes... eines ſehr lächerlichen Umſtandes... und an dem ich nicht ſchuld bin ... nun, mit einem Wort – doch das gehört nicht zur Sache ... Ich glaube, man iſt dort ein wenig ungehalten über mich, ſo daß ich eine Zeitlang nicht ungerufen hingehen will.

Nur, ſehen Sie, muß ich jetzt unbedingt mit Aglaja Iwanowna ſprechen. Ich habe hier... ich habe hier für jeden Fall ein paar Worte geſchrieben« (in ſeiner Hand befand ſich plötzlich ein kleiner Brief), »nur weiß ich nicht, wie ich ihr dieſen Zettel zuſtellen ſoll. Würden nicht Sie, Fürſt, ſo freundlich ſein, ihn Aglaja Iwanowna gleich zu übergeben, aber nur Aglaja Iwanowna allein, das heißt ſo, daß niemand es ſieht, Sie verſtehen doch? Es iſt nicht Gott weiß was für ein Geheimnis, es ſteht hierin nichts von der Art ... aber ... würden Sie ihn ihr übergeben?«

»Ihre Bitte iſt mir nicht ganz angenehm«, antwortete der Fürſt.

»Ach, ich bitte Sie, Fürſt, es iſt wirklich von großer Wichtigkeit für mich,« begann Ganjá beſchwörend, »Sie wird mir vielleicht auch antworten... Sie können mir glauben, daß ich mich nur an Sie wende, weil es der einzige Ausweg iſt ... Durch wen könnte ich ihr denn ſonſt den Brief ſchicken? Es iſt unendlich wichtig für mich, von unendlicher Wichtigkeit...«

Ganjá hatte große Angſt, daß der Fürſt ſich nicht dazu herablaſſen würde, und blickte ihm mit ängſtlicher Bitte in die Augen.

»Nun gut, ich werde ihn übergeben.«

»Aber nur ſo, daß es niemand bemerkt,« bat Ganjá erfreut, »und dann, Fürſt – nicht wahr – ich kann mich doch auf Ihre Diskretion verlaſſen, nicht?«

»Ich werde ihn keinem zeigen«, ſagte der Fürſt.

»Der Brief iſt nicht geſchloſſen, aber...« fuhr der erfreute Ganjá im Eifer fort, brach aber wieder plötzlich verwirrt ab.

»Oh, ich werde ihn nicht leſen«, antwortete der Fürſt

ganz ruhig, nahm die Photographie und verließ das Kabinett.

Als Ganjá allein zurückblieb, griff er ſich an den Kopf.

»Nur ein Wort von ihr, und ich... und ich, wirklich, ich breche vielleicht mit allem!«

Er war zu erregt, um ſich wieder an die Arbeit zu machen, und ſo begann er, in geſpannter Erwartung ruhelos im Zimmer hin und her zu gehen.

Der Fürſt kehrte nachdenklich zu den Damen zurück: der übernommene Auftrag war ihm peinlich, und der Gedanke an irgendwelche Beziehungen zwiſchen Aglaja und Ganjá war ihm direkt unangenehm. Plötzlich blieb er ſtehen, als wenn ihm etwas einfiele; er blickte ſich im Zimmer um: zwiſchen ihm und dem kleinen Salon lagen noch zwei Zimmer. Da trat er ſchnell ans Fenſter und begann Naſtaſſja Filippownas Bild zu betrachten.

Es war, als hätte er ein gewiſſes Etwas erraten wollen, das ſich in dieſem Geſicht verbarg und ihn vorhin ganz betroffen gemacht hatte. Faſt die ganze Zeit hatte er die Wirkung dieſes Eindrucks empfunden, und ſo beeilte er ſich jetzt, ſich gewiſſermaßen nochmals von der Richtigkeit des erſten Eindrucks zu überzeugen. Da war es ihm plötzlich, als mache dieſes in ſeiner Schönheit und noch aus einem anderen unbeſtimmbaren Grunde außergewöhnliche Geſicht einen noch weit feſſelnderen Eindruck auf ihn. Grenzenloſer Stolz, Verachtung und Haß ſprachen aus dieſem Geſicht, und doch lag in ihm gleichzeitig etwas Vertrauendes, etwas erſtaunlich Gutherziges; und dieſe Kontraſte erweckten ſogar ſo etwas wie Mitleid, wenn man dieſe Züge betrachtete. Seine blendende Schönheit war unerträglich, dieſe Schönheit des bleichen Geſichts mit den faſt eingefallenen Wan-

gen und den brennenden Augen. Eine eigenartige Schönheit war es! Der Fürſt konnte den Blick nicht losreißen vom Bilde. Plötzlich jedoch zuckte er zuſammen, ſah ſich um, führte dann ſchnell das Bild an die Lippen und küßte es. Als er nach einer Minute in den großen Salon trat, war ſein Geſicht vollkommen ruhig.

Gerade im Begriff ins Eßzimmer zu treten, prallte er in der Tür beinahe mit Aglaja zuſammen. Sie war allein. Im Salon der Mutter konnte man nichts hören – es lag noch ein Zimmer dazwiſchen – und ſo entſchloß ſich der Fürſt ſchnell.

»Gawrila Ardalionytſch hat mich gebeten, Ihnen dieſes zu übergeben«, ſagte er und überreichte ihr den Brief.

Aglaja blieb ſtehen, nahm den Brief entgegen und blickte den Fürſten etwas ſonderbar an. Nicht die geringſte Verwirrung lag in ihrem Blick, höchſtens Verwunderung hätte man aus ihm herausleſen können, doch auch dieſe ſchien ſich nur auf den Fürſten zu beziehen. Ihr Blick verlangte gleichſam Rechenſchaft von ihm darüber, wie er dazu kam, in dieſer Angelegenheit Helfershelfer zu ſein: und er verlangte ſie ruhig und hochmütig. Sie ſtanden ſich ein paar Augenblicke lang ſtumm gegenüber. Endlich zuckte es kaum merklich wie leiſer Spott in ihrem Geſicht, und mit einem flüchtigen Lächeln ging ſie an ihm vorüber.

Die Generalin betrachtete eine Zeitlang ſchweigend und mit einer gewiſſen Nuance von Geringſchätzung das Bild Naſtaſſja Filippownas, das ſie effektvoll auf Armeslänge von den Augen entfernt hielt.

»Ja, ſie iſt ſchön,« ſagte ſie endlich, »ſogar ſehr. Ich habe ſie zweimal geſehen, aber nur von weitem. Alſo eine ſolche Schönheit ſchätzen Sie?« wandte ſie ſich an den Fürſten.

»Ja... eine ſolche ...« antwortete der Fürſt mit einiger Überwindung.

»Das heißt alſo, gerade eine ſolche Schönheit?«

»Ja, gerade eine ſolche.«

»Weshalb?«

»In dieſem Geſicht... iſt viel Leid...«, ſagte der Fürſt unwillkürlich, doch gleichſam als ſpräche er nur zu ſich ſelbſt, und als antworte er gar nicht auf eine Frage.

»Sie phantaſieren vielleicht nur«, meinte die Generalin anmaßend und warf das Bild mit einer hochmütigen Bewegung von ſich weg auf den Tiſch.

Alexandra nahm es auf, Adelaida trat hinter ihren Stuhl, und beide betrachteten es ſchweigend. Im ſelben Augenblick kehrte Aglaja in den Salon zurück.

»Welch eine Macht!« rief plötzlich Adelaida aus, die über die Schulter der Schweſter ganz entzückt das Bild betrachtete.

»Wo? Was für eine Macht?« fragte die Generalin ſcharf.

»Eine ſolche Schönheit iſt eine große Macht,« ſagte Adelaida begeiſtert, »mit einer ſolchen Schönheit könnte man die ganze Welt umdrehen!«

Nachdenklich ging ſie zu ihrer Staffelei zurück. Aglaja blickte nur flüchtig auf die Photographie, kniff die Augen zuſammen, ſchob die Unterlippe etwas vor und ſetzte ſich dann abſeits nieder, die Hände müßig im Schoße faltend.

Die Generalin klingelte.

»Ich laſſe Gawrila Ardalionytſch herbitten, er iſt im Kabinett«, ſagte ſie zu dem eingetretenen Diener.

»Mama!« warf Alexandra in bedeutſamem Tone ein.

»Ich will nur zwei Worte mit ihm reden, beruhige dich«,

ſchnitt ihr die Mutter ſchnell das Wort ab, um jedem weiteren Einwand zuvorzukommen.

Sie war erſichtlich gereizt.

»Bei uns, müſſen Sie wiſſen, Fürſt, bei uns gibt es jetzt nur Geheimniſſe. Nichts als Geheimniſſe! Heimlichkeiten ſcheinen jetzt hier ganz allgemein zu ſein – etwas Dümmeres kann man ſich nicht leicht denken. Und das noch in einer Angelegenheit, in der Offenheit, Klarheit und Ehrlichkeit die erſten Bedingungen ſein ſollten. Es ſoll jetzt mit Gewalt geheiratet werden – nein, dieſe Heiraten gefallen mir nicht...«

»Mama, was ſoll das nur?« beeilte ſich wieder Alexandra, ſie aufzuhalten.

»Was wünſchſt du, liebes Töchterchen? Gefallen ſie denn dir? Und daß der Fürſt es hört, das hat nichts zu ſagen – wir ſind Freunde. Wenigſtens er und ich. Gott ſucht Menſchen, gute, verſteht ſich, böſe und launiſche dagegen braucht er nicht, namentlich launiſche nicht, die heute ſo und morgen anders reden. Haben wir uns verſtanden, Alexandra Iwanowna? Hier glauben ſie alle, ich hätte nichts als Schrullen im Kopf; aber glauben Sie mir, Fürſt, ich verſtehe ſo manches ſehr gut zu unterſcheiden. Denn die Hauptſache iſt und bleibt doch immer das Herz, das andere iſt alles Unſinn. Verſtand iſt natürlich auch nötig ... vielleicht iſt ſogar der Verſtand gerade die Hauptſache. Bitte, nicht zu lächeln, Aglaja, ich widerſpreche mir durchaus nicht. Ein Weib mit Herz und ohne Verſtand iſt eine ebenſo unglückliche Törin, wie ein Weib mit Verſtand und ohne Herz. Das iſt eine alte Wahrheit. Ich bin eine Törin mit Herz und ohne Verſtand, und du biſt eine Törin mit Verſtand und ohne Herz. Und ſo ſind wir beide unglücklich und müſſen beide leiden.«

»Inwiefern ſind Sie denn ſo unglücklich, Mama?« Adelaida konnte ſich die etwas ungezogene Frage nicht verbeißen. Sie war die einzige, die von allen vier ihre gute Laune ſtets beibehielt.

»Erſtens durch meine gelehrten Töchter,« antwortete die Generalin ſchlagfertig, »und da das allein ſchon vollkommen genügt, ſo brauche ich mich wohl über das andere nicht erſt weitläufig zu verbreiten. Doch es iſt genug geredet worden. Warten wir ab, wie ihr beide, von Aglaja rede ich vorläufig nicht, wie ihr beide mit eurem Verſtande und eurer Redekunſt euch herausziehen werdet, ob unſere verehrte Alexandra Iwanowna ſehr glücklich ſein wird mit ihrem verehrten Gemahl... Ah!« rief ſie plötzlich aus, als ſie den eintretenden Ganjá erblickte. »Da kommt ja noch ein Heiratskandidat. Guten Tag,« ſagte ſie auf Ganjás Verbeugung hin, doch ohne zu bitten, Platz zu nehmen, »Sie werden heiraten?«

»Heiraten?... Wie?... Wieſo heiraten?« ſtotterte Ganjá, der aus den Wolken zu fallen ſchien.

Man ſah es ihm deutlich an, wie verlegen und verwirrt er war.

»Werden Sie eine Ehe ſchließen, frage ich, wenn Ihnen dieſe Redewendung mehr zuſagt?«

»N–ein... ich... n–ein«, log Ganjá und heiße Schamröte ſtieg ihm ins Geſicht.

Er wagte es, flüchtig zu Aglaja hinüberzublicken, wandte jedoch den Blick ſehr ſchnell von ihr ab. Aglaja betrachtete ihn kühl, ruhig, aufmerkſam, ohne auch nur einen Blick von ihm abzuwenden, und beobachtete ſeine Verwirrung.

»Nein? Alſo nicht? Sie haben ‚Nein' geſagt?« forſchte Liſaweta Prokofjewna geradezu unerbittlich. »Nun gut, das

werde ich mir merken. Denken Sie daran, daß Sie heute, am Mittwochvormittag, auf meine diesbezügliche Frage mit einem Nein geantwortet haben. Was haben wir heute? Mittwoch?«

»Ja, ich glaube, Mittwoch, Mama«, antwortete Adelaida.

»Niemals wissen sie die Tage! – Welches Datum?«

»Den siebenundzwanzigsten«, sagte Ganjá.

»Den siebenundzwanzigsten? Das ist nach einer gewissen Berechnung leicht zu behalten. Nun, auf Wiedersehen; Sie sind, glaube ich, sehr beschäftigt, und auch für mich ist es Zeit, mich anzuziehen und fortzufahren. Nehmen Sie Ihre Photographie. Grüßen Sie Ihre arme Mutter, Nina Alexandrowna, von mir. Auf Wiedersehen, Fürst. Sie können öfter herkommen. Ich fahre jetzt zur alten Fürstin Bielokonskaja. Ich fahre absichtlich zu ihr, um ihr von Ihnen zu erzählen, mein Lieber. Und hören Sie, Fürst: ich glaube, daß Gott Sie direkt um meinetwillen aus der Schweiz hergeschickt hat. Vielleicht haben Sie auch noch andere Gründe vorzubringen, aber der Hauptgrund bin doch ich allein. Der liebe Gott hat es sicherlich mit Absicht so eingerichtet. Auf Wiedersehen, meine Lieben. Alexandra, mein Freund, komm mit mir in mein Zimmer.«

Die Generalin verließ den Salon.

Ganjá, der zuerst ganz sprachlos dagestanden, nahm plötzlich die Photographie vom Tisch und wandte sich mit einem verzerrten Lächeln, dem man sehr wohl seine Wut ansah, an den Fürsten.

»Fürst, ich gehe sogleich nach Hause. Wenn Sie Ihre Absicht, bei uns zu wohnen, nicht aufgegeben haben, so würde ich Sie heimbegleiten, Sie wissen ja noch nicht einmal die Adresse.«

»Noch einen Augenblick, Fürſt«, hielt ihn Aglaja auf und erhob ſich ſchnell von ihrem Platz. »Sie müſſen mir noch etwas ins Album ſchreiben. Papa ſagte, Sie hätten eine ſchöne Handſchrift. Ich werde es Ihnen ſofort bringen.«

Sie verließ das Zimmer.

»Nun, auf Wiederſehen, Fürſt, auch ich muß gehen«, verabſchiedete Adelaida ſich von ihm.

Sie drückte dem Fürſten feſt die Hand, lächelte ihm freundlich und herzlich zu und ging hinaus, ohne Ganjá zu beachten.

»Das haben Sie, natürlich Sie ausgeplaudert, daß ich heirate!« fiel Ganjá, kaum daß ſie allein zurückgeblieben waren, in wutbebendem Flüſterton über den Fürſten her. Sein Geſicht war bleich, und aus ſeinen Augen blickte Haß. »Ein ſchamloſer Schwätzer ſind Sie!«

»Ich verſichere Sie, daß Sie ſich irren«, antwortete der Fürſt ruhig und höflich. »Ich habe nicht einmal gewußt, daß Sie heiraten.«

»Wie denn nicht? Sie hörten doch vorhin, wie Iwan Fjodorowitſch ſagte, daß ſich heute abend alles bei Naſtaſſja Filippowna entſcheiden werde, und das haben Sie hier erzählt! Sie lügen einfach! Woher hätte man es denn ſonſt erfahren? Wer, zum Teufel, hätte es ihnen denn erzählen können? Nur Sie! Haben Sie denn die Anſpielungen der Alten nicht verſtanden?«

»Das müſſen Sie beſſer wiſſen als ich, wer es den Damen erzählt haben kann... wenn Sie glauben, daß es eine Anſpielung war. Ich jedenfalls habe kein Wort davon geſagt.«

»Haben Sie den Brief übergeben?... Die Antwort?...« unterbrach ihn Ganjá, zitternd vor Ungeduld.

Doch in dem Augenblick kehrte Aglaja zurück, und der Fürſt konnte nichts mehr antworten.

»Hier, Fürſt«, ſagte Aglaja, indem ſie ihr Album auf einem Tiſch aufſchlug. »Suchen Sie ſich eine Seite aus, und ſchreiben Sie mir etwas hinein. Hier iſt eine Feder, und noch dazu eine neue. Tut es nichts, daß es eine Stahlfeder iſt? Kalligraphen, hab' ich gehört, ſollen nie mit Stahlfedern ſchreiben.«

Sie ſprach und tat, als bemerke ſie überhaupt nicht, daß Ganjá noch anweſend war. Während nun der Fürſt die Feder nahm, eine Seite ausſuchte und ſich zu ſchreiben anſchickte, trat Ganjá an den Kamin, wo Aglaja rechts vom Fenſter in deſſen nächſter Nähe ſtand, und flüſterte ihr mit bebender, vor Erregung ſtockender Stimme ins Ohr:

»Nur ein Wort, nur ein einziges Wort von Ihnen – und ich bin gerettet!«

Der Fürſt wandte ſich haſtig um und ſah beide an. Aus Ganjás Geſicht ſprach faſt Verzweiflung. Allem Anſchein nach hatte er dieſe Worte völlig unüberlegt, vielleicht ſogar halb beſinnungslos geſprochen. Aglaja dagegen maß ihn ein paar Sekunden lang mit demſelben ruhigen Erſtaunen, mit dem ſie kurz vorher den Fürſten angeblickt hatte, und dieſes ihr ruhiges Erſtaunen, dieſes vollkommene Nichtverſtehenkönnen deſſen, was zu ihr geſprochen wurde, war für Ganjá in jenem Augenblick noch ſchrecklicher, als es die größte Verachtung geweſen wäre.

»Was ſoll ich ſchreiben?« fragte der Fürſt.

»Das werde ich Ihnen ſogleich diktieren«, ſagte Aglaja, ſich zu ihm wendend. »Sind Sie bereit? Dann ſchreiben Sie: ‚Ich laſſe mich auf keinen Handel ein.' Jetzt ſchreiben Sie noch das Datum und den Monat. Zeigen Sie.«

Der Fürſt reichte ihr das Album.

»Vorzüglich! Sie haben es ausgezeichnet geſchrieben! Sie haben die ſchönſte Handſchrift, die ich je geſehen! Ich danke Ihnen. Auf Wiederſehen, Fürſt... Warten Sie« – ihr ſchien noch etwas einzufallen – »kommen Sie, ich will Ihnen etwas zum Andenken ſchenken.«

Der Fürſt folgte ihr; im Speiſezimmer blieb Aglaja plötzlich ſtehen.

»Leſen Sie dies«, ſagte ſie, indem ſie ihm Ganjás Brief hinhielt.

Der Fürſt nahm den Brief, blickte jedoch Aglaja verſtändnislos fragend an.

»Ich weiß es, daß Sie ihn nicht geleſen haben und auch nicht der Vertraute dieſes Menſchen ſein können«, ſagte Aglaja. »Leſen Sie den Brief, ich will es, daß Sie ihn leſen.«

Der Brief war offenbar in aller Eile geſchrieben:

»Heute wird ſich mein Schickſal entſcheiden. Sie wiſſen, auf welche Weiſe. Heute werde ich mein Wort geben müſſen, und das ſoll unwiderruflich ſein. Auf Ihr Mitleid habe ich kein Anrecht, und mir Hoffnungen zu machen, das wage ich nicht. Doch einmal haben Sie ein Wort fallen laſſen, nur ein einziges Wort, und dieſes Wort hat die ganze finſtere Nacht meines Lebens erhellt und iſt mir zur Leuchte geworden, die mir den richtigen Weg weiſt. Sagen Sie jetzt noch einmal ein ſolches Wort – und Sie werden mich erretten, mich vor dem Untergang bewahren. Sagen Sie mir nur: ‚Brich!‘ – und ich werde es heute noch tun, werde heute noch alles von mir werfen! Oh, was macht es Ihnen denn aus, dieſes eine Wort zu ſagen! Mit der Bitte um dieſes eine Wort flehe

ich Sie nur um ein Zeichen Ihrer Teilnahme, Ihres Mitleids an – nur, nur um Ihre Teilnahme! Und weiter nichts, nichts! Ich wage mich keinerlei Hoffnungen hinzugeben, denn ihrer Erfüllung wäre ich nicht wert. Doch ſagen Sie nur das eine Wort, und ich werde von neuem meine Armut auf mich nehmen und freudig meine verzweifelte Lage ertragen. Ich werde den Kampf aufnehmen, werde mich freuen auf ihn und im Kampf mit neuen Kräften wiedergeboren werden! Senden Sie mir dieſes eine Wort des Mitgefühls (nur des Mitgefühls, ich ſchwöre es Ihnen!) und tragen Sie dieſe Kühnheit dem Verzweifelten, dem Ertrinkenden nicht nach, der es wagt, eine letzte Anſtrengung zu machen, um ſich vor dem Untergang zu bewahren! G. J.«

»Dieſer Menſch verſichert,« ſagte Aglaja ſcharf, als der Fürſt den Brief zu Ende geleſen hatte, »daß das verlangte Wort, er ſolle mit allem brechen, mich nicht kompromittieren und auch zu nichts verpflichten würde, wofür er mir noch, wie Sie ſehen, in dieſem Brief eine ſchriftliche Garantie gibt. Bitte, beachten Sie doch nur, wie naiv er ſich beeilt hat, einzelne Wörtchen zu unterſtreichen, und wie plump dabei doch ſein geheimer Gedanke überall hervorſchaut. Im übrigen weiß er ſehr gut, daß ich, wenn er mit allem brechen würde – aber aus eigenem Antriebe, von ſich aus, ohne mein Wort zu erwarten oder überhaupt mir etwas davon zu ſagen, ohne jede Hoffnung auf mich – daß ich dann anders über ihn denken und vielleicht ſogar ſein Freund werden würde. Das weiß er ſelbſt ganz genau! Aber er hat eine ſchmutzige Seele: er weiß es, und dennoch entſchließt er ſich nicht, ſondern bittet um Garantien. Er iſt unfähig, auf ſein eigenes Riſiko hin ſich zu entſcheiden; er

will, daß ich ihm, als Erſatz für die dort aushängenden Hunderttauſend, auf mich zu hoffen erlaube. Und was das früher einmal von mir ausgeſprochene Wort betrifft, von dem er im Brief ſpricht, und das ſein ganzes Leben erhellt haben ſoll, ſo lügt er einfach unverſchämt. Ich habe ihn nur einmal flüchtig bedauert, und das iſt alles. Ihm aber iſt in ſeiner Frechheit ſogleich der Gedanke an die Möglichkeit einer Hoffnung gekommen. Das merkte ich ſehr bald. Seit der Zeit ſucht er mich nun in die Falle zu locken. Und das tut er auch jetzt. Doch genug davon. Behalten Sie dieſen Brief und geben Sie ihn ihm zurück, ſogleich, das heißt natürlich, ſobald Sie unſer Haus verlaſſen haben, nicht früher.«

»Und was ſoll ich ihm als Antwort ſagen?«

»Nichts, verſteht ſich. Das iſt die beſte Antwort. Ach ſo, Sie wollen, glaube ich, bei ihm wohnen?«

»Iwan Fjodorowitſch hat mir vorhin ſelbſt dieſen Rat gegeben«, antwortete der Fürſt.

»Dann ſeien Sie auf der Hut vor dieſem Menſchen, ich warne Sie, er wird es Ihnen nie verzeihen, daß Sie ihm dieſen Brief zurückgeben.«

Aglaja drückte dem Fürſten leicht die Hand und ging hinaus. Ihr Geſicht war ernſt und verriet ihren Unmut; ſie lächelte nicht einmal, als ſie dem Fürſten zum Abſchied zunickte.

»Sofort, ich hole nur noch mein Bündel,« ſagte der Fürſt zu Ganjä, »dann gehen wir.«

Ganjä ſtampfte vor Ungeduld mit dem Fuß auf. Sein Geſicht wurde ganz dunkel vor Wut. Endlich traten ſie beide auf die Straße, der Fürſt mit ſeinem Bündel in der Hand.

»Die Antwort, die Antwort?« drängte Ganjá wieder in größter Spannung. »Was hat ſie Ihnen geſagt? Haben Sie ihr den Brief gegeben?«

Der Fürſt reichte ihm ſchweigend den Brief. Ganjá erſtarrte.

»Wie! Mein Brief!« ſchrie er. »Er hat ihn ihr überhaupt nicht gegeben! Haha, das hätte ich mir doch denken können! Oh, ver–r–rfl... Natürlich konnte ſie dann nichts verſtehen vorhin! Aber wie denn, wie konnten Sie ihr denn meinen Brief nicht übergeben, o ver–r–rrfluch...«

»Entſchuldigen Sie, im Gegenteil; zufällig konnte ich ihr den Brief ſogleich, nachdem ich ihn erhalten hatte, einhändigen, und zwar ganz ſo, wie Sie es wünſchten. Ich bin nur jetzt wieder in ſeinen Beſitz gekommen, weil Aglaja Iwanowna ihn mir zurückgegeben hat.«

»Wann? Wann?«

»Nachdem ich in ihr Album eingeſchrieben hatte und auf ihre Bitte ihr ins andere Zimmer folgte – Sie waren doch zugegen? Wir kamen ins Speiſezimmer, ſie reichte mir den Brief, wünſchte ausdrücklich, daß ich ihn leſe und dann – Ihnen zurückgebe.«

»Daß Sie ihn l–e–eſen?« ſchrie Ganjá faſt aus vollem Halſe, »l–e–eſen? Und Sie laſen ihn?«

Ganjá blieb wie zu Stein erſtarrt mitten auf dem Trottoir ſtehen und war dermaßen erſtaunt, daß er ſogar den Mund zu ſchließen vergaß.

»Ja, ich las ihn.«

»Und ſie ſelbſt, ſie ſelbſt gab Ihnen den Brief zum Durchleſen? Sie ſelbſt?«

»Ja, ſie ſelbſt, und Sie können mir glauben, daß ich ihn ohne ihre Aufforderung gewiß nicht geleſen hätte.«

Ganjá ſchwieg eine Weile in qualvoll angeſtrengtem Nachdenken, doch plötzlich packte ihn wieder die Wut:

»Das kann nicht ſein! Sie hat Ihnen den Brief unmöglich zum Durchleſen geben können! Sie lügen! Sie haben ihn eigenmächtig geleſen!«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit geſagt,« ſagte der Fürſt in demſelben ruhigen Ton, »und ich verſichere Sie, es tut mir ſehr leid, daß dieſe Nachricht einen ſo unangenehmen Eindruck auf Sie macht.«

»Aber, Sie Unglücksmenſch, ſie hat Ihnen bei der Gelegenheit doch wenigſtens etwas geſagt! Irgend etwas muß ſie doch geantwortet haben!«

»Ja gewiß ...«

»Aber dann tun Sie doch den Mund auf, reden Sie doch, ſprechen Sie, zum Teufel! ...«

Und Ganjá ſtampfte vor Ungeduld und Wut mit dem rechten Fuß, der in der Galoſche ſtak, zweimal aufs Trottoir.

»Als ich den Brief zu Ende geleſen hatte, ſagte ſie mir, daß Sie ſie in eine Falle zu locken ſuchten; Sie möchten ſie gern kompromittieren, um ſich dann Hoffnungen, von denen ſie nichts wiſſen wolle, hingeben zu können. Und auf Grund dieſer Hoffnungen würden Sie dann ohne Verluſt eine andere Hoffnung auf hunderttauſend Rubel aufgeben. Ferner ſagte ſie, daß, wenn Sie dieſes getan hätten, ohne auf ſie zu rechnen – wenn Sie von ſich aus mit dem Früheren gebrochen hätten, ohne von ihr im voraus Garantien für einen Erſatz zu erbitten – ſie vielleicht Ihr Freund geworden wäre. Und das war alles, glaube ich. Richtig, noch eins: als ich ſie dann fragte, welche Antwort ich Ihnen bringen ſolle, ſagte ſie, daß gar keine Antwort die beſte Antwort ſei – ich glaube, ſo war's. Verzeihen Sie, daß ich den genauen Wort-

laut vergeſſen habe und Ihnen nur den Sinn mit meinen Worten ſo wiedergebe, wie ich ihn verſtanden habe.«

Ganjá erbleichte und ſeine ganze grenzenloſe Wut ſchaffte ſich in Worten Ausdruck.

»Ah! Alſo ſo!« knirſchte er. »Alſo meine Briefe werden einfach fortgeworfen! Ah! Sie läßt ſich auf keinen Handel ein! Schön, dann werde ich mich darauf einlaſſen! Wollen wir doch ſehen! Mir ſteht noch vieles ... Wir werden ſchon ſehen! Ich werde ſie ſchon kleinkriegen!«

Er zitterte, erbleichte, ſchäumte vor Wut; er drohte ſogar mit der Fauſt und machte wilde Bewegungen mit den Händen. So gingen ſie ein paar Schritte. Der Fürſt genierte ihn nicht im geringſten – ‚dieſer Idiot'! Er benahm ſich, als wäre er ganz allein in ſeinem Zimmer. Doch plötzlich ſtutzte er und beſann ſich.

»Ja, aber wie denn,« wandte er ſich an den Fürſten, »wie kommt es, daß Sie« (dieſer Idiot! fügte er innerlich wieder hinzu), »daß Sie plötzlich dieſes Vertrauen genießen, zwei Stunden nach der erſten Bekanntſchaft? Wie iſt das zu erklären?«

Zu all ſeinen Qualen kam jetzt noch der Neid hinzu – der hatte gerade noch gefehlt! Ganz plötzlich tauchte er auf und ſtach ihn ins Herz.

»Das vermag ich Ihnen freilich nicht zu erklären«, antwortete der Fürſt.

Ganjá ſah ihn gehäſſig an.

»Sollte es nicht gar ihr Vertrauen ſein, was ſie Ihnen in dem anderen Zimmer ſchenken wollte? Sie ſagte doch, bevor ſie hinausging, daß ſie Ihnen etwas ſchenken wolle!«

»Anders faſſe ich es auch nicht auf als gerade ſo.«

»Ja, aber wofür denn, zum Teufel noch eins! Was haben

Sie denn dort ſo Großes vollbracht? Womit haben Sie ihr Vertrauen errungen? Hören Sie«, unterbrach er ſich plötzlich in ſeiner ſich überſtürzenden Weiſe – alles in ihm war in dieſem Augenblick gleichſam kopflos durcheinandergeworfen und kochte in wirrer Unordnung, ſo daß von einem Überlegen oder auch nur einem Zuſammenhalten der Gedanken gar keine Rede ſein konnte. »Hören Sie, können Sie ſich denn nicht irgendwie noch entſinnen oder ſich in einigermaßen richtiger Reihenfolge deſſen erinnern, was Sie dort geſprochen haben, alles, alles, jedes Wort, ganz von Anfang an? Haben Sie vielleicht irgend ſo eine Bemerkung fallen laſſen – können Sie ſich denn gar nicht mehr Ihres Geſprächs entſinnen?«

»Oh, gewiß kann ich das«, antwortete der Fürſt. »Ganz zu Anfang, nachdem das Erſte überſtanden war, ſprachen wir von der Schweiz.«

»Nun, zum Teufel mit der Schweiz!«

»Dann ſprachen wir von der Todesſtrafe ...«

»Von der Todesſtrafe?«

»Ja; es kam die Rede darauf ... Dann erzählte ich ihnen, wie ich die vier Jahre in der Schweiz verbracht habe, und ferner die Geſchichte eines armen Dorfmädchens ...«

»Ach, zum Teufel alle armen Dorfmädchen! Weiter!« Ganjá raſte innerlich vor Ungeduld.

»Darauf erzählte ich, wie Schneider mir ſeine Meinung über meinen Charakter geſagt und mich veranlaßte...«

»Der Satan hole Ihren Schneider und ſeine Meinungen! Weiter!«

»Weiter – kamen wir auf Geſichter zu ſprechen, auf den Ausdruck der Geſichter, und bei der Gelegenheit ſagte ich, daß Aglaja Iwanowna faſt ebenſo ſchön ſei, wie Naſtaſſja

Filippowna. Und da mußte ich denn auch ſagen, daß ich ihre Photographie geſehen hatte ...«

»Aber Sie ſagten doch nicht, Sie erzählten doch nicht, was Sie vorher im Kabinett gehört hatten? Nein? Nein?«

»Ich wiederhole es Ihnen – nein.«

»Ja, aber woher denn ... Teufel ... Ach, zum ...! Aber hat Aglaja den Brief nicht der Alten gezeigt?«

»Nein, ſie hat ihn ihr nicht gezeigt. Deſſen kann ich Sie beſtimmt verſichern. Ich war die ganze Zeit nachher zugegen, ſo daß ich es unfehlbar geſehen hätte.«

»Aber vielleicht haben Sie ſelbſt irgend etwas bemerkt ... Oh, dieſer ver=r=rdammte Idiot,« knirſchte er außer ſich – diesmal ganz laut – »nicht einmal zu erzählen verſteht er etwas!«

Ganjä, der einmal ins Schimpfen hineingekommen war, hatte allmählich, wie das oft mit ſolchen Menſchen geſchieht, jede Zurückhaltung verloren. Es fehlte vielleicht nicht mehr viel, und er hätte den Fürſten vor Wut angeſpien. Doch gerade dieſe Wut blendete ihn; denn ſonſt hätte er ſchon längſt bemerkt, daß dieſer »Idiot«, den er ſo beleidigend behandelte, ſehr ſchnell und ſehr feinfühlig alles begriff und es ungewöhnlich treffend wiederzugeben verſtand. Doch da geſchah mit einem Male etwas ganz Unerwartetes.

»Ich muß Ihnen ſagen, Gawrila Ardalionytſch,« ſagte plötzlich der Fürſt, »daß ich früher allerdings ſo krank war, daß man mich in der Tat faſt als einen Idioten bezeichnen konnte. Jetzt aber bin ich ſchon lange geheilt, und daher iſt es mir etwas unangenehm, wenn man mich ſo einfach, ins Geſicht, einen Idioten nennt. Zwar kann man Sie, in Anbetracht Ihrer Mißerfolge, noch entſchuldigen, doch haben Sie mich in Ihrem Ärger zweimal beſchimpft. Dem will ich mich nun in der Folge nicht mehr ausſetzen; es iſt mir, wie

geſagt, ſehr unangenehm, zumal es ſo bald geſchehen iſt, nachdem wir uns kaum kennengelernt haben. Wäre es deshalb nicht beſſer – wir ſind hier gerade an einer Straßenkreuzung – wenn wir jetzt auseinandergingen: Sie nach rechts, und ich nach links? Ich bin im Beſitz von fünfundzwanzig Rubeln und werde ſicher Unterkunft in irgendeinem Hôtel garni finden.«

Ganjá machte ein entſetzlich betretenes Geſicht und wurde dunkelrot vor Scham – die Zurechtweiſung kam ihm gar zu unerwartet.

»Verzeihen Sie, Fürſt,« rief er glühend aus – ſein ſoeben noch äußerſt beleidigender Ton hatte ſich ſchnell in einen äußerſt höflichen verwandelt, »um Gottes willen, verzeihen Sie! Sie ſehen, in welch einer Lage ich mich befinde! Und dabei wiſſen Sie noch nicht einmal alles; wenn Sie aber alles wüßten, würden Sie mich vielleicht ein wenig entſchuldigen, obſchon ich, verſteht ſich, nicht mehr zu entſchuldigen bin...«

»Oh, ſo große Entſchuldigungen verlange ich ja gar nicht,« unterbrach ihn der Fürſt, »ich verſtehe ja nur zu gut, wie unangenehm Ihnen das alles ſein muß, nur deshalb fluchen und ſchimpfen Sie ſo. Nun, gehen wir alſo zu Ihnen. Es wird mir ein Vergnügen ſein...«

»Nein, ſo kann man ihn nicht fortgehen laſſen«, dachte Ganjá bei ſich mit einem gehäſſigen Seitenblick auf den Fürſten. »Dieſer Spitzbube hat als Idiot zuerſt alles aus mir herausgeholt, um dann die Maske abzunehmen ... Das hat etwas zu bedeuten. Nun, wir werden ja ſehen, jetzt muß ſich alles entſcheiden, alles, alles! Und noch heute!«

Inzwiſchen waren ſie an dem Hauſe, in dem Ganjá wohnte, angelangt.

VIII.

Ganjás Wohnung lag im dritten Stock, zu dem eine äußerſt ſaubere, helle und breite Treppe hinaufführte. Sie beſtand aus ſechs oder ſieben größeren und kleineren Zimmern und war, wenn ſie ſich auch durch nichts Beſonderes auszeichnete, für eine Beamtenfamilie, in der nur ein einziger verdiente, doch ſicherlich zu teuer, mochte dieſer eine ſich auch auf zweitauſend Rubel jährlich ſtehen. Es hatte jedoch einen beſonderen Grund, weshalb Iwolgins vor zwei Monaten in dieſe große Wohnung gezogen waren: Ganjás Mutter und Schweſter – Nina Alexandrowna und Warwara Ardalionowna – hatten, um die Einkünfte wenigſtens etwas zu vergrößern, ſchon vor längerer Zeit beſchloſſen, einige Zimmer mit Koſt und Bedienung zu vermieten, was ihnen denn auch nach langen Kämpfen von ſeiten Ganjás ſchließlich erlaubt worden war. Doch trotz ſeiner Einwilligung ärgerte ſich Ganjá nicht wenig darüber und nannte »dieſe ganze Vermieterei« einfach eine »Unanſtändigkeit«; er glaubte ſich jetzt in der Geſellſchaft, in der er bis dahin als junger, hoffnungsvoller Mann ſtets mit Selbſtbewußtſein und als Gentleman aufgetreten war, ſeiner Familie geradezu ſchämen zu müſſen. Jedenfalls hinterließen alle dieſe Dämpfer, die ihm das Schickſal zugedacht hatte, und die Erniedrigungen dieſes »engen Lebens« die tiefſten Wunden in ſeiner Seele. Seit einiger Zeit konnte er ſich über jede Kleinigkeit bis zur Maßloſigkeit aufregen, und wenn er auch beſchloſſen hatte, vorläufig noch nachzugeben und das Vermieten zu dulden, ſo tat er es doch nur, weil er ſich geſchworen hatte, in kürzeſter Friſt dieſem ganzen Zuſtande ein Ende zu machen und eine neue Ordnung und neue Verhältniſſe zu ſchaffen. Nur

ſollte es ſich leider bald zeigen, daß das Mittel, das er zur Ermöglichung einer ſolchen Veränderung gewählt hatte, an ſich noch viel unangenehmer und qualvoller als alles Vorhergegangene zu werden drohte.

Die Wohnung wurde durch einen Korridor, der ſogleich am Eingang begann, in zwei Hälften geteilt. Auf der einen Seite des Korridors lagen die drei Zimmer, die für die »beſonders empfohlenen« Mieter beſtimmt waren, und dann noch ein viertes, kleines Zimmerchen neben der Küche, das dem Familienoberhaupt und verabſchiedeten General, Ardalion Alexandrowitſch Iwolgin, zugewieſen war; er ſchlief dort auf einem breiten Diwan und mußte ſtets durch die Küche und über die Hintertreppe ein- und ausgehen. In demſelben Zimmerchen lebte auch der fünfzehnjährige Bruder Gawrila Ardalionytſchs, der Gymnaſiaſt Koljá: der mußte ſich gleichfalls hier aufhalten, auf einem anderen alten, ſchmalen und kurzen Diwan ſchlafen und vor allen Dingen »nach dem Vater ſehen«, was mit jedem Tage unerläßlicher wurde. Dem Fürſten wurde das mittlere von den drei Zimmern zugewieſen; im erſten Zimmer rechts wohnte Herr Ferdyſchtſchenko, und links das dritte, ſtand noch leer. Doch Ganjá führte den Fürſten zuerſt in die Familienhälfte der Wohnung. Dieſe beſtand aus einem »Salon«, der zur Eſſenszeit in ein Speiſezimmer verwandelt wurde, aus einem »Empfangszimmer«, das aber nur tagsüber »Empfangszimmer« war und am Abend ſich in Ganjás Arbeits- und Schlafzimmer verwandelte, und dann noch aus einem kleinen, engen, ſtets verſchloſſenen Stübchen, in dem Nina Alexandrowna und Warwara Ardalionowna ſchliefen. Mit einem Wort, die ganze Familie hatte ſich ſo eng wie möglich eingerichtet, worüber Ganjá vor Empörung »innerlich knirſchte«.

Zwar bemühte er ſich ſtets, ehrerbietig zu ſeiner Mutter zu ſein, aber nichtsdeſtoweniger merkte man es doch ſofort, daß er der große Deſpot in der Familie war.

Nina Alexandrowna und Warwara Arbalionowna ſaßen nicht allein im Empfangszimmer: ſie unterhielten ſich, beide mit irgendeiner Strickarbeit beſchäftigt, mit ihrem Gaſt, Iwan Petrowitſch Ptizyn. Nina Alexandrowna mochte etwa fünfzig Jahre alt ſein; ſie hatte ein hageres, eingefallenes Geſicht und tiefe Schatten unter den Augen. Sie ſah kränklich und vergrämt aus, doch machten ihr Geſicht und ihr Blick einen recht angenehmen Eindruck. Schon aus den erſten Worten ſprach ein ernſter, ehrbarer Charakter. Trotz ihres vergrämten Antlitzes ſah man ihr ſogleich ihre Feſtigkeit und ſogar Entſchloſſenheit an. Gekleidet war ſie ſehr beſcheiden, dunkel und altjüngferlich; doch ihre Bewegungen, ihre Sprechweiſe, ihr ganzes Auftreten verrieten die Dame, die ſich einſt in beſſerer Geſellſchaft bewegt hatte.

Warwara Arbalionowna war ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, mittelgroß, ziemlich mager und mit einem Geſicht, das nicht gerade ſehr ſchön war, dafür aber das Geheimnis in ſich barg, ohne Schönheit zu gefallen und bis zur Leidenſchaft anzuziehen. Sie war der Mutter ſehr ähnlich, ſogar in ihrer Kleidung; denn ihr Sinn ſtand nicht danach, ſich zu putzen. Ihre grauen Augen konnten mitunter ſehr heiter und freundlich blicken, doch waren ſie gewöhnlich ernſt und nachdenklich, ja in der letzten Zeit waren ſie es faſt allzuoft. Auch aus ihrem Geſicht ſprach Feſtigkeit und Entſchloſſenheit, doch fühlte man, daß dieſe Entſchloſſenheit noch energiſcher ſein konnte als die der Mutter. Warwara Arbalionowna konnte ſehr heftig werden, und ihr Bruder ſchien dieſe Heftigkeit faſt ein wenig zu fürchten. Das-

ſelbe tat auch der Gaſt, der gerade jetzt bei ihnen ſaß, Iwan Petrowitſch Ptizyn. Es war das ein noch junger Mann, von annähernd dreißig Jahren, nicht auffallend, doch gut gekleidet, von ſympathiſchem, wenn auch vielleicht ein wenig gar zu ehrbarem Weſen. Sein kurzgeſchnittener, dunkelblonder Bart kennzeichnete ihn als einen, der nicht im Staatsdienſt ſtand. Er konnte ſich ſehr verſtändig und angenehm unterhalten, war aber ſonſt nicht geſprächig und zog es gewöhnlich vor, ganz zu ſchweigen. Der allgemeine Eindruck, den er machte, war ein angenehmer. Warwara Ardalionowna war ihm offenbar nicht gleichgültig, was er übrigens auch gar nicht zu verbergen ſuchte. Warwara Ardalionowna dagegen verhielt ſich zwar freundſchaftlich zu ihm, zögerte aber immer noch mit der Antwort auf eine Frage, von der ſie ihn eigentlich auch nur ungern ſprechen hörte, was Ptizyn jedoch durchaus nicht entmutigte. Nina Alexandrowna war freundlich gegen ihn, und in der letzten Zeit hatte ſie ſogar großes Zutrauen zu ihm gefaßt. Übrigens war es allen bekannt, wie er ſich ſein Geld verdiente, – daß er gegen mehr oder weniger ſichere Garantien Geld zu hohen Prozenten lieh. Mit Ganjá ſtand er ſich ſehr gut.

Als der Fürſt und Gawrila Ardalionytſch eintraten, grüßte dieſer nur ſeine Mutter in ſehr trockenem Tone, überſah die Schweſter vollkommen, und nachdem er den Fürſten vorgeſtellt hatte, wandte er ſich ſofort an Ptizyn, mit dem er gleich darauf das Zimmer verließ. Nina Alexandrowna ſagte dem Fürſten ein paar freundliche Worte und befahl Koljá, deſſen Kopf ſich gerade durch die Türſpalte ſchob, den Fürſten ins mittlere Zimmer zu führen. Koljá war ein munterer Knabe mit einem netten Geſicht und zutraulichem, offenherzigem Benehmen.

»Wo iſt denn Ihr Gepäck?« fragte er, als er den Fürſten in deſſen Zimmer geführt hatte.

»Ich habe ein Bündel, es iſt im Vorzimmer geblieben.«

»Ich werde es ſofort herſchaffen. Wir haben an Dienſtboten nur die Köchin und Matrjona, ſo daß auch ich helfe. Warjá* ſieht nur nach allem nach und ärgert ſich. Ganjá ſagt, Sie ſeien ſoeben aus der Schweiz zurückgekehrt?«

»Ja.«

»Iſt es ſchön in der Schweiz?«

»Sehr ſchön.«

»Lauter Berge?«

»Ja.«

»Ich werde Ihnen ſofort Ihr Bündel herbringen.«

Warwara Ardalionowna trat ins Zimmer.

»Matrjona wird Ihnen ſogleich das Bett überziehen. Haben Sie einen Koffer?«

»Nein, nur ein Bündel. Ihr Bruder wollte es herbringen; es iſt im Vorzimmer.«

»Dort iſt überhaupt kein Bündel, außer dieſem Bündelchen hier; wohin haben Sie es denn gelegt?« fragte Koljá, der wieder zurückgekommen war.

»Ja, das iſt auch alles, was ich habe,« ſagte der Fürſt und nahm ſein Bündel in Empfang.

»A–a!« Koljá ſperrte etwas erſtaunt den Mund auf. »Und ich dachte ſchon, ob nicht Ferdyſchtſchenko es bereits expediert hat.«

»Schwatz nicht ſo dummes Zeug«, verwies ihn Warjá ſtreng, die auch mit dem Fürſten zwar nicht gerade unhöflich, doch ſehr trocken ſprach.

* Abkürzung von Warwara. E. K. R.

»Chère Babette, mit mir kann man auch etwas zärtlicher umgehen, ich bin ja doch nicht Ptizyn.«

»Dich kann man noch durchhauen, Koljá, ſo dumm biſt du trotz deiner fünfzehn Jahre. Wenn Sie ſonſt etwas brauchen, können Sie ſich an Matrjona wenden. Um halb fünf ſpeiſen wir. Sie können gemeinſchaftlich mit uns oder auch in Ihrem Zimmer eſſen, ganz wie Sie wünſchen. Gehen wir, Koljá, du ſollſt nicht ſtören.«

»Gehen wir, Charaktermenſch!«

In der Tür ſtießen ſie auf Ganjá.

»Iſt der Vater zu Hauſe?« fragte er Koljá, und als dieſer bejahte, flüſterte er ihm etwas zu.

Koljá nickte mit dem Kopf und folgte der Schweſter.

»Nur auf ein Wort, Fürſt – ich habe es über dieſen ... dieſen Scherereien zu ſagen vergeſſen. Ich will Sie um etwas bitten: ſeien Sie ſo gütig und ſprechen Sie, wenn es Ihnen nicht gar ſo ſchwerfällt, weder hier davon, was ich mit Aglaja gehabt habe, noch dort davon, was Sie hier erleben; denn auch hier gibt es genug des Widerwärtigen. Zum Teufel, übrigens ... Verſuchen Sie wenigſtens, ſich heute zu bezwingen.«

»Ich verſichere Ihnen, daß ich weit weniger geſagt habe, als Sie vermuten,« ſagte der Fürſt einigermaßen gereizt.

Ihre Stellung zueinander wurde erſichtlich immer feindſeliger.

»Nun, ich habe heute ſchon genug durch Sie auszuhalten gehabt. Alſo mit einem Wort, ich bitte Sie darum.«

»Geſtatten Sie mir die Frage, Gawrila Ardalionytſch, inwiefern ich denn vorhin gebunden war, und weshalb ich mit keinem Wort der Photographie hätte Erwähnung tun dürfen? Sie hatten mich doch weder darum gebeten, noch mich in die Verhältniſſe eingeweiht.«

»Pfui, was das für ein ſcheußliches Zimmer hier iſt,« lenkte Ganjá von dieſem Geſpräch ab, indem er ſich mit angewiderter Miene im Zimmer umſah, »dunkel und die Fenſter gehen auf den Hof. Sie ſind in jeder Beziehung zur Unzeit zu uns gekommen ... Nun, aber das iſt nicht mehr meine Sache, nicht ich vermiete hier Zimmer.«

Ptizyn blickte zur Tür herein und rief Ganjá. Dieſer verließ eilig den Fürſten und ging hinaus, obwohl er augenſcheinlich noch etwas ſagen wollte, doch ſchien er in der Verlegenheit nicht das richtige Wort finden zu können. Auch das Zimmer hatte er offenbar nur aus Verlegenheit kritiſiert.

Der Fürſt hatte ſich kaum gewaſchen und mit einiger Sorgfalt umgekleidet, als die Tür ſich wieder öffnete und eine neue Geſtalt erſchien.

Es war das ein Herr von etwa dreißig Jahren, groß von Wuchs, breitſchultrig und mit einem äußerſt großen Kopf, der durch das rotblonde krauſe Haar noch größer erſchien, als er an ſich ſchon war. Sein Geſicht war fleiſchig und roſig, die Lippen dick, die Naſe breit und platt und die kleinen Augen unter den dicken Lidern ſchienen fortwährend ſpöttiſch zu blinzeln. Der Geſamteindruck war der eines ziemlich unverſchämten Menſchen. Seine Kleider ließen an Sauberkeit zu wünſchen übrig.

Die Tür öffnete er anfangs nur ſo weit, daß er knapp den Kopf durchſchieben konnte. Hierauf betrachtete der durchgeſchobene Kopf das Zimmer etwa fünf Sekunden lang in unveränderter Stellung. Dann erſt begann ſich die Tür allmählich ſo weit aufzuſchieben, daß man auch die Geſtalt auf der Schwelle erblickte, doch trat der Herr immer noch nicht herein, ſondern begann, von der Schwelle aus, blinzelnd den Fürſten zu betrachten. Endlich entſchloß er ſich zum

erſten Schritt, ſchloß die Tür, trat näher, ſetzte ſich auf einen Stuhl, faßte den Fürſten mit kräftigem Griff bei der Hand und drückte ihn ſchräg gegenüber auf das Sofa nieder.

»Ferdyſchtſchenko«, ſtellte er ſich vor und blickte aufmerkſam und fragend dem Fürſten ins Geſicht.

»Nun, und?« fragte der Fürſt, der kaum noch ernſt blieb.

»'n Mieter,« antwortete Ferdyſchtſchenko, mit dem Daumen über die Achſel nach rückwärts weiſend, und blickte den Fürſten unverändert mit demſelben Ausdruck an.

»Sie wollen ſich wohl mit mir bekannt machen?«

»Ach!« war die Antwort des Gaſtes, der ſich mit den Fingern durch die Haare fuhr, daß ſie zu Berge ſtanden, und er begann in die entgegengeſetzte Zimmerecke zu ſchauen. »Haben Sie Geld?« fragte er plötzlich, ſich wieder dem Fürſten zuwendend.

»Nicht viel.«

»Wieviel denn auf den Knopf?«

»Fünfundzwanzig Rubel.«

»Zeigen Sie mal.«

Der Fürſt entnahm ſeiner Weſtentaſche den Fünfundzwanzigrubelſchein, den ihm der General Jepantſchin gegeben hatte, und reichte ihn Ferdyſchtſchenko. Dieſer faltete die Note auseinander, betrachtete ſie zuerſt von der einen, dann von der anderen Seite, drehte ſie nochmals um und hielt ſie dann gegen das Licht.

»Sonderbar,« meinte er nachdenklich, »weshalb mögen ſie nur ſo braun werden? Dieſe Fünfundzwanziger werden mitunter verteufelt braun, andere aber bleichen wiederum völlig aus. Nehmen Sie.«

Der Fürſt nahm ſein Geld zurück. Ferdyſchtſchenko erhob ſich vom Stuhl.

»Ich bin gekommen, um Sie zu warnen: erſtens, mir niemals Geld zu pumpen; denn ich werde Sie unfehlbar darum bitten.«

»Gut.«

»Haben Sie die Abſicht, hier zu bezahlen?«

»Gewiß.«

»Ich nicht. Danke. Ich wohne hier rechts von Ihnen, die erſte Tür – Sie wiſſen? Bemühen Sie ſich, mich nicht allzuoft zu beſuchen. Ich werde ſchon zu Ihnen kommen, ſeien Sie unbeſorgt. Den General haben Sie ſchon geſehen?«

»Nein.«

»Und auch nicht gehört?«

»Nein.«

»Na, dann werden Sie ihn noch ſehen und hören; der will ja ſogar mich anpumpen! Avis au lecteur. Leben Sie wohl. Kann man denn leben mit dem Namen: Ferdyſchtſchenko? Hm?«

»Weshalb nicht?«

»Adieu.«

Und er ging zur Tür. Wie der Fürſt ſpäter erfuhr, hatte es ſich dieſer Herr gewiſſermaßen zur Pflicht gemacht, einen jeden durch Originalität und Heiterkeit in Erſtaunen zu ſetzen, doch wollte ihm das nie ſo recht gelingen. Auf manche Leute machte er ſogar einen direkt unangenehmen Eindruck, was ihm ſelbſt aufrichtigen Kummer bereitete. Trotzdem konnte er es nicht über ſein Herz bringen, auf den einmal erwählten Lebensberuf zu verzichten. In der Tür hatte er Gelegenheit, den Eindruck, den er auf den Fürſten gemacht hatte, ſeiner Meinung nach noch zu verbeſſern: im Begriff, hinauszugehen, ſtieß er nämlich mit einem älteren Herrn zuſammen, der gerade eintreten wollte; er trat vor dieſem

neuen, dem Fürſten gleichfalls unbekannten Gaſt zur Seite, und nachdem jener an ihm vorübergegangen war, machte er hinter ſeinem Rücken verſchiedene warnende Zeichen, worauf er ſich mit einem gewiſſen Siegesbewußtſein ſchneidig entfernte.

Der neue Gaſt war groß von Wuchs, etwa fünfundfünfzig Jahre alt oder noch älter, ziemlich wohlbeleibt, mit einem leuchtendroten, fleiſchigen, aufgedunſenen Geſicht, das von einem dichten grauen Backenbart umrahmt wurde, mit einem Schnurrbart und großen, hervortretenden Augen. Die Erſcheinung wäre ziemlich impoſant geweſen, wenn ihr nicht etwas Heruntergekommenes, Schäbiges, geradezu Schmieriges angehaftet hätte. Er trug einen alten Überrock, deſſen Ellenbogen faſt durchgerieben waren, und auch die Wäſche war nicht gerade ſauber. In ſeiner Nähe roch es ein wenig nach Branntwein. Nichtsdeſtoweniger war ſein Auftreten ſehr effektvoll, ein wenig einſtudiert vielleicht und augenſcheinlich von dem Wunſch beſeelt, unter allen Umſtänden Eindruck zu machen. Der Herr näherte ſich dem Fürſten mit freundlichem Lächeln, doch ohne ſich zu beeilen, ergriff ſchweigend ſeine Hand, und indem er ſie in der ſeinen behielt, blickte er ihm eine Zeitlang ins Geſicht, als wolle er bekannte Züge wiedererkennen.

»Er! Er!« ſagte er dann leiſe und feierlich. »Wie leibhaftig! Ich höre einen mir ſo bekannten und teuren Namen nennen und muß an die unwiederbringliche Vergangenheit denken ... Fürſt Myſchkin?«

»Ja.«

»General Iwolgin, verabſchiedet und unglücklich. Ihr Vorname und Vatername, wenn ich fragen darf?«

»Lew Nikolajewitſch.«

»Ja, ja, ganz recht! Der Sohn meines Freundes und, ich kann wohl ſagen, Spielkameraden, Nikolai Petrowitſch!«

»Mein Vater hieß Nikolai Lwowitſch.«

»Lwowitſch,« verbeſſerte ſich der General, ohne ſich zu beeilen, eben mit der vollkommenen Ruhe eines Menſchen, der den Namen nicht im geringſten vergeſſen, ſondern ſich nur zufällig verſprochen hat. Er ſetzte ſich, und den Fürſten bei der Hand erfaſſend, zog er ihn neben ſich auf das Sofa. »Ich habe Sie auf den Armen getragen.«

»Wirklich?« fragte der Fürſt überraſcht. »Mein Vater iſt ſchon vor zwanzig Jahren geſtorben.«

»Ja; vor zwanzig Jahren; vor zwanzig Jahren und drei Monaten. Wir haben zuſammen die Schule beſucht; ich kam dann zum Militär ...«

»Auch mein Vater war Offizier – Sekondeleutnant beim Waſſilkoffskiſchen Regiment.«

»Beim Bjelomirskiſchen. Die Nachricht von ſeiner Verſetzung ins Bjelomirskiſche traf kurz vor ſeinem Tode ein. Ich war zugegen und drückte ihm die Augen zu. Ihre Mutter ...«

Der General hielt inne, wie um ſeine Ergriffenheit zu überwinden.

»Ja, auch ſie ſtarb nach einem halben Jahr an einer Erkältung«, ſagte der Fürſt.

»Nicht an einer Erkältung! Nicht an einer Erkältung, glauben Sie einem alten Mann. Ich war zugegen, ich habe auch ſie beerdigt. Sie ſtarb aus Kummer um ihren verlorenen Gatten, nicht aber an einer Erkältung. Ja, unvergeßlich iſt mir dieſe Fürſtin! O Jugend! Ihretwegen wurden wir beide, der Fürſt und ich, wir zwei Jugendfreunde, faſt zu gegenſeitigen Mördern.«

Der Fürſt begann, etwas mißtrauiſcher zuzuhören.

»Ich hatte mich ſterblich in Ihre Mutter verliebt, als ſie noch Braut war – die Braut meines Freundes. Er aber merkte es! Kommt zu mir, frühmorgens um ſieben Uhr, weckt mich. Ich – kleide mich ganz verwundert an ... Schweigen beiderſeits. Ich begriff alles. Er nimmt aus der Taſche zwei Piſtolen. Amerikaniſches Duell, verſteht ſich. Ohne Zeugen. Wozu Zeugen, wenn wir uns nach fünf Minuten beide in die Ewigkeit befördern? Wir luden, breiteten das Taſchentuch aus, nahmen jeder ſeine Stellung ein, ſetzten die Piſtolenmündung einander auf die Bruſt und ſchauten uns an. Plötzlich bricht ein Strom von Tränen aus unſeren Augen, die Hände ſinken herab – bei beiden, bei beiden zugleich! Nun, dann natürlich Umarmungen, und jeder kämpft mit ſeiner Großmut. Der Fürſt ſagt: ‚Nimm du ſie!‘ Mit einem Wort ... mit einem Wort ... Sie wollen bei uns wohnen ... wirklich wohnen?«

»Ja, eine Zeitlang ... vielleicht,« ſagte der Fürſt, gleichſam etwas ſtockend.

»Fürſt, Mama läßt Sie zu ſich bitten,« rief plötzlich Koljá, der in der Tür erſchien.

Der Fürſt erhob ſich, doch der General legte ihm ſeine Rechte auf die Schulter und drückte ihn wieder aufs Sofa.

»Als aufrichtiger und treuer Freund Ihres Vaters will ich Sie warnen«, ſagte der General. »Ich ſelbſt bin, wie Sie ſehen, durch eine tragiſche Kataſtrophe ins Unglück geraten. Doch ohne vor die Schranken, ohne vor die Schranken gekommen zu ſein! Nina Alexandrowna iſt eine ſeltene Frau! Warwara Ardalionowna, meine Tochter, iſt ein ſeltenes Mädchen! Die Verhältniſſe zwingen uns, Zimmer zu vermieten – eine unerhörte Erniedrigung! ... Und das mir,

dem es bevorſtand, Generalgouverneur zu werden! ... Doch Sie ſind uns zu jeder Zeit willkommen. Aber jetzt, gerade jetzt ſpielt ſich in meinem Hauſe eine Tragödie ab!«

Der Fürſt blickte ihn fragend und intereſſiert an.

»Eine Ehe ſoll geſchloſſen werden, eine ſeltſame Ehe! Ein zweideutiges Frauenzimmer ſoll einen jungen Mann heiraten, der, wenn er wollte, Kammerjunker ſein könnte. Und dieſes Frauenzimmer ſoll in mein Haus eingeführt werden, in dem meine Frau und meine Tochter leben! Doch ſo lange, wie ich noch lebe, wird ihr Fuß nicht mein Haus betreten! Ich werde mich auf die Schwelle hinwerfen, mag ſie dann über mich hinwegtreten! ... Mit Ganjá ſpreche ich jetzt faſt überhaupt nicht mehr, vermeide es ſogar, ihm zu begegnen. Ich warne Sie abſichtlich. Wenn Sie bei uns leben werden, werden Sie ja ohnehin Zeuge ſein ... Aber Sie ſind der Sohn meines Freundes, und ich kann doch wohl hoffen ...«

»Verzeihung, Fürſt. Bitte, ſeien Sie ſo freundlich und kommen Sie auf einen Augenblick zu mir ins Empfangszimmer«, unterbrach ihn Nina Alexandrowna, die diesmal ſelbſt gekommen war, um den Fürſten zu ſich zu rufen.

»Denke dir nur, mein Schatz,« rief ihr der General ſofort zu, »es ſtellt ſich heraus, daß ich den Fürſten als kleines Kind auf meinen Armen gewiegt habe!«

Nina Alexandrowna warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und ſah dann forſchend den Fürſten an, ſagte aber kein Wort. Der Fürſt folgte ihr. Doch kaum waren ſie im anderen Zimmer angelangt, kaum hatte Nina Alexandrowna halblaut etwas offenbar Peinliches mitzuteilen begonnen, als auch der General plötzlich wieder in der Tür erſchien. Seine Frau verſtummte ſofort und beugte ſich erſichtlich

ärgerlich über ihre Strickarbeit. Der General bemerkte ihren Ärger sehr wohl, ließ sich aber dadurch nicht im geringsten seine gute Laune nehmen.

»Der Sohn meines Freundes!« rief er begeistert aus, sich an Nina Alexandrowna wendend. »Und so unerwartet! Wie hätte ich das noch gestern erhoffen können! Aber, mein Schatz, entsinnst du dich denn wirklich nicht mehr des seligen Nikolai Lwowitsch? Du trafst ihn doch noch ... in Twerj?«

»Nein, ich entsinne mich Nikolai Lwowitschs nicht. Ist das Ihr Vater?« fragte sie den Fürsten.

»Ja, aber er starb, glaube ich, nicht in Twerj, sondern in Jelissawetgrad«, bemerkte der Fürst etwas verlegen. »Ich habe es von Pawlischtscheff gehört...«

»In Twerj starb er«, behauptete der General. »Kurz vor seinem Tode wurde er nach Twerj versetzt, vor dem Ausbruch der Krankheit. Sie waren damals viel zu klein, um sich jetzt noch der Versetzung oder der Reise entsinnen zu können, und Pawlischtscheff kann sich geirrt haben – er war ja doch auch nicht mehr als ein Mensch, wenn er auch sonst ein seltener Mensch war.«

»Sie kannten auch Pawlischtscheff?«

»Ein seltener Mensch war er, aber ich war ja doch Augenzeuge, ich habe ihm die Augen zugedrückt...«

»Aber mein Vater starb doch, soviel ich weiß, als Untersuchungsgefangener,« bemerkte wieder der Fürst, »obwohl ich niemals habe erfahren können, welches Vergehens er eigentlich beschuldigt worden ist. Er starb im Hospital.«

»Oh, das war doch die Geschichte mit dem Soldaten Kolpakoff – der Fürst wäre ganz zweifellos freigesprochen worden!«

»Ja? Sie wiſſen es genau?« fragte der Fürſt lebhaft intereſſiert.

»Das fehlte noch, daß ich's nicht wüßte!« rief der General faſt entrüſtet aus. »Das Kriegsgericht löſte ſich auf, ohne auch nur das geringſte Urteil zu fällen. Ein ganz unmöglicher Fall! Man kann ſogar ſagen – geradezu myſteriös! Eines Tages ſtirbt der Hauptmann Larionoff, unſer Kompagniechef; dem Fürſten werden zeitweilig die Pflichten desſelben übertragen; ſchön. Der gemeine Soldat Kolpakoff begeht darauf einen Diebſtahl – er ſtiehlt einem Kameraden die Stiefel und vertrinkt ſie; ſchön. Der Fürſt – und vergeſſen Sie nicht, es geſchah in Gegenwart des Feldwebels und Korporals – wäſcht dem Kolpakoff tüchtig den Kopf und droht ihm mit Prügelſtrafe. Sehr ſchön. Kolpakoff geht in die Kaſerne, legt ſich auf die Pritſche, und nach einer Viertelſtunde iſt er tot. Vortrefflich. Aber wie dem auch ſein mag, jedenfalls bleibt die Sache unerklärlich, geradezu unmöglich. Nun gut, Kolpakoff wird beerdigt; der Fürſt rapportiert, und Kolpakoff wird aus den Liſten geſtrichen. Die Sache iſt erledigt, nicht wahr? Was kann man noch verlangen? Doch ſiehe da, genau nach einem halben Jahre ſteht bei einer Brigadebeſichtigung der Soldat Kolpakoff, als wäre er nie geſtorben, in der dritten Rotte des zweiten Bataillons des Nowoſemljanskiſchen Infanterieregiments, in derſelben Brigade und derſelben Diviſion!«

»Was!« Der Fürſt fiel natürlich aus den Wolken.

»Es verhält ſich nicht ſo, das iſt ein Irrtum!« wandte ſich plötzlich Nina Alexandrowna an den Fürſten, und ihr Blick bat ihn um Verzeihung. »Mon mari se trompe«, fügte ſie leiſe hinzu.

»Aber, mein Schatz, se trompe, das iſt leicht geſagt, aber urteile du über dieſen Fall! Alles war natürlich baff! Ich hätte ja gern als erſter geſagt, qu'on se trompe! Zum Unglück aber war ich Augenzeuge und ſelbſt ein Mitglied der Unterſuchungskommiſſion. Sämtliche Konfrontationen ergaben immer nur das eine: daß es derſelbe, vollkommen derſelbe Kolpakoff war, den man vor einem halben Jahr unter Trommelwirbel begraben hatte. Der Fall war wirklich eine Seltenheit, etwas faſt Unmögliches, das gebe ich vollkommen zu, aber...«

»Papa, das Eſſen für Sie iſt ſchon aufgetragen«, meldete Warwara Ardalionowna, ins Zimmer tretend.

»Ah, ſchön, ſchön! Ich habe auch ſchon Hunger ... Aber der Fall war, man kann wohl ſagen, ſogar pſy–cho–logiſch...«

»Die Suppe wird wieder kalt werden!« ſagte Warjá ungeduldig.

»Ich geh' ja ſchon,« murmelte der General, der ſich bereits gehorſam auf den Weg zu ſeiner Suppe machte, – »... doch trotz aller Unterſuchungen«, hörte man noch vom Korridor her.

»Sie werden Ardalion Alexandrowitſch vieles nachſehen müſſen, wenn Sie bei uns bleiben«, ſagte Nina Alexandrowna zum Fürſten. »Übrigens wird er Sie nicht gar zu oft beläſtigen. Er ſpeiſt auch allein. Sie werden zugeben, daß ein jeder ſeine Mängel hat und ſeine ... beſonderen Eigenſchaften, der kleinen vielleicht noch mehr als der großen, auf die man gewöhnlich mit Fingern zeigt. Nur um eines wollte ich Sie ſehr bitten: falls mein Mann ſich einmal wegen des Koſtgeldes an Sie wenden ſollte, ſo ſagen Sie, daß Sie es mir bereits bezahlt hätten. Selbſtverſtänd-

lich wird Ihnen auch das, was Sie eventuell Ardalion Alexandrowitſch geben, als Bezahlung der Penſion angerechnet werden, ich bitte Sie aber nur um der Ordnung willen ... Was iſt das, Warjá?«

Warwara Ardalionowna, die den Vater hinausgeleitet hatte, war wieder zurückgekehrt und reichte der Mutter Naſtaſſja Filippownas Photographie. Nina Alexandrowna zuckte zuſammen und ſtarrte, anfangs erſchrocken, dann jedoch mit einem erdrückend bitteren Ausdruck auf das Bild der ſchönen Frau. Endlich blickte ſie auf und ſah fragend ihre Tochter an.

»Sie hat es ihm heute ſelbſt geſchenkt,« ſagte Warjá, »und am Abend wird ſich alles entſcheiden.«

»Heute abend!?« ſtieß Nina Alexandrowna wie in hoffnungsloſer Verzweiflung leiſe hervor. »Nun, dann kann hierüber kein Zweifel mehr beſtehen, dann lohnt es ſich auch gar nicht mehr, noch zu hoffen: mit dem Geſchenk des Bildes hat ſie alles geſagt... Hat er es dir ſelbſt gezeigt?« fragte ſie gleich darauf ganz verwundert.

»Sie wiſſen doch, daß wir ſchon über einen Monat kein Wort miteinander ſprechen. Ptizyn hat mir alles erzählt, das Bild aber lag dort neben dem Tiſch auf dem Fußboden. Ich hob es auf.«

»Ich wollte Sie fragen, Fürſt,« wandte ſich Nina Alexandrowna an ihn, »deshalb bat ich Sie auch her – ob Sie meinen Sohn ſchon lange kennen? Er ſagte, wenn ich mich nicht irre, daß Sie heute erſt irgendwoher angekommen ſeien.«

Der Fürſt gab ihr in kurzen Worten die nötigen Erklärungen. Mutter und Tochter hörten ihn ruhig an.

»Glauben Sie nicht, daß ich Sie über Gawrila Arda-

lionytſch ausforſchen will, wenn ich Sie einiges frage«, ſagte Nina Alexandrowna. »O nein, das müſſen Sie nicht von mir denken. Wenn es etwas gibt, was er mir nicht ſelbſt ſagen kann, ſo will ich ſicher nicht hinter ſeinem Rücken danach forſchen. Ich meine nur ... Ganjá ſagte vorhin auf meine Frage, als Sie hinausgegangen waren: ‚Er weiß alles, vor ihm braucht man ſich nicht zu genieren!‘ Was hat das nun zu bedeuten? Ich meine nur ... ich möchte gern wiſſen, inwiefern...«

Ganjá und Ptizyn traten ins Zimmer. Nina Alexandrowna verſtummte. Der Fürſt blieb ruhig auf ſeinem Platz neben ihr ſitzen, Warjá jedoch trat zur Seite. Naſtaſſja Filippownas Bild lag, allen ſichtbar, auf ihrem Nähtiſchchen. Ganjá bemerkte es ſogleich, runzelte die Stirn, nahm es, ohne zu fragen, fort und warf es ärgerlich auf ſeinen Schreibtiſch, der am anderen Ende des Zimmers ſtand.

»Alſo heute, Ganjá?« fragte plötzlich Nina Alexandrowna.

»Was heute?« fuhr Ganjá auf, und zornig wandte er ſich an den Fürſten. »Ah, ich verſtehe, auch hier haben Sie! ... Ja, zum Teufel, iſt das bei Ihnen eine Krankheit oder was ſonſt für eine Manie? Können Sie denn wirklich nicht den Mund halten? So begreifen Sie doch wenigſtens endlich, Fürſt...«

»Hier bin diesmal ich der Schuldige, Ganjá, und kein anderer«, unterbrach ihn Ptizyn.

Ganjá ſah ihn fragend an.

»Es iſt ſchon beſſer ſo, Ganjá,« fuhr Ptizyn fort, »um ſo mehr als es doch ſchon beſchloſſene Sache iſt«, brummte er halblaut, trat zur Seite, ſetzte ſich am Tiſch nieder und zog aus ſeiner Taſche ein mit Bleiſtift beſchriebenes Blatt Papier hervor, das er aufmerkſam zu ſtudieren begann.

Ganjá blieb finſter ſtehen und erwartete unruhig eine Familienſzene. Sich beim Fürſten zu entſchuldigen, fiel ihm gar nicht ein.

»Wenn alles beſchloſſen iſt, ſo hat Iwan Petrowitſch natürlich recht«, pflichtete Nina Alexandrowna Ptizyn bei. »Sei, bitte, nicht ſo böſe und rege dich nicht auf, Ganjá, ich werde dich nicht danach fragen, wenn du es nicht ſelbſt erzählen willſt, und ich verſichere dir, daß ich mich vollkommen ergeben habe. Alſo ſei ſo gut und rege dich nicht mehr auf.«

Sie ſagte es, ohne von der Arbeit aufzublicken, und war auch allem Anſchein nach tatſächlich ruhig. Ganjá war etwas erſtaunt, ſchwieg jedoch vorſichtshalber und wartete, was ſie weiter ſagen würde. Dieſe Familienſzenen kamen ſeinen Nerven etwas teuer zu ſtehen. Nina Alexandrowna bemerkte dieſe Vorſicht, und ſo fügte ſie mit bitterem Lächeln hinzu:

»Du zweifelſt wohl immer noch und glaubſt mir nicht. Ich verſichere dir, es wird weder Tränen noch Bitten geben wie früher, wenigſtens nicht meinerſeits. Alles, was ich wünſche, iſt ja nur, dich glücklich zu ſehen; das weißt du doch. Ich habe mich dem Schickſal ergeben. Mein Herz wird immer bei dir ſein, gleichviel ob wir beiſammenbleiben oder auseinandergehn. Selbſtverſtändlich rede ich nur von mir, und du kannſt nicht verlangen, daß auch deine Schweſter...«

»Ah, verſteht ſich! Wieder die Schweſter!« rief Ganjá ſpöttiſch aus, mit haßerfülltem Blick auf Warjá. »Mama! Ich ſchwöre Ihnen nochmals, worauf ich Ihnen ſchon mein Wort gegeben habe: ſolange ich hier bin, ſolange ich lebe, wird niemand Ihnen ſeine Achtung verſagen dürfen. Gleichviel, wer es ſei: wer über unſere Schwelle hereintritt, iſt Ihnen die größte Ehrerbietung ſchuldig...«

Ganjá war ſo erfreut, daß er faſt zärtlich auf ſeine Mutter blickte.

»Für mich habe ich auch niemals etwas gefürchtet, Ganjá, ich habe mich nicht meinetwegen beunruhigt und gequält, das weißt du. Heute, ſagt man, werde ſich alles entſcheiden – was wird ſich denn entſcheiden?«

»Sie hat verſprochen, heute abend zu erklären, ob ſie einverſtanden iſt oder nicht«, antwortete Ganjá.

»Wir haben beinahe drei Wochen jedes Wort über dieſe Angelegenheit vermieden, und das war auch das Beſte, was wir tun konnten. Jetzt, wo nichts mehr zu ändern iſt, erlaube ich mir nur eines – dich zu fragen: wie hat ſie denn deinen Antrag annehmen und dir ſogar ihr Bild ſchenken können, wenn du ſie doch nicht liebſt? Haſt du denn wirklich eine ſo... eine ſo...«

»Nun, eine ſo erfahrene, wie?«

»Ich wollte mich nicht ſo ausdrücken. Haſt du ihr denn wirklich in ſolchem Maße ... Sand in die Augen zu ſtreuen vermocht?«

Eine ungewöhnliche Gereiztheit klang plötzlich aus dieſer Frage. Ganjá ſtand, dachte eine Weile nach und ſagte dann mit unverhohlenem Spott:

»Sie haben ſich hinreißen laſſen, Mama, haben ſich doch nicht bezwingen können. So haben ja alle dieſe Geſpräche bei uns begonnen. Sie ſagten, es werde weder Fragen noch Vorwürfe geben, und da haben wir nun beides! Wozu von neuem anfangen? Laſſen wir es doch lieber, es iſt wirklich beſſer. Wenigſtens haben Sie die Abſicht gehabt... Ich werde meine Eltern und Geſchwiſter niemals verlaſſen, unter keinen Umſtänden; ein anderer würde von einer ſolchen Schweſter zum mindeſten fortlaufen, – ſeht doch, wie ſie

mich fixiert! Doch beenden wir dieſes Geſpräch! Ich hatte mich ſchon ſo gefreut... Woher wiſſen Sie denn, daß ich Naſtaſſja Filippowna betrüge? Und was Warjá betrifft, ſo – nun, wie ſie ſelbſt will. Doch genug!... Aber jetzt wirklich einmal Schluß damit!«

Ganjá wurde mit jedem Wort erregter und wanderte ziellos im Zimmer umher. Dieſe Geſpräche waren der wunde Punkt der Familie.

»Ich habe geſagt, ſobald ſie hier eintritt, gehe ich von hier fort, und ich werde mein Wort halten«, ſagte Warjá.

»Aus Eigenſinn! Natürlich!« rief Ganjá wütend aus. »Aus Eigenſinn will ſie ja auch nicht heiraten! Was zuckſt du mit der Schulter? Mir iſt es wahrhaftig ganz egal, was Sie zu tun gedenken, gnädigſte Warwara Ardalionowna! Iſt es gefällig, dann – bitte: führen Sie Ihre Abſicht ohne Aufſchub aus. Weiß Gott, ich hab' Sie mehr als ſatt. Wie! Sie entſchließen ſich alſo endlich doch, uns allein zu laſſen, Fürſt?« wandte er ſich an dieſen, als er bemerkte, daß der Fürſt ſich erhob.

Ganjás Stimme verriet bereits jenen Grad von Gereiztheit, in dem der Menſch ſich faſt über dieſelbe freut und ſich rückhaltlos und womöglich mit wachſender Freude von ihr hinreißen läßt, gleichviel wohin ſie ihn führen kann. Der Fürſt wandte ſich in der Tür zurück, um etwas zu entgegnen, doch als er an dem krankhaft verzerrten Geſicht ſeines Beleidigers ſah, daß nur noch ein Tropfen zum Überfließen fehlte, trat er ſchweigend aus dem Zimmer und zog die Tür hinter ſich zu. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, als die Stimmen im Empfangszimmer noch bedeutend lauter und heftiger wurden.

Er ging durch den ſogenannten »Salon« – richtiger die »gute Stube« – ins Vorzimmer, um von dort durch den Korridor in ſein Zimmer zu gelangen, doch im Vorübergehen an der Eingangstür bemerkte er, daß draußen auf dem Treppenflur ſich jemand vergeblich bemühte, die Klingel zu ziehen. Am Klingelzuge mußte wohl irgend etwas nicht ganz in Ordnung ſein, denn die Glocke zitterte nur, doch ein Ton war nicht zu hören. Der Fürſt trat näher, ſchloß auf, öffnete die Tür und – trat zuſammenzuckend erſchrocken einen Schritt zurück: vor ihm ſtand Naſtaſſja Filippowna. Er erkannte ſie ſofort. Ihre Augen blitzten vor Unwillen. Sie trat ſchnell ins Vorzimmer, wobei ſie ihn mit der Schulter berührte, da er ihr im Wege ſtand und ſagte zornig, indem ſie den Pelz abwarf:

»Wenn ein Diener zu faul iſt, den Klingelzug in Ordnung zu bringen, ſo ſollte er doch wenigſtens im Flur ſitzen, damit man nicht ſtundenlang vergeblich zu klopfen braucht. Da hat er noch den Pelz fallen laſſen, Tölpel!«

Der Pelz lag tatſächlich auf dem Fußboden. Naſtaſſja Filippowna hatte, an Bedienung gewöhnt, den Pelz einfach abgeworfen, ohne ſich umzuſehen oder zu warten, bis der Fürſt ihn ihr abnahm. Dieſer aber hatte verſäumt, ihn aufzufangen.

»Entlaſſen müßte man dich! Geh, melde mich an.«

Der Fürſt wollte zwar etwas ſagen, war jedoch ſo verwirrt, daß er nichts hervorbrachte und mit dem Pelz, den er aufgehoben hatte, in das Empfangszimmer gehen wollte.

»Da! – er geht mitſamt dem Pelz! Wozu nimmſt du denn den Pelz mit! Hahaha! Oder biſt du total verrückt?«

Der Fürſt kehrte zurück und ſtarrte ſie wie ein Götzenbild an. Erſt nach ihrem Lachen kam etwas Leben in ſein Ge-

ſicht: er lächelte, doch die Zunge konnte er immer noch nicht bewegen. Im erſten Augenblick, als er ihr die Tür geöffnet hatte, war er erbleicht, jetzt ſtieg plötzlich eine heiße Blutwelle in ſein Geſicht.

»Ach, das iſt ja ein Idiot!« rief Naſtaſſja Filippowna aus. »Nun, wohin gehſt du denn? So wart' doch! Nun, wen wirſt du denn melden?«

»Naſtaſſja Filippowna«, murmelte der Fürſt.

»Woher kennſt du mich?« fragte ſie erſtaunt. »Ich habe dich nie geſehen! Geh jetzt, melde mich! Was iſt das für ein Geſchrei?«

»Sie ſtreiten dort«, antwortete der Fürſt und begab ſich ins Empfangszimmer.

Er erſchien dort in einem recht gefährlichen Augenblick: Nina Alexandrowna war bereits im Begriff, gänzlich zu vergeſſen, daß ſie ſich »vollkommen ergeben« hatte. Ihre Tochter verteidigte ſie. Ptizyn hatte ſein mit Bleiſtift beſchriebenes Blatt Papier weggelegt und ſtand jetzt neben Warjá, die zwar ſelbſt keine Angſt hatte – doch wurden die Grobheiten ihres Bruders mit jedem Wort unerträglicher, und in ſolchen Fällen pflegte ſie gewöhnlich zu verſtummen und dann nur mit unſäglich ſpöttiſchem Blick den Bruder zu betrachten, ohne auch nur auf eine Sekunde die Augen von ihm abzuwenden. Dieſes Verhalten aber konnte Ganjá, wie ſie ſehr wohl wußte, bis zum Äußerſten bringen. In dieſem Augenblick trat der Fürſt ins Zimmer und meldete: »Naſtaſſja Filippowna.«

IX.

Alles verſtummte. Alle blickten den Fürſten an, als könnten oder wollten ſie ihn nicht verſtehen. Ganjá war vor Schreck wie zu Stein erſtarrt.

Naſtaſſja Filippownas Beſuch war für alle – und namentlich noch in dieſem Augenblick – eine wahrhaft erſchreckende Überraſchung. Es war ihr erſter Beſuch in dieſem Hauſe! Bis dahin hatte ſie ſich dermaßen hochmütig zu ihnen verhalten, daß in den Geſprächen mit Ganjá nicht einmal der Wunſch, ſeine Familie kennenzulernen, von ihr geäußert worden war. In der letzten Zeit hatte ſie ſeine Verwandten überhaupt nicht mehr erwähnt, ganz als hätte er gar keine. Zwar war es Ganjá einesteils auch ganz angenehm geweſen, daß dieſes für ihn ſo unangenehme Geſpräch hinausgeſchoben wurde, doch im Herzen trug er dieſen Hochmut ſofort in ihr Schuldbuch ein. Jedenfalls aber hatte er von ihr eher ſpitze Bemerkungen über ſeine Familie erwartet als einen Beſuch. Er wußte ganz genau, daß ihr alles bekannt war, was bei ihm zu Hauſe infolge ſeiner Werbung um ihre Hand vorging, und welcher Meinung ſeine Familie über ſie war. Ihr Beſuch jedoch gerade an dieſem Tage und in dieſem Augenblick, nachdem ſie ihm ihr Bild geſchenkt und am Abend desſelben Tages das letzte entſcheidende Wort zu ſagen verſprochen hatte – war das nicht ebenſogut wie dieſes Wort ſelbſt?

Die ſtarre Verſtändnisloſigkeit, mit der alle den Fürſten anſahen, dauerte nicht lange: Naſtaſſja Filippowna erſchien ſelbſt in der Tür und ſtieß beim Eintritt wiederum den Fürſten leicht zur Seite.

»Endlich iſt es mir gelungen, einzutreten... Warum binden Sie denn die Glocke feſt?« ſagte ſie fröhlich, indem ſie Ganjá, der ihr ſofort entgegenſtürzte, die Hand reichte. »Warum machen Sie ein ſo verdutztes Geſicht? Stellen Sie mich doch vor, bitte...«

Ganjá, der gänzlich den Kopf verloren hatte, ſtellte ſie zuerſt ſeiner Schweſter vor, und beide Frauen maßen einander, bevor ſie ſich die Hand reichten, mit ſeltſamem Blick. Naſtaſſja Filippowna lachte übrigens und markierte Fröhlichkeit, doch Warjá wollte ſich nicht verſtellen und ſah ſie finſter und unverwandt an; nicht einmal der Schatten eines Lächelns erſchien auf ihrem Geſicht. Ganjá erbleichte; ſie bitten oder bereden war unmöglich, und ſo blickte er ſie nur ſo drohend an, daß ſie aus ſeinem Blick wohl begreifen mußte, was die Minute für ihn bedeutete. Da entſchloß ſie ſich denn, nachzugeben, und ſie lächelte Naſtaſſja Filippowna kaum merklich zu. Der ſchlechte Eindruck wurde etwas wieder gutgemacht durch Nina Alexandrowna, welcher Ganjá in ſeiner Verwirrung Naſtaſſja Filippowna nach der Schweſter vorſtellte. Doch kaum begann Nina Alexandrowna etwas von ihrem »beſonderen Vergnügen« zu ſprechen, als Naſtaſſja Filippowna, ohne ſie bis zu Ende anzuhören, ſich ſchon an Ganjá wandte, den ſie, ſich unaufgefordert auf ein kleines Sofa in der Ecke am Fenſter ſetzend, lachend fragte:

»Wo iſt denn Ihr Bureau? Und ... und wo ſind denn die Penſionäre? Sie vermieten doch möblierte Zimmer mit Koſt und Bedienung?«

Ganjá wurde feuerrot und wollte etwas erwidern, doch Naſtaſſja Filippowna ließ ihn nicht zu Worte kommen:

»Aber wie können Sie hier denn Penſionäre halten? Sie haben ja nicht einmal ein Arbeitszimmer für ſich! Bringt denn das auch viel ein?« wandte ſie ſich an Nina Alexandrowna.

»Es macht ein wenig Mühe,« antwortete dieſe, »aber ſelbſtverſtändlich muß es doch etwas einbringen. Wir haben übrigens erſt...«

Doch Naſtaſſja Filippowna hörte ihr ſchon wieder nicht mehr zu: ſie betrachtete Ganjá, lachte und fragte:

»Was machen Sie denn für ein Geſicht? Oh, mein Gott, ſehen Sie doch nur, was für ein Geſicht er macht!«

Während ſie noch lachte, ging in Ganjás Geſicht eine große Veränderung vor ſich: die Starrheit, die lächerliche, feige Faſſungsloſigkeit verließen ihn ganz plötzlich; er erbleichte unheimlich, ſeine Lippen verzogen ſich wie in einem krampfartigen Zucken, und ſchweigend, unverwandt und ruhig ſah er mit Böſes verheißendem Blick ſeinem lachenden Gaſt in die Augen.

Es war aber noch ein Beobachter anweſend, dem, wenn er auch immer noch auf demſelben Fleck an der Tür des Empfangszimmers ſtand, doch plötzlich die Bläſſe und die unheilverkündende Veränderung in Ganjás Geſicht auffiel, und den ſie erſchreckte. Dieſer Beobachter war der Fürſt. Faſt mechaniſch trat er vor und näherte ſich Ganjá:

»Trinken Sie Waſſer ... und ſehen Sie nicht ſo drein ...« ſtieß er leiſe hervor.

Man ſah es ihm an, daß er dies ohne jede Überlegung oder gar Berechnung ſagte, ſondern daß einfach ſein Inſtinkt aus ihm ſprach. Doch ſeine Worte machten einen entſetzlichen Eindruck. Wie es ſchien, wandte ſich Ganjás ganze Wut plötzlich gegen den Fürſten: er packte ihn an der Schulter und blickte ihn mit unſäglichem Haß an, mit einem Haß, der ihn kein Wort hervorbringen ließ. Alle fuhren zuſammen. Nina Alexandrowna ſchrie ſogar leiſe auf. Ptizyn näherte ſich ſchnell. Koljá und Ferdyſchtſchenko, die in der offenen Tür erſchienen, blieben verwundert ſtehen. Nur Warjá blickte unverändert unter der Stirn hervor und beobachtete aufmerkſam. Sie ſetzte ſich abſichtlich nicht, ſon-

dern ſtand, die Arme über der Bruſt gekreuzt, etwas abſeits neben dem Stuhl der Mutter.

Übrigens beſann ſich Ganjá ſofort, faſt ſchon im nächſten Augenblick. Dann lachte er nervös auf. Da war er bereits ganz zur Beſinnung gekommen!

»Ja, ſind Sie denn ein Arzt, Fürſt?« rief er aus, bemüht, möglichſt heiter zu erſcheinen. »Sie können einen ja wahrhaftig erſchrecken! Naſtaſſja Filippowna, geſtatten Sie, Ihnen vorzuſtellen – ein koſtbares Geſchöpf! Zwar kenne ich ihn ſelbſt erſt ſeit dem Morgen...«

Naſtaſſja Filippowna blickte erſtaunt den Fürſten an.

»Fürſt? Er iſt ein Fürſt? Denken Sie ſich, ich hielt ihn, als ich eintrat, dort im Vorzimmer für den Diener und ſchickte ihn her, um mich anzumelden! Hahaha!«

»Kein Malheur, kein Malheur!« fiel Ferdyſchtſchenko ſofort nähertretend ein, ſichtlich erfreut darüber, daß man zu lachen begann: »Das hat nichts zu ſagen: se non è vero...«

»Und ich habe Sie ja faſt geſcholten, Fürſt. Verzeihen Sie, bitte. Aber wie kommen Sie denn, Ferdyſchtſchenko, zu dieſer Tageszeit hierher? Haben Sie heute Feiertag? Ich glaubte, daß ich zum mindeſten Sie hier nicht antreffen würde. Was? Wer? Was für ein Fürſt? Myſchkin?« fragte ſie Ganjá, der ihr inzwiſchen den Fürſten, den er immer noch an der Schulter hielt, vorgeſtellt hatte.

»Er wohnt bei uns«, erläuterte Ganjá.

Augenſcheinlich wurde der Fürſt (der als Retter aus der peinlichen Situation allen ſehr gelegen kam), wie etwas Seltenes vorgeſtellt, ja, er wurde ihrer Aufmerkſamkeit nahezu aufgedrängt. Der Fürſt hörte ſogar das Wort »Idiot« hinter ſeinem Rücken flüſtern, das wahrſcheinlich

Ferdyſchtſchenko Naſtaſſja Filippowna zur Erklärung zuraunte.

»Sagen Sie doch, warum klärten Sie mich vorhin nicht auf, als ich mich ſo unverzeihlich... in Ihnen täuſchte?« fragte Naſtaſſja Filippowna, die den Fürſten in der ungenierteſten Weiſe vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

Sie erwartete ungeduldig, was er ſagen würde, ganz, als wäre ſie von vornherein überzeugt geweſen, eine ſo dumme Antwort zu erhalten, daß alle in ſchallendes Gelächter ausbrechen müßten.

»Ich war zu überraſcht, als ich Sie ſo plötzlich vor mir ſah...« begann der Fürſt.

»Aber woher wußten Sie denn, wer ich bin? Wo haben Sie mich früher geſehen? Aber was iſt das, wirklich, es ſcheint mir, daß ich Sie irgendwo geſehen habe... Und erlauben Sie, – warum erſtarrten Sie denn plötzlich, nachdem Sie mir die Tür aufgemacht hatten? Was iſt denn an mir, das ſo erſtarren machen kann?«

»Nun! na! los doch!« rief ihm Ferdyſchtſchenko grimaſſenſchneidend in aufmunternd ſein ſollendem Tone zu. »Na, ſchießen Sie doch los! Herrgott! was ich auf eine ſolche Frage reden würde! Aber ſo... na! Ach, biſt du aber ein Tölpel, Fürſt!«

»Oh, an Ihrer Stelle würde auch ich zu reden verſtehen«, wandte ſich der Fürſt lächelnd an Ferdyſchtſchenko. »Mich hat heute Ihre Photographie frappiert,« fuhr er zu Naſtaſſja Filippowna fort, »dann habe ich mit Jepantſchins von Ihnen geſprochen ... und früh am Morgen, noch bevor ich in Petersburg eintraf, hat mir im Eiſenbahnzuge Parfen Rogoſhin viel von Ihnen erzählt. Und in jenem Augenblick, als ich Ihnen die Tür aufmachte, dachte ich

auch wieder an Sie – und da ſtanden Sie plötzlich vor mir.«

»Aber wie haben Sie mich denn erkannt?«

»Nach der Photographie und...«

»Und?«

»Und ... weil ich Sie mir gerade ſo vorſtellte ... Ich glaube, Sie gleichfalls irgendwo geſehen zu haben.«

»Wo? Wo?«

»Ich glaube Ihre Augen irgendwo geſehen zu haben... aber das kann ja nicht ſein! Das iſt nur ſo... Ich bin nie hier geweſen. Vielleicht im Traum.«

»Eh–hee! Seht doch mal an!« rief Ferdyſchtſchenko laut dazwiſchen. »Nein, ich nehme mein ‚se non è vero' zurück! Doch... doch übrigens – das hat er ja alles nur aus Unſchuld geſagt!« fügte er mitleidig bedauernd hinzu.

Der Fürſt hatte die wenigen Sätze mit einer unruhigen Stimme geſprochen, dazwiſchen in der Erregung oft Atem geſchöpft oder kurz abgebrochen, weshalb ſeine Rede denn auch geradezu abgehackt klang. Naſtaſſja Filippowna ſah ihn intereſſiert an, doch hatte ſie aufgehört zu lachen. Da ertönte plötzlich eine neue laute Stimme hinter der Gruppe, die Naſtaſſja Filippowna umſtand. Der Neueingetretene brach ſich majeſtätiſch Bahn und – vor Naſtaſſja Filippowna verneigte ſich das Oberhaupt der Familie in eigener Perſon. General Iwolgin erſchien im Frack und in ſauberem Vorhemd. Sein Schnurrbart war ſtarr aufgewichſt.

Doch das war zuviel für Ganjä:

Dieſer ſelbſtgefällige, bis zur Hypochondrie ehrgeizige Menſch, der in den ganzen zwei Monaten vergeblich nach einem Piedeſtal geſucht, auf dem er höher daſtehen und ſich edler ausnehmen könnte, mußte nun fühlen, daß er

noch ein Neuling auf dem erwählten Wege war und vielleicht nicht einmal bis zum Ende aushalten werde; dieſer Menſch, der ſich dann in der Verzweiflung zur größten Gemeinheit entſchloſſen hatte und dies bei ſich zu Hauſe, wo er als richtiger Deſpot herrſchte, auch vollkommen eingeſtand, Naſtaſſja Filippowna gegenüber jedoch – die geradezu unbarmherzig das Übergewicht behielt, und ihn dies auch fühlen ließ – nie und nimmer einzugeſtehen gewagt hätte; dieſer »ungeduldige Bettler«, wie ſie ihn einmal genannt, was ihm bald darauf hinterbracht worden war, hatte ſich mit allen Schwüren geſchworen, ſie in der Folge bitter dafür büßen zu laſſen, während er gleichzeitig wie ein Kind davon träumen konnte, wie er alles gutmachen, alle Widerſprüche vereinen und nichts als Glück ſchaffen würde; – dieſer Menſch mußte jetzt den furchtbarſten Kelch leeren! Ihm war auch noch dieſe ſchreckliche, für einen ehrgeizigen Menſchen allerſchrecklichſte Folter zugedacht: die Qual, für ſeine Angehörigen erröten zu müſſen, und das dazu noch in ſeinem eigenen Hauſe!

»Aber iſt denn ſchließlich der verheißene Lohn auch alle dieſe Qualen wert?« fuhr es ihm jetzt plötzlich durch den Kopf.

Und in eben dieſem Augenblick geſchah das, was in den letzten zwei Monaten wie ein Alpdruck auf ihm gelaſtet, ihn vor Entſetzen fröſteln und vor Scham erglühen gemacht hatte: Naſtaſſja Filippowna lernte ſeinen Vater kennen. Wenn er ſich bisweilen ſelbſt gereizt und gequält hatte, dann hatte er ſich wohl den Vater während der Zeremonie der kirchlichen Trauung vorzuſtellen verſucht, doch nie war er fähig geweſen, das peinigende Bild ſich bis zu Ende vorzuſtellen, ſondern hatte es immer ſchnell wieder verſcheucht.

Vielleicht ſah er das Unglück viel zu ſchwarz – aber das pflegt ja bei ehrgeizigen Menſchen immer der Fall zu ſein! In dieſen zwei Monaten hatte er ſich die Sache mehrfach überlegt und dann doch beſchloſſen und ſich das Wort gegeben, ſeinen Vater irgendwie »unſchädlich« zu machen, ihn wenigſtens für eine kurze Zeit, falls das möglich war, ganz aus Petersburg fortzuſchaffen, gleichviel, ob ſeine Mutter es billigte oder nicht. Vor zehn Minuten, nach Naſtaſſja Filippownas unerwartetem Erſcheinen, war er ſo beſtürzt, ſo betäubt geweſen, daß er an die Möglichkeit, ſein Vater könne gleichfalls erſcheinen, gar nicht gedacht hatte. Und nun ſtand der General hier vor allen feierlich und lächerlich in Frack und weißer Binde, und das in einem Augenblick, in dem Naſtaſſja Filippowna »offenbar nur eine Gelegenheit ſuchte, ihn und ſeine Familie zu verſpotten« – davon war Ganjá überzeugt. Denn in der Tat: was konnte dieſer Beſuch anderes bedeuten? War ſie gekommen, um die Freundſchaft ſeiner Mutter und Schweſter zu ſuchen, oder um ſie in ihren vier Wänden zu beleidigen? Ein Blick genügte, um zu erkennen, wie ſich die beiden Parteien zueinander ſtellten, und dieſer Blick ſchloß jeden Zweifel aus: ſeine Mutter und Schweſter ſaßen abſeits, wie erniedrigt und verhöhnt, während Naſtaſſja Filippowna ganz vergeſſen zu haben ſchien, daß ſie mit ihnen in ein und demſelben Zimmer ſaß... Wenn ſie ſich aber in dieſer Weiſe aufführte, ſo mußte ſie natürlich etwas Beſonderes im Sinn haben.

Ferdyſchtſchenko ſprang ſofort herbei, um den General vorzuſtellen, doch dieſer kam ihm zuvor.

»Ardalion Alexandrowitſch Iwolgin,« ſagte er pathetiſch, ſich verbeugend und lächelnd, »ein alter, unglücklicher Sol-

dat und Vater einer Familie, die glücklich iſt in der Hoffnung, in ihrem Schoß eine ſo bezaubernde...«

Er ſprach nicht zu Ende: Ferdyſchtſchenko ſchob ihm von hinten ganz unverhofft einen Stuhl unter, und zwar tat er das ſo ſchwungvoll, daß der General, der nach dem Eſſen gewöhnlich etwas ſchwach auf den Füßen war, bei dieſem plötzlichen Stoß in die Kniekehlen wie ein Sack auf den Sitz plumpſte, was ihn im übrigen durchaus nicht aus dem Konzept brachte. So ſaß er denn jetzt Naſtaſſja Filippowna gegenüber, zog mit ſüßem Lächeln ihre Hand an die Lippen und küßte ſie langſam und effektvoll. Überhaupt war es ziemlich ſchwer, den General aus der Faſſung zu bringen. Sein Äußeres war, abgeſehen von einer gewiſſen Nachläſſigkeit in der Kleidung, immer noch ganz anſtändig, was er ſelbſt wohl wußte. Er hatte früher nur in guter Geſellſchaft verkehrt, von der er erſt ſeit zwei oder drei Jahren endgültig ausgeſchloſſen war. Seit dieſer Zeit hatte er ſich auch erſt angewöhnt, etwas gar zu zügellos gewiſſen Schwächen nachzugeben, doch die einmal erworbenen Manieren hatte er deshalb nicht eingebüßt. Naſtaſſja Filippowna ſchien höchſt erfreut über das Erſcheinen Ardalion Alexandrowitſchs zu ſein, von dem ſie natürlich ſchon viel gehört hatte.

»Ich habe gehört, daß mein Sohn ...« begann Ardalion Alexandrowitſch.

»Ja, Ihr Sohn! Aber auch Sie ſind mir mal einer! Warum ſieht man Sie denn nie bei mir? Sie ſind doch ſein Vater? Verſtecken Sie ſich ſelbſt oder werden Sie von Ihrem Sohn verſteckt? Sie können doch wirklich zu mir kommen, ohne daß ſich deshalb jemand kompromittiert zu glauben braucht.«

»Die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts und deren Eltern...« wollte wieder der General beginnen.

»Naſtaſſja Filippowna! Entſchuldigen Sie, bitte, Ardalion Alexandrowitſch auf einen Augenblick, es wird nach ihm verlangt«, unterbrach ihn plötzlich Nina Alexandrowna laut.

»Verlangt? Aber ich bitte Sie, ich habe ſoviel von ihm gehört und ihn ſchon lange einmal ſehen wollen! Und was hat er denn ſo Unaufſchiebbares vor? Er iſt doch verabſchiedet? Nicht wahr, Sie werden mich nicht verlaſſen, Ardalion Alexandrowitſch, Sie werden doch nicht fortgehen?«

»Ich verſpreche Ihnen, daß er Sie ſelbſt aufſuchen wird, doch jetzt bedarf er dringend der Ruhe.«

»Ardalion Alexandrowitſch, Sie ſollen der Ruhe bedürfen!« rief Naſtaſſja Filippowna mit einer pikierten kleinen Grimaſſe aus, ganz wie ein leichtfertiges, dummes Gänschen, dem man ein Spielzeug fortnimmt.

Der General aber war im beſten Zuge, ſich wieder lächerlich zu machen.

»Aber mein Schatz! Du ſiehſt doch!« ſagte er, ſich feierlich an ſeine Gattin wendend, in vorwurfsvollem Tone und die Hand aufs Herz gepreßt.

»Werden Sie nicht von hier fortgehen, Mama?« fragte Warjá laut.

»Nein, Warjá, ich bleibe bis zum Ende.«

Naſtaſſja Filippowna konnte unmöglich dieſe Frage und Antwort nicht gehört haben, doch ihre Fröhlichkeit ſchien nur noch zuzunehmen. Sie überſchüttete den General mit Fragen, und binnen fünf Minuten war dieſer in der ſiegesbewußteſten Stimmung und redete äußerſt ſchwungvoll.

Koljá zupfte den Fürſten am Rockſchoß.

»So bringen Sie ihn doch irgendwohin fort! Das geht doch nicht! Bitte!« Dem armen Jungen ſtanden vor Unwillen Tränen in den Augen. »Oh, dieſer verwünſchte Ganjá!« fügte er bei ſich noch hinzu.

»Mit Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin war ich einſtmals allerdings eng befreundet«, erzählte der General in beſter Laune auf eine Frage Naſtaſſja Filippownas. »Ich, er und der verſtorbene Fürſt Lew Nikolajewitſch Myſchkin, deſſen Sohn ich heute nach zwanzigjähriger Trennung in meine Arme geſchloſſen habe, – wir drei waren eine ſozuſagen unzertrennliche Kavalkade: Athos, Portos und Aramis. Aber ach, der eine liegt im Grabe, gefällt von Kugeln und Verleumdungen, der andere ſitzt vor Ihnen und kämpft noch mit Verleumdungen und Kugeln ...«

»Kugeln?« fragte Naſtaſſja Filippowna, ſcheinbar ſehr erſtaunt.

»Hier in meiner Bruſt, beim Sturm auf Kars erhalten, und wenn das Wetter umſchlägt, fühle ich jede einzeln. In allen anderen Beziehungen lebe ich als Philoſoph, gehe ſpazieren, mache in meinem Café ein Spielchen, wie ein vom Geſchäft zurückgezogener Bourgeois, und leſe die Zeitung. Doch mit unſerem Portos Jepantſchin habe ich nach jener vor drei Jahren im Eiſenbahncoupé paſſierten Geſchichte mit dem Bologneſerhündchen ein für allemal die Freundſchaft gebrochen.«

»Einem Bologneſerhündchen? Was war denn das für eine Geſchichte?« fragte Naſtaſſja Filippowna mit ganz beſonderem Intereſſe. »Mit einem Bologneſerhündchen ſagen Sie? Erlauben Sie, und im Eiſenbahncoupé ...« ſie ſchien in ihrem Gedächtniſſe irgend etwas zu ſuchen.

»Oh, nichts Beſonderes, eine dumme Geſchichte, die zu wiederholen ſich gar nicht lohnt: die Schuld an allem trug die Gouvernante der Fürſtin Bjelokonskaja, eine Mrs. Smith, doch ... es lohnt ſich nicht, ſie zu erzählen.«

»Aber unbedingt müſſen Sie ſie uns erzählen!« beſtand Naſtaſſja Filippowna fröhlich auf ihrem Wunſch.

»Auch ich habe ſie noch nie vernommen!« bemerkte Ferdyſchtſchenko. „C'est du nouveau!"

»Ardalion Alexandrowitſch!« ertönte wieder beſchwörend Nina Alexandrownas Stimme.

»Papa, jemand will Sie ſprechen!« rief Koljä.

»Eine ganz dumme Geſchichte, nur zwei Worte«, begann der General mit großer Selbſtzufriedenheit. »Vor zwei Jahren, ja faſt vor zwei Jahren mußte ich auf der neuen Eiſenbahnlinie Petersburg-Warſchau in einer für mich äußerſt wichtigen Angelegenheit, die mit meinem Austritt aus dem Dienſt in Zuſammenhang ſtand – ich trug bereits Zivil – eine Reiſe unternehmen. Ich löſe alſo ein Billett erſter Klaſſe, ſteige ein, ſetze mich, rauche. Oder vielmehr, fahre fort zu rauchen; denn ich hatte mir die Zigarre ſchon früher angeſteckt. Bin ganz allein im Coupé. Das Rauchen iſt nicht verboten, iſt aber auch nicht gerade geſtattet, ſondern ſo–o ... halb und halb, wie gewöhnlich, und natürlich – je nachdem. Das Fenſter iſt heruntergelaſſen. Plötzlich, kurz vor dem letzten Pfiff, ſteigen zwei Damen mit einem kleinen Bologneſer ein und ſetzen ſich mir vis-à-vis. Hatten ſich etwas verſpätet. Die eine pompös gekleidet, ganz in Hellblau; die andere etwas beſcheidener in ſchwarzer Seide mit einer kleinen Pelerine. Beide nicht gerade häßliche Frauenzimmer, ſcheinen nur im allgemeinen etwas ſehr ‚von oben herab' zu ſein, ſprechen engliſch. Ich natürlich verhalte mich

ganz ruhig; rauche meine Zigarre. Das heißt, im erſten Augenblick dachte ich wohl ſo bei mir, aber ſchließlich – das Fenſter war heruntergelaſſen, weshalb ſoll ich nicht zum Fenſter hinausrauchen? Der kleine Bologneſer ruht auf dem Schoß der Hellblauen, ſo 'n kleines Tierchen, nicht größer als meine Fauſt, pechſchwarz, weiße Pfötchen – eine Seltenheit zweifellos. Das Halsbändchen war aus Silber und mit einer Inſchrift verſehen. Nun, ich – merke nichts. Bemerke nur, daß die Damen ſich über mich zu ärgern ſcheinen, natürlich wegen der Zigarre. Die eine betrachtet mich durchs Lorgnon – aus echtem Schildpatt, verſteht ſich. Ich jedoch – merke nichts. Weshalb ſagen ſie denn nichts? So ſollen ſie doch den Mund auftun! Hätten ſie mich darauf aufmerkſam gemacht, etwas geſagt, mich gebeten, ſie waren doch nicht ſtumm! Aber ſo – wie ſoll ich's denn wiſſen? ... Plötzlich – und zwar ohne die geringſte Vorbereitung, ich ſage Ihnen, ohne die allergeringſte, als wäre ſie übergeſchnappt – reißt mir die Hellblaue, ſchwaps! die Zigarre aus der Hand und wirft ſie zum Fenſter hinaus. Na, die war geweſen, den Zug hält man nicht auf. Ich mache ein dummes Geſicht, ſtaune ſie an: ein wildes Weib, ich ſage Ihnen, ein vollkommen wildes Weib! Stattlich, groß, üppig, blond, roſig – vielleicht etwas zu roſig – und die Augen blitzen mich nur ſo an. Ich – ohne ein Wort zu verlieren, ſtrecke mit der größten Höflichkeit, mit der feinſten Höflichkeit langſam meine Hand nach dem Bologneſer aus, faſſe ihn delikat mit zwei Fingern am Schopf und – wups! werfe ihn gleichfalls zum Fenſter hinaus, dorthin, wo die Zigarre lag! Er quiekte nur einmal, zum Kläffen kam er gar nicht. Na, der Bologneſer war auch geweſen! Den Zug hält man nicht auf, der geht.«

»Sie Ungeheuer!« rief Naſtaſſja Filippowna köſtlich amüſiert aus, klatſchte Beifall und lachte wie ein kleines Mädchen über den gelungenen Streich.

»Bravo, bravo!« rief Ferdyſchtſchenko.

Auch Ptizyn lachte, obgleich ihm das Erſcheinen des Generals nicht minder unangenehm war, und ſogar Koljá lachte und rief ſeinem Vater ein Bravo zu.

»Und ich war doch im Recht, im Recht, doppelt und dreifach im Recht!« fuhr der triumphierende General fort; »denn wenn im Coupé das Rauchen verboten iſt, ſo ſind es Hunde erſt recht!«

»Bravo, Papa!« rief Koljá begeiſtert aus, »das war großartig! Ich hätte es unbedingt ebenſo gemacht!«

»Aber was tat denn die Dame?« fragte in ungeduldiger Neugier Naſtaſſja Filippowna.

»Sie? Ja, hier erſt beginnt das Unangenehme an der ganzen Geſchichte«, fuhr der General ſtirnrunzelnd fort. »Ohne ein Wort zu ſagen und ohne die geringſte Vorbereitung, gab ſie mir eine ſchallende Ohrfeige! Ein wildes Weib, ein vollkommen, ein ſelten wildes Weib, ſage ich Ihnen.«

»Und Sie?«

Der General ſchlug die Augen nieder, zog die Brauen in die Höhe, preßte die Lippen zuſammen, hob die Schultern, während er die Hände gleichſam entſchuldigend auseinanderführte – es war eine Kunſtpauſe – und ſagte dann plötzlich nur kurz:

»Ließ mich hinreißen!«

»Oh! Und ſtark? Wirklich ſtark?«

»Bei Gott, durchaus nicht ſtark! Es kam zwar zu einem großen Skandal, aber ich hatte ja nur ein einziges Mal den Schlag zurückgegeben, eben nur – nun, um ihn zurückzu-

geben. Da kam aber der Teufel dazwiſchen und ſteckte ſeine Hand ins Spiel: die Hellblaue war, wie es ſich herausſtellte, die Gouvernante oder Engländerin oder gar Freundin der Fürſtin Bjelokonskaja, die Dame in Schwarz aber war die älteſte Tochter der Fürſtin, ein älteres Mädchen von fünfunddreißig Jahren. Und wie die Generalin Jepantſchin zum Hauſe Bjelokonskij ſteht, iſt ja bekannt. Alle Damen fielen in Ohnmacht, Tränen, Trauer um den geliebten Schoßhund, Jammer und Geſchrei aller ſechs Töchter, und als ſiebente die Engländerin noch dazu – kurz, das Ende der Welt war nahe. Nun, verſteht ſich: ich wollte meine Entſchuldigung machen, machte einen Beſuch, um Verzeihung zu erbitten, ſchrieb ſogar einen Brief, doch wurde weder ich noch der Brief angenommen, und mit Jepantſchin gab es Auseinanderſetzungen, Kündigung der Freundſchaft und darauf ewige Feindſchaft!«

»Aber erlauben Sie, wie iſt denn das?« begann plötzlich Naſtaſſja Filippowna, »vor fünf oder ſechs Tagen habe ich in der Zeitung genau dieſelbe Geſchichte geleſen! Es war auf ein Haar dieſelbe! Sie hatte ſich am Rhein in einem Eiſenbahncoupé zwiſchen einem Franzoſen und einer Engländerin zugetragen: genau ſo hatte ſie ihm die Zigarre aus der Hand geriſſen, genau ſo hatte er ihr Hündchen aus dem Fenſter geworfen, und genau ſo hatte es auch zwiſchen ihnen geendet. Sogar das hellblaue Kleid ſtimmt mit dem Bericht der Zeitung überein!«

Der General wurde über und über rot, und auch Koljá errötete und bedeckte vor Scham das Geſicht mit den Händen. Ptizyn wandte ſich ſchnell ab. Nur Ferdyſchtſchenko lachte. Ganjá aber ſtand da und ertrug ſtumm ſeine unerträgliche Qual.

»Ich ... ich kann Sie verſichern,« ſtotterte der General, »daß auch mir genau dasſelbe paſſiert iſt ...«

»Papa hatte wirklich einmal eine Unannehmlichkeit mit Mrs. Smith, der Gouvernante von Bjelokonskijs,« rief Koljá dazwiſchen, »ich entſinne mich deſſen noch ſehr gut.«

»Wie! Ein und dieſelbe Geſchichte ſollte an zwei verſchiedenen Punkten Europas ſich mit einer ſolchen Übereinſtimmung aller Einzelheiten zutragen? Auch die Dame am Rhein hatte ein hellblaues Kleid!« fuhr Naſtaſſja Filippowna erbarmungslos fort. »Aber ich werde Ihnen doch die Zeitung zuſchicken!«

»Vergeſſen Sie nur nicht,« bemerkte der General, »daß die Geſchichte mir zwei Jahre früher paſſiert iſt!«

»Ah, ſo, richtig, das wäre dann doch wenigſtens ein Unterſchied!« Und Naſtaſſja Filippowna lachte hell auf.

»Papa, ich bitte Sie, auf zwei Worte mit mir hinauszukommen«, ſagte jetzt mit zitternder, gequälter Stimme Ganjá, der den Vater mechaniſch an der Schulter faßte.

In ſeinen Augen lag grenzenloſer Haß.

Da ertönte plötzlich und jetzt erſchreckend laut die Glocke im Vorzimmer. Ein Wunder, daß der Klingelzug nicht abgeriſſen wurde! Es mußte ein beſonderer Beſuch ſein. Koljá eilte hinaus, um zu öffnen.

X.

Im Vorzimmer wurde es ſofort ſehr geräuſchvoll und lebendig; wie es den im Empfangszimmer Zurückgebliebenen ſchien, traten dort mehrere Menſchen ein, denen noch andere auf der Treppe folgten. Mehrere Stimmen ſprachen durcheinander, Ausrufe und Stimmen wurden auch im Treppenhaus laut, zu dem die Tür offenbar noch nicht

wieder geſchloſſen worden war. Der Beſuch mußte allerdings kein gewöhnlicher ſein. Alle blickten einander fragend an. Ganjá beſann ſich als erſter und eilte in den »Salon«, doch trat ihm dort ſchon eine ganze Schar Menſchen entgegen.

»Ah, da iſt ja der Judas!« rief eine dem Fürſten bekannte Stimme aus. »Guten Tag, Ganjka, Lump!«

»Da, da iſt er ja!« ertönte eine andere Stimme.

Jetzt konnte der Fürſt nicht mehr zweifeln: das waren Rogoſhin und Lebedeff.

Ganjá ſtand wie betäubt in der Tür zum Salon und ſah ſtumm, ohne zu proteſtieren zu, wie etwa zehn bis zwölf Menſchen Parfen Rogoſhin ins Zimmer folgten. Die ganze Rotte beſtand aus recht verſchiedenartigen Leuten, doch zeichneten ſie ſich nicht nur durch ihre Verſchiedenartigkeit, ſondern noch viel mehr durch ihre Unanſtändigkeit aus. Einige traten im Mantel oder im Pelz ins Zimmer. Wirklich Betrunkene freilich gab es unter ihnen nicht, doch waren ſie alle zum mindeſten in »ſtark gehobener« Stimmung. Wie es ſchien, bedurfte ein jeder aller anderen, um einzutreten; denn als einzelner hatte niemand den Mut dazu, alle zuſammen aber ermutigten ſich gegenſeitig und ſtießen und ſchoben ſich durch die Tür. Selbſt Rogoſhin, der an der Spitze der Schar ſtand, trat nicht ganz ſicher vor, doch ſah man ihm an, daß er eine beſtimmte Abſicht hatte. Sein Geſicht war finſter, gereizt und unruhig. Die anderen jedoch bildeten gewiſſermaßen nur den Chor oder richtiger eine Bande zu ſeiner Unterſtützung. Außer Lebedeff befand ſich unter ihnen noch der wie ein »Friſeurgehilfe« geſchniegelte und gekräuſelte Saljoſheff, der ſeinen Pelz im Vorzimmer abgeworfen hatte und als Stutzer ſelbſtbewußt und mit übertriebener

Liebenswürdigkeit eintrat; ferner zwei, drei andere Herren von derſelben Art, augenſcheinlich junge Kaufleute, Kommis; irgendeiner ſteckte in einem Uniformmantel; ferner war ein kleiner und auffallend dicker Mann darunter, der beſtändig lachte; und dann ein Rieſe, der gleichfalls ſehr dick war, dafür aber ſehr finſter und durchaus ſtumm ſchien, und der ſich offenbar ſehr auf ſeine Fäuſte verließ. Außer dieſen erſchienen noch ein Student der Medizin und ein windiges, ſcharwenzelndes Polenkerlchen. Aus dem Treppenflur blickten noch zwei Damen ins Vorzimmer, doch wagten ſie nicht recht, einzutreten. Koljá beſann ſich plötzlich, ſchlug ihnen die Tür vor der Naſe zu und ſchob den Riegel vor.

»Guten Tag, Ganjka, Lump! Was, haſt wohl Parfen Rogoſhin nicht erwartet?« fragte Rogoſhin, der in der Tür des Empfangszimmers vor Ganjá ſtehen geblieben war.

Da erblickte er plötzlich ſich gegenüber auf dem Sofa in der anderen Zimmerecke – Naſtaſſja Filippowna. Sicherlich hatte er alles andere eher erwartet, als ſie hier anzutreffen; denn der Schreck lähmte ihn geradezu: er erbleichte dermaßen, daß ſelbſt ſeine Lippen weiß wurden.

»Dann ... dann iſt es alſo wahr!« brachte er leiſe, halb wie zu ſich ſelbſt hervor, und der Blick ſeiner Augen war wie verloren. »Alles aus! ... Nun ... Wart', das ſollſt du mir jetzt büßen!« knirſchte er plötzlich in unbändiger Wut, zu Ganjá gewandt. »Nun ...« ſtieß er wieder kurz und rauh hervor. »Ach!« und ſeine Nägel preßten ſich in die Handflächen.

Er ſchien nach Atem zu ringen, nur mit Mühe ſtieß er die Worte hervor. Mechaniſch trat er näher, doch kaum hatte er einen Schritt getan, als er plötzlich Nina Alexandrowna und Warjá erblickte, und verwirrt blieb er ſtehen, trotz ſeiner

ganzen, ungeheuren Erregung. Nach ihm trat ſofort Lebedeff ins Zimmer; er folgte ihm wie ſein Schatten und war wohl der am ſtärkſten Berauſchte. Dann folgten der Student, der Rieſe mit den Fäuſten, Saljoſheff, der nach rechts und links ſeine Bücklinge machte, und ſchließlich preßte ſich auch noch der kleine Dicke durch das Gedränge an der Tür und trat etwas vor. Die Anweſenheit von Damen hielt ſie alle noch zurück, war ihnen ſichtlich unangenehm, ſtörte ſie in ihrem Vorhaben. Doch ſelbſtverſtändlich konnte das nur anfangs vorhalten, nur bis zur erſten Veranlaſſung, loszuſchreien und zu – beginnen ... Dann hätten ſie wohl alle Damen der Welt nicht mehr aufzuhalten vermocht.

»Wie? Auch du biſt hier, Fürſt?« ſagte Rogoſhin zerſtreut, wenn auch offenbar verwundert über dieſes Wiederſehen. »Und immer noch in dieſen Gamaſchen ... a–ach!« ſeufzte er gequält, indem er den Blick wieder Naſtaſſja Filippowna zuwandte und ſich immer näher zu ihr, die ihn wie ein Magnet anzog, vorwagte.

Naſtaſſja Filippowna betrachtete die Eingetretenen gleichfalls mit unruhiger Neugier.

Endlich kam Ganjá zur Beſinnung.

»Aber erlauben Sie, was hat denn das zu bedeuten?« begann er laut, ſich vornehmlich an Rogoſhin wendend, während er mit ſtrengem Blick die Eingetretenen maß. »Ich dächte, Sie ſind nicht in einen Stall eingetreten, hier ſind meine Mutter und Schweſter!«

»Das ſehen wir, daß hier Mutter und Schweſter ſind«, preßte Rogoſhin durch die Zähne hervor.

»Das ſehen wir doch, daß hier Mutter und Schweſter ſind!« wiederholte wie ein Echo Lebedeff, um den Worten Rogoſhins mehr Nachdruck zu verleihen.

Der Mann mit den Fäuſten glaubte wahrſcheinlich, daß der Augenblick gekommen ſei, und brummte irgend etwas.

»Aber, was ſoll denn das?« Ganz plötzlich erhob Ganjá die Stimme, wie aus der Piſtole geſchoſſen, und dieſe Plötzlichkeit machte einen unangenehmen Eindruck, wie etwas, das nicht am Platz iſt. »Erſtens bitte ich Sie, von hier fortzugehen und in den Salon einzutreten ... Und dann bitte ich Sie, mich wiſſen zu laſſen, mit wem ...«

»Seht doch, er erkennt uns nicht!!« ſagte Rogoſhin mit boshaftem Spottlächeln, ohne ſich von der Stelle zu rühren. »Haſt du denn Rogoſhin nicht erkannt?«

»Ich–ch, allerdings, ich glaube mit Ihnen irgendwo einmal zuſammengekommen zu ſein, aber ...«

»Seht doch, irgendwo zuſammengekommen zu ſein! Ich habe an dich ja doch noch vor drei Monaten zweihundert Rubel von meines Vaters Geld verſpielt, der Alte iſt darüber geſtorben, ohne was davon zu erfahren. Du haſt mich doch ſelbſt hingeſchleppt! Und Kniff zog mir dann das Fell über die Ohren mit ſeiner Falſchſpielerei! Erkennſt mich nicht? Ptizyn war Zeuge! Ich brauch' dir ja nur drei Rubel zu zeigen, hier aus der Taſche zu nehmen und dir zu zeigen, und du wirſt auf allen Vieren bis zur Waſſiljew-Inſel ihnen nachkriechen, – ſieh, ſo einer biſt du! Wer deine Seele nicht kennt! Ich bin jetzt auch gekommen, um dich für Geld zu kaufen, Leib und Seele kaufe ich dir ab; du, ſieh nicht darauf, daß ich mit ſolchen Stiefeln hereingekommen bin, ich hab' jetzt viel Geld, Bruder, kaufe dich mitſamt deinem ganzen Leben ... wenn ich will, kauf' ich euch alle! Kaufe alles!« phantaſierte Rogoſhin, der plötzlich wie trunken erſchien. »A–ach!« ſtöhnte er dann laut, »Naſtaſſja Filippowna! Jagen Sie mich nicht fort, ſagen Sie nur

ein einziges Wort: laſſen Sie ſich mit ihm trauen oder nicht?«

Rogoſhin ſtellte ſeine Frage wie in Verzweiflung, wie an eine Gottheit, gleichzeitig jedoch mit der Kühnheit eines zum Tode Verurteilten, der nichts mehr zu verlieren hat. Und mit dieſem Todesgefühl erwartete er die Antwort.

Naſtaſſja Filippowna maß ihn mit einem ſpöttiſchen und hochmütigen Blick, doch dann blickte ſie auf Warjá und Nina Alexandrowna, blickte auf Ganjá – und plötzlich änderte ſie ihren Ton.

»Durchaus nicht, wie kommen Sie darauf? Und wie kommen Sie dazu, dieſe Frage an mich zu ſtellen?« fragte ſie leiſe und ernſt und ſcheinbar mit einer gewiſſen Verwunderung.

»Nein? Nein!!« ſchrie Rogoſhin faſt raſend vor Freude. »Alſo doch nicht?! Und mir ſagte man ... Ach! Nu! ... Naſtaſſja Filippowna! Alle ſagten, Sie hätten ſich mit Ganjka verlobt! Mit dem da? Iſt denn das überhaupt möglich? – Ich hab's denen doch gleich geſagt! – Ich kaufe ihn ja doch mit Leib und Seele, ſo wie er da iſt, für hundert Rubel! Gebe ihm dreitauſend und er wird noch am Tage vor der Hochzeit fortlaufen und die Braut mir überlaſſen. Was, hab' ich nicht recht, Ganjka, Schuft? Würdeſt doch dreitauſend mit Freuden nehmen! Hier ſind ſie, hier, ſieh! Darum bin ich ja gekommen, um's von dir ſchriftlich zu haben! Hab' geſagt: ‚ich kauf' ihn!' – und ich kauf' ihn auch!«

»Mach', daß du fortkommſt, hinaus! Beſoffen biſt du!« ſchrie ihn Ganjá an, der abwechſelnd bleich und rot wurde. Doch kaum war ſeine Stimme verhallt, als plötzlich durch die ganze Rotte Rogoſhins eine Bewegung ging und mehrere

Stimmen laut wurden. Lebedeff flüſterte eilig und eifrig Rogoſhin etwas ins Ohr.

»Du haſt recht, Alter!« ſagte Rogoſhin auf ſein Geflüſter, »haſt recht, betrunkene Seele! Ach, wer wagt, gewinnt! Naſtaſſja Filippowna!« rief er wie ein Halbwahnſinniger aus, offenbar mit Furcht im Herzen, doch plötzlich ſich bis zur Frechheit erkühnend, »– hier ſind achtzehn Tauſend!« Und er warf gleichzeitig ein in weißes Papier eingewickeltes und kreuzweiſe mit einer Schnur umbundenes Päckchen vor ſie hin auf den Tiſch. »Da! Und ... und es wird noch mehr geben!«

Doch wagte er nicht auszuſprechen, was er von ihr wollte ...

»Nich-nich-nicht!« flüſterte ihm erſchrocken Lebedeff zu, mit wahrhaft entſetztem Geſicht.

Es war leicht zu erraten, daß ihn die Höhe der gebotenen Summe erſchreckte und er zureden wollte, zu Anfang viel weniger zu bieten.

»Nein, davon verſtehſt du nichts, Bruder, darin biſt du dumm, weißt nicht, mit wem du es zu tun haſt ... aber auch ich bin ebenſo dumm wie du!« beſann ſich Rogoſhin plötzlich, unter Naſtaſſja Filippownas aufblitzendem Blick zuſammenzuckend. »Ach! Nein, ich hab' nur gefaſelt! – daß ich auf dich auch hören mußte! ...« fügte er in heißer Scham hinzu.

Als Naſtaſſja Filippowna Rogoſhins betretene Miene ſah, lachte ſie plötzlich auf.

»Achtzehntauſend mir? Da zeigt ſich doch gleich der Bauer!« ſagte ſie plötzlich mit frecher Familiarität und erhob ſich vom Sofa, als wollte ſie fortgehen.

Ganjá verfolgte klopfenden Herzens die ganze Szene.

»Vierzigtauſend, vierzig, vierzig, nicht achtzehn!« rief Rogoſhin zitternd. »Wanjka Ptizyn und Biskup haben mir verſprochen, bis ſieben Uhr abends vierzigtauſend zur Stelle zu ſchaffen. Vierzigtauſend Rubel! Alle blank und bar auf den Tiſch!«

Die Szene wurde immer gemeiner. Doch Naſtaſſja Filippowna fuhr fort zu lachen und ging auch nicht weg, als wollte ſie ſie mit Abſicht in die Länge ziehen. Nina Alexandrowna und Warjá erhoben ſich gleichfalls von ihren Plätzen und warteten erſchrocken und ſtillſchweigend in qualvoller Spannung, womit das ſchließlich enden werde. Warjás Augen glühten, doch Nina Alexandrowna zitterte und ſah aus, als werde ſie im nächſten Augenblick in Ohnmacht fallen.

»Ah, nu ... wenn's ſo iſt, dann – hundert! Heute noch bringe ich hunderttauſend Rubel! Ptizyn, hilf mir, kannſt dir die Hände dabei wärmen!«

»Du biſt wohl wahnſinnig!« raunte ihm Ptizyn, der plötzlich neben ihm ſtand und ihn am Handgelenk packte, ungehalten zu, »Du biſt betrunken, man wird nach der Polizei ſchicken. Beſinn' dich, weißt du auch, wo du biſt!«

»Er phantaſiert ja nur ſo in der Trunkenheit«, ſagte Naſtaſſja Filippowna verächtlich. Wie es ſchien, wollte ſie ihn damit nur aufſtacheln.

»Aber nein doch! ich lüge nicht, ich bringe ſie, bringe ſie noch vor dem Abend!... Ptizyn, hilf, Prozentmenſch, nimm, was du willſt, mach Hunderttauſend flüſſig bis zum Abend! – Ich werde beweiſen, daß ich Wort halte!« rief bis zur Begeiſterung hingeriſſen Rogoſhin aus.

»Aber! Einſtweilen! Was hat das zu bedeuten?« miſchte ſich da ganz unerwartet Ardalion Alexandrowitſch in drohendem Tone ein und näherte ſich Rogoſhin.

Die Plötzlichkeit, mit der ſich der bis dahin vollkommen vergeſſene, zurückgedrängte Alte einmiſchte, hatte etwas überaus Komiſches. Aus der Rotte ertönte Gelächter.

»Was iſt denn das noch für einer?« fragte Rogoſhin lachend. »Komm mit, Alter, wirſt betrunken ſein!«

»Das iſt aber doch eine Gemeinheit!« rief Koljá empört aus, faſt weinend vor Ärger und Schande.

»Findet ſich denn wirklich kein einziger unter euch, der dieſe Unverſchämte hinausweiſt?« rief plötzlich, zitternd vor Zorn, Warwara Ardalionowna.

»Wie, ich werde hier eine Unverſchämte genannt!« wehrte ſich Naſtaſſja Filippowna mit nachläſſiger Heiterkeit gegen die Beleidigung. »Und ich bin wie ein Gänschen hergekommen, um ſie zu heute abend zu mir einzuladen! Sehen Sie doch, wie Ihre liebe Schweſter mich behandelt, Gawrila Ardalionytſch!«

Ganjá ſtand ein paar Sekunden nach dem Ausfall der Schweſter wie vom Blitz getroffen. Als er aber dann plötzlich ſah, daß Naſtaſſja Filippowna tatſächlich fortgehen wollte, ſtürzte er wie ein Irrſinniger auf Warjá, deren Hand er in der Wut wie mit Klammern erfaßte.

»Was haſt du getan?« ſchrie er mit einem Blick, der ſie auf der Stelle vernichten zu wollen ſchien.

Er hatte entſchieden die Beſinnung verloren.

»Was ich getan habe? Wohin zerrſt du mich? Doch nicht zu jener, damit ich ſie um Verzeihung bitte, weil ſie deine Mutter beleidigt, und weil ſie hergekommen iſt, um dein Haus zu beſchimpfen, du gemeiner Menſch!« ſchrie Warjá, die den Bruder empört und herausfordernd anſah.

Eine Weile ſtanden ſie ſich gegenüber. Ganjá hielt noch immer ihr Handgelenk umklammert. Warjá wollte ſich los-

reißen, einmal, noch einmal aus aller Kraft, doch es gelang ihr nicht, und plötzlich, außer ſich, ſpie ſie den Bruder an.

»Das iſt mir mal ein Mädchen!« rief Naſtaſſja Filippowna aus. »Bravo, Ptizyn, ich gratuliere!«

Ganjá wurde es ſchwarz vor den Augen, und er holte beſinnungslos zu einem Schlage aus, der die Schweſter mitten ins Geſicht getroffen hätte. Doch da wurde ſeine Hand von einer anderen Hand aufgehalten: zwiſchen ihm und der Schweſter ſtand der Fürſt.

»Laſſen Sie, laſſen Sie es gut ſein!« ſtieß er mit feſter Stimme hervor, doch zitterte er am ganzen Körper.

»Wirſt du mir denn ewig in den Weg treten?« brüllte ihn Ganjá an, und Warjás Hand fahren laſſend, holte er in raſender Wut aus und ſchlug dem Fürſten ins Geſicht.

»Ach!« ſchrie Koljá entſetzt auf. »Ach Gott!«

Von allen Seiten wurden Ausrufe laut.

Der Fürſt erbleichte. Mit ſeltſamem, vorwurfsvollem Blick ſah er Ganjá unverwandt in die Augen: ſeine Lippen zitterten und ſchienen ſich vergeblich zu bemühen, etwas hervorzubringen – ein ſeltſames Lächeln, das gar nicht zur Situation paßte, zitterte auf ihnen.

»Nun, mag das ... mir zufallen ... aber ſie ... das laſſe ich nicht zu! ...« ſagte er endlich leiſe.

Doch plötzlich hielt er es doch nicht aus, wandte ſich von ihm ab, bedeckte das Geſicht mit den Händen, ging in die nächſte Ecke, ſtützte die Stirn an die Wand und brachte mit ſtockender Stimme hervor:

»Oh, wie werden Sie das bereuen!«

Ganjá ſtand allerdings wie vernichtet da. Koljá ſtürzte zum Fürſten, den er heiß umarmte und küßte; nach ihm drängten ſich Rogoſhin, Warjá, Ptizyn, Nina Alexandrowna,

kurz – alle, ſogar der alte Ardalion Alexandrowitſch, zum Fürſten, der ſich ihnen nun wieder zuwandte und ſie mit demſelben rätſelhaften Lächeln beruhigte:

»Nichts, nichts, es iſt wirklich nichts!«

»Und er wird's auch bereuen!« rief Rogoſhin ärgerlich. »Wirſt dich ſchämen, Ganjka, daß du ein ſolches ... Lamm (er konnte kein anderes Wort finden) beleidigt haſt! Fürſt, du meine Seele, laß ſie laufen! Speie ſie an – und gehen wir! Komm, ſollſt erfahren, wie Rogoſhin liebt!«

Naſtaſſja Filippowna war gleichfalls durch Ganjás Tat und die Antwort des Fürſten erſchüttert. Ihr ſtets bleiches Geſicht, das ſo wenig mit ihrem gezwungen heiteren Lachen übereinſtimmte, war jetzt augenſcheinlich durch ein neues Gefühl erregt; dennoch ſchien ſie es nicht zeigen und ſich zwingen zu wollen, das ſpöttiſche Lächeln beizubehalten.

»Nein, wirklich, irgendwo habe ich dieſes Geſicht doch ſchon geſehen?« wiederholte ſie mit einemmal ganz ernſt, ſich wieder ihrer Frage entſinnend.

»Und Sie ſchämen ſich nicht! Sind Sie denn ſo, wie Sie ſich hier gezeigt haben? Iſt denn das möglich!« rief ihr plötzlich der Fürſt mit erſchütterndem Vorwurf zu.

Naſtaſſja Filippowna ſtutzte, lächelte ſpöttiſch – doch ſchien ſie hinter dieſem Lächeln etwas verbergen zu wollen, wenigſtens ſah man ihm ihre Verwirrung an – blickte ſich dann nach Ganjá um und verließ das Zimmer. Doch noch war ſie nicht bis ins Vorzimmer gekommen, als ſie plötzlich zurückkehrte, eilig auf Nina Alexandrowna zutrat, ihre Hand ergriff und an die Lippen führte.

»Ich bin ja wirklich nicht ſo, er hat es erraten«, flüſterte ſie ſchnell und erregt, während ihr das Blut heiß ins Geſicht ſtieg, doch ſchon hatte ſie ſich abgewandt und verließ

diesmal so schnell das Zimmer, daß niemand begriff, weshalb sie zurückgekommen war. Man hatte nur gesehen, daß sie Nina Alexandrowna etwas zugeflüstert und ihr die Hand geküßt hatte. Doch Warjá hatte alles gehört, und ihr Blick folgte erstaunt Nastassja Filippowna ... Ganjá besann sich und eilte ihr nach, doch sie war bereits auf der Treppe.

»Begleiten Sie mich nicht!« rief sie ihm zu. »Auf Wiedersehen am Abend! Kommen Sie unbedingt, hören Sie!«

Er kehrte verwirrt und nachdenklich zurück; ein schweres Rätsel lag ihm auf der Seele, ein noch schwereres als das frühere. Auch an den Fürsten dachte er flüchtig ... Über seinen Gedanken vergaß er alles andere, so daß er es kaum bemerkte, wie die ganze Rogoshinsche Rotte sich an ihm vorüberwälzte und ihn in der Tür beiseite schob, um nur schneller die Wohnung zu verlassen. Alle sprachen laut und schienen über etwas zu streiten. Rogoshin selbst ging mit Ptizyn hinaus, auf den er in sehr bestimmtem Tone einredete. Offenbar handelte es sich für ihn um etwas äußerst Wichtiges und Unaufschiebbares.

»Hast verspielt, Ganjka!« rief er diesem im Vorübergehen zu.

Erregt blickte ihm Ganjá nach.

XI.

Der Fürst zog sich gleichfalls zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein. Doch es dauerte nicht lange und Koljá klopfte an die Tür. Der arme Knabe konnte sich gar nicht mehr von ihm trennen und wollte ihn jetzt wenigstens trösten.

»Das war gut von Ihnen, daß Sie fortgingen,« sagte er, »dort wird jetzt der Skandal noch heftiger losgehen als

vorher. So geht es jetzt bei uns tagaus, tagein, und alles das hat uns nur dieſe Naſtaſſja Filippowna eingebrockt!«

»Hier gibt es viel Krankes, das ſich mit der Zeit aufgeſpeichert hat, Koljá«, bemerkte der Fürſt.

»Ja, viel Krankes. Aber von uns lohnt es ſich gar nicht zu reden. Es iſt unſere eigene Schuld. Ich habe einen kranken Freund, der iſt noch viel unglücklicher. Wenn Sie wollen, werde ich Sie mit ihm bekannt machen?«

»Sehr gern. Es iſt Ihr Schulkamerad?«

»Ja, ſo gut wie mein Schulkamerad. Ich werde Ihnen das ſpäter erzählen... Aber iſt Naſtaſſja Filippowna nicht ſchön, was meinen Sie? Ich hatte ſie ja bis jetzt noch nie geſehen, obſchon ich mich ſehr darum bemühte. Sie war wie ein Glanz! Ich würde Ganjka alles verzeihen, wenn er es aus Liebe täte; aber weshalb nimmt er Geld, das iſt das Unglück!«

»Ja, Ihr Bruder gefällt mir nicht ſehr.«

»Nun, das fehlte noch, daß er Ihnen gefiele! Ihnen, nachdem er... Aber wiſſen Sie, ich kann alle dieſe verſchiedenen Anſichten nicht ausſtehen! Irgendein Verrückter oder Eſel oder Räuber in verrücktem Zuſtande gibt eine Ohrfeige, und der Menſch iſt dann ſein Leben lang entehrt und kann die Schmach nicht anders abwaſchen als mit Blut, oder es ſei denn, daß er kniend um Verzeihung gebeten wird. Meiner Meinung nach iſt das einfach Unſinn! Darauf iſt auch Lermontoffs Drama ‚Die Maskerade‘ aufgebaut, und deshalb iſt es auch – dumm, meiner Meinung nach, vielmehr ... ich will damit nur ſagen – es iſt nicht natürlich. Aber er hat es ja faſt noch in ſeiner Kindheit geſchrieben.«

»Ihre Schweſter gefällt mir ſehr.«

»Wie ſie Ganjka anſpie, was? Bravo, Warjka! Sie hätten nicht geſpien, aber nicht etwa aus Mangel an Mut, davon bin ich überzeugt. Ah, da iſt ſie ja ſelbſt, hat es nicht vergeſſen. Ich wußte, daß ſie kommen würde: ſie iſt edelmütig, wenn ſie auch ſonſt ihre Mängel hat.«

»Du haſt hier nichts zu ſuchen, Koljá«, wandte ſich Warjá zuerſt an ihn. »Geh zum Vater. Langweilt er Sie nicht, Fürſt?«

»Durchaus nicht, im Gegenteil.«

»Da hörſt du es, Warjá! Sehen Sie, das iſt das Schändlichſte an ihr: daß ſie mich behandelt, als ob ich ein Baby wäre! Übrigens – ich dachte, daß der Vater beſtimmt mit Rogoſhin weggehen würde. Bereut jetzt wahrſcheinlich. Nein, wirklich, man muß doch ſehen, was er jetzt tut«, meinte Koljá und ging hinaus.

»Gott ſei Dank, Mama hat ſich hingelegt, und es iſt zu keiner neuen Szene gekommen. Ganjá iſt verwirrt und ſcheint ganz nachdenklich geworden zu ſein. Hat auch allen Grund dazu. Die Lehre war nicht ſchlecht!... Ich bin gekommen, um Ihnen zu danken, Fürſt. Und dann wollte ich Sie noch eines fragen: Haben Sie Naſtaſſja Filippowna bisher wirklich nicht gekannt?«

»Nein, ich habe ſie nicht gekannt.«

»Wie kamen Sie dann darauf, ihr ins Geſicht zu ſagen, daß ſie nicht ‚ſo' ſei? Und Sie haben auch, glaube ich, die Wahrheit erraten. Es zeigte ſich, daß ſie vielleicht wirklich nicht ‚ſo' iſt. Übrigens werde ich aus ihr nicht klug. Natürlich hatte ſie die Abſicht, uns zu beleidigen, das iſt klar! Ich habe auch früher ſchon viel Sonderbares von ihr gehört. Aber wenn ſie wirklich gekommen war, uns einzuladen, wie konnte ſie dann Mama ſo beleidigend behandeln? Ptizyn

kennt ſie ſehr gut, auch er ſagt, er habe vorhin nicht aus ihr klug werden können. Aber das mit Rogoſhin? Wenn man ſich ſelbſt achtet, kann man ſo nicht reden im Hauſe ſeines... Mama beunruhigt ſich Ihretwegen ſehr.«

»Ach, nichts!« Der Fürſt winkte abwehrend mit der Hand.

»Aber wie ſie Ihnen gehorchte...«

»Inwiefern gehorchte?«

»Sie ſagten, ſie ſolle ſich ſchämen, und da war ſie plötzlich ganz verändert. Sie haben einen Einfluß auf ſie, Fürſt«, fügte Warjá mit kaum merklichem Lächeln hinzu.

Die Tür öffnete ſich und ganz unerwartet erſchien Ganjá.

Er trat nicht zurück, als er Warjá erblickte, ſtand eine Weile auf der Schwelle, und plötzlich näherte er ſich entſchloſſen dem Fürſten.

»Fürſt, ich habe ſchlecht gehandelt, verzeihen Sie es mir, lieber Menſch«, ſagte er mit aufrichtigem Gefühl. Seine Züge drückten Schmerz aus. Der Fürſt blickte ihn verwundert an und antwortete nicht ſogleich.

»Nun, verzeihen Sie, ſo verzeihen Sie mir doch!« drängte Ganjá ungeduldig. »Wenn Sie wollen, küſſe ich Ihnen ſofort die Hand!«

Der Fürſt war ganz betroffen und traute ſeinen Ohren nicht. Doch beſann er ſich, und ſchweigend umarmte er ihn. Sie küßten ſich herzlich.

»Ich hätte nie, nie gedacht, daß Sie dazu imſtande wären«, ſagte endlich der Fürſt erregt. »Ich glaubte, Sie wären unfähig...«

»Um Verzeihung zu bitten?... Wie ich vorhin nur darauf gekommen bin, Sie für einen Idioten zu halten! Sie bemerken Dinge, die andere nie bemerken. Mit Ihnen könnte man reden... doch lieber nicht!«

»Hier iſt noch jemand, den Sie um Verzeihung bitten müſſen«, ſagte der Fürſt, auf Warjá weiſend.

»Nein, die gehört zu meinen Feinden. Glauben Sie mir, Fürſt, es hat der Verſuche nachgerade genug gegeben. Hier wird nicht aufrichtig verziehen!« ſtieß Ganjá heftig hervor und wandte ſich von ſeiner Schweſter ab.

»Doch! ich werde verzeihen!« ſagte Warjá plötzlich ganz unerwartet.

»Und wirſt heute auch zu Naſtaſſja Filippowna kommen?«

»Ich werde kommen, wenn du es befiehlſt, nur – ſage ſelbſt: beſteht denn jetzt auch nur noch irgendeine Möglichkeit, daß ich zu ihr gehe?«

»Sie iſt ja doch nicht ſo! Du ſiehſt doch, was für Rätſel ſie aufgibt! Launen, weiter nichts!«

Und Ganjá lachte böſe.

»Das weiß ich ſelbſt, daß ſie nicht‚ſo‘ iſt und Launen hat, aber was für Launen?! Und dann noch eins, Ganjá, ſieh: wofür hält ſie dich ſelbſt? Gut, ſie hat Mama die Hand geküßt, mag das auch wiederum eine Laune ſein, aber ſie hat ſich doch über dich luſtig gemacht! Das aber, bei Gott, wiegen die Fünfundſiebzigtauſend nicht auf, Bruder! Du biſt noch edler Gefühle fähig, das weiß ich, deshalb rede ich auch noch. Hör’ auf mich, fahr’ auch ſelbſt nicht zu ihr! Sei vorſichtig, nimm dich in acht, Bruder! Das kann kein gutes Ende nehmen.«

Erregt wandte ſich Warjá ſchnell von ihm ab und verließ das Zimmer.

»So ſind ſie alle!« ſagte Ganjá mit ironiſchem Lächeln. »Ich möchte bloß wiſſen, ob ſie wirklich glauben, daß ich es nicht ſelbſt weiß? Ich weiß es ja noch hundertmal beſſer als ſie.«

Ganjá ſetzte ſich auf das Sofa, augenſcheinlich in der Abſicht, ſeinen Beſuch noch länger auszudehnen.

»Wenn Sie es ſelbſt wiſſen,« begann der Fürſt etwas unſicher, »wie haben Sie dann eine ſolche Qual auf ſich nehmen können? Dann müſſen Sie doch auch wiſſen, daß die Fünfundſiebzigtauſend dieſe Qual nicht aufwiegen?«

Ganjá wandte ſich mit einer haſtigen Bewegung zum Fürſten.

»Ich rede nicht davon«, brummte Ganjá. »Doch übrigens, ſagen Sie mir Ihre Meinung, ich will gerade Ihre Meinung wiſſen: wiegen fünfundſiebzigtauſend Rubel dieſe Qual auf oder nicht?«

»Meiner Meinung nach – nicht.«

»Nun, das konnt' ich mir denken. Und ſo zu heiraten, iſt beſchämend?«

»Sehr beſchämend.«

»Nun, ſo hören Sie denn, daß ich ſie heiraten werde, und zwar jetzt unbedingt. Vorhin war ich noch unſchlüſſig, jetzt aber bin ich's nicht mehr! Sagen Sie nichts! Ich weiß, was Sie ſagen wollen...«

»Ich werde nicht von dem ſprechen, was Sie meinen, mich wundert nur Ihre feſte Überzeugung...«

»Überzeugung? Was für eine Überzeugung?«

»Ihre Überzeugung, daß Naſtaſſja Filippowna Ihren Antrag ſo unfehlbar annehmen wird, was Sie ja geradezu für bereits entſchieden und unterſchrieben zu halten ſcheinen. Und zweitens, daß Sie glauben, die fünfundſiebzigtauſend Rubel, ſelbſt wenn ſie Sie heiraten ſollte, würden dann in Ihren alleinigen Beſitz gelangen, und Sie würden ſich das Geld ſofort in die Taſche ſtecken können... Im übrigen kenne ich die Verhältniſſe nicht ſo genau...«

»Natürlich wiſſen Sie nicht alles,« ſagte er, »weshalb ſollte ich mir denn wohl dieſe ganze Bürde aufladen?«

»Ich glaube, daß es bei ſolchen Heiraten immer auf eins hinauskommt: das Geld wird geheiratet, doch die Beſitzerin des Geldes bleibt die Frau.«

»N–nein, bei uns wird es nicht ſo ſein... Hier... hier gibt es beſondere Umſtände...« brummte Ganjá, erregt ſeinen Gedanken nachhängend. »Und was ihre Antwort betrifft, ſo kann doch wohl darüber kein Zweifel mehr beſtehen«, fügte er ſchnell hinzu. »Oder woraus ſchließen Sie, daß Naſtaſſja Filippowna mir einen Korb geben wird?«

»Oh, ich weiß nichts außer dem, was ich geſehen habe; aber auch Warwara Ardalionowna ſagte ja...«

»Ach! Das ſagen ſie alle nur ſo, wiſſen ſelbſt nicht, was ſie reden. Und über Rogoſhin hat ſie ſich einfach nur luſtig gemacht, das können Sie mir glauben, ich habe ſie durchſchaut. Das war ja ganz klar! Vorhin bekam ich allerdings einen Schrecken, aber jetzt weiß ich, woran ich bin. Oder ſchließen Sie es etwa daraus, wie ſie meine Mutter und meinen Vater und Warjá behandelt hat?«

»Und Sie?«

»Nun, auch mich. Doch das iſt ja nur Weiberart. Sie iſt ein entſetzlich reizbares, argwöhniſches und ſelbſtgefälliges Weib. Wie ein bei der Beförderung übergangener Beamter. Sie wollte ſich ſelbſt zeigen und die ganze Geringſchätzung äußern, die ſie für meine Familie empfindet... nun, und, verſteht ſich, auch für mich! Das iſt wahr, ich will es nicht leugnen... Doch ganz abgeſehen davon, – heiraten wird ſie mich! Sie ahnen gar nicht, zu welchen Stückchen die menſchliche Eigenliebe fähig iſt: da hält ſie

mich nun für einen Schuft, weil ich ſie, die Geliebte eines anderen, ſo offenkundig um des Geldes willen nehme, und ſagt ſich nicht einmal, daß ein anderer ſie noch viel gemeiner betrügen würde, – ihr den Hof machen und verſchiedenes liberal-fortſchrittliches Zeug vorſchwatzen würde, ſämtliche Frauenfragen aufrollen und in dieſem gewiſſen Sinne beleuchten, bis er ſie ſchließlich wie einen Faden durchs Nadelöhr zieht. Er würde der ſelbſtgefälligen Närrin verſichern – nichts leichter als das! – daß er ſie einzig wegen ihres ‚edlen Herzens' und ‚Unglücks' nehme. In Wirklichkeit aber will er nur ihr Geld haben. Ich gefalle ihr nicht, weil ich nicht ſchmeicheln will – das wäre aber nötig. Und aus welchem Grunde heiratet ſie mich? Iſt das bei ihr nicht ganz dieſelbe Sache? Alſo mit welchem Recht darf ſie mich dann verachten? Und weshalb ſpielt ſie alle dieſe Stückchen? Doch nur, weil ich mich nicht unterwerfe und meinen Stolz zeige. Nun, wir werden ja ſehen!«

»Haben Sie ſie wirklich einmal geliebt?«

»Anfangs, ja, da habe ich ſie geliebt. Doch genug davon... Es gibt Weiber, die nur zu Geliebten taugen und zu nichts weiter. Ich will damit nicht ſagen, daß ſie meine Geliebte geweſen ſei. Wenn ſie vernünftig leben will, werde auch ich vernünftig leben. Fällt es ihr aber ein, rebelliſch zu werden, ſo verlaſſe ich ſie ſofort und ziehe mit dem Gelde los. Ich will mich nicht lächerlich machen laſſen – das vor allen Dingen nicht.«

»Es will mir immerhin ſcheinen,« begann der Fürſt vorſichtig, »daß Naſtaſſja Filippowna klug iſt. Weshalb ſollte ſie dann, wenn ſie doch dieſe Qualen vorausſieht, in die Falle gehen? Sie könnte ja ebenſogut einen anderen heiraten. Das iſt es, was mich wundert.«

»Aber da liegt doch gerade die Berechnung! Sie wiſſen nicht alles, Fürſt... hier... und außerdem iſt ſie überzeugt, daß ich ſie bis zum Wahnſinn liebe, das ſchwöre ich Ihnen, und wiſſen Sie, ich vermute ſtark, daß auch ſie mich liebt, auf ihre Art, verſteht ſich, etwa nach dem Sprichwort: ‚Wen ich liebe, den ſchlage ich.‘ Sie wird mich ihr Leben lang für einen dummen Jungen halten – das iſt ja aber vielleicht gerade das, was ſie haben will! – und mich dabei doch auf ihre Art lieben; wenigſtens bereitet ſie ſich dazu vor, das iſt nun einmal ihr Charakter. Sie iſt eine echt ruſſiſche Frau, das können Sie mir glauben. Nun, ich aber habe auch ſchon meine Überraſchung für ſie in Bereitſchaft. Dieſe Szene vorhin mit Warjá kam ganz unerwartet, doch kann ſie für mich nur vorteilhaft ſein: jetzt hat ſie ſelbſt geſehen und ſich überzeugt, daß ich zu ihr halte und um ihretwillen mit allem zu brechen bereit bin. Ja, ja, auch wir ſind nicht ganz ſo dumm, wie es vielleicht den Anſchein hat, ich verſichere Sie. Oder glauben Sie am Ende gar, daß ich nichts als ein leerer Schwätzer bin? Lieber Fürſt, es iſt vielleicht tatſächlich dumm von mir, daß ich mich Ihnen anvertraue. Ich tue es nur, weil Sie der erſte edle Menſch ſind, der mir begegnet iſt, deshalb habe ich mich nun ſofort auf Sie geſtürzt... das heißt, das ſollte keine Anſpielung ſein. Sie ſind mir doch wegen des Vorgefallenen nicht mehr böſe, wie? Ich ſpreche vielleicht jetzt nach zwei Jahren wieder zum erſtenmal frei vom Herzen. Hier gibt es furchtbar wenig ehrliche Menſchen; Ptizyn iſt noch der ehrlichſte unter ihnen. Wie, Sie lachen, ſcheint es, oder nicht? Schufte haben immer ehrliche Menſchen gern – wußten Sie das noch nicht? Ich aber bin doch... Übrigens, inwiefern bin ich denn ein Schuft, ſagen Sie mir das doch auf Ehre und Gewiſſen? Weshalb

nennen mich alle, nachdem ſie's einmal getan hat, einen Schuft? Und wiſſen Sie, weil ſie es geſagt hat und die anderen es nachſchwätzen, nenne auch ich mich ſo! Sehen Sie, das iſt gemein von mir, – das iſt ſo ſcheußlich gemein!«

»Ich werde Sie jetzt nie mehr ſo beurteilen«, ſagte der Fürſt. »Vorhin hielt ich Sie bereits für einen ausgeſprochenen Verbrecher... Doch da kamen Sie und bereiteten mir dieſe Freude. Das war eine gute Lehre: Nicht urteilen, ohne geprüft zu haben. Jetzt ſehe ich, daß man Sie nicht nur nicht für einen Verbrecher, ſondern nicht einmal für einen allzu verdorbenen Menſchen halten kann. Sie ſind meiner Anſicht nach einfach ein ganz gewöhnlicher Durchſchnittsmenſch, abgeſehen höchſtens von dem einen, daß Sie ein wenig ſchwach ſind und ſo gar nicht originell.«

Ganjá lächelte ſpöttiſch in ſich hinein, ſchwieg aber. Als der Fürſt ſah, daß ſeine Äußerung ihre Wirkung verfehlt hatte, blickte er verwirrt zu Boden und ſchwieg gleichfalls.

»Hat mein Vater Sie ſchon um Geld gebeten?« fragte plötzlich Ganjá.

»Nein.«

»Dann wird er Sie noch bitten, geben Sie ihm aber nichts. Und doch war er einmal ein anſtändiger Menſch, ich weiß, ich entſinne mich. Er verkehrte mit angeſehenen Leuten. Wie ſchnell doch dieſe Leute alle verſchwinden! Kaum hatten ſich die Verhältniſſe geändert, und aus war es mit ihnen, wie wenn Pulver verbrennt! Früher log er nicht ſo wie jetzt, ich verſichere Sie. Früher war er nur ein begeiſterungsfähiger Menſch, jetzt aber – Sie ſehen, was aus ihm geworden iſt. Natürlich hat auch der Wein ſeine Schuld daran. Wiſſen Sie ſchon, daß er eine Geliebte hier unterhält? O ja, er iſt nicht nur ſo ein unſchuldiger kleiner Lügner. Ich kann

bloß die Langmut meiner Mutter nicht begreifen. Hat er Ihnen von der Belagerung der Feſtung Kars erzählt?« Ganjá lachte. »Oder wie ſein Schimmel das Maul auftat und ſprach? Bisweilen kommt es ſogar ſo weit!« Und Ganjá hielt ſich beinahe die Seiten vor Lachen.

»Weshalb ſehen Sie mich ſo an?« fragte er den Fürſten nach einer Weile verwundert.

»Ich wundere mich nur, daß Sie ſo aufrichtig lachen können. Sie haben ja noch ein ganz harmloſes Kinderlachen. Als Sie mich um Verzeihung baten, ſagten Sie: ‚Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen die Hand küſſen' – ganz wie kleine Kinder ſagen, wenn ſie um Verzeihung bitten. So ſind Sie alſo doch noch fähig zu ſolchen Worten und Regungen! Und dann plötzlich beginnen Sie einen ganzen Vortrag über die Finſternis in Ihrer Seele und jene fünfundſiebzigtauſend Rubel – wirklich, alles das hat etwas ſo Ungereimtes an ſich und Unmögliches, das kann ja gar nicht ſein!«

»Was wollen Sie damit ſagen?«

»Ob Sie nicht doch gar zu leichtſinnig handeln, und es nicht beſſer wäre, wenn Sie ſich die Sache vorher noch etwas überlegen würden? Warwara Ardalionowna hat vielleicht ſo unrecht nicht.«

»Ah, die Moral! Daß ich noch ein ganzer Knabe bin, weiß ich ſelbſt,« fiel Ganjá lebhaft ein, »und wenn auch nur deshalb, weil ich mit Ihnen ein ſolches Geſpräch angeknüpft habe. Ich, ſehen Sie, Fürſt, ich trete nicht aus Berechnung in die Ehe«, fuhr er fort wie ein in ſeiner Eigenliebe verletzter junger Mann. »Wenn ich es aus Berechnung täte, würde ich mich unfehlbar verrechnet haben, denn ich bin vorläufig weder als Charakter noch als Menſch im allgemeinen genügend gefeſtigt. Ich tue es jedoch aus Leiden-

ſchaft, aus innerem Triebe, denn ich habe ein großes Ziel im Auge. Sie denken, daß ich, wenn ich die fünfundſiebzigtauſend erhalte, mir dann ſofort eine eigene Kutſche zulegen werde? Nein, lieber Fürſt, dann werde ich meinen älteſten, vor drei Jahren getragenen Rock hervorholen und ihn ſo lange tragen, wie er nur noch hält, und mit meinen Klubbekanntſchaften iſt es dann aus. Bei uns gibt es nur wenige Leute, die durchzuhalten verſtehen, wenn ſie auch alle Wucherer ſind, ich aber will durchhalten. Hier iſt die Hauptſache, daß man durchführt, was man beginnt – das iſt das ganze Problem! Ptizyn hat mit ſiebzehn Jahren auf der Straße geſchlafen und mit Federmeſſern gehandelt: er hat mit Kopeken angefangen. Jetzt beſitzt er ſechzigtauſend Rubel, aber bedenken Sie, nach welch einer... ſagen wir Gymnaſtik! Nun, und ebendieſe Gymnaſtik werde ich dann überſpringen und gleich mit dem Kapital beginnen. Nach fünfzehn Jahren wird man ſagen: ‚Sieh da, das iſt Iwolgin, der Krösus!‘ Sie ſagen mir, ich ſei kein origineller Menſch. Merken Sie ſich, lieber Fürſt, daß es für einen Menſchen unſerer Zeit und unſeres Volkes nichts Beleidigenderes gibt, als wenn man zu ihm ſagt, daß er nicht originell, nicht talentvoll, kurzum ein Dutzendmenſch ſei. Sie haben mich nicht einmal für einen gutmütigen Schuft zu halten geruht, und wiſſen Sie, dafür hätte ich Sie vorhin töten mögen! Sie haben mich noch mehr beleidigt als Jepantſchin, der mich für fähig hält – und zwar ohne viel Gerede, ohne Verſuche, einfach in ſeiner Herzenseinfalt, merken Sie ſich das – ja, für fähig hält, ihm für Geld meine Frau zu verkaufen! Das bringt mich ſchon lange aus der Haut. Geld will ich haben, Geld! Wenn ich erſt Geld habe, wiſſen Sie, werde ich ſofort im höchſten Grade originell ſein. Das iſt ja das Gemeinſte

und Verächtlichſte am Gelde, daß es ſogar Talente ſchafft! Und es wird ſie ſchaffen, wird Talente ſchaffen, ſolange die Welt ſteht! Sie werden vielleicht ſagen, daß alles das kindiſch von mir ſei, poetiſch-ſentimental womöglich, – nun gut, was ficht's mich an, mir ſoll's um ſo amüſanter ſein; denn die Sache wird gemacht, da ſeien Sie unbeſorgt! Ich werde ſie durchführen! Wer zuletzt lacht, lacht am beſten! Weshalb beleidigt mich denn Jepantſchin ſo in aller Harmloſigkeit? Aus Bosheit etwa? Nicht die Spur! Einfach, weil ich geſellſchaftlich gar zu unbedeutend bin. Nun, dann aber ... Doch genug davon, und es iſt auch Zeit. Koljá hat ſchon zweimal ſeine Naſe hereingeſteckt. Das bedeutet, daß er Sie zum Eſſen rufen will. Ich gehe fort. Ich werde hin und wieder bei Ihnen vorſprechen. Sie werden es bei uns nicht ſchlecht haben – man wird Sie jetzt mit offenen Armen in die Familie aufnehmen. Nur ſehen Sie ſich vor, daß Sie nichts ausplaudern. Ich glaube, wir zwei werden entweder ſehr gute Freunde oder – bittere Feinde werden. Aber was meinen Sie, Fürſt, wenn ich Ihnen vorhin die Hand geküßt hätte – wäre ich deshalb nachher Ihr Feind geworden?«

»Zweifellos, nur nicht für immer, lange würden Sie es doch nicht ausgehalten haben, und dann hätten Sie verziehen«, entſchied der Fürſt nach einer Weile, und er lachte.

»Oho! Mit Ihnen muß man ja wahrhaftig vorſichtig ſein. Weiß der Teufel, Sie haben auch hier Gift hineingeträufelt. Wer weiß, vielleicht ſind Sie auch mein Feind? Übrigens, haha! – ich vergaß ganz zu fragen: habe ich recht geſehen, wenn mir ſcheint, daß Naſtaſſja Filippowna auch Ihnen – gefällt, wie?«

»Ja... ſie gefällt mir.«

»Verliebt?«

»N–nein.«

»Und dabei iſt er feuerrot geworden und leidet! Nun tut nichts, tut nichts, ich werde nicht lachen, – auf Wiederſehen. Aber wiſſen Sie, ſie iſt ja doch ein tugendhaftes Weib – können Sie das glauben? Sie denken vielleicht, daß ſie mit Tozkij lebt? Denkt nicht daran! Schon lange nicht mehr! Aber haben Sie bemerkt, daß ſie ſelbſt ſehr leicht verlegen wird? Vorhin war ſie in manchen Augenblicken ganz betreten! Nein wirklich. Gerade ſolche lieben dann das Herrſchen. Nun, leben Sie wohl.«

Ganetſchka verließ das Zimmer weit aufgeräumter, als er es betreten hatte. Er war ſogar ſehr guter Laune. Der Fürſt blieb lange Zeit regungslos und in Gedanken verſunken ſitzen.

Koljá ſteckte wieder den Kopf durch die Türſpalte.

»Ich will nicht eſſen, Koljá, ich habe bei Jepantſchins gut gefrühſtückt.«

Da trat Koljá ins Zimmer und reichte dem Fürſten einen zuſammengefalteten verſiegelten Zettel. Man ſah es dem Geſicht des Knaben an, wie peinlich es ihm war, den Brief zu übergeben. Der Fürſt las ihn, erhob ſich und nahm ſeinen Hut.

»Es iſt nur zwei Schritte von hier«, ſagte Koljá verwirrt. »Er ſitzt jetzt bei der Flaſche. Ich kann nur nicht begreifen, wie er ſich dort Kredit verſchafft hat! Aber lieber, guter Fürſt, ſagen Sie es dann nur nicht hier den anderen, daß ich Ihnen den Brief überbracht habe! Ich habe tauſendmal geſchworen, daß ich ſeine Briefe nicht mehr überbringen würde, aber er tut mir leid! Nur, wiſſen Sie, machen Sie keine Umſtände mit ihm, geben Sie ihm irgendeine Kleinigkeit und damit abgemacht.«

»Ich hatte ſelbſt die Abſicht, ihn aufzuſuchen, Koljá. Ich muß Ihren Vater ſprechen... in einer gewiſſen Angelegenheit... alſo gehen wir.«

XII.

Koljá führte den Fürſten nicht weit: nur bis zur Liteinaja, in ein Café-Billard, das zu ebener Erde lag und ſeinen beſonderen Eingang von der Straße hatte. Hier hatte ſich Ardalion Alexandrowitſch in der Ecke eines kleinen Raumes als alter Stammgaſt niedergelaſſen, vor ſich auf dem Tiſch eine Flaſche und in der Hand ſeine Zeitung. Er erwartete den Fürſten. Kaum hatte er ihn erblickt, als er die Zeitung auch ſchon beiſeitelegte und eine wortreiche Erklärung begann, von der der Fürſt ſo gut wie nichts begriff; denn der General befand ſich bereits in »vorgerücktem Stadium«.

»Zehn Rubel habe ich nicht,« unterbrach ihn der Fürſt, »doch hier ſind fünfundzwanzig. Wechſeln Sie das Geld und geben Sie mir fünfzehn zurück; denn ſonſt bleibe ich ſelbſt ohne eine Kopeke.«

»Oh, ſofort, ſofort, ſofort! Seien Sie überzeugt, daß ich ſogleich...«

»Ich bin mit einer Bitte zu Ihnen gekommen, General. Sind Sie niemals bei Naſtaſſja Filippowna geweſen?«

»Ich? Ich nicht bei ihr geweſen? Fragen Sie das mich? Unzähligemal, unzähligemal, mein Lieber!« rief der General wie in einem Anfall mit ſelbſtzufriedener und ſtolzer Miene aus. »Doch habe ich ſchließlich ſelbſt dieſe Beziehungen abgebrochen; denn ich will dieſe unanſtändige Verbindung nun einmal nicht zulaſſen. Sie haben doch ſelbſt geſehen, Sie waren doch Zeuge heute: ich tat alles, was ein Vater tun

konnte, und nicht wahr, ein guter und nachſichtiger Vater! Jetzt jedoch wird ein ganz anderer Vater auf die Szene treten, und dann – wollen wir ſehen, ob dann der verdienſtvolle alte Soldat die Intrige zerſtören oder ob eine ſchamloſe Kameliendame in die vornehmſte Familie eindringen wird!«

»Ich wollte Sie gerade bitten, ob Sie mich nicht, als Bekannter, bei Naſtaſſja Filippowna heute abend einführen könnten? Es muß unbedingt noch heute geſchehen, und ich weiß keine andere Möglichkeit, hinzugelangen. Ich wurde ihr heute zwar vorgeſtellt, doch hat ſie mich nicht eingeladen, und heute abend empfängt ſie nur geladene Gäſte. Ich würde ſogar bereit ſein, mich über gewiſſe geſellſchaftliche Formen hinwegzuſetzen, ſelbſt wenn man ſich auch über mich luſtig machen ſollte. Wenn ich nur nicht abgewieſen werde!«

»Ich habe genau, genau denſelben Gedanken gehabt, mein junger Freund!« rief der General begeiſtert aus. »Ich habe Sie nicht etwa dieſes lumpigen Geldes wegen gerufen,« fuhr er fort, indem er das Geld in die Taſche ſteckte, »ſondern ich wollte Sie gerade zu dieſem Gang zu Naſtaſſja Filippowna auffordern, oder beſſer geſagt, zu dieſem Feldzuge. General Iwolgin und Fürſt Myſchkin! Wie das klingt! Wird es ihr nicht imponieren? Und ich werde dann in aller Liebenswürdigkeit an ihrem Geburtsfeſt endlich meinen Willen ausſprechen, – durch die Blume, verſteht ſich, nicht geradeaus... aber es wird doch ebenſogut wie geradeaus ſein. Mag dann Ganjá ſelbſt entſcheiden, zu wem er halten will: zum alten verdienſtvollen Vater und... ſozuſagen... und ſo weiter, oder... Doch wir werden ja ſehen. Ihr Einfall iſt im höchſten Grade fruchtbar. Um neun Uhr brechen wir auf; bis dahin haben wir noch Zeit.

»Wo wohnt ſie?«

»Ziemlich weit von hier: neben dem Großen Theater, im Hauſe der Mytowzowa in der Beletage, gleich am Platz... Es werden nicht viel Gäſte bei ihr ſein, – obſchon ſie heute ihren Geburtstag feiert, – und auch die werden früh aufbrechen.«

Inzwiſchen wurde es Abend. Der Fürſt ſaß immer noch, hörte zu und wartete, daß der General ſich endlich erheben würde. Dieſer jedoch war ins Erzählen hineingekommen und gab alle ſeine Geſchichten zum beſten, von denen er immer wieder eine neue begann, ohne die vorhergehende beendet zu haben. Als der Fürſt gekommen war, hatte der General eine neue Flaſche beſtellt und im Verlauf einer Stunde ausgetrunken; dann beſtellte er noch eine, die er gleichfalls allein leerte. Man hätte denken können, daß der General in dieſer Zeit ſo ungefähr ſein ganzes Leben erzählte. Endlich riß dem Fürſten die Geduld: er erhob ſich und erklärte, daß er nicht länger warten könne. Der General trank noch den letzten Reſt aus, erhob ſich dann gleichfalls und ſchritt äußerſt unſicher aus dem Zimmer. Der Fürſt war der Verzweiflung nahe, als er ihn gehen ſah. Er konnte es ſich nicht verzeihen, daß er ſich auf den alten Trinker verlaſſen und ſich ihm anvertraut hatte. (Im Grunde vertraute er ſich nie einem Menſchen an.) Er bedurfte des Generals ja nur, um an dieſem Abend zu Naſtaſſja Filippowna gelangen zu können, wenn es auch einen kleinen Skandal koſtete! Immerhin hatte er nicht mit einem ſo unvermeidlichen und ſo großen Skandal gerechnet. Was ſollte er tun? Der General war vollkommen betrunken und von einer Redſeligkeit, die ihn ohne Unterbrechung mit Gefühl und »Tränen in der Seele« ſprechen ließ. Es drehte ſich zumeiſt darum, daß

durch die ſchlechte Aufführung ſeiner Familie – er ſelbſt war natürlich nicht damit gemeint – alles zugrunde gehe, und daß er nun endlich eingreifen müſſe.

Sie traten auf die Liteinaja hinaus. Das Tauwetter hielt noch immer an; ein wehmütiger, warmer, modriger Wind pfiff durch die Straßen, die Gummireifen der Equipagen klatſchten im Straßenſchmutz, und die Hufe der Traber und Droſchkengäule klangen hier und da hell auf einem Pflaſterſtein auf. Die Fußgänger ſchoben ſich in freudloſer, durchnäßter Maſſe auf den Trottoirs durcheinander. Hin und wieder ſah man einen Betrunkenen.

»Sehen Sie dort dieſe erleuchteten Beletagen,« fuhr der General unermüdlich fort, »hier leben alle meine Freunde, ich aber, der ich dem Vaterlande am treueſten gedient und für dasſelbe gelitten habe, ich irre zu Fuß zum Großen Theater und begebe mich in die Wohnung eines zweideutigen Weibes! Ein Menſch, der dreizehn Kugeln in der Bruſt hat... Sie glauben mir nicht? Mein Herr, einzig meinetwegen hat Pirogoff* nach Paris telegraphiert und das belagerte Sewaſtopol zeitweilig im Stich gelaſſen. Nélaton, dem Pariſer Hofarzt, wirkte er im Namen der Wiſſenſchaft freie Durchfahrt aus, worauf dieſer perſönlich im belagerten Sewaſtopol erſchien, um mich zu unterſuchen. Oh, ſelbſt den höchſten Vorgeſetzten war es bekannt. ‚Ah, das iſt der Iwolgin mit den dreizehn Kugeln in der Bruſt!...‘ hieß es allgemein. Sehen Sie, Fürſt, dort jenes Haus? Dort wohnt in der Beletage mein alter Freund General Sſokolowitſch, mit ſeiner edlen und zahlreichen Familie. Dieſe Familie hier, drei, die am Newskij wohnen, und zwei in der Großen

* Berühmter Chirurg. E. K. R.

Morskaja – das iſt mein ganzer Verkehr; denn Nina Alexandrowna hat ſich ſchon längſt den Verhältniſſen gefügt, während ich noch fortfahre, mich... ſozuſagen zu erholen im Kreiſe meiner früheren Bekannten, Freunde und Untergebenen, die auch jetzt noch nicht aufgehört haben, mich zu vergöttern. Dieſer General Ssokolowitſch – eigentlich habe ich ihn lange nicht mehr beſucht und auch Anna Fjodorowna nicht geſehen... Wiſſen Sie, lieber Fürſt, wenn man ſelbſt nicht empfängt, ſo gibt man es ganz unwillkürlich auf, andere zu beſuchen. Indes... hm!... Sie, ſcheint es, glauben mir nicht... Doch – da fällt mir eben ein! – weshalb ſoll ich nicht den Sohn meines beſten Freundes und Jugendgeſpielen in dieſe bezaubernd liebenswürdige Familie einführen? General Iwolgin und Fürſt Myſchkin! Sie werden ein entzückendes, junges Mädchen kennenlernen, nein, nicht nur eines, ſondern zwei, ſogar drei! Eine ſchöner als die andere! Sie ſind die Zierde der Reſidenz und der Geſellſchaft. Schönheit, Bildung, Erziehung... Frauenfrage, Poeſie – alles das hat ſich in ihnen zu einem tadelloſen Ganzen glücklich vereinigt, ganz abgeſehen von den achtzigtauſend Rubeln Mitgift, die eine jede erhält – was ja doch kein Fehler und niemals überflüſſig iſt, weder bei ſozialen noch bei Frauenfragen... Mit einem Wort, ich muß Sie unbedingt, unbedingt dort einführen; es iſt ſogar meine Pflicht, Sie mit ihnen bekannt zu machen! General Iwolgin und Fürſt Myſchkin! Mit einem Wort... Tableau!«

»Wie, doch nicht jetzt? Heute? Sie vergeſſen...« begann der Fürſt.

»Nichts, nichts vergeſſe ich, gehen wir! Hier, dieſe prachtvolle Treppe geht's hinauf. Ich wundere mich nur, daß der

Schweizer* nicht zu ſehen iſt... Richtig, es iſt ja heut Feiertag, da kann auch er ſich einmal fortbegeben haben. Er iſt übrigens ein alter Trinker, den man eigentlich ſchon längſt hätte vor die Tür ſetzen müſſen. Dieſer Ssokolowitſch verdankt ſein ganzes Lebensglück und ſeine ganze Karriere einzig mir, mir allein und keinem anderen, aber... doch da ſind wir ja ſchon.«

Der Fürſt verſuchte nichts mehr dagegen einzuwenden und folgte ergeben dem General, um ihn nicht zu reizen. Er war feſt überzeugt, daß der General Ssokolowitſch mit ſeiner ganzen Familie alsbald wie eine Fata morgana verſchwinden und ſich als nie dageweſen erweiſen werde, und daß ihnen ſomit nichts Schlimmes begegnen könne; und dann würden ſie die Treppe wieder hinunterſteigen. Doch zu ſeinem Entſetzen mußte er dieſe Überzeugung bald aufgeben; denn der General ſtieg die Treppen mit einer Sicherheit hinauf, als habe er tatſächlich alte Bekannte in dieſem Hauſe, und zwiſchendurch erzählte er noch die verſchiedenſten biographiſchen und topographiſchen Einzelheiten mit wahrhaft erdrückender, nahezu mathematiſcher Genauigkeit. Als ſie dann ſchließlich im erſten Stock anlangten und der General bereits an der Tür einer hochvornehmen Wohnung die Hand nach dem Klingelzug ausſtreckte, beſchloß der Fürſt, ſogleich zurückzugehen ... doch da fiel ihm plötzlich etwas auf:

»Sie haben ſich geirrt, General,« ſagte er ſchnell, »hier an der Tür ſteht Kulakoff, und Sie wollen doch zu Ssokolowitſch!«

* In Rußland übliche Benennung des Portiers, der in reicheren Häuſern beſtändig an der Tür ſitzt und den Eintretenden öffnen muß. E. K. R.

»Kulakoff... Kulakoff beweiſt noch nichts. Die Wohnung hat Sſokolowitſch inne, und ich klingle bei Sſokolowitſch, zum Teufel mit Kulakoff... Da kommt man ſchon!«

Die Tür wurde von einem Diener geöffnet, der ſie fragend anſah und dann meldete, daß die Herrſchaft nicht zu Hauſe ſei.

»Wie ſchade, oh, wie ſchade, das iſt ja wie vorherbeſtimmt!« wiederholte Ardalion Alexandrowitſch mehrmals mit tiefſtem Bedauern. »Dann melden Sie, daß General Iwolgin und Fürſt Myſchkin ihre Aufwartung zu machen wünſchten und unendlich, unendlich bedauerten...«

Durch die offene Zimmertür blickte plötzlich das Geſicht einer Haushälterin oder Gouvernante, eines etwa vierzigjährigen Frauenzimmers in einem dunklen Kleide. Neugierig und doch mißtrauiſch näherte ſie ſich, als ſie die Namen General Iwolgin und Fürſt Myſchkin hörte.

»Marja Alexandrowna iſt nicht zu Hauſe,« ſagte ſie mit kritiſchem Blick auf den General, »ſie iſt mit dem Fräulein, mit Alexandra Michailowna, zur Großmutter gefahren.«

»So iſt auch Alexandra Michailowna nicht zu ſprechen? O Gott, welches Pech! Und das paſſiert mir wirklich jedesmal! Haben Sie die Güte, meinen ergebenſten Gruß zu beſtellen, und Alexandra Michailowna ſagen Sie, daß ſie nicht vergeſſen ſoll... mit einem Wort, ſagen Sie ihr, daß ich ihr von Herzen die Erfüllung deſſen wünſche, was ſie ſich Donnerstag abend bei den Klängen der Chopinſchen Ballade gewünſcht hat. Sie wird es ſchon ſelbſt wiſſen ... Alſo meinen herzlichſten Gruß! General Iwolgin und Fürſt Myſchkin!«

»Schön, ich werde es ausrichten«, ſagte die Perſon, die etwas Zutrauen gefaßt hatte, mit einer leichten Verbeugung.

Als ſie die Treppe hinunterſtiegen, bedauerte der General noch aufs lebhafteſte, daß ſie die Familie nicht angetroffen und der Fürſt nun die Bekanntſchaft ſo entzückender Menſchen nicht hatte machen können.

»Wiſſen Sie, mein Lieber, ich bin im Grunde dichteriſch veranlagt, iſt Ihnen das noch nicht aufgefallen? Doch übrigens... übrigens... übrigens ſind wir, wie mir ſcheint, nicht ganz richtig gegangen«, ſchloß er plötzlich ſelbſt völlig überraſcht. »Sſokolowitſchs wohnen – jetzt fällt's mir ein! – in einem ganz anderen Hauſe, ich glaube ſogar in... Moskau. Ja, ich habe mich ein wenig verſehen, doch... doch das hat nichts zu ſagen.«

»Ich möchte jetzt nur eines wiſſen«, bemerkte der Fürſt reſigniert, »ob ich mich überhaupt noch auf Sie verlaſſen kann, oder ob ich beſſer tue, wenn ich allein zu ihr gehe?«

»Allein? Zu ihr? Ohne mich? Aber weshalb denn das, wenn es doch für mich ein großes Unternehmen iſt, von dem ſo viel für mich und meine ganze Familie abhängt? Nein, mein junger Freund, dann kennen Sie Iwolgin ſchlecht! Wer ‚Iwolgin' ſagt, der ſagt ſoviel wie ‚Mauer'. ‚Verlaß dich auf Iwolgin wie auf eine Mauer!' – ſehen Sie, ſo ſagte man ſchon in der Schwadron, bei der ich einſt meinen Dienſt begann. Ich muß jetzt nur hier auf einen Augenblick in ein Haus eintreten, wo meine Seele von den Aufregungen und Schickſalsſchlägen nun ſchon ſeit mehreren Jahren Erholung findet...«

»Wie, Sie wollen nach Hauſe gehen?«

»Nein! Ich will... zu Frau Terentjewa, der Witwe des Hauptmanns Terentjeff, meines ehemaligen Untergebenen ... und ſogar Freundes... Hier bei dieſer Kapitanſcha* lebt

* Hauptmannsfrau. E. K. R.

meine Seele wieder auf, und hierher trage ich alles Leid, das mir mein Leben und meine Familie verurſacht haben und laſſe mich von meinem Kummer erlöſen ... Und da ich heute gerade ſoviel auf dem Herzen habe, will ich die große Laſt ...«

»Ich ſehe, daß ich eine ungeheure Dummheit begangen habe,« brummte der Fürſt, »als ich Sie vorhin mit meiner Bitte beläſtigte. Zudem ſind Sie da jetzt ... Leben Sie wohl.«

»Aber ich kann, ich kann Sie nicht von mir fortlaſſen, mein junger Freund!« rief der General beſchwörend aus und hielt ihn krampfhaft feſt. »Sie iſt Witwe, Mutter einer Familie! Nur ſie allein verſteht, in ihrem Herzen jene Saiten anzuſchlagen, die in dem meinen einen Widerhall finden. Der Beſuch bei ihr wird nur fünf Minuten dauern. In dieſem Hauſe kann ich ganz ohne Formalitäten ein- und ausgehen, ich lebe ja hier ſo gut wie ganz, waſche mich, kleide mich an... und dann fahren wir ſofort zum Großen Theater. Glauben Sie mir, ich kann Sie den ganzen Abend nicht entbehren... Hier in dieſem Hauſe... wir ſind ſchon da... Ah, Koljá, du biſt auch ſchon hier? Iſt Marfa Boriſſowna zu Hauſe? Oder biſt du ſelbſt erſt im Augenblick gekommen?«

»Oh, nein«, ſagte Koljá, der gleichzeitig mit ihnen an der Tür angelangt war. »Ich bin ſchon lange hier bei Hippolyt. Er fühlt ſich ſchlecht, liegt ſeit dem Morgen zu Bett. Ich war ſoeben nur in den Krämerladen gegangen und habe ein Spiel Karten gekauft. Marfa Boriſſowna erwartet Sie, Papa. Nur... ach Gott, Papa, wie haben Sie ſich...« rief Koljá vorwurfsvoll und erſchrocken aus, indem er prüfend die Haltung des Generals betrachtete. »Ach nun, gehen wir, gleichviel!«

Die Begegnung mit Koljá bewog den Fürſten, den General zu Marfa Boriſſowna zu begleiten, doch wollte er dort nur eine Minute bleiben. Er mußte mit Koljá ſprechen. Den General beſchloß er unbedingt zu verlaſſen. Er konnte es ſich nicht verzeihen, daß er ſich ihm überhaupt anvertraut hatte. Langſam ſtiegen ſie auf der Hintertreppe bis zum vierten Stockwerk empor.

»Wollen Sie den Fürſten mit ihr bekannt machen?« fragte Koljá.

»Jawohl, mein Freund, gewiß bekannt machen. General Iwolgin und Fürſt Myſchkin! Aber wie... was ſagt... Marfa Boriſſowna?«

»Wiſſen Sie, Papa, es wäre beſſer, Sie gingen jetzt nicht zu ihr! Sie wird Sie zerreißen vor Wut! Sie haben ſich drei Tage lang nicht gezeigt, ſie aber wartet auf Geld. Weshalb haben Sie ihr denn wieder Geld verſprochen? Das tun Sie immer wieder. Sehen Sie jetzt zu, wie Sie ſich herausreden.«

Im vierten Stockwerk angelangt, machten ſie vor einer niedrigen Tür halt. Dem General wurde erſichtlich bange, und er ſchob den Fürſten vor.

»Ich werde mich hier verſtecken,« flüſterte er, »um ſie dann zu überraſchen...«

Koljá trat als erſter ins Vorzimmer. Eine ſtark geſchminkte und gepuderte Dame von etwa vierzig Jahren, in Pantoffeln und einer alten Hausjacke, die Haare in dünne Zöpfchen geflochten, blickte aus dem Zimmer durch die Türſpalte und – die Überraſchung des Generals fiel ins Waſſer. Kaum hatte ſie ihn erblickt, als ſie auch ſchon ein großes Geſchrei erhob.

»Da iſt er, da iſt er, dieſer niedrige, dieſer gemeine Menſch, das ahnte mein Herz!«

»Treten wir ein, das iſt nur ſo«, flüſterte der General noch harmlos lächelnd dem Fürſten zu.

Doch er täuſchte ſich ſehr. Die Hausfrau ließ ihnen kaum Zeit, durch das dunkle, niedrige Vorzimmer in die »beſſere Stube« einzutreten – ein ſchmales Zimmer, in dem ein halbes Dutzend Rohrſtühle und zwei einfache Tiſche ſtanden –, als ſie auch ſchon von neuem mit ihrer gleichſam eingeübt weinerlichen und ordinär klingenden Stimme fortfuhr:

»Und du ſchämſt dich nicht, du ſchämſt dich gar nicht, du Barbar und Tyrann meiner Familie, du Barbar und Heide! Beſtohlen haſt du mich bis aufs Letzte, all meine Säfte haſt du mir ausgeſogen, und immer haſt du noch nicht genug! Wie lange werde ich dich noch ertragen, du ſchamloſer, du ehrloſer Menſch?«

»Marfa Boriſſowna, Marfa Boriſſowna! Das... hier iſt Fürſt Myſchkin. General Iwolgin und Fürſt Myſchkin...« ſtotterte der zitternde und ganz kleinlaut gewordene General.

»Werden Sie es mir glauben,« wandte ſich die Kapitanſcha ſogleich an den Fürſten, »werden Sie es mir glauben, daß dieſer ſchamloſe Menſch nicht einmal meine verwaiſten Kinderchen verſchont hat? Alles hat er uns geraubt, alles hat er fortgeſchleppt, alles hat er verkauft und verſetzt, nichts hat er uns gelaſſen! Was ſoll ich denn mit deinen Schuldverſchreibungen anfangen, du ſchlauer, du geriſſener Menſch? So antworte doch wenigſtens, du Betrüger, antworte mir doch, du nimmerſatter, gemeiner Menſch! Sag' mir doch, womit ſoll ich, womit ſoll ich jetzt meine verwaiſten Kinderchen ernähren? Da kommt er nun betrunken angetorkelt, kann kaum auf den Beinen ſtehen... Womit ich wohl den Zorn Gottes erregt haben mag, daß

er mich ſo bitter ſtraft! – So antworte, du ſchändlicher, du ſchamloſer Menſch, ſo antworte doch wenigſtens!«

Der General jedoch war nicht gerade aufgelegt zum Antworten, er hatte anderes im Sinn.

»Hier, Marfa Boriſſowna, hier ſind fünfundzwanzig Rubel... alles, was ich dank der Großmut meines Freundes Ihnen geben kann. Fürſt! Ich habe mich grauſam geirrt! So... iſt das Leben... Jetzt aber... Verzeihung, ich bin ſchwach«, fuhr der General, der mitten im Zimmer ſtand, ſich nach allen Seiten verbeugend, mit ſchwacher Stimme fort. »Ich... bin ſchwach, verzeiht! Lenotſchka! ein Kiſſen ...Kleine!«

Lenotſchka, das achtjährige Töchterchen der Witwe, lief flink nach einem Kiſſen, das ſie dann auf das harte, zerriſſene Wachstuchſofa legte. Der General ſetzte ſich darauf nieder, mit der Abſicht, noch vieles zu ſagen, doch kaum ſaß er, als ſein Haupt auch ſchon aufs Kiſſen ſank und er – einſchlief.

Marfa Boriſſowna ſah kummervoll den Fürſten an, deutete zeremoniell auf einen Stuhl am Tiſch, ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber, ſtützte das Kinn in die rechte Hand und begann den Gaſt, nur ab und zu aufſeufzend, ſtumm zu betrachten. Ihre drei kleinen Kinder (zwei Mädchen und ein Knabe), von denen Lenotſchka das älteſte war, traten auch an den Tiſch heran, legten alle drei die Händchen auf die Tiſchkante und begannen gleichfalls alle drei ſtumm und aufmerkſam den Fürſten anzuſehen. Da erſchien Koljá in der Tür.

»Koljá! Es freut mich ſehr, daß ich Sie hier angetroffen habe,« wandte ſich der Fürſt an ihn, »vielleicht können Sie mir helfen. Ich muß unbedingt heute noch zu Naſtaſſja

Filippowna. Ich hatte Ardalion Alexandrowitſch gebeten, mich hinzuführen, und er wollte mir auch den Dienſt erweiſen, aber nun iſt er mir, wie Sie ſehen, eingeſchlafen. Würden Sie mich hinbegleiten; denn ich kenne hier weder die Straßen, noch den Weg zu ihr. Zum Glück habe ich durch ihn wenigſtens die Adreſſe erfahren: am Großen Theater, im Hauſe der Mytowzowa.«

»Naſtaſſja Filippowna? Aber die hat doch nie im Leben dort gewohnt, und mein Vater iſt niemals bei ihr geweſen, wenn Sie's wiſſen wollen. Mich wundert nur, daß Sie ihm überhaupt ein Wort geglaubt haben. Naſtaſſja Filippowna wohnt nicht weit von den ‚Fünf Ecken', in der Gegend der Wladimirskaja, das iſt viel näher von hier. Wollen Sie jetzt gleich hin? Es iſt halb zehn. Schön, ich werde Sie hinbegleiten.«

Der Fürſt und Koljá machten ſich ſofort auf den Weg. Der Fürſt hatte kein Geld mehr, um eine Droſchke zu bezahlen. Sie mußten zu Fuß gehen.

»Ich wollte Sie gerade mit Hippolyt bekannt machen,« ſagte Koljá, als ſie auf die Straße traten, »das iſt der älteſte Sohn dieſer Kapitanſcha mit den Rattenſchwänzen auf dem Kopf. Er wohnt hinten, im anderen Zimmer. Heute hat er den ganzen Tag gelegen, er fühlt ſich bedeutend ſchlechter. Er iſt aber ſo ſonderbar, iſt entſetzlich empfindlich. Ich glaube, er würde ſich vor Ihnen ſchämen, weil Sie in einem ſolchen Augenblick gekommen ſind... Mir iſt es doch immerhin weniger peinlich als ihm; denn bei mir iſt es ja nur der Vater, bei ihm aber die Mutter, das iſt doch noch ein Unterſchied! Männern geht ſo etwas nicht gleich an die Ehre. Doch iſt das vielleicht nur ein Vorurteil, das ſich aus dem Vorrecht des männlichen Geſchlechts entwickelt haben mag. Hip-

polyt iſt ein famoſer Junge, bloß in manchen Dingen iſt er einfach Sklave ſeiner Vorurteile.«

»Sie ſagten, er ſei ſchwindſüchtig?«

»Ja, wahrſcheinlich. Es wäre beſſer, er ſtürbe bald. Ich würde an ſeiner Stelle unbedingt ſterben wollen. Ihm tun aber die kleinen Geſchwiſter leid, die drei Gören, – Sie haben ſie ja geſehen. Wenn es nur ginge, wenn wir nur das Geld dazu hätten, würden wir uns eine eigene Wohnung mieten und uns von unſeren Verwandten einfach losſagen. Das iſt unſer Ideal! Aber wiſſen Sie, als ich ihm vorhin von Ihrer Szene erzählte, wurde er in ſeiner Reizbarkeit ganz wild und behauptete, daß jeder, der eine Ohrfeige erhält und ſeinen Beleidiger nicht fordert, einfach ein Lump ſei. Er war aber in ſehr gereizter Stimmung, daher wollte ich auch weiter nicht mit ihm ſtreiten. Alſo Naſtaſſja Filippowna hat Sie denn auch richtig gleich eingeladen zu ſich?«

»Das iſt es ja, daß ſie mich nicht eingeladen hat.«

»Wie? Aber wie können Sie dann zu ihr gehen?« fragte Koljá faſt erſchrocken und blieb vor Verwunderung mitten auf dem Trottoir ſtehen. »Und... und in dieſem Anzuge? Dort iſt doch geladener Beſuch!«

»Bei Gott, ich weiß es ſelbſt nicht, wie ich eintreten werde. Werde ich empfangen – gut, wenn nicht – dann nicht: dann iſt eben nichts daraus geworden. Und was den Anzug betrifft – ja, was iſt da zu machen?«

»Ah ſo, Sie haben wohl einen ernſten Grund, hinzugehen? Oder gehen Sie nur pour passer le temps in ‚gute Geſellſchaft'?«

»Nein, im Grunde... ja, doch, ich habe... das läßt ſich ſchwer erklären, Koljá...«

»Nun, gleichviel, was das für ein Grund iſt, das iſt Ihre Sache. Ich meine nur, — Sie wollen ſich doch nicht dieſer Geſellſchaft aufdrängen, den Kameliendamen, Generalen und Wucherern... Wenn das der Fall wäre – verzeihen Sie, Fürſt – dann müßte ich Sie auslachen und verachten! Hier gibt es nur ſehr wenige Menſchen, die ehrenhaft ſind, wirklich, es gibt hier keinen, den man achten kann. Da blickt man unwillkürlich auf ſie herab, wenn ſie auch alle geachtet ſein wollen. Warjá iſt die erſte, die's tut. Und iſt es Ihnen nicht aufgefallen, Fürſt, daß in unſerem Jahrhundert alle Abenteurer ſind! Und namentlich noch bei uns in Rußland, in unſerem lieben Vaterlande. Woher das nur alles kommen mag – wirklich, ich begreife es nicht. Man ſollte meinen, daß alles feſt ſtand – aber jetzt? Das ſagen und ſchreiben alle Menſchen. Bei uns wollen alle ‚alles entlarven'! Die Eltern ſind die erſten, die ſich ihrer früheren ‚alten Moral' ſchämen. In Moskau zum Beiſpiel hat ein Vater ſeinen Sohn gelehrt, vor nichts zurückzuſchrecken, wenn es ſich um Gelderwerb handelt – tatſächlich! Es ſtand in der Zeitung. Und nehmen Sie doch zum Beiſpiel meinen General. Was iſt aus ihm geworden? Aber wiſſen Sie was, ich glaube, daß mein General ein ehrlicher Menſch iſt. Bei Gott, er iſt es. Das iſt ja alles nur die Unordnung und der Alkohol. Bei Gott, er kann einem ſogar leid tun. Ich will es nur nicht jedem ſagen; denn ſie würden mich ja alle auslachen. Aber er tut mir wirklich leid, glauben Sie mir. Und was iſt denn ſchließlich an den anderen dran? – an dieſen ſogenannten Klugen? Alle ſind ſie Wucherer, alle, vom erſten bis zum letzten. Hippolyt verteidigt die Wucherer, er ſagt, es müſſe ſo ſein, es wäre ökonomiſche Umwälzung, Ebbe und Flut, oder ſo etwas Gutes, hol's

der Teufel. Mich ärgert es ſcheußlich, daß er ſo etwas ſagt. Aber was, er iſt ja doch krank und verbittert. Stellen Sie ſich vor, ſeine Mutter, die Kapitanſcha, erhält von meinem Vater Geld, und dieſes Geld borgt ſie ihm dann gegen Wucherzinſen! Iſt das nicht eine Gemeinheit? Aber wiſſen Sie, Mama, das heißt, meine Mama, Nina Alexandrowna, hilft Hippolyt mit Geld, Kleidern, Wäſche und was ſonſt noch nötig iſt, und ſogar den drei Kleinen hilft ſie, durch Hippolyt; denn die Kapitanſcha vernachläſſigt ſie ganz und gar. Auch Warjá hilft ihnen.«

»Nun ſehen Sie, Sie ſagen, es gäbe keine ehrenhaften und ſtarken Menſchen, alle ſeien Wucherer. Da haben Sie doch Ihre Mutter und Warjá. Iſt denn das kein Beweis ſittlicher Kraft, wenn ſie hier unter ſolchen Umſtänden helfen?«

»Warjá tut es nur aus Eigenliebe, bei ihr iſt es Prahlerei, ſie will der Mutter nicht nachſtehen. Aber Mama allerdings ... ich muß ſagen, da hat man alle Hochachtung. Jawohl, das achte ich an ihr, und dieſe Achtung iſt gerechtfertigt. Selbſt Hippolyt fühlt es, aber er iſt ja ſchon ganz verbittert. Anfangs lachte er darüber und nannte es von ſeiten meiner Mutter eine Gemeinheit. Aber jetzt fängt er ſchon an, zu fühlen, daß... Alſo Sie nennen ſo etwas Kraft? Das werde ich mir merken. Ganjá weiß nichts davon, ſonſt würde er es unnütze Verwöhnung nennen.«

»Ganjá weiß es nicht? Ich glaube, Ganjá weiß noch ſehr vieles nicht«, kam es dem nachdenklichen Fürſten unwillkürlich über die Lippen.

»Wiſſen Sie, Fürſt, Sie gefallen mir ſehr. Ich kann es noch immer nicht vergeſſen, wie Sie ſich da vorhin verhielten.«

»Auch Sie gefallen mir ſehr, Koljá.«

»Hören Sie, wie beabſichtigen Sie hier zu leben? Ich werde mir irgendeine Beſchäftigung ſuchen und Geld verdienen – wollen wir dann alle drei zuſammen, Sie, Hippolyt und ich, eine Wohnung mieten?! – und der General kann uns dann beſuchen!«

»Mit dem größten Vergnügen. Doch wir werden ja übrigens noch ſehen... Ich bin ſehr... ſehr zerſtreut. Was? Wir ſind ſchon da? In dieſem Hauſe?... Was für eine prächtige Vorfahrt! Der Schweizer öffnet ſchon... Nun, Koljá, ich weiß nicht, was daraus werden wird...«

Der Fürſt ſtand wie verloren vor der Tür.

»Nun, morgen werden Sie mir alles erzählen! Laſſen Sie den Mut nicht ſinken. Gott gebe Ihnen guten Erfolg. Ich bin in allem ganz Ihrer Meinung. Leben Sie wohl. Ich kehre wieder dorthin zurück und werde Hippolyt alles erzählen. Daß Sie empfangen werden, iſt bombenſicher, eine Abweiſung brauchen Sie beſtimmt nicht zu fürchten! Sie iſt unglaublich originell. Hier, dieſe Treppe geht's hinauf, im erſten Stock, der Schweizer wird Ihnen ſchon Beſcheid ſagen.«

XIII.

Der Fürſt ſuchte, als er die Treppe hinaufſtieg, mit aller Gewalt ſeiner Aufregung Herr zu werden. »Das Schlimmſte, was mir begegnen kann,« dachte er, »iſt, daß man mich empfängt und etwas Schlechtes von mir denkt... oder ſchließlich empfängt man mich auch, um dann über mich zu lachen?... Ach, mögen ſie doch!« Was ihn aber am meiſten ſchreckte, war der Gedanke oder die Frage, was

er denn dort eigentlich zu tun beabſichtige, und weshalb er überhaupt hinging, – eine Frage, auf die er entſchieden keine zufriedenſtellende und beruhigende Antwort zu finden vermochte. Selbſt wenn ſich ihm dort die Gelegenheit böte, Naſtaſſja Filippowna unbemerkt zu ſagen: Heiraten Sie dieſen Menſchen nicht, ſtürzen Sie ſich nicht ins Verderben, er liebt nicht Sie, ſondern Ihr Geld, das hat er mir ſelbſt geſagt, ich aber bin gekommen, um es Ihnen zu hinterbringen, – ſo war damit wohl kaum in jeder Beziehung das Richtige getan. Ferner gab es da noch eine andere ſchwierige Frage, und zwar eine von ſolcher Wichtigkeit, daß der Fürſt nicht einmal an ſie zu denken wagte, geſchweige denn, ſie bewußt als vorhandene Tatſache anerkannte; ja, er hätte ſie kaum zu formulieren verſtanden, und er errötete und zitterte, ſobald ſeine Gedanken nur in dieſe Richtung kamen. Doch wie dem auch war, jedenfalls endete es damit, daß er trotz aller Zweifel und Befürchtungen die Glocke zog, eintrat und ſich bei der Dame des Hauſes anmelden ließ.

Naſtaſſja Filippowna hatte eine nicht ſehr große, doch luxuriös eingerichtete Wohnung inne. Zu Anfang dieſer fünf Jahre, die ſie nun ſchon in Petersburg lebte, hatte Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij ganz beſonders viel Geld für ſie verſchwendet. Damals hatte er noch auf ihre Liebe gerechnet und geglaubt, ſie mit Luxus und Geld betören zu können, mit Dingen, die, wie er wußte, bald unentbehrlich werden, wenn man ſich einmal an ſie gewöhnt hat. Tozkij blieb eben ſeinen guten alten Anſchauungen treu, ohne von ihnen auch nur das Geringſte aufzugeben. So hoch ſchätzte er die »unbezwingliche Macht« ſeiner ſinnlichen Einwirkungen ein! Naſtaſſja Filippowna wies die prunkvolle Ausſtattung nicht

zurück, ja, ſie gefiel ihr ſogar. Nichtsdeſtoweniger aber – und das war doch ſehr ſonderbar – ließ ſie ſich durch dieſelbe nicht im geringſten beſtechen. Es war, als hätte ſie jeglichen Komfort mit Leichtigkeit entbehren können. Ja, ſie äußerte ſich ſogar hin und wieder in dieſem Sinne – was Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij recht unangenehm überraſchte. Übrigens gab es da noch ſo manches an ihr, das ihm im Laufe der Zeit peinliche Überraſchungen bereitete. Ganz abgeſehen von der (gelinde geſagt) Unvornehmheit der Menſchenſorte, mit der ſie verkehrte – und das hieß doch ſo viel, daß ſie ſich zu den Betreffenden hingezogen fühlte –, legte ſie noch andere äußerſt ſeltſame Neigungen an den Tag. Es war eine geradezu barbariſche Miſchung zweier Geſchmacksrichtungen in ihr: ſie war fähig, ſich mit Dingen abzugeben und an Dingen Gefallen zu finden, deren bloßes Daſein ein feingebildeter, äſthetiſch empfindender Menſch, wie man meinen ſollte, überhaupt nicht für möglich halten konnte. Dagegen: hätte Naſtaſſja Filippowna z. B. eine liebe kleine Unwiſſenheit verraten, wie etwa, daß Bauernmädchen nicht ſolche Batiſtwäſche tragen wie ſie, ſo hätte das Afanaſſij Iwanowitſch aus unbeſtimmten Gründen ſehr angenehm berührt. Hätte doch nach Tozkijs Erziehungsprogramm Naſtaſſjas Filippownas wiſſenſchaftlich-literariſch-äſthetiſche Bildung unfehlbar zu dieſen Reſultaten führen müſſen – und er hielt ſich für durchaus kompetent in ſolchen Fragen. Doch leider waren die Reſultate, wie es ſich in der Praxis erwies, ganz anderer und zum mindeſten ſehr ſeltſamer Art. Trotzdem aber war und blieb in Naſtaſſja Filippowna ein »Etwas«, das ſogar Tozkij durch ſeine ungewöhnliche und anziehende Originalität, durch ſeine gewiſſe Kraft ſtutzig machte und ihn auch jetzt noch mitunter be-

ſtrickte, obſchon doch alle ſeine Hoffnungen auf Luftſchlöſſer ſchon längſt, längſt eingeſtürzt waren.

Dem Fürſten öffnete eine Zofe die Tür (Naſtaſſja Filippowna hatte grundſätzlich nur weibliche Bedienung), und dieſe vernahm zu ſeiner Verwunderung ohne das geringſte Erſtaunen die Bitte, ihn anzumelden. Weder ſeine ſchmutzigen Stiefel, noch ſein breitrandiger Filzhut, weder ſein ärmelloſer Kapuzenmantel noch ſeine verwirrte Miene erregten Bedenken in ihr. Sie half ihm, ſich des Mantels zu entledigen, bat ihn höflich, im Empfangsſalon zu warten, und ging dann ohne weiteres, um ihrer Herrin den Beſuch zu melden.

Die Geſellſchaft, die Naſtaſſja Filippowna eingeladen hatte, beſtand nur aus ihren alten Bekannten. Es waren diesmal bedeutend weniger Gäſte verſammelt als an ihren früheren Geburtstagsfeſten. In erſter Reihe waren Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij und Exzellenz Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin anweſend; beide bemühten ſich, liebenswürdig zu ſein; doch ſah man beiden an, daß die bevorſtehende Entſcheidung Naſtaſſja Filippownas ſie nicht wenig beunruhigte. Außer ihnen war natürlich auch Ganjá anweſend – finſter, nachdenklich und, faſt kann man ſagen, das Gegenteil von liebenswürdig. Er ſtand etwas abſeits und ſchwieg. Warjá mitzubringen, hatte er doch nicht für ratſam gehalten, aber Naſtaſſja Filippowna fragte auch mit keinem Wort nach ihr. Dafür jedoch hatte ſie ihn ſogleich nach ſeiner Begrüßung an jenen Zwiſchenfall mit dem Fürſten erinnert. Der General, der noch nichts davon gehört hatte, erkundigte ſich intereſſiert, was denn vorgefallen ſei, worauf Ganjá in knappen Worten ſehr ſachlich, doch vollkommen wahrheitsgetreu alles erzählte und auch ausdrücklich erwähnte, daß er den

Fürſten bereits um Verzeihung gebeten habe. Zum Schluß äußerte er noch in etwas lebhafterem Tone ſeine Meinung: daß der Fürſt ſeltſamerweiſe – Gott weiß weshalb – ein »Idiot« genannt werde, daß er, Ganjá, ſich aber vom vollkommenen Gegenteil überzeugt habe; denn »dieſer Menſch hat ſicher ſeinen Kopf für ſich«, wie er hinzufügte. Naſtaſſja Filippowna hörte dieſer Meinungsäußerung ſehr aufmerkſam zu und blickte Ganjá neugierig an; doch das Geſpräch ging ſogleich auf Rogoſhin über, der ja bei Iwolgins eine ſo große Rolle geſpielt hatte, und dieſem Geſpräch folgten Tozkij und Jepantſchin mit größter Aufmerkſamkeit. Ptizyn, der ſich bis neun Uhr abends für Rogoſhin in geſchäftlichen Angelegenheiten gemüht hatte, wußte noch einzelne Neuigkeiten über ihn zu berichten. Wie er erzählte, ſetzte Rogoſhin alle Hebel in Bewegung, um noch vor der Nacht hunderttauſend Rubel in barem Gelde zuſammenzubringen. »Allerdings ſcheint er betrunken zu ſein,« fügte Ptizyn hinzu, »doch wird er wahrſcheinlich ſein Wort halten; denn wenn es auch ſchwer iſt, hunderttauſend an einem Tag flüſſig zu machen, ſo helfen ihm doch viele: Trepaloff, Kinder und Biskup... Nur weiß ich nicht, ob es ihnen gerade heute noch gelingen wird... Auf die Höhe der Prozente kommt es ihm gar nicht an, er zahlt alles – natürlich in der Trunkenheit, im erſten Rauſch...« ſchloß Ptizyn. Alle dieſe Mitteilungen wurden von den Anweſenden mit zum Teil finſterem Intereſſe vernommen. Naſtaſſja Filippowna ſchwieg, wahrſcheinlich mit einer beſonderen Abſicht. Ganjá ſchwieg gleichfalls. General Jepantſchin beunruhigte ſich innerlich vielleicht am meiſten von allen: ſein koſtbares Geſchenk war von ihr mit etwas gar zu kühler Freundlichkeit empfangen worden; ja, vielleicht täuſchte er ſich nicht ein-

mal, wenn er ſogar ſo etwas wie leiſen Spott in ihrem Blick und Lächeln bemerkt zu haben glaubte. Nur Ferdyſchtſchenko befand ſich als einziger von allen Gäſten in gehobener, feiertäglicher Stimmung und lachte laut, ohne ſelbſt zu wiſſen weshalb – vielleicht nur, weil er ſich ſelbſt die Rolle des Narren auferlegt hatte. Tozkij, den die Fama als eleganten und geiſtreichen Erzähler pries, und der an ſolchen Abenden gewöhnlich die ganze Unterhaltung beherrſcht hatte, war diesmal offenbar nicht dazu aufgelegt. Man merkte ihm ſogar eine gewiſſe, an ihm ganz fremde Betretenheit an. Die übrigen Gäſte – ein armer, alter Lehrer, der Gott weiß weshalb eingeladen worden war, irgendein unbekannter und ſehr junger Mann, der entſetzlich ſchüchtern zu ſein ſchien und den Mund überhaupt nicht auftat, eine lebhafte ältere Dame von etwa vierzig Jahren, die einſtmals Schauſpielerin geweſen war, und dann noch eine auffallend hübſche, reich gekleidete junge Dame, die gleichfalls ſo gut wie gar nichts ſprach – ſie alle konnten das Geſpräch nicht nur nicht beleben, ſondern wußten mitunter nicht einmal, was ſie antworten oder wovon ſie überhaupt ſprechen ſollten.

So war es denn begreiflich, daß das Erſcheinen des Fürſten allen Anweſenden ſehr gelegen kam. Übrigens rief ſeine Anmeldung doch gewiſſes Erſtaunen und auf manchen Geſichtern ſogar ein gewiſſes Lächeln hervor, namentlich als man aus Naſtaſſja Filippownas überraſchter Miene erriet, daß ſie gar nicht daran gedacht hatte, ihn einzuladen. Doch ſchon im nächſten Augenblick verriet ihr Geſicht ſo viel aufrichtige Freude über ſeinen Beſuch, daß die Mehrzahl der Gäſte ſich ſofort gleichfalls anſchickte, den ungebetenen Gaſt mit Vergnügen zu empfangen.

»Nun ja, wenn das auch wieder nur ein Ausdruck ſeiner

Unſchuld iſt,« meinte General Jepantſchin, »und ſolche – hm! – Neigungen zu begünſtigen ziemlich gefährlich ſein kann, ſo iſt es doch im Augenblick nicht übel, daß er das Geburtstagskind mit ſeinem Beſuch bedacht hat, zumal er es noch in einer ſo originellen Weiſe tut. Aller Vorausſicht nach wird er uns ſogar erheitern, wenigſtens... ſoviel ich über ihn – urteilen kann.«

»Oh, das ſteht um ſo mehr zu erwarten, als er uneingeladen kommt« rief ſofort Ferdyſchtſchenko aus.

»Sie meinen?« fragte ihn der General trocken. Er konnte dieſen Menſchen nicht ertragen.

»Nun, ich meine, daß er für den Eintritt zahlen muß«, erklärte jener.

»Mir ſcheint, daß ein Fürſt Myſchkin nicht gerade ein Ferdyſchtſchenko iſt«, konnte der General ſich nicht enthalten zu bemerken. Es fiel ihm ehrlich ſchwer, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er, General Jepantſchin, ſich mit einem Ferdyſchtſchenko in ein und derſelben Geſellſchaft befand, ganz als wären ſie gleichſtehende Perſönlichkeiten.

»Ei, Exzellenz, mit Ferdyſchtſchenko müſſen Sie Nachſicht haben,« antwortete jener lachend, »ich bin doch hier mit ganz beſonderen Rechten ausgeſtattet!«

»Was ſind denn das für Rechte, wenn man fragen darf?«

»Das auseinanderzuſetzen hatte ich bereits das vorigemal die Ehre, doch für Eure Exzellenz will ich es nochmals wiederholen. Alſo, ich bitte um Ihre Aufmerkſamkeit, Exzellenz: alle Menſchen ſind geiſtreich, nur ich allein bin es nicht. Als Schadenerſatz habe ich dafür die Erlaubnis erhalten, die Wahrheit zu ſagen, da doch bekanntlich nur jene die Wahrheit ſagen, die nicht gerade – nun, wie geſagt, geiſtreich ſind. Zudem bin ich ein äußerſt rachſüchtiger Menſch, und

das natürlich gleichfalls nur aus Mangel an Geiſt. Ich nehme jede Beleidigung ruhig hin, doch – wohlgemerkt! – nur bis zum erſten Mißerfolge des Beleidigers. Bei ſeiner erſten Niederlage entſinne ich mich unverzüglich alles deſſen, was er auf dem Kerbholz hat, und zahle es ihm prompt auf irgendeine Weiſe heim – ſchlage mit den Hinterbeinen aus, wie Iwan Petrowitſch Ptizyn es nennt, der, verſteht ſich, ſelbſt niemals hinten ausſchlägt. Kennen Eure Exzellenz vielleicht Kryloffs Fabel vom Löwen und vom Eſel? Nun, ſehen Sie, die iſt wie auf uns gedichtet, tatſächlich, das ſind Sie und ich.«

»Sie ſcheinen ja wieder mal in Ihr unleidliches Faſeln hineingekommen zu ſein, Ferdyſchtſchenko«, entgegnete der General gereizt und grob.

»Aber was haben Sie denn dagegen einzuwenden, Exzellenz?« griff Ferdyſchtſchenko ſchnell auf, ganz als hätte er nur auf dieſen Einwand gewartet. »Beunruhigen Sie ſich nicht, Exzellenz, ich kenne ſehr wohl den Platz, der mir zukommt: der Löwe ſind natürlich Sie, Exzellenz:

– Der grimme Leu, des Waldes Schrecken,
Ward mit den Jahren altersſchwach –
Und ich, Exzellenz, bin ſelbſtverſtändlich der Eſel ...«

»Mit letzterem bin ich vollkommen einverſtanden«, platzte der General unvorſichtig genug heraus.

Dieſe ganze Plänkelei wurde natürlich mit Abſicht von Ferdyſchtſchenko in die Länge gezogen: obwohl er nicht geiſtreich zu ſein verſtand, wurde ihm doch vieles erlaubt, da er nun einmal offiziell den Narren ſpielte.

»Aber ich werde ja doch nur deshalb hier empfangen, damit ich gerade in dieſem Genre zur allgemeinen Heiterkeit beitrage!« hatte Ferdyſchtſchenko einmal lachend erklärt.

»Wie wäre es denn ſonſt möglich, mich zu empfangen? – Das begreife ich doch ſelbſt! Aber ja doch! Wie könnte man mich denn im Ernſt, mich, Ferdyſchtſchenko, neben einen ſo äſthetiſch-delikaten Gentleman wie Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij ſetzen? Da bleibt einem doch nur die eine Erklärung übrig: eben weil es unmöglich iſt, wird es getan!«

Ferdyſchtſchenko konnte in ſeinen Späßen ſehr plump, bisweilen aber auch ſehr biſſig ſein, und bisweilen ſogar noch mehr als biſſig. Das aber war es gerade, was Naſtaſſja Filippowna zu gefallen ſchien. Daher mußte auch ein jeder, der mit ihr verkehren wollte, Ferdyſchtſchenkos Anweſenheit in den Kauf nehmen. Er traf vielleicht den Nagel auf den Kopf, wenn er ſich ſagte, daß er nur deshalb empfangen wurde, weil er gleich bei ſeinem erſten Beſuch für Tozkij »unmöglich« geworden war. Auch Ganjá mußte unendliche Qualen von ihm erdulden; und in der Beziehung kam Ferdyſchtſchenko Naſtaſſja Filippowna ſogar ſehr zuſtatten.

»Der Fürſt aber wird bei uns damit beginnen müſſen, daß er eine moderne Arie zum beſten gibt«, ſchloß Ferdyſchtſchenko mit einem Seitenblick auf Naſtaſſja Filippowna.

»Das glaube ich nicht, Ferdyſchtſchenko, und bitte, geben Sie ſich keine Mühe, es wäre überflüſſig«, ſagte dieſe kurz.

»A–ah! Nun, wenn er unter ſo beſonderer Protektion ſteht, ſo werde natürlich auch ich mich danach richten.«

Doch Naſtaſſja Filippowna hatte ſich ſchon erhoben und ging, ohne ihn anzuhören, dem Fürſten entgegen.

»Es tut mir leid«, ſagte ſie, als ſie plötzlich vor ihm ſtand, »daß ich Sie vorhin in der Eile zu mir einzuladen vergaß. Um ſo mehr freut es mich, daß Sie mir jetzt ſelbſt Gelegen-

heit geben, Ihnen zu danken und zu ſagen, daß ich Ihre Entſchloſſenheit und die Art, wie Sie eingriffen, bewundert habe.«

Bei dieſen Worten blickte ſie ihn forſchend an, bemüht, wenn auch nur halbwegs eine Erklärung für ſein ſeltſames Erſcheinen zu finden.

Der Fürſt war durch ihre Erſcheinung ſo geblendet und erregt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Naſtaſſja Filippowna bemerkte es und lächelte: es war ihr angenehm. Wie ſie ſo in der koſtbaren Abendtoilette vor ihm ſtand, war ſie allerdings berückend ſchön. Und das ſah ſie auch an dem Eindruck, den ſie auf ihn machte. Sie reichte ihm die Hand und führte ihn dann zu ihren Gäſten. Doch dicht vor der Tür zum Salon blieb der Fürſt plötzlich ſtehen und flüſterte ihr in ungewöhnlicher Erregung ſchnell, faſt atemlos zu:

»An Ihnen iſt alles vollendet ... ſelbſt das, daß Sie mager und bleich ſind, iſt ſchön ... Man will Sie ſich gar nicht anders denken ... Ich wollte um jeden Preis zu Ihnen kommen ... ich ... verzeihen Sie ...«

»Bitten Sie nicht um Verzeihung«, unterbrach ihn Naſtaſſja Filippowna lächelnd, »damit würden Sie die ganze Seltſamkeit und Originalität Ihres Erſcheinens zerſtören. Man hat wohl ganz recht, wenn man Sie einen ſonderbaren Menſchen nennt. Halten Sie mich alſo wirklich für vollendet, ja?«

»Ja.«

»Wenn Sie auch ſonſt ein Meiſter im Erraten ſind, ſo täuſchen Sie ſich diesmal doch arg. Ich werde Sie heute noch daran erinnern ...«

Sie ſtellte ihn darauf ihren Gäſten vor, von denen jedoch

die meiſten ihn bereits kannten. Tozkij ſagte ihm ſogleich eine Liebenswürdigkeit. Alle ſchienen ſich zu beleben, alle begannen plötzlich zu ſprechen und zu lachen. Naſtaſſja Filippowna ließ den Fürſten neben ſich Platz nehmen.

»Aber was iſt denn am Erſcheinen des Fürſten ſo Erſtaunliches?« übertönte Ferdyſchtſchenkos Kraftorgan alle anderen Stimmen. »Die Sache liegt doch auf der Hand, ſie ſpricht ja für ſich ſelbſt!«

»Ja, ſie ſpricht nur zu deutlich für ſich ſelbſt«, brach plötzlich Ganjá ſein Schweigen. »Ich habe den Fürſten heute faſt ununterbrochen beobachtet, von dem Augenblick an, als er am Vormittage zum erſtenmal Naſtaſſja Filippownas Bild erblickte auf dem Schreibtiſch Iwan Fjodorowitſchs. Ich entſinne mich noch ſehr gut, daß ich mir ſchon damals dasſelbe dachte, wovon ich jetzt vollkommen überzeugt bin, und was mir der Fürſt, nebenbei bemerkt, auch ſelbſt geſtanden hat.«

Ganjá hatte mit ſehr ernſter, faſt ſogar finſterer Miene ohne den geringſten Scherzton geſprochen, was eigentlich etwas ſonderbar war.

»Ich habe Ihnen keine Geſtändniſſe gemacht«, entgegnete der Fürſt, der bei Ganjás Worten rot geworden war, »ich habe nur auf Ihre Frage geantwortet.«

»Bravo, bravo!« ſchrie Ferdyſchtſchenko laut. »Das nenne ich wenigſtens aufrichtig! Und zwar iſt es ebenſo aufrichtig wie ſchlau!«

Alles lachte.

»Schreien Sie doch nicht ſo, Ferdyſchtſchenko«, ſagte Ptizyn halblaut mit angewiderter Miene.

»Ich hätte ſolche Heldentaten gar nicht von Ihnen erwartet, Fürſt«, bemerkte Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin.

»Aber wiſſen Sie auch, wem das ſehr zuſtatten kommt? ... Und ich habe Sie für einen Philoſophen gehalten! Ja, ja, die Beſcheidenen!«

»Und danach zu urteilen, daß der Fürſt bei dieſem harmloſen Scherz wie ein unſchuldiges, junges Mädchen errötet, muß er ja – wenigſtens glaube ich, das annehmen zu dürfen – als edler Jüngling nur die edelſten Abſichten in ſeinem Herzen hegen«, ſagte, oder richtiger, kaute mit ſeinem zahnloſen Munde der bis dahin ſtumme ſiebzigjährige kleine Lehrer, von dem ein jeder alles andere eher erwartet hätte, als daß er an dieſem Abend überhaupt ein Wort hervorbringen würde.

Die Bemerkung des Greiſes rief noch größere Heiterkeit hervor, und er ſelbſt begann in dem Glauben, daß ſein Witz die Urſache des Gelächters ſei, noch lauter als die anderen zu lachen – bis er einen ſo heftigen Huſtenanfall bekam, daß Naſtaſſja Filippowna, die für alte Originale, Greiſe und ſogar Schwachſinnige eine beſondere Vorliebe beſaß, den Alten zu ſtreicheln begann, ihn küßte und ihm Tee bringen ließ. Von der eintretenden Zofe ließ ſie ſich einen Schal bringen, in den ſie ſich dann fröſtelnd einhüllte. Darauf mußte das Mädchen noch Holzſcheite in den Kamin legen. Auf ihre Frage, wieviel Uhr es ſei, antwortete das Mädchen, daß es ſchon halb elf geſchlagen habe.

»Meine Herren, wollen Sie nicht Champagner trinken?« fragte plötzlich Naſtaſſja Filippowna. »Er iſt bereits kalt geſtellt. Vielleicht wird es dann luſtiger werden. Alſo ganz ohne Zeremonien, wenn ich bitten darf.«

Dieſe Aufforderung, zu trinken, die noch dazu ſo naiv ausgeſprochen wurde, erſchien den Anweſenden ſehr ſonderbar von Naſtaſſja Filippowna. Und überhaupt wurde der

Abend diesmal noch ungezwungener, als es die Gäste sonst bei ihr gewöhnt waren. Doch gegen den Champagner hatte niemand etwas einzuwenden, wenigstens was den General, die lebhafte Dame, den alten Lehrer und Ferdyschtschenko betraf. Und ihrem Beispiel folgten auch die anderen. Tozkij nahm gleichfalls einen der Kelche und bemühte sich, dem neueingeführten Ton nach Möglichkeit den Charakter eines unbefangenen Scherzens zu geben. Nur Ganjá trank nicht. Nastassja Filippowna dagegen erklärte, daß sie mindestens drei Glas trinken werde. Es war sehr schwer, aus ihrem oft grundlosen, verlorenen Lachen, das bald ernster Nachdenklichkeit und finsterem Schweigen wich, um dann von neuem in nervöser Heiterkeit hervorzubrechen, klug zu werden oder gar aus ihm zu erraten, was sie für Absichten hegte. Es fiel mit der Zeit auf, daß sie gleichsam etwas erwartete, häufig nach der Uhr sah, immer ungeduldiger wurde und sehr zerstreut war.

»Bei Ihnen scheint ja eine richtige kleine Influenza im Anzuge zu sein, meine Liebe?« fragte die lebhafte Dame.

»Oh, eine sehr große sogar, nicht nur eine kleine«, entgegnete, den Schal fester um die Schultern ziehend, Nastassja Filippowna, die merklich bleicher wurde und zuweilen sich krampfhaft zusammenzunehmen schien, damit die anderen nicht merkten, wie der Schüttelfrost sie zittern machte.

Alle wurden unruhig und sahen einander fragend an; es ging eine Bewegung durch die ganze Versammlung.

»Oder sollten wir Nastassja Filippowna nicht Ruhe gönnen?« fragte Tozkij mit einem Blick auf Jepantschin.

»Oh, nein, nein! auf keinen Fall! Ich bitte Sie alle, bei mir zu bleiben«, rief sie lebhaft. »Ihre Anwesenheit ist mir

heute unentbehrlich«, fügte ſie plötzlich noch eigenſinniger und recht vielſagend hinzu.

Da nun faſt alle Gäſte wußten, daß an dieſem Abend eine wichtige Entſcheidung bevorſtand, ſo fielen dieſe ihre Worte ſchwer ins Gewicht. Der General und Tozkij tauſchten nochmals einen bedeutſamen Blick aus. Ganjá machte eine haſtige Bewegung.

»Wie wär's, wenn wir ein Petit-jeu ſpielten?« ſchlug die lebhafte Dame vor.

»Ach, ich weiß ein famoſes Petit-jeu!« rief Ferdyſchtſchenko lebhaft aus. »Wenigſtens iſt es eines, das nur ein einziges Mal in der Welt geſpielt worden iſt, und ſelbſt da gelang es nicht!«

»Was iſt denn das für ein Spiel?« fragte die lebhafte Dame.

»Ja, es hatte ſich mal von uns 'ne ganze Geſellſchaft zuſammengefunden, nun, es war getrunken worden, das läßt ſich nicht leugnen, und da machte plötzlich jemand den Vorſchlag, daß jeder von uns etwas aus ſeinem Leben erzählen ſolle, ganz einfach, ſo wie wir da alle um den Tiſch herumſaßen, doch dieſes Etwas – jetzt kommt der Haken! – mußte unbedingt gerade das ſein, was der Erzähler auf Ehr' und Gewiſſen für die ſchlechteſte Tat hielt, die er je im Laufe ſeines ganzen Lebens begangen, und zwar nur unter dieſer einen Bedingung, daß er nicht log, ſondern aufrichtig, ganz aufrichtig, nur der Wahrheit gemäß die Sache – wiedergab.«

»Hm, ein etwas ſonderbarer Einfall«, meinte der General.

»Aber erlauben Sie, Exzellenz, Sonderbarkeit iſt doch nur ein Vorzug!«

»Ich finde den Einfall lächerlich«, äußerte Tozkij, »doch iſt er im Grunde verſtändlich: Prahlerei beſonderer Art.«

»Aber das war's ja vielleicht gerade, was man wollte, Afanaſſij Iwanowitſch.«

»Ach, gehen Sie! Ein ſolches Petit-jeu bringt einen eher zum Weinen als zum Lachen!« ſagte die lebhafte Dame geringſchätzig.

»Ich halte ſolche Spiele für reinen Unſinn. Und ſie ſind ja auch ganz unmöglich«, meinte Ptizyn.

»Aber gelang es denn auch, Ferdyſchtſchenko?« erkundigte ſich Naſtaſſja Filippowna.

»Das iſt es ja eben, daß es nicht gelang, oder wenn Sie wollen, gelang es, aber es wurde gemein. Allerdings weigerte ſich niemand, zu erzählen, viele erzählten auch wahrheitsgetreu – und denken Sie ſich nur: es erzählte gar manch einer mit aufrichtigem Vergnügen und Wohlgefallen! Dann aber ſchämte ſich doch ein jeder. Hielten's nicht aus. Im allgemeinen aber war es übrigens durchaus erheiternd, – in ſeiner Art, verſteht ſich ...«

»Vorzüglich! Das iſt ja wie geſchaffen für uns!« fiel ihm Naſtaſſja Filippowna ins Wort; ſie war wie neu belebt. »Nein wirklich, das müſſen wir doch verſuchen, meine Herren! Es iſt heute gar nicht luſtig bei mir. Wenn nun ein jeder von uns bereit wäre, etwas zu erzählen ... irgend etwas in dieſer Art – nicht? ... Natürlich nur, wenn er aus freien Stücken einwilligt – was meinen Sie? Vielleicht werden wir es aushalten? Wenigſtens iſt es furchtbar originell!«

»Oh, gewiß, es iſt eine geniale Idee!« begeiſterte ſich Ferdyſchtſchenko. »Die Damen brauchen übrigens nicht mitzuwirken, die Herren fangen an. Die Reihenfolge wird durch das Los beſtimmt – ſo machten wir es auch damals. Unbedingt, unbedingt! Wer nun aber gar nicht will, der kann

dann natürlich den Mund halten, nur iſt es gerade keine Liebenswürdigkeit. Alſo, meine Herren, ein jeder gebe ein Pfand, irgendeinen beliebigen Gegenſtand – hier ... hier iſt ein Hut – alſo hier hinein, meine Herren, der Fürſt wird dann die Pfänder herausnehmen. Die ganze Aufgabe iſt ja ſo einfach, wie man ſie ſich einfacher gar nicht denken kann: die häßlichſte Tat von allen im Laufe des Lebens begangenen ... wie geſagt: die Einfachheit ſelbſt. Sie werden ja ſehen, meine Herren. Und falls jemand ſein ſchlechtes Gedächtnis vorſchützen ſollte, ſo werde ich dem ſchon nachzuhelfen wiſſen!«

Der Einfall war allerdings ſehr eigenartig. Doch gefiel er keinem der Gäſte. Einige waren verſtimmt, andere lächelten verſchmitzt, und wieder andere verſuchten dies und jenes einzuwenden, doch taten ſie es nur mit Vorſicht, ſo z. B. der General, der Naſtaſſja Filippowna nie recht zu widerſprechen wagte. Er hatte ſogleich bemerkt, daß ihr dieſer Einfall ſehr zuſagte – vielleicht nur weil er nichts weniger als alltäglich und eigentlich doch unerhört war. Naſtaſſja Filippowna war aber in ihren Wünſchen unberechenbar und rückſichtslos, wenn ſie ſie einmal offen zeigte, gleichviel, ob es auch die kindiſchſten und für ſie ſelbſt nutzloſeſten Wünſche waren. Sie war jetzt wie im Fieber, konnte kaum ruhig ſitzen. Das Lachen überkam ſie wie ein Anfall, um dann ebenſo plötzlich abzubrechen. Sie amüſierte ſich köſtlich über Tozkijs beleidigte und beſorgte Miene. Ihre dunklen Augen glänzten. Auf ihren bleichen Wangen erſchienen zwei rote Flecke. Der Schatten unbehaglichen Mißvergnügens in den Geſichtern einiger ihrer Gäſte reizte noch mehr ihren Spott und ihre Heiterkeit. Vielleicht gefiel ihr am meiſten an dem ganzen Einfall gerade der Zynismus und die Grauſamkeit. Einzelne

waren überzeugt, daß ſie damit etwas ganz Beſonderes bezweckte. Jedenfalls war man neugierig, wie es werden würde, und dieſe Neugier zog ſogar ſehr. Ferdyſchtſchenko war ganz Feuer und Flamme.

»Aber wenn es irgend etwas iſt, das man nicht erzählen kann ... in Gegenwart von Damen?« fragte ſchüchtern der ſchweigſame Jüngling.

»Dann erzählt man es eben nicht«, verſetzte Ferdyſchtſchenko. »Als ob Sie nur eine einzige Schändlichkeit begangen hätten! Ach, Sie – Jüngling!«

»Und ich weiß nicht einmal, welches gerade die ſchlechteſte Tat iſt, die ich begangen habe«, ſeufzte die lebhafte Dame.

»Die Damen ſind nicht verpflichtet, zu erzählen,« wiederholte Ferdyſchtſchenko, »aber auch nur das: nicht verpflichtet! Inſpiration aus eigener Initiative wird mit Anerkennung zugelaſſen. Die Herren dagegen werden nur dann der Pflicht enthoben, wenn ſie nun mal ganz und gar nicht wollen.«

»Aber, wie wird man denn wiſſen, ob ich nicht lüge?« fragte Ganjá. »Wenn ich aber lüge, iſt doch der ganze Sinn des Spieles verdorben. Und wer wird nicht lügen? Das iſt doch ſelbſtverſtändlich, daß bei einer ſolchen Gelegenheit ein jeder lügt.«

»Aber ſo iſt doch ſchon allein das intereſſant, wie ein jeder lügt«, verſetzte Ferdyſchtſchenko. »Du aber, Ganetſchka, brauchſt dir darob, daß du lügen könnteſt, keine beſonderen Sorgen zu machen, da doch deine ſchmählichſte Tat ohnehin ſchon allen bekannt iſt. Bedenken Sie doch nur, meine Herrſchaften«, rief er plötzlich geradezu begeiſtert aus, »mit welchen Augen wir dann nach den Erzählungen einander anſehen werden, morgen zum Beiſpiel, was?!«

»Wie, ſoll es denn wirklich? ... Iſt es denn wirklich Ihr Ernſt, Naſtaſſja Filippowna?« fragte Tozkij würdevoll.

»Wer den Wolf fürchtet, ſoll nicht in den Wald gehen!« war ihre ſpöttiſch lächelnde Antwort.

»Aber erlauben Sie, Herr Ferdyſchtſchenko, iſt denn das ein Geſellſchaftsſpiel?« fuhr Tozkij, immer erregter, fort. »Ich verſichere Sie, ſolche Späße gelingen nie. Sie ſagten ja auch ſelbſt, daß es bereits einmal nicht gelungen ſei.«

»Wieſo, wieſo nicht gelungen? Habe ich nicht das vorigemal erzählt, wie ich einmal drei Rubel geſtohlen habe? Da tat ich's doch einfach und erzählte!«

»Nun ja. Aber es war doch von vornherein jede Möglichkeit ausgeſchloſſen, die Sache ſo zu erzählen, daß ſie glaubhaft erſchien. Und Gawrila Ardalionytſch hat ganz richtig bemerkt, daß das ganze Spiel ſofort ſeine Pointe verliert, ſobald man auch nur im geringſten von der Wahrheit abweicht. Die ſtrikte Beobachtung der Wahrheit wäre in dieſem Fall doch nur bei einer gewiſſen Prahlſucht ſchlechten Tones möglich, und dieſer Ton iſt hier doch ganz undenkbar, glaube ich.«

»Herrgott, ſind Sie mir mal ein delikater Menſch, Afanaſſij Iwanowitſch, Sie vernichten mich ja geradezu!« lachte Ferdyſchtſchenko. »Mit dieſer Bemerkung, meine Damen und Herren, hat ja Afanaſſij Iwanowitſch in der delikateſten Weiſe angedeutet, daß ich ganz unmöglich hätte ſtehlen können — was direkt zu ſagen, wohl faſt unvornehm wäre — wenn er auch bei ſich, verſteht ſich, vollkommen überzeugt iſt, daß Ferdyſchtſchenko ſehr wohl ſtehlen könnte! Doch zur Sache, meine Herren, die Loſe ſind vollzählig — und auch Sie, Afanaſſij Iwanowitſch, haben ja von ſich einen Gegen-

ſtand in den Hut gelegt; folglich willigen Sie alſo ein, etwas zum beſten zu geben. Bitte, Fürſt, greifen Sie hinein.«

Der Fürſt ſenkte ſchweigend die Hand in den Hut: der erſte Gegenſtand, den er hervorholte, war von Ferdyſchtſchenko hineingelegt worden, der zweite von Ptizyn, der dritte vom General, der vierte von Tozkij, der fünfte von ihm ſelbſt, der ſechſte von Ganjá uſw. Die Damen hatten es vorgezogen, ſich nicht zu beteiligen.

»O Gott, welches Pech!« jammerte Ferdyſchtſchenko. »Und ich glaubte, als erſter würde der Fürſt daran glauben müſſen und als zweiter Seine Exzellenz! Doch zum Glück folgt Iwan Petrowitſch Ptizyn ſogleich hinter mir, und das ſoll meine Entſchädigung ſein! Nun, dann – los, meine Herrſchaften, ich muß mit gutem Beiſpiel vorangehen! Doch da tut es mir im Augenblick unſäglich leid, daß ich ſo gering bin und mich durch nichts auszeichne, nicht einmal durch einen Titel. Wie kann es da von Intereſſe ſein, wie und wann und wo überhaupt ein Ferdyſchtſchenko mal was Gemeines begangen hat? Und ſchließlich: welches iſt nun meine größte Schandtat? Hier gerät man ja förmlich in einen embarras de richesse! Es ſei denn, daß ich wieder den Diebſtahl der drei Rubel erzähle, um unſeren verehrten Afanaſſij Iwanowitſch zu überzeugen, daß man ſehr wohl ſtehlen kann, ohne dabei ein Dieb zu ſein.«

»Sie überzeugen mich ſogar davon, daß gewiſſe Leute tatſächlich ein Vergnügen bis zum Hochgenuß daran finden können, von ihren ſchmutzigen Taten zu erzählen, ſelbſt dann, wenn niemand ſie darum bittet. ... Doch übrigens ... Verzeihen Sie, Herr Ferdyſchtſchenko.«

»Fangen Sie an, Ferdyſchtſchenko, Sie ſchwatzen viel zu viel Überflüſſiges und können nie zu einem Schluß kom-

men«, ſagte Naſtaſſja Filippowna gereizt und ungeduldig in zurechtweiſendem Tone.

Es fiel allen auf, daß ſie nach ihren Lachanfällen plötzlich faſt finſter geworden war. Nichtsdeſtoweniger beſtand ſie eigenſinnig und herriſch auf der Durchführung ihrer Laune. Tozkijs äſthetiſches Empfinden litt unſäglich. Auch der General ärgerte ihn nicht wenig: der ſaß vor ſeinem Champagner, »als wäre nichts paſſiert«, und ſchien ſogar die Abſicht zu haben, gleichfalls etwas zum beſten zu geben, wenn die Reihe an ihn käme.

XIV.

Ich habe ja doch geſagt, Naſtaſſja Filippowna: da mir jeder Geiſt fehlt, ſchwatze ich dummes Zeug!« begann Ferdyſchtſchenko, der als erſter erzählen mußte. »Hätte ich dagegen tant d'esprit wie zum Beiſpiel Afanaſſij Iwanowitſch oder ſo viel Scharfſinn wie Iwan Petrowitſch Ptizyn, ſo würde ich heute ganz wie Afanaſſij Iwanowitſch und Iwan Petrowitſch daſitzen und den Mund halten. Fürſt, erlauben Sie, daß ich Sie eines frage: Was meinen Sie – es will mir immer ſcheinen, daß es in der Welt mehr Diebe gibt als Nichtdiebe, und daß es ſelbſt unter den ehrlichſten Menſchen keinen gibt, der nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben geſtohlen hat. Das iſt ſo eine Privatanſchauung von mir, aus der ich jedoch noch längſt nicht ſchließe, daß alle ohne Ausnahme Diebe ſeien, obſchon man, weiß Gott, mitunter verteufelt gern auch dieſes daraus folgern möchte. Nun, was meinen Sie dazu, Fürſt?«

»Pfui, wie dumm Sie erzählen«, ärgerte ſich die lebhafte Dame. »Und welch ein Unſinn: jeder Menſch ſoll etwas geſtohlen haben! Ich habe noch nie etwas geſtohlen.«

»Ich glaub's Ihnen gern, Darja Alexejewna, daß Sie noch nie etwas geſtohlen haben, aber hören wir doch zu, was der Fürſt, der plötzlich ſogar errötet iſt, wie ich ſehe, dazu ſagen wird.«

»Ich glaube, daß Sie recht haben, nur übertreiben Sie ſehr«, ſagte der Fürſt, der tatſächlich errötet war.

»Und Sie ſelbſt, Fürſt, haben Sie nie etwas geſtohlen?«

»Pfui, Sie machen ſich ja lächerlich, kommen Sie doch zur Beſinnung, Herr Ferdyſchtſchenko«, unterbrach ihn der General.

»Ach, jetzt, wo es erzählen heißt, ſchämen Sie ſich der Geſchichte«, warf Darja Alexejewna ein, »und deshalb wollen Sie die Aufmerkſamkeit auf den Fürſten ablenken.«

»Ferdyſchtſchenko: entweder Sie erzählen oder Sie ſchweigen! Sie bringen einen ja um den letzten Reſt Geduld!« ſagte Naſtaſſja Filippowna ärgerlich.

»Im Augenblick, Naſtaſſja Filippowna! Aber wenn ſchon der Fürſt es geſtanden hat – denn ich behaupte, daß er es ſo gut wie tatſächlich geſtanden hat –: was würde dann noch irgendein anderer geſtehen müſſen – ich rede ganz objektiv, ohne dabei an einen der Anweſenden ſpeziell zu denken –, wenn er es ſich einmal einfallen ließe, die Wahrheit zu ſagen? Was nun mich betrifft, meine Damen und Herren, ſo lohnt es ſich weiter gar nicht, zu erzählen: 's iſt ſehr einfach, ſehr dumm und ſehr häßlich. Aber ich verſichere Ihnen, ich bin kein Dieb. Geſtohlen habe ich, ohne ſelbſt zu wiſſen wie. Es war das vor etwa drei Jahren, auf der Datſche* Sſemjon Iwanowitſch Iſchtſchenkos, an einem Sonntage. Es waren mehrere Gäſte zu Tiſch. Nach dem

Landſitz, Sommervilla mit dazugehörigem Garten. E. K. R.

Eſſen blieben die Herren noch beim Wein ſitzen. Da fiel es mir ein, Marja Sſemjonowna, die Tochter des Hausherrn, um einen muſikaliſchen Genuß zu bitten, d. h. ich wollte ſie bitten, uns etwas auf dem Flügel vorzuſpielen. Wie ich nun gehe, um ſie zu ſuchen, komme ich auch ins Eckzimmer, und da ſehe ich: – auf dem Nähtiſchchen Marja Iwanownas liegt ein grünes Papier: ein Dreirubelſchein. Sie hatte ihn kurz vorher herausgenommen, da ſie das Geld in der Wirtſchaft brauchte. Kein Menſch im Zimmer. Ich nahm den Schein und ſchob ihn in die Weſtentaſche. Weshalb? – Das weiß ich ſelbſt nicht. Ich begreife wirklich nicht, was mir in dem Augenblick einfiel. Nur drückte ich mich ſchleunigſt und ſetzte mich wieder an den Tiſch zu den Gäſten. Ich ſaß und wartete die ganze Zeit in nicht geringer Erregung, ſchwatzte aber ohne Unterlaß, erzählte Anekdoten, lachte, ging dann zu den Damen hinüber, ſetzte mich zu ihnen. Nach einer halben Stunde ungefähr – bemerkte man den Diebſtahl und begann die Dienſtboten auszufragen. Der Verdacht fiel auf das Stubenmädchen Darja. Ich zeigte eine ungeheure Neugier und Teilnahme, und als Darja ganz konfus wurde, redete ich ihr zu, ihre Schuld doch einzugeſtehen und bürgte mit meinem Kopf dafür, daß die gnädige Frau ihr verzeihen würde, und zwar redete ich laut, ſo daß alle es hörten! Alle ſahen ſie an, ich aber empfand ein ganz beſonderes Vergnügen bei dem Gedanken, daß ich großartig Moral predigte, während der Schein in meiner Taſche ſteckte. Ich vertrank dieſe drei Rubel noch am ſelben Tag im Reſtaurant. Ich ging hinein und verlangte eine Flaſche Lafitte. Niemals hatte ich ſo ohne Imbiß Wein verlangt und eine Flaſche ſolo ausgetrunken, und noch dazu Lafitte. Ich wollte nur ſchnell das Geld loswerden. Beſondere Gewiſſensbiſſe

habe ich weder damals noch ſpäter empfunden. Ein zweites Mal würde ich's beſtimmt nicht tun. Das können Sie mir nun glauben oder nicht glauben, ganz wie es Ihnen beliebt, das intereſſiert mich nicht. Nun, das wäre alſo meine Geſchichte.«

»Nur iſt das ſelbſtverſtändlich nicht Ihre ſchlechteſte Tat«, ſagte Darja Alexejewna angewidert.

»Das iſt ein pſychologiſcher Fall, aber keine Tat«, bemerkte Tozkij.

»Und das Mädchen?« fragte Naſtaſſja Filippowna, ohne ihren Ekel zu verbergen.

»Das Mädchen wurde am nächſten Tage fortgejagt. Es war ein ſtrenges Haus.«

»Und Sie ließen das zu?«

»Na, hören Sie mal! Das wäre doch ſchön, wenn ich dann noch hingegangen wäre, um mich als Dieb vorzuſtellen?« Und Ferdyſchtſchenko lachte, jedoch nicht allzu laut; denn er war doch etwas verdutzt über den ſo auffallend unangenehmen Eindruck, den ſeine Erzählung auf alle Anweſenden gemacht hatte.

»Wie ſchmutzig das iſt!« rief Naſtaſſja Filippowna aus.

»Bah! Sie wollen von einem Menſchen ſeine gemeinſte Handlung hören und verlangen dabei eine glänzende Heldentat! Gemeine Handlungen ſind immer ſchmutzig, Naſtaſſja Filippowna, das werden wir ja auch ſogleich von Iwan Petrowitſch Ptizyn hören. Und was erſcheint nicht alles von außen glänzend und tugendhaft, bloß weil es in eigener Equipage fährt! Als ob wenige in eigenen Equipagen führen! Womit aber dieſe Equipagen ...«

Kurzum, Ferdyſchtſchenko hielt es doch nicht aus und wurde plötzlich ſo wütend, daß er ſich gänzlich vergaß. Selbſt

ſein Geſicht verzerrte ſich. Wie ſonderbar es auch klingen mag, aber es war doch ſehr möglich, daß er eine ganz andere Wirkung erwartet hatte. Solche »Faurpas beſonderer Art« und dieſe »Prahlſucht ſchlechten Tones«, wie Tozkij es nannte, lagen ganz in ſeinem Charakter.

Naſtaſſja Filippowna war bei ſeinem geſchmackloſen Ausfall zuſammengezuckt und ſah ihn zornig mit durchbohrendem Blick an. Ferdyſchtſchenko erſchrak und verſtummte ſofort. Es überlief ihn kalt. Er ſah ein, daß er doch zu weit gegangen war.

»Sollte man das Spiel nicht lieber aufgeben?« fragte Tozkij ſcheinbar harmlos.

»Die Reihe iſt jetzt an mir, doch ich habe ja das Recht, nicht zu erzählen, wenn ich nicht will, und ſo werde ich von dieſem Recht Gebrauch machen«, ſagte Ptizyn entſchloſſen.

»Sie wollen nicht erzählen?«

»Ich kann nicht, Naſtaſſja Filippowna. Und überdies halte ich ein ſolches Geſellſchaftsſpiel für ganz unmöglich.«

»Exzellenz, dann iſt jetzt die Reihe an Ihnen, glaube ich«, wandte ſich Naſtaſſja Filippowna an dieſen. »Wenn auch Sie nicht wollen, ſo wird nichts daraus, dann werden auch die anderen nicht wollen. Das würde mir aber leid tun; denn ich beabſichtigte, auch etwas aus meinem eigenen Leben zu erzählen. Doch nur nach Ihnen und Afanaſſij Iwanowitſch. Sie müſſen mich erſt noch dazu ermutigen«, ſchloß ſie lächelnd.

»Oh, wenn auch Sie etwas zu erzählen verſprechen, ſo bin ich bereit, Ihnen mein ganzes Leben zu erzählen«, beteuerte der General mit galantem Eifer. »Ich will auch offen geſtehen, daß ich mir meine Geſchichte bereits zurechtgelegt habe ...«

»Und ſchon aus der Miene Seiner Exzellenz kann man erraten, mit welch hohem literariſchen Verſtändnis dieſe Geſchichte bearbeitet ſein wird«, wagte Ferdyſchtſchenko ironiſch lächelnd zu bemerken.

Naſtaſſja Filippowna blickte flüchtig auf den General, und auch ſie konnte nur mit Mühe ein Lächeln verbergen. Trotzdem ſah man es ihr an, daß ihre Stimmung ſich bedeutend verſchlechtert hatte. Tozkij wurde bleich vor Schreck, als er von ihrer Abſicht, gleichfalls etwas zu erzählen, hörte.

»Es iſt mir, meine Damen und Herren, im Laufe meines Lebens, wie jedem Menſchen, bisweilen paſſiert, daß ich etwas getan habe, was man nicht gerade ſchön nennen kann«, hub der General ſeine Rede an. »Doch am ſeltſamſten iſt bei alledem, daß ich eine ganz gewöhnliche und ganz kurze kleine Geſchichte, die ich Ihnen ſogleich erzählen werde, für die häßlichſte, für die ſchändlichſte je von mir verübte Tat halte. Es ſind jetzt inzwiſchen fünfunddreißig Jahre darüber vergangen; doch deſſenungeachtet empfinde ich noch jedesmal, wenn ich daran denke, ſo etwas wie ein nagendes Gefühl im Herzen. Die ganze Epiſode iſt übrigens nichtsſagend. Ich war damals erſt Fähnrich und hatte ſchweren Dienſt. Nun, man weiß ja, wie das iſt: Fähnrich, heißes Blut, und der Beutel namentlich für den Haushalt klein. Mein Burſche, Nikifor mit Namen, war der treueſte und ehrlichſte Menſch: er ſparte für mich, nähte, wuſch, ſäuberte, ja, er ſtibitzte ſogar, wo er etwas erwiſchen konnte, nur um unſeren Beſitz zu vermehren. Ich war natürlich ſtreng, doch gerecht. Einmal lagen wir in einer kleinen Stadt in Quartier. Mir wurde in der Vorſtadt bei einer alten Unteroffizierswitwe eine kleine Wohnung angewieſen. Sie war ein altes Mütterchen von achtzig Jahren oder ſo um die

Achtzig herum. Ihr kleines Haus, natürlich nur ein Holzgebäude, war alt und nichts mehr wert, und dort lebte ſie in ihrer Armut ganz allein, ohne Magd oder Aufwärterin. Sie hatte einſt eine überaus zahlreiche Familie gehabt und eine ganze Schar von Verwandten; doch mit der Zeit waren die einen geſtorben, die anderen in die Welt hinausgezogen, und die übrigen hatten ſie vergeſſen. Ihren Mann hatte ſie aber ſchon vor fünfundvierzig Jahren beerdigt. Ein paar Jahre lang hatte eine Nichte bei ihr gelebt, eine verwachſene alte Jungfer; die ſoll aber, wie man dort erzählte, eine richtige Hexe geweſen ſein, ja einmal ſoll ſie im Streit die Alte ſogar in den Finger gebiſſen haben. Aber auch die war geſtorben, und nun lebte die Alte ſchon ſeit drei Jahren wieder mutterſeelenallein in ihrem Häuschen. Gott, ich hatte Langeweile bei ihr, und ſie war auch ſolch ein leeres Frauenzimmer, nichts konnte man aus ihr herausbringen. Schließlich ſtahl ſie mir einen Hahn. Die Sache hat ſich bis heute noch nicht aufgeklärt, doch außer ihr hätte ihn niemand ſtehlen können. Wegen dieſes Hahnes gerieten wir in Streit, und ſogar in ſehr heftigen. Und da wurde mir auch gerade – ich hatte ſchon früher darum gebeten – ein anderes Quartier angewieſen, am entgegengeſetzten Ende des Städtchens, im Hauſe eines Kaufmanns. Dieſer hatte eine zahlreiche Familie und einen rieſengroßen Bart – ich ſehe ihn noch wie leibhaftig vor mir. Ich zog alſo ohne weiteres mit meinem Nikifor hinüber – beide waren wir guter Laune –, meine Alte aber ließen wir höchſt geärgert zurück. Es vergingen drei Tage, am dritten kehre ich mittags aus dem Dienſt zurück, da ſagt mir mein Nikifor, er wiſſe nicht, wie er mir eigentlich die Suppe auf den Tiſch bringen ſolle, und es wäre doch gar nicht nötig geweſen, unſere Terrine bei der

Alten zu laſſen. Ich war natürlich ganz betroffen. ‚Wieſo, weshalb iſt denn unſere Terrine bei der Alten geblieben?‘ Nikifor wundert ſich über mich und meldet gehorſamſt, daß die Alte, als er meine Siebenſachen einpackte, die Terrine nicht herausgegeben habe, und zwar aus dem Grunde nicht, weil ich ihren irdenen Topf zerſchlagen und zum Erſatz für dieſen meine Suppenterrine angeboten hätte. Eine ſolche Niedertracht ihrerſeits brachte mich ganz aus dem Häuschen. Mein Fähnrichsblut brauſte auf, ich nahm meine Mütze und fort ging's. Bis ich bei ihr anlangte, hatte ich mich glücklich in die größte Wut hineingeredet. Wie ich eintrete, ſehe ich, ſie ſitzt im Flur, in einer Ecke, wie vor der Sonne verkrochen und ſtützt den Kopf in die Hand. Ich, wiſſen Sie, fange ohne weiteres mit meinem Donnerwetter an und ſage ihr ſo auf echt ruſſiſch die Wahrheit, aber gründlich! Nur fällt mir plötzlich etwas auf: ſonderbar, ſie ſitzt, hat das Geſicht mir zugewandt, die Augen quellen hervor, ſie ſpricht aber kein Wort, ſie ſieht mich nur eigentümlich an, ſo, wiſſen Sie, ich weiß ſelbſt nicht wie, und der Oberkörper ſcheint zu ſchwanken. Ich – was ſollt' ich tun? – ich verſtumme ſchließlich, rufe ſie beim Namen – keine Antwort! Ich ſtand, ſtand: ich konnte mich zu nichts entſchließen. Die Fliegen ſummten, die Sonne ging unter, es war ſo ſtill. Ganz verwirrt ging ich ſchließlich fort. Noch bevor ich zu Hauſe ankam, holte mich eine Ordonnanz ein, die mich zum Major rief, von dort mußte ich mich noch zur Kompagnie begeben, ſo daß ich erſt am Abend wieder zurückkehrte. Das erſte, was ich von Nikifor hörte, iſt: ‚Wiſſen Euer Gnaden ſchon, daß unſere Alte geſtorben iſt?‘ – ‚Wann das?‘ – ‚Heute, vor etwa anderthalb Stunden.‘ Das hieß aber, daß ſie gerade geſtorben war, als ich auf ſie

loswetterte. Glauben Sie mir, ich war ſo betroffen, daß ich anfangs gar nicht recht zur Beſinnung kommen konnte. Und wiſſen Sie, der Gedanke an den Tod der Alten verfolgte mich geradezu, ſelbſt in der Nacht hat mir von ihr geträumt. Ich bin natürlich ganz vorurteilsfrei, aber am dritten Tag ging ich doch in die Kirche zum Totenamt. Mit einem Wort: je mehr Zeit drüber verging, um ſo öfter mußte ich daran zurückdenken. Ich will nicht ſagen, daß... aber wenn man es ſich mitunter ſo vergegenwärtigt, kann einem wirklich unbehaglich zumute werden. Die Hauptſache iſt natürlich, wie ich mir die Sache nachher ſelbſt zurechtgelegt habe. Erſtens, nun ja, es war eine alte Frau, ſozuſagen eben ein menſchliches Weſen. Sie hatte gelebt, lange gelebt, bis ſie dann endlich – ſtarb. Sie hatte einſt einen Mann, Kinder, eine Familie, Verwandte gehabt, um ſie herum war, wie man ſagt, volles Leben geweſen, hier ein Kind, dort ein Kind, lachende Geſichter. Und plötzlich – iſt alles weg, wie vom Winde fortgeblaſen, ſie iſt allein wie... irgendeine Fliege, die den Fluch der Zeit trägt. Und ſchließlich, eines ſchönen Tages ruft Gott der Herr ſie zu ſich. Bei Sonnenuntergang, an einem ſchönen ſtillen Sommerabend ſchwebt meine Alte zu ihm empor. Doch hier beginnt nun das erzieheriſche Prinzip: in dem Augenblick, in dem ſie ihren Geiſt aufgibt, ſteht anſtatt eines mitleidigen Menſchen, der ihr eine Träne nachweint, ein junger grüner Fähnrich mit in die Seite geſtemmten Armen vor ihr und begleitet ihr Hinſcheiden mit den charakteriſtiſchſten ruſſiſchen Schimpfwörtern, weil – weil ſie ſeine Suppenterrine behalten hat! Natürlich bin ich als der Schuldige zu verurteilen! Aber wenn ich auch jetzt nach ſo langen Jahren und infolge der Veränderung, die ſeitdem mit mir vorgegangen iſt, dieſe ganze Tat ge-

wiſſermaßen als von einem fremden Menſchen begangen betrachte, ſo reut ſie mich doch nichtsdeſtoweniger tief... So tief, daß es mir ſogar, ich wiederhole es, ſelbſt ſeltſam erſcheint, um ſo mehr als die Schuld doch ſchließlich nicht mich allein trifft: weshalb mußte ſie denn ausgerechnet dieſen Augenblick zum Sterben wählen? Selbſtverſtändlich iſt hier eine Rechtfertigung möglich: die Tat iſt doch in ihrer Art pſychologiſch zu verſtehen! Doch trotzdem konnte ich mich nicht eher darüber beruhigen, als bis ich – vor etwa fünfzehn Jahren – auf den Gedanken kam, in einem Armenhauſe zeit meines Lebens für zwei alte kranke Frauen den Unterhalt zu zahlen, um ihnen auf dieſe Weiſe ihre letzten Tage hier auf Erden etwas zu erleichtern. Jetzt beabſichtige ich, dieſem Armenhauſe ein Kapital zu vermachen, deſſen jährliche Zinſen auch weiterhin zum Unterhalt zweier Frauen ausreichen. Nun, und das wäre alles. Wie geſagt, vielleicht habe ich in meinem Leben noch ſehr viel Schlechtes getan, doch halte ich – auf Ehrenwort! – dieſe Handlung für die ſchlechteſte von allen, die ich auf dem Gewiſſen habe.«

»Und doch haben Euer Exzellenz ſtatt der ſchlechteſten wahrſcheinlich die beſte erzählt und ſomit Ferdyſchtſchenko betrogen!« ſagte Ferdyſchtſchenko ſcheinbar ärgerlich.

»In der Tat, ich hätte nicht gedacht, daß Sie ein ſo gutes Herz haben; wirklich ſchade«, ſagte Naſtaſſja Filippowna.

»Schade? Weshalb denn das?« fragte der General mit liebenswürdigem Lachen im Geſicht und trank darauf nicht ohne Selbſtzufriedenheit einen Schluck Champagner. Doch Naſtaſſja Filippowna hatte ſich ſchon von ihm abgewandt.

Jetzt kam die Reihe an Tozkij, der ſich inzwiſchen gleichfalls ſeine Erzählung zurechtgelegt hatte. Alle fühlten bereits, daß er nicht wie Ptizyn Schweigen vorziehen würde,

und aus gewiſſen Gründen ſah man ſeiner Erzählung nicht ohne Spannung entgegen, während man gleichzeitig auch zu Naſtaſſja Filippowna hinüberblickte. Und ſo begann denn Tozkij mit der gewohnten Selbſtachtung, die ſeinem gepflegten Äußern vollkommen entſprach, und mit ſeiner nicht lauten, liebenswürdigen Stimme eine ſeiner beliebten Geſchichten. Bei der Gelegenheit ſei hier noch etwas über ſeine äußere Erſcheinung geſagt: er war groß von Wuchs, ganz ſtattlich, kann man ſagen, war ein wenig kahlköpfig, auch ein wenig grau ſchon – aber nur ein wenig –, ziemlich wohlgenährt, mit friſcher Geſichtsfarbe, weichen, etwas hängenden Wangen und mit falſchen Zähnen. Gekleidet war er ſtets ſehr elegant, und namentlich ſeine Wäſche war von wunderbarer Feinheit. Seine Hände waren weiß und wohlgepflegt. Auf dem Zeigefinger der rechten Hand trug er einen koſtbaren Brillantring.

Naſtaſſja Filippowna betrachtete während der ganzen Zeit ſeiner Erzählung unverwandt das Spitzenmuſter an ihrem rechten Ärmel, indem ſie mit den Fingern der linken Hand die Spitze glatt ſtrich und kein einziges Mal zu dem Erzähler aufſchaute.

»Was mir meine Aufgabe vor allem ſehr erleichtert,« begann er langſam, »iſt die ſtrikte Vorſchrift, unbedingt die häßlichſte Tat meines ganzen Lebens wiederzugeben. In ſolchem Fall kann es, verſteht ſich, kein Schwanken geben: das Gewiſſen, das Gedächtnis und das Herz ſagen einem von ſelbſt das einzig Richtige. Ich muß zu meinem Kummer geſtehen, daß es unter den vielleicht zahlloſen leichtſinnigen und... leichtfertigen Handlungen meines Lebens eine gibt, deren Eindruck ſich vielleicht ſogar etwas allzu tief meinem Gedächtniſſe eingeprägt hat. Es wird nun wohl ſo an die

zwanzig Jahre her ſein, als ich einmal zu Platon Ordynzeff fuhr, um ihn auf ſeinem Gut zu beſuchen. Er war kurz zuvor einſtimmig zum Adelsmarſchall erwählt worden, worauf er ſich mit ſeiner jungen Frau für einige Zeit auf ſein Gut zurückzog, um daſelbſt die Weihnachtsfeiertage zu verbringen. In dieſe Zeit fiel nun auch das Geburtstagsfeſt Anfiſſa Alexejewnas – ſo hieß ſeine Frau – und es ſollten zwei Bälle gegeben werden. Damals war gerade ‚La dame aux camélias‘ in der höheren Geſellſchaft ſehr en vogue, dieſes wundervolle Werk des ausgezeichneten Dumas fils, ſein chef-d'oeuvre, das meiner Anſicht nach nie unmodern werden wird. In der Provinz waren alle Damen ganz begeiſtert für die Dame aux camélias, oder wenn auch, verſteht ſich, nicht alle, ſo doch wenigſtens diejenigen, die das Drama geleſen hatten. Der abgerundete Stil der Sprache, die originelle Darſtellung der Hauptperſon, dieſes ganze intereſſante Milieu, das mit unſäglicher Feinheit wiedergegeben iſt, alle dieſe berückenden Einzelheiten, die man auf jeder Seite findet – wie zum Beiſpiel die Begründung, weshalb ſie abwechſelnd weiße und rote Kamelien wählt – kurz, alle dieſe glänzenden Details und der Zuſammenhang des Ganzen hatten einen nahezu erſchütternden Eindruck auf die Damenwelt gemacht, und Kamelien waren die beliebteſten und geſuchteſten Blumen. Es war modern, nur Kamelien zu tragen. Nun frage ich Sie: wieviel Kamelien laſſen ſich wohl in der Provinz auftreiben, wenn alle Damen zu Bällen nichts anderes wünſchen als Kamelien und Kamelien, ſelbſt wenn es auch nur wenige Bälle gibt? Petjá Worchowskoj, der Arme, hatte ſich gerade ſterblich in Anfiſſa Alexejewna verliebt. Wirklich, ich weiß es nicht, ob zwiſchen ihnen irgend etwas... das heißt, ich will nur ſagen, daß ich nicht

weiß, ob Petjá ſich auch nur die geringſten ernſteren Hoffnungen machen durfte. Doch wie dem auch war, jedenfalls wollte ſich der Arme ſchier zerreißen, um ſeiner Angebeteten zum Ball Kamelien zu verſchaffen. Die Gräfin Sſozkaja, die aus Petersburg eingetroffen war und als Gaſt bei der Gouverneurin weilte, ſowie Sſofja Beſpalowa würden, wie verlautete, unfehlbar mit weißen Kamelien erſcheinen. Deshalb wünſchte nun Anfiſſa Alexejewna, um abzuſtechen, dunkelrote Kamelien. Der arme Platon wurde faſt zu Tode gehetzt; verſteht ſich – er war Gatte. Er ſchwört unter allen Eiden, er werde ihr den gewünſchten Strauß beſtimmt verſchaffen, doch was geſchieht? Katherina Alexandrowna Mytiſchtſchewa, die größte Konkurrentin und Feindin Anfiſſa Alexejewnas, kauft kurz vorher alle Blumen auf! Die Folge waren Weinkrämpfe und Ohnmachtsanfälle im Hauſe meines Platon. Er iſt an allem ſchuld, iſt verhaßt und verfemt! Verſteht ſich: hätte mein Petjá irgendwo einen Strauß auftreiben können, ſo wären ſeine Ausſichten bedeutend geſtiegen. Die Dankbarkeit einer Frau iſt ja in ſolchen Fällen grenzenlos. Er jagt wie gehetzt von einem zum anderen, aber es war nichts zu wollen: Kamelien gab es nicht mehr. Da begegne ich ihm zufällig noch um elf Uhr abends – der Ball bei Marja Petrowna Subkowa, einer Gutsnachbarin Ordynzeffs, ſollte am nächſten Tage ſtattfinden – und was ſehe ich: mein Petjá ſtrahlt! – ‚Was iſt denn los?‘ frage ich. – ‚Heureka! Ich habe Kamelien gefunden!‘ – ‚Was du ſagſt! Wo?‘ – ‚In Jekſchaisk (es war dort ſolch ein Städtchen, kaum zwanzig Werſt entfernt, doch gehörte es nicht zu unſerem Kreiſe) lebt ein gewiſſer Kaufmann Trepaloff, ein alter bärtiger, ſchwerreicher Mann, lebt ganz einſam mit ſeiner alten Frau, und da ſie keine Kinder haben,

haben ſie ſich Kanarienvögel und Blumen angelegt: der hat rote Kamelien.‘ – ‚Aber deshalb haſt du ſie doch noch nicht! Wenn er ſie dir nun nicht geben will?‘ – ‚Dann werde ich vor ihm niederknien,‘ ſagt Petjá, ‚und ſo lange knien, bis er ſie mir gibt. Fahre einfach nicht früher fort.‘ – ‚Wann fährſt du hin?‘ – ‚Morgen in aller Frühe um fünf Uhr.‘ – ‚Nun, dann glückliche Reiſe.‘ Und ich freute mich noch für ihn. Darauf kehre ich zu Ordynzeffs zurück; es iſt mittlerweile ſchon zwei Uhr geworden, ich bin gerade im Begriff, zu Bett zu gehen, da plötzlich – ein großartiger Gedanke! Ich begebe mich unverzüglich nach der Küche, von dort in die Kutſcherſtube, wecke den Sſawelj – ‚Hier ſind fünfzehn Rubel, in einer halben Stunde mußt du die Pferde angeſchirrt haben!‘ Nach einer halben Stunde fährt alſo der Schlitten vor. Anfiſſa Alexejewna, höre ich, hat Migräne, Fieber, Schmerzen, deliriert! Ich fahre wie der Wind. Um fünf Uhr bin ich in Jekſchaisk, warte im Gaſthof, bis es tagt, aber auch nur ſo lange: um ſieben bin ich bei Trepaloff. ‚So und ſo – haben Sie Kamelien?‘ frage ich, ‚Väterchen, dann helfen Sie, retten Sie, werde Ihnen die Hände küſſen!‘ Der Alte, ſehe ich, iſt groß, grau, ſtrenges Geſicht – unerbittlich! ‚Nein, auf keinen Fall,‘ ſagt er, ‚ich tue es nicht.‘ Ich, plumps, falle vor ihm auf die Knie nieder. So wie ich ſtand, ohne weiteres. ‚Was tun Sie, was tun Sie?‘ rief er ganz erſchrocken aus, ‚das geht doch nicht!‘ – ‚Aber es handelt ſich doch um ein Menſchenleben!‘ rufe ich. – ‚Aber ſo nehmen Sie ſie, nehmen Sie ſie in Gottes Namen!‘ Er war tatſächlich ganz erſchrocken. Ich ließ es mir nicht zweimal ſagen und ſchnitt mir alle Blüten ab. Wundervoll waren ſie, eine ganze kleine Orangerie beſaß er. Der Alte ſeufzte nur ſo. Da zog ich mein Portefeuille hervor und

überreichte ihm einen Hundertrubelſchein. ‚Nein, mein Beſter, das geht nicht, Sie wollen mich doch damit nicht kränken‘, ſagte er. ‚Nun, dann bitte ich Sie, dieſe hundert Rubel dem hieſigen Hoſpital zur Verbeſſerung der Koſt zu übergeben.‘ – ‚Ja das, Väterchen, iſt eine andere Sache,‘ ſagte er, ‚das iſt eine gute und edle und Gott wohlgefällige Tat. Ich werde das Geld in Ihrem Namen übergeben.‘ Er gefiel mir ſehr, dieſer ruſſiſche alte Mann, dieſer autochthone Ruſſe, de la vraie souche, wie man zu ſagen pflegt. In der Freude über den gelungenen Streich machte ich mich unverzüglich auf den Rückweg, doch fuhren wir diesmal auf Umwegen, um Petjá nicht zu begegnen. Kaum war ich angelangt, da überſandte ich das Bukett auch ſchon Anfiſſa Alexejewna, damit ſie es beim Erwachen vorfände. Nun, Sie können ſich dieſe Überraſchung, dieſe Freude, dieſe Dankbarkeit vorſtellen! Platon, der tags zuvor noch ganz zerſchlagene, verzweifelte, vernichtete Platon, ſchluchzt an meiner Bruſt: Ja! So ſind nun einmal alle Männer ſeit der Schöpfung... der Ehe. Ich wage nichts mehr hinzuzufügen ... Der arme Petjá aber verlor nach dieſer Epiſode ſeine letzten Ausſichten. Ich befürchtete anfangs, daß er ſich mit einem Meſſer auf mich ſtürzen würde, und ich traf bereits einige Maßregeln für den Fall, daß ich ihm begegnen ſollte. Doch nein, es kam ganz anders – und dieſe Wendung der Dinge hatte ich nicht vorausgeſehen, und ich wollte es kaum glauben: er fiel in Ohnmacht! Am Abend phantaſierte er bereits, am nächſten Morgen hatte er hohes Fieber, weinte wie ein kleines Kind, wand ſich faſt in Krämpfen. Nach einem Monat, kaum aus dem Bett, bat er um ſeine Verſetzung nach dem Kaukaſus – und die Sache endete damit, daß er ſchließlich in der Krim fiel. Sein Bruder, Stepan

Worchowskoj, zeichnete ſich damals im Krimkriege als Oberſt ganz beſonders aus. Offen geſtanden, mich haben nachher oft genug Gewiſſensbiſſe gemartert: weshalb hatte ich ihm das angetan? Ich will nicht ſagen, wenn ich ſelbſt in ſie verliebt geweſen wäre, aber ſo! Es ſollte nur ein Scherz ſein, pour faire la cour, und weiter nichts. Hätte ich dagegen nicht vor ihm die Kamelien dem Alten fortgenommen, ſo würde der Menſch noch heute leben, wäre glücklich, hätte es weit gebracht, und es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, ſich türkiſchen Kugeln auszuſetzen.«

Tozkij verſtummte mit derſelben ſoliden Würde, mit der er ſeine Erzählung begonnen hatte. Die Gäſte bemerkten nur, daß Naſtaſſja Filippownas Augen ganz dunkel wurden und blitzten, und ihre Lippen ſogar ein wenig zuckten, als Tozkij geendet hatte. Neugierig blickte man ſie beide an.

»Nein, das iſt wiederum Betrug! Sie haben gleichfalls Ferdyſchtſchenko betrogen! Ganz mordsmäßig haben Sie mich betrogen!« beteuerte Ferdyſchtſchenko und ſpielte den Gekränkten; denn er fühlte, daß man doch etwas ſagen mußte.

»Wer hat Sie geplagt, ſich dem auszuſetzen? Behalten Sie jetzt die Lehre, die Ihnen Klügere erteilt haben, und ſeien Sie ein anderes Mal ſelbſt klüger«, ſchnitt ihm faſt triumphierend Darja Alexejewna das Wort ab. Sie hielt von jeher treu zu Tozkij, dem ſie ſehr zugetan war.

»Sie hatten recht, Afanaſſij Iwanowitſch, das Spiel iſt ſehr langweilig, wir wollen es abbrechen«, ſagte Naſtaſſja Filippowna in wegwerfendem Tone. »Ich werde nur noch erzählen, was ich verſprochen habe, und dann können wir gehen und Karten ſpielen ...«

»Aber zuerſt unbedingt das Verſprochene!« ſagte der General galant.

»Fürſt,« wandte ſich plötzlich und ganz unerwartet Naſtaſſja Filippowna ſchroff an Myſchkin, »meine beiden alten Freunde da, der General und Afanaſſij Iwanowitſch, wollen mich durchaus verheiraten. Sagen Sie mir nun, was Sie für richtiger halten: ſoll ich heiraten oder ſoll ich nicht heiraten? Was Sie ſagen, das werde ich tun.«

Tozkij erbleichte, und die Miene des Generals erſtarrte. Alle riſſen die Augen auf und hoben die Köpfe. Ganjá wurde es eiskalt.

»Wen... wen heiraten?« fragte der Fürſt mit ſtockender Stimme.

»Gawrila Ardalionytſch Iwolgin«, antwortete Naſtaſſja Filippowna ſchroff und feſt – jede Silbe war deutlich zu vernehmen.

Alles ſchwieg. Der Fürſt ſchien wie unter einer erdrückenden Laſt nach Worten zu ringen.

»N–nein!... heiraten Sie nicht!« ſtieß er endlich mit Mühe leiſe hervor, und er atmete tief.

»Schön, dabei bleibt es jetzt! Gawrila Ardalionytſch!« wandte ſie ſich herriſch und gleichſam erhaben an Ganjá. »Sie haben die Entſcheidung des Fürſten gehört? Nun, damit haben Sie auch meine Antwort. Und, bitte, jetzt die Angelegenheit ein für allemal als abgetan zu betrachten!«

»Naſtaſſja Filippowna!« ſtieß Tozkij mit zitternder Stimme hervor.

»Naſtaſſja Filippowna!« ſagte in beſchwörendem, doch erregtem Tone der General.

Alles geriet in Aufregung, und eine unruhige Bewegung ging durch die ganze Geſellſchaft.

»Aber was wollen Sie denn, meine Herrſchaften?« wunderte ſie ſich gleichſam, mit fragendem Blick die Anweſenden meſſend. »Weshalb regen Sie ſich denn ſo auf? Und was für Geſichter Sie machen!«

»Aber... bedenken Sie doch, Naſtaſſja Filippowna,« ſtotterte Tozkij, »Sie vergeſſen, daß Sie uns verſprochen haben... und zwar ganz freiwillig, und... Sie müſſen doch auch etwas Rückſicht nehmen... Ich... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll... ich bin ganz verwirrt, aber... Kurzum, heute abend, in einem ſolchen Augenblick und... und in Gegenwart fremder Menſchen... und mit einem ſolchen Petit-jeu eine ſo ernſte Sache zu erledigen, eine Ehren- und Herzensſache... von der ſo viel abhängt...«

»Ich verſtehe Sie nicht, Afanaſſij Iwanowitſch, Sie ſcheinen allerdings ganz verwirrt zu ſein. Was wollen Sie damit ſagen ‚in Gegenwart fremder Menſchen‘? Befinden wir uns denn nicht in beſter, intimer Geſellſchaft? Und was haben Sie an dem ‚Petit-jeu‘ auszuſetzen? Ich wollte doch gleichfalls etwas zum beſten geben – war es mir denn nicht erlaubt? Und warum ſagen Sie, daß es nicht ernſt ſei? Iſt denn das kein Ernſt? Sie haben doch gehört, wie ich zum Fürſten ſagte: ‚Was Sie ſagen, das werde ich tun‘. Hätte er ja geſagt, ſo würde ich ſofort dieſelbe Antwort auch Gawrila Ardalionytſch gegeben haben; er aber ſagte nein, und folglich ſagte ich ab. Iſt denn das kein Ernſt? Hier hing doch mein ganzes Leben an einem Haar, was kann es denn noch Ernſteres geben?«

»Aber der Fürſt! – was hat denn der Fürſt damit zu tun? Und was iſt denn ſchließlich dieſer Fürſt?« fiel der General ärgerlich ein, faſt ſchon außerſtande, ſeinen Un-

willen über dieſe ihn kränkende plötzliche Autorität des Fürſten zu verbergen.

»Der Fürſt? Er iſt der erſte mir wirklich zugetane Menſch, dem ich in meinem Leben begegnet bin. Er hat auf den erſten Blick an mich geglaubt, und ſo glaube ich auch an ihn.«

»Ich habe dann nur noch Naſtaſſja Filippowna meinen Dank auszuſprechen, für das außerordentliche Zartgefühl, mit dem ſie... mich behandelt hat«, ſagte endlich mit unſicherer Stimme und verzerrt lächelnden Lippen Ganjä, der wächſern bleich war. »Das hat ſelbſtverſtändlich alles ſo kommen müſſen, es iſt ja nicht mehr wie recht und billig ... Doch ... der Fürſt ... iſt in dieſer Angelegenheit ...«

»Nicht ganz unparteiiſch und hat es wohl auf die Fünfundſiebzigtauſend abgeſehen, wie?« unterbrach ihn Naſtaſſja Filippowna. »Das war's doch wohl, was Sie ſagen wollten? Leugnen Sie es nicht, ich weiß, daß Sie gerade das anzudeuten beabſichtigen. Afanaſſij Iwanowitſch! Ich habe ganz vergeſſen, Ihnen noch eins zu ſagen: dieſe fünfundſiebzigtauſend Rubel behalten Sie in aller Ruhe und vernehmen Sie, daß ich Sie unentgeltlich freigebe. So, und jetzt Schluß damit! Auch Sie muß man doch einmal aufatmen laſſen! Neun Jahre und drei Monate! Morgen – beginnt mein neues Leben, heute aber bin ich noch das Geburtstagskind und gehöre mir ſelbſt – zum erſtenmal in meinem Leben! Iwan Fjodorowitſch!« wandte ſie ſich an den General, »auch Sie, nehmen Sie Ihre Perlen zurück, ſchenken Sie ſie Ihrer Frau Gemahlin. Und morgen ziehe ich aus, ich verlaſſe dieſe Wohnung. Abendverſammlungen wird es nicht mehr bei mir geben, meine Herren!«

Und ſie erhob ſich plötzlich, als wollte ſie fortgehen.

»Naſtaſſja Filippowna! Naſtaſſja Filippowna!« ertönte es von allen Seiten.

Alle erhoben ſich von ihren Plätzen und umdrängten ſie, erſchrocken durch ihre erregten, nervöſen, wie im Fieber wirr phantaſierten Worte. Ein jeder empfand, daß etwas nicht ganz in Ordnung war, und doch vermochte niemand zu verſtehen, was dieſe ihre Stimmung zu bedeuten hatte.

Da ertönte plötzlich ſchrill und laut die Glocke im Vorzimmer. Es mußte mit aller Kraft am Klingelzuge gezogen worden ſein.

»A–a–ah! Da iſt die Löſung! Endlich! Halb zwölf!« rief Naſtaſſja Filippowna. »Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, meine Herren, jetzt kommt die Löſung!«

Sie kehrte zu ihrem Platz zurück und ſetzte ſich ſelbſt als erſte. Ein eigentümliches Lächeln zitterte auf ihren Lippen. In fieberhafter Erregung ſaß ſie regungslos und ſah auf den zugezogenen Vorhang der Tür.

»Rogoſhin mit den Hunderttauſend, zweifellos«, brummte Ptizyn.

XV.

Ganz erſchrocken trat die Zofe ins Zimmer.

»Dort ſind weiß Gott wer, Naſtaſſja Filippowna, eine ganze Bande iſt eingedrungen, und alle ſind betrunken, und ſie wollen hierherkommen! Sie ſagen, es ſei Rogoſhin, und Sie wüßten ſchon ſelbſt...«

»Ich weiß, Katjä, laß ſie ſogleich alle herein.«

»Aber... wie, alle, Naſtaſſja Filippowna? Sie ſind doch ſo unanſtändig! Ganz ſchrecklich!«

»Ja, laß alle herein, Katjä, du brauchſt dich nicht zu fürchten, alle ohne Ausnahme, ſonſt werden ſie auch ohne

dich eintreten. Da, wie ſie ſchon lärmen, ganz wie vorhin! Meine Herren, wird es Sie nicht kränken, daß ich dieſe ganze Schar in Ihrer Gegenwart empfange? Das täte mir ſehr leid. Ich bitte Sie um Entſchuldigung, aber es muß ſein, und ich würde es ſehr gern ſehen, wenn Sie einwilligten, Zeugen dieſes entſcheidenden Augenblicks zu ſein... Doch übrigens, ganz wie Sie wollen...«

Die Gäſte wußten vor Überraſchung nicht, was ſie tun ſollten: ſie ſahen ſich gegenſeitig fragend an, wunderten ſich, hier und da wurden wohl auch ſchnell und beſorgt ein paar Worte geflüſtert, – doch klar war nur eines: daß Naſtaſſja Filippowna dieſen Beſuch vorausgeſehen hatte, und daß, von Sinnen wie ſie war, niemand ſie mehr von der Ausführung ihres Vorhabens ablenken konnte. Hinzu kam, daß alle von unſäglicher Neugier erfaßt wurden. Und ſchließlich war ja nicht viel zu befürchten. Von Damen befanden ſich nur zwei unter den Gäſten: die lebhafte Darja Alexejewna, die als Schauſpielerin ſchon ſo manches erlebt hatte und deshalb auch ſchwer einzuſchüchtern war; und dann die ſchöne, doch ſchweigſame Unbekannte – dieſe begriff jedoch kaum etwas von dem, was um ſie herum vorging: ſie war eine zugereiſte Deutſche und verſtand kein Wort Ruſſiſch. Außerdem war ſie allem Anſcheine nach ebenſo dumm wie hübſch. Es war nun einmal zur Gewohnheit geworden, ſie als Dekorationsſtück einzuladen. Was aber die Herren betraf, ſo war Ptizyn z. B. ein guter Bekannter von Rogoſhin, und Ferdyſchtſchenko gar, der fühlte ſich in dieſer Geſellſchaft wie ein Fiſch im Waſſer. Ganetſchka war immer noch wie betäubt, empfand aber, wenn auch halb unbewußt, ſo doch um ſo unbezwingbarer das heiße Verlangen, bis zum Ende an ſeinem Pranger ſtehenzubleiben. Der alte Lehrer,

der ebenfalls begriff, um was es ſich handelte, war dem Weinen nahe und zitterte buchſtäblich vor Angſt, da ihn die allgemeine Erregung und der ungewohnte Zuſtand Naſtaſſja Filippownas, die er wie eine Enkeltochter vergötterte, aufrichtig erſchreckte. Nein, der wäre eher geſtorben, als daß er ſie in einem ſolchen Augenblick verlaſſen hätte. Tozkij dagegen hätte ſich ſonſt nie und nimmer ſo kompromittiert, daß er mit dieſer »Kohorte« unter einem Dach verweilte, nur war er leider gar zu ſehr bei der Sache intereſſiert: Naſtaſſja Filippowna hatte da einige Worte fallen laſſen, nach denen er unmöglich ſo einfach wegfahren konnte, ohne ſich vorher in der ganzen Sache Klarheit verſchafft zu haben. Er beſchloß alſo, gleichfalls bis zum Ende auszuharren, wenn auch, wie er ſich vornahm, nur als völlig ſtummer Beobachter, was er der Wahrung ſeiner Würde durchaus ſchuldig zu ſein glaubte. Nur Jepantſchin, den Naſtaſſja Filippowna noch vor einem Augenblick durch die ſo unzeremonielle und lächerliche Rückgabe ſeines Geſchenks beleidigt hatte, fühlte ſich durch dieſe neue Exzentrizität, den Empfang Rogoſhins, gar zu ſehr gekränkt. Überdies hatte er ſich für ſein Empfinden ja ohnehin ſchon dadurch unglaublich erniedrigt, daß er neben einem Ptizyn und einem Ferdyſchtſchenko geſeſſen. Doch was die Macht der Leidenſchaft verſchuldet hatte, das mußte jetzt ſchleunigſt das Pflichtgefühl, wollte er ſich ſeines Ranges und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung nicht unwürdig zeigen, gutmachen; denn ſonſt hätte er ſeine ganze Selbſtachtung eingebüßt. Nein, Rogoſhin und deſſen Kohorte waren mit der Anweſenheit Seiner Exzellenz unvereinbar!

»Ach, Exzellenz,« beſann ſich auch ſogleich Naſtaſſja Filippowna, kaum daß er einen Schritt auf ſie zugetreten war,

»verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit! Sie können mir glauben, daß ich es nicht anders erwartet habe. Wenn es Ihnen ſo entwürdigend erſcheint, ſo werde ich Sie nicht zurückhalten, obſchon ich gerade Sie jetzt ſehr gern bei mir ſehen würde. Nun, jedenfalls danke ich Ihnen ſehr für Ihre freundlichen Beſuche und die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit... doch wenn Sie fürchten...«

»Erlauben Sie, Naſtaſſja Filippowna,« unterbrach ſie der General mit galantem Eifer in einem Anfall ritterlicher Großmut, »zu wem ſagen Sie das? Ich werde jetzt unbedingt bei Ihnen bleiben, ſchon allein zum Beweis meiner Ergebenheit, und zudem, falls Ihnen eine Gefahr drohen ſollte... Ich bin ſogar außerordentlich geſpannt... Im Gegenteil, ich meinte nur, ich wollte Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Leute doch nur die Teppiche ruinieren und dies oder jenes zerſchlagen könnten... Wirklich, Naſtaſſja Filippowna, tun Sie es lieber nicht, empfangen Sie ſie lieber nicht – ich rate Ihnen gut! Wozu auch?«

»Da! Rogoſhin ſelbſt!« rief Ferdyſchtſchenko.

»Was meinen Sie, Afanaſſij Iwanowitſch,« flüſterte der General noch ſchnell ſeinem Freunde Tozkij zu, »ſollte ſie nicht irrſinnig geworden ſein? ich meine es ohne jede Symbolik – ganz realiter irrſinnig? was meinen Sie?«

»Ich habe Ihnen doch geſagt, daß ſie von jeher dazu disponiert geweſen iſt«, flüſterte Tozkij ironiſch zurück.

»Und jetzt noch die Infuenza...«

Rogoſhins Rotte beſtand faſt aus denſelben zweifelhaften Individuen, mit denen er ſchon bei Ganjá eingedrungen war. Hinzugekommen waren nur noch zwei: ein heruntergekommener Alter, der ſeinerzeit Redakteur geweſen war – Herausgeber irgendeines kleinen ſkandalöſen Lokalblattes, das

ausſchließlich polemiſche Artikel brachte – und von dem man ſich erzählte, daß er ſeine ganze Habe und ſogar ſein falſches Gebiß vertrunken habe; und dann noch irgendein Unterleutnant, der in jeder Beziehung, ſowohl dem Gewerbe wie der Beſtimmung nach, ein Gegner und Konkurrent des Rieſen mit den Fäuſten zu ſein ſchien, und den kein einziger der Rogoſhinſchen Rotte kannte. Er hatte ſich ihnen auf dem Newskij angeſchloſſen, wo er täglich auf der Sonnenſeite die Vorübergehenden in hochtrabenden Reden um eine »Unterſtützung« anging, und zwar gewöhnlich mit der Begründung, daß er einſt ſelbſt Bettlern »an die fünfzehn Rubel« gegeben habe. Beide Konkurrenten verhielten ſich ſofort feindlich zueinander, ja, der Herr mit den Fäuſten fühlte ſich durch die Aufnahme des »Bettlers« in die »Kompanie« direkt beleidigt, und da er von Geburt ſchweigſam war, brummte er nur wie ein Bär und blickte mit tiefſter Verachtung auf die Einſchmeichelungsverſuche des andern herab, der ziemlich weltgewandt und diplomatiſch veranlagt zu ſein ſchien. Dem Äußern nach zu urteilen, hätte der Unterleutnant, wenn es zu einem Kampf zwiſchen ihnen gekommen wäre, es mehr mit Gewandtheit und Geſchick als mit Kraft verſuchen müſſen, ſo viel kleiner als der Fauſtmenſch war er von Wuchs. Vorſichtig, ohne ſich in offenen Streit einzulaſſen, und dabei doch unendlich ſelbſtbewußt, hatte er ſchon ein paarmal die Vorzüge des engliſchen Fauſtkampfes angedeutet, und daß er ſelbſt ein Meiſter in der »Boxkunſt« ſei. Kurzum, er ſchien ſich als waſchechten Weſteuropäer aufſpielen zu wollen. Der Fauſtmenſch dagegen hatte bei dem Worte »Boxkunſt« nur ein verächtliches Lächeln für den Gegner übrig gehabt und ſeinerſeits, gleichfalls offenen Widerſpruch vermeidend, ſchweigend und halb

wie aus Verſehen ein äußerſt nationales Attribut – eine rieſige, ſehnige, förmlich verknotete und mit rötlichem Flaum bedeckte Fauſt – hin und wieder vorgeſchoben. Allen ward es denn auch ohne weiteres klar, daß, wenn dieſe ultranationale Keule gutgezielt auf einen Gegenſtand herabſauſte, nur noch ein naſſer Fleck von dieſem übrigbleiben würde.

»Erledigte«, in des Wortes buchſtäblicher Bedeutung, gab es wiederum keinen einzigen unter ihnen; denn Rogoſhin hatte ſelbſt die ganze Zeit über ſtreng darauf achtgegeben, daß ſie ſich nicht betranken. Mußte er doch, was es auch koſten mochte, noch vor Mitternacht mit hunderttauſend Rubeln bei Naſtaſſja Filippowna erſcheinen! Er ſelbſt war inzwiſchen vollkommen nüchtern geworden, doch dafür war er jetzt wie betäubt von all den Aufregungen dieſes Tages, dem an Wildheit kein einziger ſeines früheren Lebens gleichkam. Nur ein einziger Gedanke lebte in ſeinem glühenden Hirn, ſeinem klopfenden Herzen, ſeinem ganzen raſenden Weſen, und der verließ ihn keine Minute, keinen Augenblick. Nur für dieſes *eine* quälte er ſich, ſprach, dachte, arbeitete er raſtlos von fünf Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts in verzehrendem Verlangen und zitternder Aufregung, während er mit Biskup und Konſorten, die ſich im Eifer für ihn faſt zerriſſen, das Geld zuſammenſcharrte. Und er hatte ſeinen Willen durchgeſetzt: noch vor elf Uhr nachts hatte er hunderttauſend Rubel in barem Gelde aufgetrieben – für Prozente, von deren Höhe ſelbſt Biskup aus Schamgefühl nur flüſternd mit ſeinen Genoſſen ſprach.

Wieder war es Rogoſhin, der als erſter eintrat, und dem ſich dann die anderen nachſchoben, was ſie trotz des vollen Bewußtſeins ihrer Macht doch etwas ſchüchtern taten. Am meiſten fürchteten ſie ſich vor Naſtaſſja Filippowna. Viele

waren ſogar feſt überzeugt, daß ſie alleſamt die Treppe hinunterbefördert werden würden. Dieſer Meinung war unter anderen auch der Stutzer und Herzenbeſieger Saljoſheff. Die anderen jedoch, und zu denen gehörte vor allen der Fauſtmenſch, empfanden, wenn ſie es auch nicht in ihren Worten äußerten, in ihrem Herzen nur tiefſte Verachtung und ſogar Haß für Naſtaſſja Filippowna und gingen zu ihr, wie man zu einem Werk der Zerſtörung zieht. Doch ſiehe, die koſtbare Ausſtattung der erſten zwei Zimmer, die vielen nie geſehenen, ihnen ganz märchenhaft erſcheinenden Dinge, die Gemälde an den Wänden, die Portieren, die weiße Marmorſtatue der Venus von Milo – alles das machte einen niederdrückenden Eindruck auf die Schar und flößte ihnen beinahe Furcht ein. Aber das hinderte ſie natürlich nicht, ſich allmählich immer weiterzuſchieben und trotz aller Furchtſamkeit mit frecher Neugier ſich hinter Rogoſhin auch in den Salon hineinzudrängen. Als ſie jedoch plötzlich unter den Gäſten den General erblickten, durchfuhr ſie wiederum ein unbehagliches Gefühl, und einige von ihnen, voran der Fauſtmenſch und der Boxkünſtler, begannen eingeſchüchtert ins andere Zimmer zurückzudrängen. Nur Lebedeff, der am meiſten ſeiner Stimmung »nachgeholfen« hatte, hielt ſich dicht neben Rogoſhin; denn er wußte, was es heißt, ein Kapital von einer Million vierhunderttauſend Rubeln zu beſitzen und hunderttauſend bar in der Hand zu halten. Übrigens waren ſie alle – ſelbſt der Kenner Lebedeff nicht ausgeſchloſſen – etwas unſicher in der Beurteilung ihrer Macht: und ob ihnen denn jetzt auch wirklich alles oder nur manches erlaubt war? Lebedeff war in manchem Augenblick zum heiligſten Schwur bereit, daß ihnen alles, entſchieden alles erlaubt ſei; doch empfand er in anderen

Augenblicken wiederum das Bedürfnis, ſich auf alle Fälle einzelne vornehmlich beruhigende Paragraphen des Strafgeſetzbuches zu vergegenwärtigen.

Auf Rogoſhin ſelbſt machte die koſtbare Einrichtung der Wohnung Naſtaſſja Filippownas einen ganz anderen Eindruck als auf ſeine Begleiter: ſie bewirkte bei ihm gerade das Gegenteil. Kaum hatte er die Portieren zurückgeſchlagen und Naſtaſſja Filippowna erblickt, als alles andere für ihn zu exiſtieren aufhörte, ganz wie auch ſchon vorher in der Wohnung Ganjás, nur daß es ihn diesmal noch mehr erſchütterte. Er erbleichte und blieb ſtehen, und man erriet, daß ſein Herz unerträglich ſchlug. Scheu und wie geiſtesabweſend ſah er Naſtaſſja Filippowna ein paar Sekunden lang an, ohne den Blick von ihr loszureißen. Plötzlich – es war, als hätte er die Beſinnung verloren – ſchritt er faſt wankend näher zum Tiſch ... unterwegs ſtieß er an Ptizyns Stuhl und trat der hübſchen Deutſchen mit ſeinen ſchmutzigen, derben Stiefeln auf die ſpitzenbeſetzte Schleppe ihrer koſtbaren, hellblauen Abendtoilette ... weder entſchuldigte er ſich, noch ſchien er es bemerkt zu haben. Vor dem Tiſch blieb er ſtehen und legte einen Gegenſtand auf ihn hin, den er ſchon beim Eintritt in den Händen gehalten hatte – vor ſich in beiden Händen. Es war ein Paket von etwa drei Zoll Höhe und vier Zoll Länge, in ein Blatt der Börſenzeitung feſt eingewickelt und mehrmals kreuzweiſe mit einer Schnur feſt umbunden, einer Schnur, von der Art, wie ſie um Zuckerhüte gebunden zu ſein pflegt. Und nachdem er das Paket hingelegt hatte, trat er mechaniſch wieder einen Schritt zurück, ſeine Hände ſanken herab, und ſtumm blieb er ſtehen, als erwarte er ſein Urteil. Er war in denſelben Kleidern wie vorhin, nur um den Hals hatte er ein ganz neues ſeidenes Halstuch – grün mit

Rot – das vorn mit einer großen Brillantnadel, die einen Käfer darſtellte, feſtgeſteckt war; und an dem ſchmutzigen Finger ſeiner rechten Hand trug er einen maſſiv goldenen Ring, gleichfalls mit einem großen Brillanten. Lebedeff war drei Schritte vom Tiſch ſtehengeblieben. Von den übrigen hatten ſich nur wenige in den Salon gewagt. Katjá und Paſcha, Naſtaſſja Filippownas Zofen, ſahen erſchrocken und erſtaunt hinter der Portiere einer anderen Tür hervor.

»Was iſt das?« fragte Naſtaſſja Filippowna, nachdem ſie aufmerkſam und lebhaft Rogoſhin betrachtet hatte, mit dem Blick auf das Paket in Zeitungspapier weiſend.

»Hunderttauſend!« antwortete jener faſt flüſternd.

»Ah, er hat ſein Wort gehalten, nicht übel! Bitte, – nehmen Sie Platz, dort auf jenem Stuhl. Ich werde Ihnen ſpäter etwas ſagen. Wer iſt dort noch? Die ganze Geſellſchaft vom Nachmittag? Nun, mögen ſie hereinkommen und ſich ſetzen. Dort auf dem Sofa iſt noch Platz, und auch dort auf jener Chaiſelongue. Dort ſind noch zwei Seſſel ... wie, Sie wollen nicht?«

In der Tat waren einige der Menſchen verlegen geworden und zogen ſich immer mehr ins andere Zimmer zurück, um dort den Verlauf der Dinge abzuwarten. Andere jedoch blieben im Salon und nahmen nach der Aufforderung auch wirklich Platz, nur taten ſie es möglichſt fern vom Tiſch und bevorzugten namentlich die dunkleren Ecken. Einige hätten ſich immer noch lieber gedrückt. Einzelne wiederum gewannen erſtaunlich ſchnell ihren Mut zurück, der dann zuſehends wuchs. Rogoſhin hatte ſich gleichfalls auf dem ihm angewieſenen Stuhle niedergelaſſen; doch erhob er ſich bald wieder, um ſich dann nicht mehr zu ſetzen. Allmählich begann er auch die Gäſte, gleichſam jetzt erſt, zu bemerken. Als er Ganjá

erblickte, lächelte er höhniſch und ſagte nur halblaut ein ſpöttiſches »Seht doch!« Den General und Tozkij ſah er ohne jede Verwirrung und ſogar ohne jedes beſondere Intereſſe an. Als er jedoch neben Naſtaſſja Filippowna den Fürſten erblickte, konnte er vor Erſtaunen lange den Blick nicht von ihm abwenden, gerade als wäre er nicht imſtande, ſich über dieſe Begegnung Rechenſchaft abzulegen. Man konnte glauben, daß er, wenigſtens in manchen Augenblicken, ganz benommen war, wie ein wachend Träumender; denn abgeſehen von allen Erſchütterungen dieſes Tages, hatte er die letzte Nacht auf der Reiſe zugebracht und nun wohl ſchon zwei Nächte nicht geſchlafen.

»Das hier, meine Herren, ſind hunderttauſend Rubel«, ſagte Naſtaſſja Filippowna, ſich mit einer geradezu fieberhaft ungeduldigen Herausforderung an die Anweſenden wendend, »hier in dieſem ſchmutzigen Zeitungspapier. Vorhin bei Ganetſchka rief er plötzlich wie ein Irrſinniger aus, daß er mir noch heute abend hunderttauſend Rubel bringen werde, und ich habe ihn hier die ganze Zeit erwartet. Er wollte mich nämlich kaufen: zuerſt bot er mir achtzehntauſend, dann ſprang er plötzlich auf vierzig, und dann – auf die hundert hier. Er hat alſo ſein Wort gehalten! Pfui, wie bleich er geworden iſt! ... Das geſchah vorhin bei Ganetſchka: ich war zu ihm hingefahren, um ſeiner Mutter einen Beſuch zu machen und meine zukünftigen Verwandten kennenzulernen; doch ſeine Schweſter ſchrie mir ins Geſicht: ‚Iſt denn niemand hier, der dieſe Unverſchämte hinausweiſt!‘ worauf ſie ihrem Brüderchen Ganetſchka ins Geſicht ſpie. Ja, ein charaktervolles Mädchen iſt ſie, das muß man ihr laſſen!«

»Naſtaſſja Filippowna!« ſagte der General vorwurfsvoll.

Er begann zu begreifen, was hier vor ſich ging – allerdings nur auf ſeine Art.

»Wie beliebt? Unanſtändig, was? Ach, Exzellenz, laſſen wir doch die Maske fallen! Daß ich im franzöſiſchen Theater wie eine unnahbare Beletagentugend ſaß und alle, die ſich fünf Jahre lang um mich bewarben, wie eine Wilde floh und dabei die Miene einer ſtolzen Unſchuld aufſetzte, – das waren ja doch alles nur Albernheiten! Da, da ſteht jetzt vor Ihnen einer, der hunderttauſend auf den Tiſch geworfen hat, nach fünf Jahren Unſchuld! – und ſicher hat er ſchon ſeine Troiken bereit, die nur auf mich warten. Auf hunderttauſend hat er mich geſchätzt! Ganetſchka, ich ſehe, du biſt mir immer noch böſe? Ja, wollteſt du mich denn wirklich in deine Familie einführen? Mich, die ſo eine für einen Rogoſhin iſt!? Was ſagte doch der Fürſt vorhin?«

»Ich habe nicht geſagt, daß Sie ... ſo eine ſeien, denn Sie ſind es nicht!« ſagte der Fürſt mit bebender Stimme.

»Naſtaſſja Filippowna, laß gut ſein, Täubchen, hör', was ich ſage, Täubchen«, miſchte ſich plötzlich Darja Alexejewna ein, die ſich nicht mehr bezwingen konnte, »wenn ſie dich ſo ärgern, wozu läßt du ſie dann hier ſitzen? Willſt du denn wirklich mit ſolch einem gehen, und wenn auch für hunderttauſend! Nun ja, hunderttauſend – ſieh mal an! Ach was! – nimm die hunderttauſend und ihn ſetz' vor die Tür! Siehſt du, ſo ſpringt man mit ſolchen Leuten um! Weiß Gott, ich an deiner Stelle würde ſie alle ... nein wirklich, was ſoll denn das?«

Darja Alexejewna ärgerte ſich aufrichtig. Sie war eine gute und mitleidige Seele.

»Aber ſo ärgere dich doch nicht, Darja Alexejewna«, beruhigte Naſtaſſja Filippowna ſie lächelnd. »Ich habe ihm

damit doch nichts Böſes ſagen wollen. Habe ich ihm denn Vorwürfe gemacht? Ich kann wirklich nicht verſtehen, wie ich auf dieſen albernen Einfall gekommen bin, in eine anſtändige Familie einzudringen. Ich habe auch ſeine Mutter geſehen und ihr die Hand geküßt. Daß ich mich aber ſo bei dir aufführte, Ganetſchka, das tat ich ja nur, um einmal zu ſehen, wozu du fähig biſt. Nun, du haſt mich in Erſtaunen geſetzt, das muß ich ſagen! Auf vieles war ich gefaßt, auf das aber doch nicht! Hätteſt du mich denn wirklich genommen, nachdem du geſehen, daß der General mir ein ſo koſtbares Geſchenk macht und ich es faſt am Tage vor der Trauung mit dir annehme? Und dann noch Rogoſhin! Der hat doch in deinem Hauſe in Gegenwart deiner Mutter und Schweſter mich zu kaufen verſucht, du aber biſt trotzdem als Bewerber gekommen und haſt beinahe noch deine Schweſter mitgebracht! Iſt es denn wirklich wahr, was Rogoſhin von dir ſagt, daß du für drei Rubel auf allen Vieren bis zur Waſſiljew-Inſel kröcheſt?«

»Sicher!« ſagte plötzlich Rogoſhin halblaut vor ſich hin, doch in einem Tone, aus dem felſenfeſte Überzeugung ſprach.

»Ich würde nichts ſagen, wenn du dem Hungertode nahe wärſt, aber du bekommſt doch, ſoviel ich weiß, ein gutes Gehalt! Und obendrein, außer der Schande, hätteſt du ja dann eine verhaßte Frau in dein Haus einführen müſſen! – denn du haßt mich doch, das weiß ich. Nein, jetzt glaube ich es, daß ſo einer wie du für Geld Menſchen erdroſſelt! Sind doch heutzutage alle von einer ſolchen Geldgier ergriffen, daß ſie förmlich von Sinnen zu ſein ſcheinen – ſo werden ſie von der Habſucht beherrſcht. Unreife Jungen wollen Wucherer ſein! Oder ſie umwickeln die Raſiermeſſerachſe mit einem dicken Seidenfaden, damit das Meſſer feſtſteht, und ſchleichen dann

hinterrücks an den Freund heran und ſchlachten ihn wie einen Hammel, wie ich vor kurzem noch geleſen habe. Ein Schamloſer biſt du, Ganjá! Auch ich bin eine Schamloſe, du aber biſt es noch hundertmal mehr. Von dieſem Blumenbeſorger da will ich ſchon gar nicht reden ...«

»Sind Sie das, Naſtaſſja Filippowna, ſind denn Sie das!« rief der General aus, in aufrichtigem Staunen die Hände erhebend. »Sie, die Sie ſo zartfühlend ſind, ſo vornehm denken, – und nun! Welch eine Sprache! Was für Worte!«

»Ich bin jetzt im Rauſch, Exzellenz!« lachte plötzlich Naſtaſſja Filippowna auf, »ich will durchgehen! Heute iſt mein Tag, mein Jahrestag, mein Schaltjahr! Ich habe lange genug darauf gewartet! Darja Alexejewna, ſiehſt du den Bukettherrn dort, jenen Monsieur aux camélias, da ſitzt er und lacht über uns ...«

»Ich lachte nicht, Naſtaſſja Filippowna, ich höre nur mit größter Aufmerkſamkeit zu«, verſetzte Tozkij würdevoll.

»Nun, ſag' doch, wozu habe ich ihn wohl ganze fünf Jahre lang gequält und nicht von mir fortgelaſſen? War er denn das wert? Er iſt doch nur ſo, wie er ſein muß ... Er kann ja ſchließlich noch ſchuldige Dankbarkeit von mir verlangen: er hat mich doch erziehen laſſen, hat mich wie eine Gräfin ausgeſtattet und Geld, – Gott! – wieviel Geld er für mich ausgegeben hat! Schon dort hat er für mich einen ehrenwerten Mann geſucht und hier ſchließlich Ganetſchka gefunden. Und was glaubſt du wohl: ich habe in dieſen fünf Jahren nicht mit ihm gelebt und dabei doch Geld von ihm angenommen und noch obendrein geglaubt, ich hätte ein Recht dazu! Ich hatte mich ja ſelbſt ganz irre gemacht. Du ſagſt, nimm die hunderttauſend und jage ihn fort, wenn es dich anekelt. Es iſt wahr, es ekelt mich an ... Ich hätte ja ſchon längſt hei-

raten können, und noch ganz andere als Ganetſchka, aber es war doch zu ekelhaft. Und wozu habe ich nun meine fünf Jahre verloren! Aber wirſt du's mir glauben, vor etwa vier Jahren dachte ich eine Zeitlang daran, ob ich nicht ſchließlich noch meinen Afanaſſij Iwanowitſch heiraten ſollte! Aus Haß dachte ich daran – als ob ich wenig Einfälle gehabt hätte! Und glaub' mir, ich hätte es auch durchgeſetzt! Er hat ſich mir ja ſelbſt angetragen, kannſt du dir das vorſtellen? Freilich tat er es nicht aus Liebe, aber er war doch gar zu erpicht, konnte es nicht aushalten. Da überlegte ich es mir aber noch zum Glück und dachte: Iſt er denn ſolcher Bosheit überhaupt wert, lohnt es ſich denn? Und da wurde er mir plötzlich ſo ekelhaft, daß ich ihn für keinen Preis genommen hätte, ſelbſt wenn er allen Ernſtes um mich angehalten hätte. Und ſo habe ich es die ganzen fünf Jahre getrieben! Nein, lieber auf die Straße, wohin ich ja doch ſowieſo gehöre! Entweder mit Rogoſhin in Saus und Braus oder ich werde morgen noch Wäſcherin! Denn ich habe ja doch nichts, mir gehört ja nichts! Wenn ich fortgehe, werfe ich ihm alles hin, alles, alles, auch den letzten Lappen; ohne alles aber wird mich ja doch niemand nehmen, frag mal Ganjä! Nicht einmal Ferdyſchtſchenko würde mich nehmen!«

»Ferdyſchtſchenko würde Sie vielleicht auch nicht nehmen, Naſtaſſja Filippowna, ich bin ein aufrichtiger Menſch«, unterbrach ſie Ferdyſchtſchenko, »dafür aber würde der Fürſt Sie nehmen! Da ſitzen Sie und klagen, aber ſchauen Sie doch nur auf den Fürſten! Ich beobachte ihn ſchon lange ...«

Naſtaſſja Filippowna wandte ſich neugierig brüsk zum Fürſten und ſah ihn an.

»Iſt das wahr?« fragte ſie.

»Ja«, ſagte der Fürſt.

»Sie würden mich ſo nehmen, wie ich bin, ohne alles?«

»Ich würde Sie ſo nehmen, Naſtaſſja Filippowna...«

»Da haben wir die Geſchichte!« ſtieß der General hervor. »Doch... das war vorauszuſehen!«

Der Fürſt, den Naſtaſſja Filippowna immer noch betrachtete, ſah ſie mit ſtrengem und durchdringendem Blick an, in dem aber unſäglich viel Leid lag.

»Da hat ſich noch einer gefunden!« ſagte Naſtaſſja Filippowna, ſich wieder Darja Alexejewna zuwendend. »Und doch wirklich nur aus gutem Herzen, ich kenne ihn. Da habe ich jetzt einen Wohltäter! Übrigens – vielleicht iſt es wahr, was man von ihm ſagt, daß er... nun, *jenes*... Wovon wirſt du denn leben, wenn du ſchon ſo verliebt biſt, daß du eine Rogoſhinſche nimmſt, du, Fürſt Myſchkin?...«

»Ich nehme Sie als ehrbares Weib, Naſtaſſja Filippowna, und nicht als was Sie ſich da bezeichnen«, ſagte der Fürſt.

»Was, ich ſoll ein ehrbares Weib ſein?«

»Ja, Sie.«

»Nun, das iſt... Romanphantaſie. Das ſind alte Ammenmärchen, lieber Fürſt, heutzutage iſt man klüger und beurteilt ſo etwas auch ganz richtig als Faſelei. Und wie kannſt du denn heiraten, du brauchſt ja ſelbſt noch eine Wärterin!«

Da erhob ſich der Fürſt und begann mit ſcheuer, unſicherer Stimme, doch mit der Miene eines tief überzeugten Menſchen:

»Ich weiß nichts, Naſtaſſja Filippowna, ich habe nichts geſehen, Sie haben recht, aber ich... ich faſſe es ſo auf, daß Sie mir eine Ehre erweiſen würden, nicht ich Ihnen. Ich bin nichts, Sie aber haben gelitten und ſind aus dieſer Hölle rein hervorgegangen, das aber iſt viel. Weshalb ſchämen Sie ſich, und weshalb wollen Sie zu Rogoſhin gehen? Das iſt ja

alles nur Fieber... Sie haben Herrn Tozkij die Fünfundſiebzigtauſend zurückgegeben und ſagen, daß Sie alles, was hier iſt, ihm gleichfalls zurückgeben; das aber würde keiner tun, keiner von allen, die hier ſind. Ich habe Sie... Naſtaſſja Filippowna... lieb. Ich liebe Sie, ich werde für Sie ſterben, Naſtaſſja Filippowna. Ich werde niemandem erlauben, ein ſchlechtes Wort über Sie zu ſagen, Naſtaſſja Filippowna. Wenn wir arm ſind, werde ich arbeiten, Naſtaſſja Filippowna...«

Bei dieſen Worten hörte man ein leiſes Kichern von Ferdyſchtſchenko und Lebedeff, und ſelbſt der General krächzte einmal ganz abſonderlich, was er ſogleich mit einem ernſten Räuſpern zu verdecken ſuchte. Ptizyn und Tozkij konnten nur mit Mühe ein Lächeln verbergen. Die übrigen begriffen vor Erſtaunen vorläufig überhaupt noch nichts.

»... Doch vielleicht werden wir nicht arm ſein, ſondern ſogar ſehr reich, Naſtaſſja Filippowna«, fuhr der Fürſt mit derſelben ſcheuen Stimme fort. »Ich weiß es nicht genau und ich bedauere, daß ich heute den ganzen Tag noch nichts Beſtimmtes darüber habe erfahren können: ich habe, als ich noch in der Schweiz war, von einem gewiſſen Herrn Sſalaskin aus Moskau einen Brief erhalten, in dem er mir mitteilt, daß mir eine ſehr große Erbſchaft zufallen ſolle. Ich habe ihn bei mir, den Brief, hier iſt er...«

Und der Fürſt zog tatſächlich aus der Bruſttaſche ſeines Rockes einen Brief hervor.

»Sollte er nicht ſchon verrückt ſein?« fragte ſich der General. »Das iſt ja hier die reine Irrenanſtalt!«

Für einen Augenblick trat allgemeines Schweigen ein.

»Sie ſagten, Fürſt, wenn ich mich nicht täuſche, daß Sie den Brief von einem gewiſſen Sſalaskin erhalten hätten?«

fragte Ptizyn. »Sſalaskin iſt in ſeiner Sphäre eine ſehr bekannte Perſönlichkeit, und wenn er Sie von einer Ihnen zugefallenen Erbſchaft benachrichtigt, ſo können Sie ihm aufs Wort glauben. Ich kenne zufällig ſeine Handſchrift, ich habe vor einiger Zeit geſchäftlich mit ihm zu tun gehabt – wenn Sie mir den Brief zeigen wollten, könnte ich Ihnen wenigſtens ſagen, ob es derſelbe Sſalaskin iſt.«

Der Fürſt reichte ihm ſchweigend mit zitternder Hand den Brief hin.

»Wa–as? Was ſoll denn das bedeuten?« fuhr nun der General auf, indem er verſtändnislos von einem zum andern ſah. »Doch nicht tatſächlich eine Erbſchaft?«

Alles blickte auf Ptizyn, der den Brief las. Die allgemeine Neugier hatte auf einmal eine neue Richtung bekommen. Ferdyſchtſchenko konnte nicht mehr ſitzen bleiben. Rogoſhin ſah verſtändnislos und maßlos beſtürzt bald den Fürſten, bald Ptizyn an. Darja Alexejewna ſaß in der Erwartung wie auf Nadeln. Auch Lebedeff hielt es nicht aus und ſchlüpfte, gleichſam krumm und lahm geſchlagen, herbei, um über Ptizyns Schulter wenigſtens einen Blick auf den Brief werfen zu können, ſah aber dabei ganz ſo aus wie ein Menſch, der in jedem Augenblick auf einen Rippenſtoß gefaßt iſt.

XVI.

Die Sache hat ihre Richtigkeit«, erklärte endlich Ptizyn, indem er den Brief zuſammenfaltete und dem Fürſten zurückgab. »Sie bekommen ohne alle Scherereien nach dem unanfechtbaren Teſtament Ihrer Tante ein ſehr großes Vermögen.«

»Nicht möglich!« rief der General wie aus der Piſtole geſchoſſen aus.

Die meiſten vergaßen den Mund wieder zu ſchließen.

Hierauf erzählte Ptizyn, ſich vornehmlich an den General wendend, was Sſalaskin dem Fürſten im Brief mitgeteilt hatte. Der Inhalt war kurz folgender:

Vor fünf Monaten war die Tante des Fürſten Lew Nikolajewitſch Myſchkin, die ältere Schweſter ſeiner Mutter geſtorben. Sie war die Tochter des Moskauer Kaufmanns dritter Gilde, Papuſchin, der nach einem Bankerott, wie es hieß, in Armut geſtorben war. (Der Fürſt hatte beide nie gekannt.) Doch der ältere leibliche Bruder dieſes Papuſchin war ein bekannter, ſehr reicher Kaufmann. Vor etwa einem Jahre hatte er ganz plötzlich – in ein und demſelben Monat – ſeine beiden Söhne verloren, worauf der Alte aus Gram ebenfalls erkrankt und geſtorben war. Seine einzige noch lebende Verwandte und Erbin, jene Tochter ſeines armen Bruders, die zu der Zeit auch ſchon von den Ärzten aufgegeben war (ſie ſtarb bald darauf an der Waſſerſucht), hatte ſogleich nach dem Fürſten zu forſchen begonnen, hatte ihr Teſtament gemacht und Sſalaskin die Erledigung der Angelegenheit übertragen. Nach dem Empfang dieſes Briefes von Sſalaskin hatte ſich der Fürſt dann entſchloſſen, ſelbſt nach Rußland zurückzukehren...

»Ich kann Ihnen einſtweilen nur ſagen,« ſchloß Ptizyn, ſich an den Fürſten wendend, »daß Sie alles, was Sſalaskin Ihnen von der Unanfechtbarkeit Ihrer Erbſchaft ſchreibt, ohne weiteres als bare Münze nehmen können. Dieſer Brief iſt ebenſogut wie bares Geld in der Taſche. Ich gratuliere, Fürſt! Vielleicht erben Sie auch ſo an anderthalb Millionen, vielleicht aber auch noch mehr. Papuſchin war ein ſehr reicher Kaufmann.«

»Teufel noch eins! Na, er lebe hoch, der letzte Fürſt aus

dem Geſchlecht der Myſchkin!« gröhlte Ferdyſchtſchenko, der als erſter die Faſſung wiedergewann.

»Hurra!« brüllte mit heiſerer Stimme Lebedeff – er hatte am meiſten getrunken.

»Und ich habe dem armen Jungen noch mit fünfundzwanzig Rubel unter die Arme gegriffen, hahaha! Wie nennt man das! Umgekehrte Welt!« rief der noch ganz erſtarrte General lachend aus. »Nun, mein Lieber, ich gratuliere, ich gratuliere!«

Und ſich vom Platz erhebend, ging er auf den Fürſten zu und umarmte ihn. Nach ihm erhoben ſich auch die anderen, um dem Erben Glück zu wünſchen. Selbſt die Zaghafteren, die ſich zuvor in das andere Zimmer zurückgezogen hatten, begannen im Salon zu erſcheinen. Alles ſprach durcheinander, es war kein Wort zu verſtehen, Ausrufe wurden laut, man verlangte Champagner – alles geriet in Bewegung. Ja, im erſten Augenblick vergaß man ſogar Naſtaſſja Filippowna und daß ſie doch immerhin die Dame des Hauſes war. Allmählich aber beſann man ſich darauf und erinnerte ſich zugleich, daß der Fürſt ihr doch kurz zuvor einen Heiratsantrag gemacht hatte, was die ganze Situation jetzt noch dreimal unerhörter machte. Tozkij konnte vor Verwunderung nur noch die Achſeln zucken. Von den Herren war er der einzige, der noch ſaß, während die andern alle ſich in einem dichten Haufen um den Tiſch drängten. Später wurde von den meiſten behauptet, daß erſt in dieſem Augenblick Naſtaſſja Filippowna den Verſtand verloren hätte. Sie ſaß immer noch auf ihrem Platz und betrachtete eine Weile alle mit einem ſeltſamen, gewiſſermaßen erſtaunten Blick, als begriffe ſie gar nicht, was hier vorging, und als ſtrenge ſie ſich an, etwas Unverſtändliches zu erfaſſen. Dann wandte

ſie ſich plötzlich dem Fürſten zu und ſah ihn, die Brauen drohend zuſammengezogen, ſcharf und feindſelig an – doch das dauerte nur einen Augenblick. Vielleicht ſchien es ihr, daß es nur ein Scherz ſein könne, daß er ſich über ſie luſtig mache. Doch der Blick des Fürſten ſchloß jeden Zweifel aus. Sie ſann einen Augenblick nach, und dann lächelte ſie – es war ein Lächeln, das ſie ſelbſt nicht zu bemerken ſchien...

»Alſo wirklich Fürſtin!« murmelte ſie gleichſam etwas ſpöttiſch vor ſich hin, und als ihr Blick zufällig auf Darja Alexejewna fiel, lachte ſie hellauf. »Eine etwas unverhoffte Löſung... ich... ich... hatte das nicht erwartet... Aber, meine Herren, was ſtehen Sie denn, bitte, ſetzen Sie ſich doch und gratulieren Sie uns! Jemand hat, glaube ich, Champagner verlangt – Ferdyſchtſchenko, gehen Sie, bitte, beſtellen Sie. Katjá, Paſcha!« – ſie erblickte plötzlich ihre Mädchen in der Tür – »kommt her, ich heirate, habt ihr es ſchon gehört? Den Fürſten dort, er hat anderthalb Millionen, iſt ein Fürſt Myſchkin und nimmt mich!«

»Mit Gott, Mütterchen, es iſt auch Zeit! Sonſt verſcherzt du ſie ja alle!« warf Darja Alexejewna ein, die durch das Erlebte geradezu erſchüttert war.

»Aber ſo ſetzen Sie ſich doch her zu mir, Fürſt,« fuhr Naſtaſſja Filippowna lebhaft fort, »ſo, und dort kommt ja auch ſchon der Champagner, alſo, bitte, zu gratulieren, meine Herren!«

»Hurra!« ertönte es von mehreren Seiten.

»Hoch! Hurra! Wir gratulieren!«

Viele drängten zum Champagnerkübel, darunter faſt alle Begleiter Rogoſhins. Aber wenn auch vornehmlich ſie es geweſen waren, die das Hoch ausbrachten, ſo waren doch viele von ihnen noch immer ſchüchtern und erwarteten miß-

trauiſch die weitere Entwicklung der Dinge. Sie fühlten, daß die Sache eine andere Wendung genommen hatte. Viele wieder flüſterten miteinander, daß es ja doch nichts Außergewöhnliches ſei, daß doch ſo manche Fürſten noch ganz andere Weiber geheiratet hätten, ſogar Zigeunerinnen aus dem Steppenlager!

Rogoſhin ſelbſt ſtand da und blickte mit einem ſtarren, verſtändnisloſen Lächeln drein.

»Fürſt, lieber Junge, beſinn' dich!« flüſterte der General ganz entſetzt dem Fürſten zu, indem er ihn, leiſe an ihn herantretend, am Ärmel zupfte.

Naſtaſſja Filippowna hörte es und lachte auf.

»Nein, Exzellenz! Jetzt bin auch ich Fürſtin, und Sie haben doch gehört, daß der Fürſt mich nicht beleidigen laſſen wird! Afanaſſij Iwanowitſch, ſo wünſchen Sie mir doch Glück! Ich werde ja jetzt neben Ihrer Frau Gemahlin ſitzen. Was meinen Sie, iſt es nicht vorteilhaft, einen ſolchen Mann zu haben? Anderthalb Millionen und dazu noch Fürſt, und dann noch, wie man ſagt, ein Idiot, was will man mehr? Jetzt erſt beginnt das wirkliche Leben! Rogoſhin, du biſt zu ſpät gekommen! Nimm dein ſchmutziges Geldpaket, ich heirate einen Fürſten und bin jetzt ſelbſt reicher als du!«

Da begriff Rogoſhin endlich, was geſchehen war. Sein Geſicht verzerrte ſich in unſäglichem Schmerz. Er hob die Arme und ein Stöhnen entrang ſich ſeiner Bruſt.

»Tritt zurück!« ſchrie er dem Fürſten zu.

Ringsum erſcholl Gelächter.

»Damit du an ſeine Stelle treten kannſt?« fiel Darja Alexejewna ſiegesſtolz ein. »Pfui ſo einer! Wie er das Geld auf den Tiſch warf, da ſah man gleich den Bauer. Der Fürſt heiratet ſie, du aber willſt ſie nur zur Schande haben!«

»Auch ich heirate ſie! Auf der Stelle heirate ich ſie, ſogleich! Alles gebe ich hin!...«

»Hört doch! Du biſt ja wie ein Betrunkener in der Schenke. Vor die Tür ſetzen ſollte man dich!« ſagte Darja Alexejewna empört.

Das Gelächter wurde noch lauter.

»Hörſt du es, Fürſt,« wandte ſich Naſtaſſja Filippowna an ihn, »wie ein Bauer deine Braut kaufen will?«

»Er iſt betrunken,« ſagte der Fürſt, »er liebt Sie ſehr.«

»Aber wirſt du dich ſpäter nicht deſſen ſchämen, daß deine Braut beinahe mit einem Rogoſhin davongefahren wäre?«

»Das wollten Sie nur im Fieber, Sie fiebern auch jetzt noch und ſind wie im Delirium.«

»Und du wirſt dich auch nicht ſchämen, wenn man dir ſpäter ſagt, daß deine Frau Tozkijs Mätreſſe geweſen iſt?«

»Nein, ich werde mich nicht ſchämen. Sie waren nicht aus freiem Willen bei Tozkij.«

»Und wirſt es mir nie vorwerfen?«

»Nein, niemals.«

»Nun, ſieh dich vor, verſprich nichts fürs ganze Leben!«

»Naſtaſſja Filippowna,« ſagte der Fürſt leiſe und wie aus tiefem Mitleid, »ich ſagte Ihnen vorhin, daß ich Ihre Einwilligung als Ehre auffaſſen werde, daß Sie mir eine Ehre erweiſen, und nicht ich Ihnen. Sie lächelten über dieſe Worte und ringsum, das ſah ich, wurde gleichfalls gelächelt. Ich habe mich vielleicht ſehr lächerlich ausgedrückt und ich war vielleicht auch ſelbſt lächerlich, aber es will mir immer ſcheinen, daß ich .... ſehr wohl begreife, was Ehre iſt – und ich bin überzeugt, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Sie wollten ſich ſoeben ins Verderben ſtürzen, un-

widerruflich, für immer, denn Sie hätten ſich das nie verziehen. Aber Sie trifft doch gar keine Schuld. Es iſt doch nicht möglich, daß Ihr Leben ſchon für immer vernichtet iſt. Was will denn das ſagen, daß Rogoſhin zu Ihnen gekommen iſt und Gawrila Ardalionytſch Sie betrügen wollte? Weshalb kommen Sie immer wieder gerade darauf zurück? Das, was Sie getan haben – dazu wären nur wenige fähig, das ſage ich Ihnen. Daß Sie aber mit Rogoſhin fortfahren wollten, das wollten Sie ja nur im Augenblick eines krankhaften Anfalls. Sie ſind auch jetzt noch krank, ſolche Anfälle gehen nicht ſo ſchnell vorüber. Es wäre beſſer, Sie gingen zu Bett. Sie würden morgen Wäſcherin geworden ſein, denn bei Rogoſhin wären Sie ja doch nicht geblieben. Sie ſind ſtolz, Naſtaſſja Filippowna; vielleicht aber ſind Sie ſchon dermaßen unglücklich, daß Sie ſich ſelbſt tatſächlich für ſchuldig halten. Sie müſſen behutſam gepflegt werden, Naſtaſſja Filippowna, und ich werde Sie pflegen. Als ich heute Ihr Bild erblickte, war es mir, als hätte ich ein bekanntes Geſicht wiedererkannt. Und es ſchien mir ſogleich, als riefen Sie mich!... Ich... ich werde Sie mein ganzes Leben lang hochachten, Naſtaſſja Filippowna...« brach plötzlich der Fürſt kurz ab, und er errötete. Es war ihm mit einemmal zum Bewußtſein gekommen, vor welchen Menſchen er redete.

Ptizyn ſenkte vor lauter Schamgefühl den Kopf und blickte zu Boden. Tozkij dachte bei ſich: »Zwar ein Idiot, weiß aber doch, daß man mit Schmeichelei am beſten fängt. Inſtinkt.« Der Fürſt fühlte und ſah auch Ganjás brennenden Blick auf ſich ruhen, mit dem jener ihn gleichſam verſengen zu wollen ſchien. Ganjá ſtand in der entfernteſten Ecke.

»Endlich ſieht man einmal einen guten Menſchen!« ſagte Darja Alexejewna ganz gerührt.

»Ein gebildeter Menſch, doch ein verlorener!« brummte der General für ſich.

Tozkij ſchickte ſich an, aufzuſtehen. Er ſah ſich nur noch nach dem General um und verſtändigte ſich mit ihm durch einen Blick; ſie wollten ſich beide entfernen.

»Ich danke Ihnen, Fürſt. Bis jetzt hat noch niemand ſo zu mir geſprochen«, ſagte Naſtaſſja Filippowna. »Man hat mich immer nur kaufen wollen, doch heiraten wollte mich noch kein einziger Ehrenmann. Haben Sie gehört, Afanaſſij Iwanowitſch? Wie gefiel Ihnen das, was der Fürſt ſagte? Sie fanden es vielleicht unſchicklich ... Rogoſhin!« unterbrach ſie ſich, »du, wart' mal noch mit dem Fortgehen. Aber du gehſt ja auch noch gar nicht fort, wie ich ſehe. Vielleicht werde ich noch mit dir gehen. Wohin wollteſt du mich bringen?«

»Nach Jekateringoff!« berichtete ſofort Lebedeff, Rogoſhin aber zuckte nur zuſammen und ſtarrte ſie an, als könne er nicht glauben, was er gehört hatte. Er ſchien völlig ſtumpf geworden zu ſein, wie von einem entſetzlichen Schlage auf den Kopf.

»Was, was redeſt du, was fällt dir ein, Täubchen? Laß das doch jetzt, dieſe Albernheiten! Biſt du denn ganz von Sinnen?« fuhr die erſchrockene Darja Alexejewna auf.

»Ja, haſt du denn im Ernſt daran geglaubt?« Naſtaſſja Filippowna ſprang lachend auf. »Dieſen jungen Knaben da ſollte ich zugrunde richten? Das wäre ja ganz nach Afanaſſij Iwanowitſchs Geſchmack, der liebt ja namentlich halbwüchſige Kinder! Fahren wir, Rogoſhin! Halte dein Geldpaket bereit! Das hat nichts zu ſagen, daß du mich

heiraten willſt, das Geld mußt du mir trotzdem geben. Ich nehme dich vielleicht noch gar nicht. Du glaubſt wohl, wenn du mich heirateſt, behältſt du das Geld? Unſinn! Ich bin ja eine Schamloſe! Ich bin doch Tozkijs Geliebte geweſen ... Fürſt! Du brauchſt jetzt eine Aglaja Jepantſchina, aber nicht mich, denn ſonſt – Ferdyſchtſchenko würde doch mit dem Finger auf mich zeigen. Du fürchteſt dich nicht, ich aber würde mich fürchten, daß ich dich zugrunde gerichtet habe und du es mir ſpäter vorwerfen wirſt! Und was du da redeſt, daß ich dir eine Ehre erweiſe, nun, ſo weiß doch Tozkij, wie es ſich damit verhält. Du aber, Ganetſchka, haſt Aglaja Jepantſchina ſchon verſpielt – weißt du das auch? Hätteſt du nicht mit ihr geſchachert, ſo würde ſie dich ja unbedingt genommen haben! Aber ſo ſeid ihr ja alle! Nein: entweder mit ehrloſen oder mit ehrbaren Frauen leben – eines von beiden! Denn ſonſt entſteht Konfuſion ... Da ſieht mich der General an und kann den Mund nicht mehr ſchließen...«

»D–D–Das iſt ja Sodom! Sodom!!« ſtieß der General hervor, die Schultern vor Entrüſtung in die Höhe ziehend, und erhob ſich ſchleunigſt. Alles war wieder auf den Beinen. Naſtaſſja Filippowna gebärdete ſich wie eine Raſende.

»Iſt es denn möglich!« ſtöhnte der Fürſt, und ſeine Hände krampften ſich zuſammen.

»Du glaubſt wohl – nicht? Ich bin vielleicht noch ſtolzer, als ihr glaubt, und wenn ich auch tauſendmal eine Verworfene bin! Du ſagteſt vorhin, an mir ſei alles vollendet – eine ſchöne Vollendung das, wenn ſie einzig, um ſich nachher damit brüſten zu können, eine Million und die Fürſtenkrone unter die Füße tritt und in die Spelunke geht! Was bin ich denn für eine Frau für dich? Afanaſſij Iwa-

nowitſch, hören Sie! Ich habe doch tatſächlich eine Million zum Fenſter hinausgeworfen! Und Sie glaubten wohl, ich würde es für ein Glück anſehen, wenn ich mit Ihren Fünfundſiebzigtauſend Ihren Ganetſchka bekäme? Die Fünfundſiebzigtauſend kannſt du behalten, Afanaſſij Iwanowitſch – nicht einmal bis zu Hundert hat er ſich emporgeſchwungen, da iſt doch Rogoſhin nobler als er! – Ganetſchka aber werde ich ſelber tröſten, ich habe ſchon einen Gedanken. Jetzt aber will ich mich einmal amüſieren, ich bin ja doch eine Straßendirne! Zehn Jahre lang hab' ich im Gefängnis geſeſſen, jetzt kommt mein Glück! Was ſtehſt du ſo da, Rogoſhin? Komm, fahren wir!«

»Fahren wir!« brüllte Rogoſhin, faſt raſend vor Freude. »He, ihr alle!... kommt! Wein her! Wein!«

»Sorge nur für Wein, ich werde trinken. Wird es dort auch Muſik geben?«

»Alles, alles wird's geben! – Komm nicht zu nah!« ſchrie Rogoſhin in ſeiner Raſerei, als er ſah, daß Darja Alexejewna ſich Naſtaſſja Filippowna nähern wollte. »Sie gehört mir! Alles gehört mir! Königin! Nun komme, was will!«

Der Atem ſtockte ihm vor Herzklopfen; er ging immer nur um Naſtaſſja Filippowna herum und ſchrie jedem zu: »Komm nicht zu nah!« Inzwiſchen hatten ſich ſchon alle ſeine Begleiter im Salon verſammelt, ſelbſt die ſchüchternſten hatten ſich hervorgewagt. Die einen tranken, die andern ſchrien und lachten, alle waren ſie in der lebhafteſten und ungezwungenſten Stimmung. Ferdyſchtſchenko verſuchte bereits, ſich freundſchaftlich ihnen anzuſchließen, um dann gleichfalls mit nach Jekateringoff fahren zu können. Der General und Tozkij machten wieder eine Bewegung zur Tür hin, um ſchnell zu verſchwinden. Ganjá hatte gleichfalls

ſchon ſeinen Hut in der Hand; doch ſchien er ſich von dem Bilde, das ſich hier vor ſeinen Augen aufrollte, noch nicht losreißen zu können.

»Komm nicht zu nah!« ſchrie wieder Rogoſhin.

»Was gröhlſt du denn ſo!« lachte ihn Naſtaſſja Filippowna aus. »Ich bin doch hier noch die Herrin im Hauſe, wenn ich will, laſſe ich dich hinauswerfen. Ich habe von dir noch kein Geld genommen, da liegt es ja noch auf dem Tiſch! Gib es her, das ganze Paket! Und hier in dieſem Paket ſind hunderttauſend Rubel? Pfui, welch eine Abſcheulichkeit! Was haſt du nur, Darja Alexejewna? Soll ich ihn denn wirklich zugrunde richten?« (Sie wies auf den Fürſten.) »Wo kann er denn ans Heiraten denken, er braucht ja ſelbſt noch eine Wärterin! Da, der General, der wird ſeine Wärterin ſein – ſeht doch, wie er um ihn ſcharwenzelt. Sieh, Fürſt, deine Braut hat das Geld hier genommen, denn ſie iſt ja doch eine Dirne – und du wollteſt ſie heiraten! Aber warum weinſt du denn? Bitter iſt das, was? Du lach' doch, ich finde, du haſt Grund, froh zu ſein«, fuhr Naſtaſſja Filippowna fort, in deren eigenen Augen große Tränen ſtanden. »Vertraue der Zeit – alles geht vorüber! Es iſt beſſer, ſich jetzt zu beſinnen, als nachher, wenn's zu ſpät iſt... Aber warum weint ihr denn alle – da, auch Katjä weint! Katjä, was haſt du, mein liebes Ding? Ich hinterlaſſe dir und Paſcha viele Sachen, es iſt ſchon alles vorgeſehen... Jetzt aber lebt wohl! Ich habe dich, ein ehrſames Mädchen, mich Dirne bedienen laſſen... Es iſt beſſer ſo, Fürſt, wirklich beſſer, du würdeſt mich ſpäter doch verachten und wir wären beide unglücklich. Schwöre nicht, ich glaube ja doch nicht! Und es wäre ja auch ſo dumm!... Nein, glaub' mir, es iſt beſſer ſo, wir ſcheiden als Freunde. Auch

ich bin ja eine Träumerin, was käme dabei heraus? Habe ich denn nicht ſelbſt ſchon von dir geträumt? Du haſt recht, ſchon lange habe ich von dir geträumt, ſchon dort in Otradnoje, wo er mich fünf Jahre in der Einſamkeit ſitzen ließ! Da denkt man denn bisweilen und denkt und ſpinnt Träume und Träume – da habe ich mir denn immer ſolch einen wie du vorgeſtellt, einen wahren und ehrlichen und guten und mutigen Menſchen, und der auch ebenſo dumm iſt wie du, ſo dumm, daß er plötzlich zu mir kommt und ſagt: ‚Sie ſind unſchuldig, Naſtaſſja Filippowna, und ich vergöttere Sie!‘ Und ſo ſpinnt man die Träume immer weiter, bis man wahnſinnig zu werden meint ... Und dann kommt wieder jener da angefahren: bleibt zwei Monate im Jahr, entehrt, beſchmutzt, entfacht, verdirbt und fährt fort, – oh, tauſendmal ſchon wollte ich mich im Teich ertränken, war aber zu feig dazu, der Mut langte nicht! – nun, und jetzt ... Rogoſhin, biſt du bereit?«

»Fahren wir! Komm nicht zu nah!«

»Fahren wir!« ertönten mehrere Stimmen.

»Die Troiken warten! Mit Schellen am Kummetholz!«

Naſtaſſja Filippowna ergriff das Geldpaket.

»Ganjá, ich habe einen guten Einfall: ich will dich entſchädigen, denn warum ſollſt du alles verlieren? Rogoſhin, wird er für drei Rubel bis zu der Waſſiljew-Inſel kriechen?«

»Ohne Zweifel!«

»Nun, dann höre mich, Ganjá, ich will deine Seele zum letztenmal bewundern: du haſt mich ſelbſt drei Monate lang gequält, jetzt iſt die Reihe an mir. Siehſt du hier dieſes Paket in Zeitungspapier: das ſind hunderttauſend Rubel. Nun ſieh, ich werde es ſogleich in den Kamin werfen, ins Feuer, hier in Gegenwart aller Anweſenden, alle ſind Zeu-

gen! Sobald dann das Feuer das Papier erfaßt hat – kriech in den Kamin, aber ohne Handſchuhe, mit bloßen Händen, nur die Ärmel kannſt du aufkrempeln, – und hol' das Paket aus dem Feuer! Holſt du es heraus – ſo gehört es dir, die ganzen Hunderttauſend gehören dir! Wirſt dir höchſtens die zarten Fingerchen ein bißchen verbrennen, aber dafür ſind es doch Hunderttauſend, bedenk bloß! Wie lange zieht man ſie denn aus dem Feuer! Es iſt ja nur ein Augenblick! Ich aber will mich an deiner Seele ergötzen, ich habe meine Freude dran, daß du nach meinem Gelde ins Feuer kriechſt! Hier ſind alle Zeugen: das ganze Paket gehört dir! Ziehſt du es nicht heraus, ſo verbrennt es, ich werde es keinen anderen herausnehmen laſſen. Fort da vom Kamin! Alle fort! Das Geld gehört mir! Ich hab's für eine Nacht von Rogoſhin bekommen. Iſt's mein Geld, Rogoſhin?«

»Deines, meine Freude! Deines, Königin!«

»Nun, dann alle fort von dort! was ich will, das tue ich! Seht! Ruhe! Miſcht euch nicht ein! Ferdyſchtſchenko, ſchüren Sie das Feuer!«

»Naſtaſſja Filippowna, die Hände gehorchen mir nicht!« ſtammelte Ferdyſchtſchenko wie betäubt.

»A–ach!« rief Naſtaſſja Filippowna unwillig, ergriff ſelbſt die Feuerzange, ſchob die zwei glimmenden Holzſcheite zurecht, und wie das Feuer aufſchlug, warf ſie das Geldpaket darauf.

Ein Schrei entfuhr den Anweſenden. Viele bekreuzigten ſich unwillkürlich.

»Sie iſt verrückt geworden! Sie iſt wahnſinnig!«

»Soll... ſoll... ſoll man ſie nicht binden?« flüſterte der General Ptizyn zu; »oder... oder nach dem Arzt ſchicken... Sie iſt ja doch wahnſinnig, wahnſinnig, das iſt ſie doch!«

»N–nein, das iſt vielleicht doch nicht gerade Wahnſinn«, murmelte Ptizyn. Er war erbleicht und zitterte und vermochte ſeinen Blick von dem bereits glimmenden Zeitungspapier nicht abzuwenden.

»Sie iſt doch wahnſinnig, abſolut wahnſinnig, ſehen Sie denn das nicht?« wandte ſich der General an Tozkij.

»Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ſie ein Weib mit Kolorit iſt«, flüſterte der gleichfalls etwas erbleichte Tozkij zurück.

»Aber, ich bitte Sie! – es ſind doch Hun–dert–tau–ſend!«...

»Großer Gott, großer Gott, heiliger Vater im Himmel!« ertönte es ringsum. Alles drängte zum Kamin, alle wollten ſehen, wie das Geld brannte, alles rief und ſchrie durcheinander... Einige ſprangen ſogar auf die Stühle, um über die Köpfe der anderen hinwegzuſehen. Darja Alexejewna eilte in höchſter Angſt zur Tür und tuſchelte dort entſetzt mit Katjä und Paſcha. Die ſchöne Deutſche lief fort.

»Mütterchen! Königin! Allmächtige!« ſchrie Lebedeff, der vor Naſtaſſja Filippowna auf den Knien umherrutſchte und immer wieder verzweifelt mit beiden Händen auf den Kamin wies. »Hunderttauſend! Hunderttauſend! Habe ſie ſelbſt geſehen, vor meinen Augen wurden ſie eingepackt! Mütterchen! Barmherzige! Laß mich in den Kamin kriechen! Ich krieche dir mit allen Vieren hinein, den ganzen grauen Kopf ſteck' ich ins Feuer!... Hab' eine kranke, gelähmte Frau, dreizehn Stück Kinder, mutterloſe Waiſen, den Vater vor einer Woche beerdigt, haben nichts zu beißen und zu brechen! Erbarmen, Erbarmen, Naſtaſſja Filippowna!«

Und noch mit dem letzten Schrei auf den Lippen kroch er ſchon zum Kamin.

»Fort! Nicht! Weg da!« ſchrie ihn Naſtaſſja Filippowna

an und ſtieß ihn fort. »Tretet zur Seite, alle, alle! Ganjá, was ſtehſt du denn da? Schäm' dich doch nicht! Kriech! Dein Glück iſt's!«

Doch Ganjá hatte an dieſem Tage und Abend ſchon gar zuviel ausgehalten. Auf dieſe letzte, unerwartete Folter war er nicht vorbereitet. Das Gedränge teilte ſich vor ihm in zwei Hälften, es bildete ſich eine Gaſſe zwiſchen ihnen, und Ganjá ſtand drei Schritte von Naſtaſſja Filippowna, Auge in Auge ihr gegenüber. Sie ſtand am Kamin und wartete und ſah ihn mit brennendem Blick unverwandt an. Ganjá ſtand ſchweigend mit gekreuzten Armen, im Frack, den Hut und die Handſchuhe in der Hand, vor ihr, ohne ſich zu rühren, und ſah ſtarr ins Feuer. Ein ſinnloſes, irres Lächeln huſchte über ſein Geſicht, das ſo bleich war wie eine weißgetünchte Wand. Zwar konnte er den Blick nicht losreißen von dem glimmenden Päckchen, doch ſchien ſich plötzlich etwas Neues in ſeiner Seele erhoben zu haben: es war, als hätte er ſich geſchworen, die Folter auszuhalten. Er rührte ſich nicht: nach ein paar Augenblicken wurde es allen klar, daß er nicht nach dem Geldpaket greifen würde, daß er es nicht wollte.

»Ei, ſie verbrennen, die Hunderttauſend!« rief ihm Naſtaſſja Filippowna zu. »Du wirſt dich ja ſpäter erhängen, wenn du ſie nicht nimmſt! Ich ſcherze nicht!«

Das Feuer war zuerſt zwiſchen den zwei glimmenden Holzſcheiten faſt erloſchen, als das Geldpaket darauf niedergefallen war. Nur ein kleines blaues Flämmchen züngelte noch am unteren Rande des einen Holzſcheites. Allmählich kroch es weiter, bis es die eine Ecke des Päckchens zu belecken begann; das Feuer blieb haften und ſchlängelte ſich dann als ſchmale, dünne Zunge von der Ecke hinauf, lief von der

oberen Ecke wieder am Rande weiter, und plötzlich umſchlang es das ganze Paket, und eine helle Flamme ſchlug flackernd nach oben, zugleich einen Feuerſchein ins Zimmer werfend.

»Mütterchen!« ſchrie Lebedeff, und wieder wollte er auf den Knien zum Kamin kriechen, doch da zog ihn Rogoſhin fort und ſtieß ihn zur Seite. Rogoſhin ſelbſt war nichts als ein einziges glühendes Augenpaar, ſein ganzes Ich lag in ſeinem Blick, der wie gebannt immer wieder zu Naſtaſſja Filippowna zurückkehrte, – er berauſchte ſich an ihr, er war im ſiebenten Himmel.

»Das, ja, das iſt eine Königin!« rief er begeiſtert aus, ſich an alle und jeden wendend, gleichviel an wen. »Das, das iſt nach unſerer Art!« ſtieß er wie beſinnungslos hervor. »Nun, wer von euch, ihr Gauner alleſamt, brächte ſo was fertig! was?!«

Der Fürſt war der einzige, der ſchweigend beobachtete. Sein Geſicht war ernſt, und in ſeinen Augen lag Trauer.

»Ich ziehe es mit den Zähnen heraus, auch nur für einen einzigen grauen Lappen!« erbot ſich Ferdyſchtſchenko.

»Ich auch!« knirſchte im Hintergrunde der Fauſtmenſch, wahrſcheinlich in einem Anfall entſchiedener Verzweiflung. »T–teufel noch eins! Es brennt, alles brennt!« ſchrie er laut auf, als er die Flamme emporſchlagen ſah.

»Es brennt, es brennt!« ſchrien alle wie aus einem Munde, und ein wildes Drängen zum Kamin hub an.

»Ganjä, zier' dich nicht, ich ſage es zum letztenmal!«

»So geh doch, geh!« brüllte Ferdyſchtſchenko außer ſich, und er ſtürzte ſich auf Ganjä, um ihn am Ärmel mit Gewalt zum Kamin zu zerren. »So kriech doch in den Kamin, du Prahlhans! Es verbrennt! Oh, verrr–dammt!«

Doch Ganjá ſtieß plötzlich mit aller Kraft Ferdyſchtſchenko zurück, wandte ſich um und ging zur Tür. Er hatte aber noch keine zwei Schritte gemacht, als er plötzlich wankte und krachend zu Boden ſchlug.

»Ohnmacht! Eine Ohnmacht!« ſchrien mehrere Stimmen.

»Mütterchen! Allbarmherzige! Sie verbrennen!« ſchrie Lebedeff.

»Sie verbrennen umſonſt!« brüllte es von allen Seiten.

»Katjá, Paſcha, bringt ihm Waſſer, Eſſig, Eſſenz!« rief Naſtaſſja Filippowna erregt ihren Mägden zu, ergriff dann ſelbſt die Feuerzange und zog das Paket aus den Flammen hervor.

Die ganze Umhüllung war ſchon verbrannt und fiel in verkohlenden Blätterſchichten ab, doch ſah man ſofort, daß der Inhalt unverſehrt war. Rogoſhin hatte das Geld in dreifaches Zeitungspapier eingepackt. Alles atmete erleichtert auf.

»Nur ein einziges kleines Tauſendchen iſt angebrannt, die anderen ſind alle ganz!« berichtete Lebedeff mit noch zitternder Stimme. Er weinte faſt vor Rührung.

»Alle gehören ihm! Das ganze Paket gehört ihm! Sie hören es, meine Herren!« rief Naſtaſſja Filippowna laut und ſie legte das Geldpaket neben den ohnmächtigen Ganjá hin. »Er iſt doch nicht gegangen, hat es doch ausgehalten! Seine Eigenliebe iſt doch noch größer als ſeine Geldgier! Tut nichts, er wird ſchon wieder zu ſich kommen! Da, er kommt ſchon wieder zu ſich! General, Ptizyn, Darja Alexejewna, Katjá, Paſcha, Rogoſhin, habt ihr's gehört? Das ganze Geld gehört Ganjá! Ich gebe es ihm als ſein Eigentum, als Entſchädigung, als Belohnung ... nun, da, gleichviel wofür! Sagt es ihm. Mag es hier neben ihm liegen. Rogoſhin, marſch! Leb' wohl, Fürſt, ich habe zum

erſtenmal einen Menſchen geſehen! Leben Sie wohl, Afanaſſij Iwanowitſch, merci!«

Die ganze Rotte Rogoſhins drängte mit Geräuſch und Geſchrei dem Ausgang zu, wohin Naſtaſſja Filippowna und Rogoſhin bereits vorausgegangen waren. Im Saal brachten ihr die Mädchen den Pelz. Auch die Köchin Marfa kam aus der Küche herbeigelaufen. Naſtaſſja Filippowna küßte ſie alle zum Abſchied.

»Mütterchen, iſt es denn wirklich wahr, daß Sie uns für immer verlaſſen? Wohin wollen Sie denn gehen? Und noch dazu am Geburtstage, an einem ſolchen Feſt!« jammerten die weinenden Mädchen, die ihr die Hände küßten.

»Auf die Straße gehe ich jetzt, Katjá, du haſt es doch ſchon gehört, dort iſt mein Platz oder am Waſchtroge! Ich bin fertig mit Afanaſſij Iwanowitſch! Grüßt ihn mir und gedenkt meiner nicht im Böſen ...«

Der Fürſt eilte, ſo ſchnell er konnte, zur Auffahrt, wo ſich die ganze Geſellſchaft bereits in die vier Troiken geſetzt hatte. Der General holte ihn nur noch mit Mühe auf der Treppe ein.

»Fürſt Lew Nikolajewitſch, komm zur Beſinnung!« rief er, ihn am Arm packend, um ihn zurückzuhalten. »Laß ſie doch! Du ſiehſt doch, was für eine ſie iſt! Wie ein Vater rate ich dir ...«

Der Fürſt ſah ihn an, doch ohne ein Wort zu ſagen, riß er ſich los und eilte hinaus.

Als der General auf die Straße trat, waren die Troiken ſchon fort und er ſah nur noch, wie der Fürſt dem nächſten Droſchkenkutſcher zurief: »Nach Jekateringoff, hinter den Troiken her!«

Der Schweißfuchs des Generals fuhr vor und brachte ſeinen Herrn in ſchlankem Trabe heim, mit neuen Hoffnun-

gen und Berechnungen und auch mit den koſtbaren Perlen, die Seine Exzellenz ſchließlich doch nicht vergeſſen hatte, mitzunehmen. Und zwiſchen den Gedanken und Hoffnungen des Generals tauchte auch wieder Naſtaſſja Filippownas Bild vor ihm auf in ſeiner ganzen verführeriſchen Schönheit. Der General ſeufzte:

»Schade! Wirklich ſchade! Ein verlorenes Weib! Ein verrücktes Weib! ... Nun, aber der Fürſt braucht jetzt etwas anderes als eine Naſtaſſja Filippowna. Schließlich iſt es noch ganz gut, daß es ſo gekommen iſt...«

Faſt in derſelben Art wurden auch noch von zwei anderen Gäſten Naſtaſſja Filippownas, die ein Stück Weges zu Fuß zu gehen beſchloſſen hatten, ihr ein paar moraliſche Worte nachgeſandt.

»Wiſſen Sie, Afanaſſij Iwanowitſch, das iſt ungefähr ebenſo wie bei den Japanern«, ſagte Iwan Petrowitſch Ptizyn zu Tozkij. »Der Beleidigte geht dort zu ſeinem Beleidiger und ſagt: ‚Du haſt mich beleidigt, und dafür ſchlitze ich mir vor deinen Augen den Bauch auf‘, und bei dieſen Worten ſchlitzt er ſich auch in der Tat den Bauch auf und fühlt dabei wahrſcheinlich eine außerordentliche Genugtuung, ganz als habe er ſich nun wirklich an jenem gerächt. Es gibt ſehr ſeltſame Charaktere auf der Welt, Afanaſſij Iwanowitſch!«

»Sie meinen, daß auch hier etwas Ähnliches getan worden ſei?« fragte Tozkij mit einem Lächeln. »Hm! Nicht übel... Sie haben einen ſehr ſcharfſinnigen Vergleich angeführt. Aber Sie haben doch ſelbſt geſehen, mein beſter Iwan Petrowitſch, daß ich alles getan habe, was ich nur tun konnte: mehr als das kann ein Menſch nicht, das müſſen Sie mir doch ſelbſt zugeben? Und andererſeits, wenn man bedenkt – es läßt ſich doch nicht leugnen, daß dieſe Frau koloſſale Vor-

züge hat ... wirklich glänzende Gaben! Ich wollte ihr vorhin ſchon zurufen – wenn ich mir das in dieſem Sodom hätte geſtatten können –, daß ſie ſelbſt meine beſte Rechtfertigung gegen alle ihre Beſchuldigungen iſt. Nun, ſagen Sie doch ſelbſt, wer hätte ſich nicht an dieſem Weibe berauſcht, bis zum Vergeſſen alles ... anderen? Sie ſehen, dieſer Bauer, dieſer Rogoſhin – er hat doch hunderttauſend Rubel für ſie herangeſchleppt! Mag auch alles, was dort geſchehen iſt, ſagen wir ephemer, romantiſch, unſchicklich ſein, ſo hat es dafür doch Kolorit, es iſt originell! – das müſſen Sie doch zugeben! Gott, was könnte ſie nicht ſein: bei dieſem Charakter und dieſer Schönheit! Aber trotz aller Bemühungen, trotz aller Mittel, ſelbſt ungeachtet ihrer Erziehung und Ausbildung – iſt doch alles verloren! Ein ungeſchliffener Diamant – das habe ich ſchon mehr als einmal geſagt ...«

Und Afanaſſij Iwanowitſch ſeufzte tief.

Zweiter Teil

I.

Am zweiten Tage nach den ſonderbaren Vorgängen in der Wohnung Naſtaſſja Filippownas reiſte Fürſt Myſchkin nach Moskau, um dort alles Nötige in ſeiner Erbſchaftsangelegenheit perſönlich zu erledigen. Es wurde damals davon geſprochen, daß er auch noch aus anderen Gründen ſeine Abreiſe ſo beſchleunigt hätte; doch können wir ſowohl darüber, wie auch über alle weiteren Erlebniſſe des Fürſten in Moskau oder überhaupt während ſeiner Abweſenheit aus Petersburg nicht ſehr viel Näheres berichten. Der Fürſt war ganze ſechs Monate von Petersburg abweſend, und in dieſer Zeit konnten ſelbſt diejenigen, die Urſache hatten, ſich für ſein Schickſal zu intereſſieren, faſt nichts über ſeinen Verbleib oder ſein Tun und Treiben erfahren. Freilich drangen dieſem und jenem bisweilen Gerüchte zu Ohren, doch waren dieſelben größtenteils recht ſeltſamer Art und widerſprachen ſich außerdem in der Regel ſehr. Das größte Intereſſe hatte man für den Fürſten im Hauſe des Generals Jepantſchin, wo der Fürſt, nebenbei bemerkt, nicht einmal ſeinen Abſchiedsbeſuch gemacht hatte. Der General war mit ihm allerdings noch zwei- oder dreimal zuſammengekommen, und ſie hatten beide ſogar ſehr ernſt miteinander geſprochen, doch hatte der General in der Familie kein Wort davon verlauten laſſen. Und überhaupt wurde bei Jepantſchins in der erſten Zeit, d. h. faſt einen ganzen Monat nach der Abreiſe des Fürſten, nicht von dieſem geſprochen. Nur die Generalin Liſaweta Prokofjewna

äußerte ganz zu Anfang, daß ſie ſich im Fürſten »grauſam getäuſcht« habe. Einige Tage ſpäter bemerkte ſie, doch jetzt ohne den Fürſten zu nennen, ſondern nur ſo im allgemeinen, ihr »auffallendſter Charakterzug« ſei, daß ſie ſich beſtändig in den Menſchen täuſche. Und ſchließlich, nach Verlauf weiterer zehn Tage, ſchloß ſie, durch die Töchter aus irgendeinem Anlaß in gereizte Stimmung verſetzt, bereits in Form einer Sentenz: »Genug der Täuſchungen! Jetzt werden keine mehr vorkommen.« Das war ihr letztes Wort. Doch auch ganz abgeſehen davon, herrſchte in ihrem Hauſe, was hier nicht verſchwiegen werden darf, ziemlich lange eine recht unangenehme Stimmung: es lag eine gewiſſe Spannung, eine Unzufriedenheit in der Luft, alle waren mißvergnügt und gereizt. Der General hatte namentlich im Dienſt viel zu tun; er war vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt, ſo daß ihn ſeine Angehörigen kaum zu Geſicht bekamen. Was aber die drei Mädchen betrifft, ſo ließ keine von ihnen in Gegenwart der Eltern ein Wort über den Fürſten fallen, und vielleicht hatten ſie auch unter ſich nur wenig über ihn geſprochen – vielleicht aber auch nicht einmal das. Sie waren ſtolze, hochmütige Mädchen, die auch dann, wenn ſie unter ſich waren, nicht ihre innerſten Gefühle ausſprachen.

Jedenfalls hätte aus oben Erwähntem ein Beobachter, falls ein ſolcher vorhanden geweſen wäre, mit ziemlicher Sicherheit das Richtige erraten können: daß der Fürſt doch einen gewiſſen Eindruck im Hauſe des Generals hinterlaſſen hatte, obſchon er nur ein einziges Mal und auch dann nur kurze Zeit dort geweſen war. Möglicherweiſe war dieſer Eindruck nur durch die etwas ſeltſamen Erlebniſſe des Fürſten zu erklären ... Doch wie dem auch ſein mochte, jedenfalls hatte er Eindruck gemacht.

Die Gerüchte, die ſich anfänglich über ihn in der Stadt verbreitet hatten, gerieten alsbald in Vergeſſenheit. Es war eine Zeitlang in gewiſſen Kreiſen von irgendeinem recht beſchränkten jungen Fürſten – den Namen wußte niemand genau – geſprochen worden, von einem, man kann wohl ſagen, halben Idioten, der ein großes Vermögen geerbt und eine zugereiſte Franzöſin, eine bekannte Kankantänzerin aus dem Château des Fleurs in Paris, geheiratet habe. Dann hatte es eine Zeitlang geheißen, das Vermögen hätte ein gewiſſer General geerbt, und die Franzöſin habe ein ungeheuer reicher ruſſiſcher Kaufmann geheiratet, der auf ſeiner Hochzeit einzig aus Prahlſucht ſiebenhunderttauſend Rubel in Staatsſchuldſcheinen an einer Kerze verbrannt hätte, natürlich in der Trunkenheit. Doch alle dieſe Gerüchte verſtummten ſehr bald, wozu die Umſtände ſelbſt viel beitrugen. So war zum Beiſpiel die ganze Rotte Rogoſhins mit dieſem ſelbſt an der Spitze nach Moskau gereiſt – eine Woche nach der Orgie in Jekateringoff, an der auch Naſtaſſja Filippowna teilgenommen hatte –, und ſomit waren gerade diejenigen, die am eheſten etwas hätten erzählen können, nicht mehr in Petersburg. Nur einige wenige, die wirklich Grund hatten, ſich für die Angelegenheit zu intereſſieren, erfuhren dann ſpäter, daß Naſtaſſja Filippowna ſchon am nächſten Tage nach jener Orgie geflüchtet und verſchwunden war und man ihr jetzt endlich auf die Spur gekommen ſei: wie verlautete, hatte ſie ſich nach Moskau begeben, und als nun Rogoſhin gleichfalls nach Moskau fuhr, brachte man den Zweck ſeiner Reiſe unwillkürlich mit Naſtaſſja Filippowna in Zuſammenhang.

Desgleichen wurde auch über Gawrila Ardalionytſch Iwolgin, der in ſeinem Kreiſe durchaus nicht ſo unbekannt war,

gar mancherlei geſprochen; doch auch hier trat bald ein Umſtand ein, der alle für ihn nachteiligen Gerüchte vergeſſen ließ: er erkrankte und konnte daher nicht nur nicht in der Geſellſchaft erſcheinen, ſondern auch nicht einmal die Arbeit, die er als Angeſtellter der Aktiengeſellſchaft zu verrichten hatte, fortſetzen. Nachdem er einen Monat das Bett gehütet, ſetzte er ſeine Bekannten dadurch in Erſtaunen, daß er dieſe Anſtellung aufgab, worauf ſeinen Poſten ein anderer erhielt. Auch beim General Jepantſchin erſchien er nicht mehr, ſo daß ihn auch dort ein anderer erſetzen mußte. Seine Feinde hätten nun annehmen können, daß er ſich ſchäme, ſich auch nur auf der Straße zu zeigen, doch das war nicht der Fall. Er fühlte ſich in der Tat nicht wohl, war faſt zum Hypochonder geworden, war nachdenklich und ſehr reizbar. Warwara Ardalionowna verheiratete ſich noch im Laufe des Winters mit Iwan Petrowitſch Ptizyn. Alle Bekannten der Familie behaupteten, daß ſie ihn einzig deshalb genommen habe, weil Ganjá ſeine frühere Arbeit nicht wieder aufnehmen wollte und daher auch die Familie nicht mehr unterſtützen konnte; ja, er bedurfte ſogar ſelbſt der Unterſtützung und wollte gepflegt ſein.

Bei der Gelegenheit ſei noch nebenbei bemerkt, daß im Hauſe des Generals Jepantſchin auch Gawrila Ardalionytſchs mit keinem Wort Erwähnung getan wurde, ganz als hätte es nie einen ſolchen Menſchen auf der Welt gegeben. Und doch hatten dort alle Damen bald etwas ſehr Bedeutſames über ihn erfahren. Es war das folgendes: Als er in jener Nacht von Naſtaſſja Filippowna zurückgekehrt war, hatte er ſich nicht ſchlafen gelegt, ſondern in fieberhafter Ungeduld die Rückkehr des Fürſten erwartet. Der Fürſt nun war aus Jekateringoff erſt um ſechs Uhr morgens zurückgekehrt. Da

war Ganjá zu ihm ins Zimmer gegangen und hatte das Geldpaket – die ihm, als er ohnmächtig auf dem Boden lag, von Naſtaſſja Filippowna geſchenkten hunderttauſend Rubel – vor dem Fürſten auf den Tiſch gelegt und ihn mit allem Nachdruck gebeten, bei nächſter Gelegenheit dieſes Geſchenk Naſtaſſja Filippowna zurückzugeben. Als Ganjá beim Fürſten eintrat, ſei er in feindſeliger und verzweifelter Stimmung geweſen, darauf aber ſeien zwiſchen ihm und dem Fürſten einige Worte gewechſelt worden, worauf Ganjá noch ganze zwei Stunden bei jenem geblieben ſei und die ganze Zeit bitterlich geſchluchzt habe. Geſchieden ſeien ſie freundlich voneinander.

Und dieſe Nachricht beruhte auch vollkommen auf Wahrheit. Unverſtändlich war nur, daß Nachrichten dieſer Art ſich ſo ſchnell verbreiten konnten; ſo war zum Beiſpiel der Verlauf der ganzen Abendgeſellſchaft bei Naſtaſſja Filippowna faſt ſchon am nächſten Tage im Hauſe des Generals bekannt geworden, und ſogar noch mit ziemlich genauen Einzelheiten. Man hätte annehmen können, daß Warwara Ardalionowna, die zum größten Erſtaunen Liſaweta Prokofjewnas ganz plötzlich mit den drei jungen Mädchen enge Freundſchaft pflegte, dieſen alles Nähere erzählt habe. Doch wenn es Warwara Ardalionowna aus irgendeinem Grunde auch nötig erſchienen war, mit Jepantſchins Freundſchaft zu ſchließen, ſo würde ſie doch niemals ungebeten von ihrem Bruder erzählt haben. Sie war gleichfalls ſtolz, allerdings in ihrer Art – wenn ſie auch jetzt Freundſchaft dort anknüpfte, wo ihrem Bruder der Verkehr ſo gut wie abgeſagt worden war. Sie war freilich ſchon früher mit den Schweſtern bekannt geweſen, aber ſie hatte ſie doch nur wenige Male beſucht. Übrigens zeigte ſie ſich auch jetzt nur ſelten in ihrem Emp-

fangssalon, und gewöhnlich kam sie über die Hintertreppe, um dann nur kurze Zeit bei den jungen Mädchen zu verweilen. Die Generalin war ihr niemals besonders gewogen gewesen, obschon sie Warjás Mutter sehr achtete. Über Warjás Besuche ärgerte sie sich und schrieb diese neue Freundschaft ihrer Töchter den Launen »dieser Mädchen« zu, die »selbst nicht mehr wüßten, was sie ihr noch zum Trotz antun sollten«. Doch ungeachtet dieses Ärgers setzte Warwara Ardalionowna auch nach ihrer Verheiratung mit Ptizyn die Besuche bei den Generalstöchtern fort.

Da erhielt die Generalin eines Tages – es war ungefähr ein Monat nach der Abreise des Fürsten vergangen – von der alten Fürstin Bjelokonskaja, die vor etwa zwei Wochen nach Moskau zu ihrer ältesten, verheirateten Tochter gefahren war, einen Brief, und dieser Brief machte auf die Generalin Jepantschin offenbar einen nicht geringen Eindruck. Zwar teilte sie von seinem Inhalt weder ihren Töchtern, noch ihrem Gemahl Iwan Fjodorowitsch etwas mit; doch konnte man aus untrüglichen Anzeichen schließen, daß sie sich durch ihn in merkwürdig gehobener Stimmung befand. Sie knüpfte mit den Töchtern Gespräche über die seltsamsten Dinge an, über Dinge, die, wie man meinen sollte, ganz fern lagen. Allem Anscheine nach hatte sie etwas auf dem Herzen, das sie jedoch vorläufig noch für sich behalten wollte. Am ersten Tage nach dem Empfang des Briefes war sie sogar sehr lieb zu ihren Töchtern, küßte Aglaja und Adelaida und erklärte sich in irgend etwas für schuldig vor ihnen – doch worin gerade, das konnten beide nicht verstehen. Selbst gegen Iwan Fjodorowitsch, der jetzt einen Monat in Acht und Bann gewesen, ward sie plötzlich gnädig gestimmt. Versteht sich: schon am nächsten Tage ärgerte sie sich wieder unsäglich über ihre

»Sentimentalität« und fand bereits vor Tiſch Zeit und Gelegenheit, ſich mit allen von neuem zu überwerfen, doch zum Abend klärte ſich der Horizont wieder auf. Dieſe freundlichere Stimmung hielt ſogar eine ganze Woche an, was man eigentlich lange nicht mehr erlebt hatte.

Es vergingen acht Tage, und die Generalin erhielt einen zweiten Brief von der Bjelokonskaja, worauf ſie ſich dann doch entſchloß, ihr Schweigen zu brechen. Nicht ohne eine gewiſſe Feierlichkeit hub ſie ihre Mitteilung an: daß die »alte Bjelokonskaja« – ſie nannte ſie nie Fürſtin, wenn ſie mit anderen von ihr ſprach – ihr äußerſt beruhigende Dinge über dieſen ... »nun, dieſen da, dieſen Sonderling, den Fürſten« mitgeteilt habe. Die alte Dame hatte in Moskau Erkundigungen über ihn eingezogen und, wie ſie ſchrieb, etwas ſehr Gutes über ihn erfahren. Schließlich ſei auch der Fürſt ſelbſt bei ihr erſchienen und habe einen faſt ungeheuren Eindruck auf ſie gemacht. Ferner habe ſie ihn eingeladen, ſie täglich zwiſchen eins und zwei zu beſuchen, »und jener ſchleppt ſich auch täglich zu ihr hin und iſt ihr jetzt noch nicht langweilig geworden«, ſchloß die Generalin, worauf ſie noch kurz hinzufügte, daß der Fürſt dank der »alten Bjelokonskaja« auch in zwei oder drei anderen ſehr angeſehenen Familien empfangen worden ſei. – »Gut wenigſtens, daß er nicht nur in ſeinen vier Wänden hockt und ſich nicht wie ein Tölpel vor den Menſchen fürchtet.«

Den jungen Mädchen war es nach dieſen Mitteilungen ſogleich klar, daß die Mutter ihnen lange nicht alles geſagt hatte, was die Briefe enthielten. Vielleicht hatten ſie bereits viel mehr von anderer Seite erfahren, etwa von Warwara Ardalionowna, die ja doch alles wiſſen konnte, was Ptizyn wußte. Ptizyn aber wußte höchſtwahrſcheinlich mehr als alle

anderen, und wenn er auch als Geſchäftsmann einem jeden gegenüber ſehr verſchwiegen war, ſo machte er doch in der Beziehung mit Warjá eine Ausnahme, weshalb ſich denn auch die Generalin nicht wenig über deren Beſuche ärgerte.

Doch wie dem nun auch ſein mochte, jedenfalls war das Eis gebrochen, und in der Familie konnte man wieder von dem Fürſten ſprechen: und da zeigte es ſich denn nur zu deutlich, einen wie großen Eindruck der Fürſt im Hauſe des Generals hinterlaſſen hatte. Die Generalin wunderte ſich auch nicht wenig über den Eindruck, den ihre Moskauer Nachrichten auf die drei Mädchen machten, und dieſe wiederum wunderten ſich ebenfalls nicht wenig über ihre Mutter, die doch ſo feierlich erklärt hatte, daß ihr »auffallendſter Charakterzug« das ewige Sichtäuſchen in Menſchen ſei, und die dabei gleichzeitig den Fürſten der Aufmerkſamkeit der »allmächtigen« Fürſtin empfahl – wobei nicht zu vergeſſen war, daß man deren Aufmerkſamkeit mit endloſen Reden erbitten mußte, denn die alte Dame kargte ſehr mit ihrer Protektion. Doch da nun, wie geſagt, das Eis gebrochen war und ein neuer Wind in der Familie wehte, entſchloß ſich auch der General, ſeine Meinung zu äußern, und ſo zeigte es ſich, daß auch er ſich in ganz erſtaunlicher Weiſe für den Fürſten intereſſierte. Was er mitteilte, bezog ſich übrigens nur auf die »geſchäftliche Seite« der Angelegenheit. Zur nicht geringen Verwunderung der Gattin und Töchter hatte der General zwei zuverläſſige und in ihrer Art einflußreiche Herren in Moskau beauftragt, über den Fürſten und namentlich über Sſalaskin, ſeinen Rechtsbeiſtand, Erkundigungen einzuziehen und ihn auch gewiſſenhaft zu überwachen. Die Erbſchaft, »das heißt die Tatſache der Erbſchaft«, habe ihre Richtigkeit, doch das Vermögen ſei ſchließlich gar nicht ſo groß,

wie man zuerſt angenommen hatte; die Hälfte desſelben liege feſt; da ſeien Schulden; da ſeien weiß Gott was für Prätendenten; und der Fürſt ſelbſt verführe trotz aller Ratgeber und Beiräte in einer Weiſe mit dem Kapital, die bei jedem Geſchäftsmann nur ein Kopfſchütteln hervorrufen könne. »Ich wünſche ihm ſelbſtverſtändlich nur das Beſte«, ſagte der General, und da jetzt der Bann aufgehoben war, konnte er es ſogar »von ganzem Herzen wünſchen«; denn »wenn der Junge auch ſo ... nun ja ... etwas ſo iſt, ſo iſt er es doch wert, daß man ihm Gutes wünſcht«. Kurz und gut, der Junge habe aber bei dieſer Gelegenheit die eine große Dummheit begangen: es ſeien da verſchiedene Gläubiger des alten Kaufmanns gekommen, mit ganz ungenügenden Dokumenten, mit Dokumenten, deren Ungültigkeit auf der Hand lag, und manche, die von dem fürſtlichen Erben Wind bekommen hatten, ſeien ſogar ohne Dokumente gekommen, und was war geſchehen? – der Fürſt hatte ihre Forderungen beglichen, trotz aller Vorhaltungen ſeiner Freunde, die ihm vergeblich verſicherten, daß alle dieſe Leutchen ganz rechtlos wären. Und zwar hätte er ihnen nur deshalb gezahlt, weil einige von ihnen andernfalls ihr tatſächlich geliehnes Geld verloren oder ſonſtwie »durch Papuſchin« gelitten hätten.

Die Generalin bemerkte hierauf, daß auch die Bjelokonskaja ihr in dieſem Sinne ſchriebe, und das ſei natürlich ſehr dumm von ihm, »ſehr dumm, aber einen Dummen kann man nicht klug machen«, fügte ſie ſchroff hinzu; doch ihrem Geſicht ſah man es an, wie ſehr ihr die Handlungsweiſe dieſes »Dummen« innerlich gefiel. Jedenfalls fiel es dem General plötzlich auf, daß ſeine Liſaweta Prokofjewna »für dieſen Fürſten eine Teilnahme übrig habe, als wäre er ihr leiblicher Sohn«, und daß

ſie zu Aglaja doch etwas auffallend zärtlich war. Nach Beendigung dieſes Gedankenganges und einem nochmaligen prüfenden Blick auf ſeine Gattin beſchloß der General, zeitweilig die Haltung eines vielbeſchäftigten Mannes anzunehmen.

Doch dieſe gute Stimmung ſollte wiederum nicht lange dauern. Es vergingen nur kurze zwei Wochen, und plötzlich »ſchlug das Wetter wieder um«, wie der General bei ſich ſagte: die Generalin war wieder ſchlechter Laune, und er ſelbſt mußte ſich, nachdem er ein paarmal die Schultern in die Höhe gezogen, ſchließlich doch drein fügen, daß über gewiſſe Vorgänge und Perſonen fortan eiſiges Schweigen herrſchte. Vor zwei Wochen hatte er die kurze und deshalb etwas unklare, doch nichtsdeſtoweniger glaubwürdige Nachricht erhalten, daß Naſtaſſja Filippowna, die anfangs in Moskau gelebt, und die Rogoſhin nach langem Suchen endlich dort gefunden hatte, wieder geflohen und wieder von Rogoſhin aufgeſucht worden war, zu guter Letzt doch eingewilligt habe, dieſen zu heiraten. Das war die erſte Nachricht. Und nun, nach kaum vierzehn Tagen, hatte Seine Exzellenz wieder eine Nachricht erhalten, die ihn nicht weniger erregte: Naſtaſſja Filippowna war zum drittenmal geflohen, faſt vom Altare fort, und diesmal ſollte ſie irgendwo in der Provinz verſchwunden ſein. Nun aber war plötzlich auch Fürſt Myſchkin aus Moskau verſchwunden, nachdem er alle ſeine Erbſchaftsangelegenheiten Sſalaskin übertragen hatte; »ob nun mit ihr zuſammen oder hinter ihr her, das weiß man nicht, doch ſteht ſeine Abreiſe zweifellos mit ihrer Flucht in Zuſammenhang«, ſchloß der General. Auch die Generalin hatte unangenehme Nachrichten erhalten. So kam es, daß man nach zwei Monaten in Petersburg nichts mehr vom Fürſten wußte, und im Hauſe des Generals Jepantſchin

wurde »das Eis des Schweigens« hinfort nicht mehr gebrochen. Doch Warwara Ardalionowna beſuchte immer noch ab und zu die drei jungen Mädchen ...

Um nun mit all dieſen Gerüchten, Nachrichten und Stimmungen abzuſchließen, ſei hier noch erwähnt, daß ſich bei Jepantſchins zum Frühling hin ſehr vieles veränderte, ſo daß es ſchließlich nur natürlich war, wenn man den Fürſten, der nichts von ſich hören ließ und vielleicht auch ſogar ſelbſt vergeſſen ſein wollte, mit der Zeit tatſächlich ganz vergaß. Im Laufe des Winters hatte man ſich allmählich entſchloſſen, im Sommer eine Reiſe ins Ausland zu machen, daß heißt, nur Liſaweta Prokofjewna und die drei Töchter. Der General dagegen hatte keine Zeit für »nutzloſe Zerſtreuungen«. Der Beſchluß war gefaßt worden, weil die drei jungen Mädchen ſich eingeredet hatten, daß die Eltern ſie nur deshalb nicht ins Ausland bringen wollten, weil ſie ſie ſobald als möglich an den Mann zu bringen wünſchten. Vielleicht waren nun die Eltern zur Überzeugung gekommen, daß es ja auch im Auslande Männer gab, und die Reiſe ins Ausland nicht nur nichts »verderben«, ſondern ſogar ſehr »zuſtatten« kommen könnte. Hier muß noch erwähnt werden, daß die einſtmals projektierte Heirat zwiſchen Afanaſſij Iwanowitſch Tozkij und Alexandra Jepantſchin ganz ins Waſſer gefallen und es zu einem formellen Antrag ſeinerſeits gar nicht gekommen war. Es hatte ſich das ganz von ſelbſt gemacht, ohne viele Worte oder gar Familienſzenen. Seit der Abreiſe des Fürſten war von beiden Seiten nicht mehr davon geſprochen worden, aber wenn die Generalin auch damals ſchon geſagt hatte, daß es ſie nur freue und ſie mit beiden Händen ein Kreuz ſchlage, ſo war das doch den Winter über mit ein Grund der ſchlechten Stimmung geweſen, in der ſich die Fa-

milie befand. Der General fühlte zwar, daß er ſelbſt daran ſchuld war, ſpielte aber trotzdem oder vielmehr gerade deshalb den Stolzen. Ihm tat nur Tozkij ſelbſt leid – »wenn man bedenkt: ein ſolches Vermögen und dazu ein ſo gewandter Menſch!« Doch es dauerte nicht lange, und der General erfuhr, daß Tozkij ſich ſchon von den Reizen einer vor kurzem in Petersburg eingetroffenen Franzöſin hatte beſtricken laſſen, einer Marquiſe und Legitimiſtin, und daß Tozkij ſie ſogar baldigſt heiraten werde, worauf ſie mit ihm nach Paris und von dort nach der Bretagne zu fahren gedächte. »Nun, wenn du dich ſchon mit Franzöſinnen einläßt, biſt du bald verloren!« dachte der General bei ſich.

Und ſo ſtand es denn feſt, daß Jepantſchins im Sommer verreiſen würden. Doch ſiehe, plötzlich kam wieder etwas dazwiſchen, das abermals alle Pläne umwarf und die Reiſe zur größten Freude des Generals und der Generalin hinausſchob.

Vor nicht langer Zeit war in Petersburg ein gewiſſer Fürſt Sch. eingetroffen, ein Moskauer Ariſtokrat, der ſich eines ſehr, ſehr guten Rufes erfreute. Er war einer jener Leute oder man kann ſogar ſagen Tatmenſchen der »neuen Zeit«, die ehrlich und beſcheiden ſind, die ſich niemals vordrängen, die aufrichtig und bewußt das Nützliche wollen und durchführen, immer arbeiten und ſich auch noch durch die ſeltene und glückliche Eigenſchaft auszeichnen, daß ſie immer Arbeit finden. Ohne ſich um die Zwietracht und die Händel der großredenden Parteien zu kümmern, ohne ſich zu überheben oder zu den Erſten zählen zu wollen, faßte der Fürſt doch vieles von dem jüngſt Geſchehenen oder ſich noch Vollziehenden in höchſt verſtändiger Weiſe auf. Er hatte zuerſt im Staatsdienſt geſtanden und ſich dann mit den Agrar-

fragen zu beſchäftigen begonnen. Außerdem war er ein geſchätzter Mitarbeiter mehrerer gelehrter Verbände. In Gemeinſchaft mit einem bekannten Techniker hatte er auf Grund eingehender Unterſuchungen einer gerade projektierten, ſehr wichtigen Eiſenbahnlinie die Baukommiſſion derſelben auf verſchiedene Fehler im Projekt aufmerkſam gemacht und gleichzeitig das Projekt einer mit Rückſicht auf die Ortsverhältniſſe weit zweckmäßigeren Linie eingereicht. Er war fünfunddreißig Jahre alt, gehörte zur vornehmſten Geſellſchaft und beſaß ein »gutes, ſicheres Vermögen«, wie der General verlauten ließ, der den Fürſten in einer ziemlich ſchwierigen Sache beim Grafen, ſeinem Vorgeſetzten, kennengelernt hatte. Der Fürſt machte aber ſeinerſeits auch ſehr gern die Bekanntſchaft von ruſſiſchen »Tatmenſchen«. Kurzum, der Fürſt wurde mit der Familie des Generals bekannt und Adelaida Iwanowna, die mittlere der drei Schweſtern, machte einen ſo großen Eindruck auf ihn, daß er zu Ende des Winters bei den Eltern um ihre Hand anhielt. Und da er ſowohl Adelaida Iwanowna wie auch der Generalin ſehr gefiel, wurde die Hochzeit auf das Frühjahr feſtgeſetzt. Der General freute ſich von Herzen und war in ſehr gehobener Stimmung. Selbſtverſtändlich mußte nun die Reiſe ins Ausland vorläufig aufgeſchoben werden.

Freilich hätte die Generalin deshalb immer noch im Sommer oder zu Ende des Sommers auf ein bis zwei Monate mit Alexandra und Aglaja reiſen können, allein ſchon um der Zerſtreuung willen: nach der Trauer um den Verluſt Adelaidas! Doch da kam wieder etwas dazwiſchen: gegen Ende des Frühlings führte Fürſt Sch. – die Hochzeit war auf die Mitte des Sommers verſchoben worden – ſeinen entfernten Verwandten Jewgenij Pawlowitſch Radomskij

bei Jepantſchins ein. Es war das ein noch junger Offizier, Flügeladjutant des Zaren, eine auffallend ſchöne Erſcheinung, vornehmer Herkunft, geiſtreich, glänzend, »modern in jeder Beziehung und unerhört gebildet«, wie es hieß, und zum Überfluß noch enorm reich. In betreff dieſes letzten Punktes pflegte der General ſtets etwas ſkeptiſch zu ſein. Er zog Erkundigungen ein, aber das Ergebnis derſelben war zufriedenſtellend: »Es ſcheint tatſächlich etwas Wahres daran zu ſein, doch, wie geſagt, man muß ſich noch vergewiſſern«, äußerte ſich der General. Dieſer junge Offizier, dem eine »glänzende Zukunft« bevorſtand, war von der alten Bjelokonskaja in einem Brief aus Moskau in den ſiebenten Himmel gehoben worden. Nur ein einziger Punkt war dabei etwas kitzliger Art; man ſprach von gewiſſen Verbindungen, von gewiſſen Siegen und Eroberungen und von unglücklichen Herzen. Nachdem er aber Aglaja erblickt und kennengelernt hatte, wurde er auffallend ſeßhaft im Hauſe Jepantſchin. Es war allerdings noch von nichts geſprochen worden, ſelbſt Andeutungen hatte noch niemand gehört, doch den Eltern wurde es trotzdem klar, daß man in dieſem Sommer an eine Reiſe ins Ausland wirklich nicht denken konnte. Aglaja ſelbſt war vielleicht die einzige, die anders dachte.

Alles das geſchah kurz vor der abermaligen Ankunft unſeres Helden in Petersburg, als dem äußeren Scheine nach bereits alle den armen Fürſten Myſchkin vergeſſen hatten. Wäre er jetzt plötzlich unter ſeinen Bekannten aufgetaucht, ſo hätten ſie ihn wie einen vom Himmel Herabgefallenen überraſcht und verwundert angeſtarrt. Indes – es muß doch noch eines Faktums Erwähnung getan werden, bevor wir die Einleitung abſchließen.

Koljá Iwolgin ſetzte nach der Abreiſe des Fürſten ſein

früheres Leben unverändert fort, d. h. er beſuchte das Gymnaſium, beſuchte ſeinen Freund Hippolyt, beaufſichtigte den General und half Warjá in der Wirtſchaft, indem er gewiſſermaßen als Laufburſche in ihren Dienſten ſtand. Mit den Mietern war es übrigens bald zu Ende. Ferdyſchtſchenko verſchwand am dritten Tage nach der Orgie in Jekateringoff, und bald war er ganz verſchollen; anfangs hatte es noch geheißen, er »trinke dort irgendwo«, aber Genaueres wußte niemand von ihm. Fürſt Myſchkin fuhr, wie geſagt, nach Moskau, und weitere Penſionäre hatten ſie nicht gehabt. Späterhin, als Warjá heiratete, zogen mit ihr auch Nina Alexandrowna und Ganjá zu Ptizyn, der in dem Stadtteil Ismailowsky Polk lebte. Was jedoch den alten verabſchiedeten General Iwolgin betrifft, ſo war ihm etwas ſehr Seltſames zugeſtoßen: er kam nämlich in das Schuldgefängnis. Hineingebracht hatte ihn ſeine ehemalige »Seelenfreundin«, die Kapitanſcha, auf Grund ſeiner ihr zu verſchiedenen Zeiten ausgeſtellten Schuldverſchreibungen, alle zuſammen in der Höhe von zirka zweitauſend Rubeln. Dieſe Einforderung der Schuld kam für den armen General vollkommen unerwartet, er war »entſchieden das Opfer ſeines unbeſchränkten Glaubens an den Edelmut des Menſchenherzens, im allgemeinen geſprochen«, wie er ſich ausdrückte. Es war ihm zur beruhigenden Gewohnheit geworden, Pfandbriefe und Wechſel zu unterzeichnen, da er nicht einmal an die Möglichkeit, daß die verſchriebenen Summen eingefordert werden könnten, dachte, ſondern vielmehr überzeugt war, daß das alles »nur ſo« ſei. »Traue jetzt noch den Menſchen, bekunde jetzt noch Zutrauen!« rief er pathetiſch im Kreiſe ſeiner neuen Freunde im Gefängnis aus und erzählte ihnen dann bei einer Flaſche Rotſpon die Belagerung von Kars und die Geſchichte

vom auferſtandenen Soldaten. Übrigens hatte er ſich dort ſehr ſchnell und vorzüglich eingelebt. Ptizyn und Warjá ſagten, daß dieſe Unterkunft für ihn wie geſchaffen ſei, und Ganjá war ungefähr derſelben Anſicht. Nur die arme Nina Alexandrowna weinte im ſtillen bitterlich – was ihre Angehörigen eigentlich recht wunderte –, und obſchon ſie kränkelte, machte ſie ſich doch immer wieder auf und ging zu ihrem Mann ins Schuldgefängnis.

Seit dieſer »Generalüberraſchung«, wie Ganjá ſie nannte, und der Verheiratung Warjás hatte ſich Koljá immer mehr von der Familie losgelöſt, und in der letzten Zeit brachte er es ſogar ſo weit, daß er ſelbſt zur Nacht nicht nach Hauſe kam, ſondern es vorzog, bei ſeinen Freunden zu ſchlafen. Wie man hörte, hatte er viele neue Freundſchaften angeknüpft und war auch im Schuldgefängnis ein faſt täglicher Beſucher geworden. Nina Alexandrowna konnte dort gar nicht ohne ihn auskommen, zu Hauſe aber wurde er nicht einmal mit Neugier beläſtigt, obſchon eine ſolche bei ſeinem Treiben doch ganz verſtändlich geweſen wäre. Selbſt Warjá, die früher ſo ſtrenge Warjá, nahm ihn jetzt nie ob ſeiner Lebensweiſe ins Verhör. Und auch Ganjá begann, zur größten Verwunderung der Familie, ganz freundſchaftlich mit ihm zu reden und umzugehen – trotz ſeiner Hypochondrie –, was gegen ſein früheres Verhältnis zum Bruder ſehr abſtach. Hatte doch der ſiebenundzwanzigjährige Ganjá den fünfzehnjährigen Koljá nicht der geringſten freundſchaftlichen Beachtung gewürdigt, ihn »einfach grob« behandelt, von allen anderen wie auch von ſich ſelbſt nur Strenge ihm gegenüber verlangt und ewig gedroht, »einmal noch mit ſeinen Ohren in nähere Berührung zu kommen«, was dann Koljá »aus den letzten Grenzen menſchlicher Geduld« brachte. Man konnte ſogar

glauben, daß der jüngere Bruder Ganjá gewiſſe Dienſte leiſtete und dieſem daher unentbehrlich wurde. Koljá war ſehr erſtaunt darüber geweſen, daß Ganjá das Geld zurückgegeben hatte, und war deshalb bereit, ihm vieles zu verzeihen.

Etwa im dritten Monat nach der Abreiſe des Fürſten erfuhr man in der Familie Iwolgin, daß Koljá inzwiſchen auch mit Jepantſchins bekannt geworden war und von den jungen Mädchen ſehr nett behandelt wurde. Das hatte Warjá bald in Erfahrung gebracht. Übrigens war Koljá nicht durch Warjá bekannt geworden, ſondern »von ſich aus«, wie er ſagte. Allmählich gewannen ihn Jepantſchins ſehr gern. Die Generalin war ihm anfänglich nicht ſehr geneigt geweſen. Doch bald wurde er faſt ihr Liebling, »weil er aufrichtig iſt und nicht ſchmeichelt«, wie ſie behauptete. Daß Koljá nicht ſchmeichelte, war richtig: er hatte es verſtanden, als geſellſchaftlich vollkommen gleichſtehender, unabhängiger junger Mann aufzutreten, und dabei blieb es auch, ſelbſt wenn er der Generalin Zeitungen oder Bücher vorlas – er war eben gern gefällig. Zweimal hatte er ſich aufs heftigſte mit Liſaweta Prokofjewna überworfen, hatte ihr erklärt, daß ſie eine Deſpotin ſei und er ſeinen Fuß nicht mehr in ihr Haus ſetzen werde. Das erſtemal war der Grund des Streites die Frauenfrage geweſen und das zweitemal die Frage, welche Jahreszeit zum Zeiſigfang die beſte ſei. Wie unwahrſcheinlich es nun auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch Tatſache, daß Liſaweta Prokofjewna ihm am dritten Tage nach dem Zerwürfnis durch den Diener einen Brief ſandte, in dem ſie ihn bat, unbedingt zu ihr zu kommen, worauf Koljá ſich nicht lange zierte und ohne Aufſchub hinging. Nur Aglaja allein ſchien ihm nicht ganz wohlgeneigt zu ſein und behandelte ihn von

oben herab. Gerade ſie aber ſollte er einmal in Erſtaunen ſetzen.

Eines Tages, es war in der Oſterwoche, benutzte Koljá, als ſie einmal allein im Zimmer waren, die Gelegenheit, um ihr einen Brief zu überreichen. Er ſagte nur, es ſei ihm aufgetragen, den Brief zu übergeben. Aglaja maß den »eingebildeten Bengel« mit zornigem Blick vom Kopf bis zu den Füßen, doch Koljá kümmerte ſich weiter nicht um ſie und ging hinaus. Aglaja entfaltete den Brief und las:

»Eines Tages würdigten Sie mich Ihres Vertrauens. Doch vielleicht haben Sie mich jetzt ſchon ganz vergeſſen? Wie komme ich nun darauf, an Sie zu ſchreiben? Ich weiß es nicht; aber ich habe plötzlich ein unbezwingbares Verlangen, Sie, gerade Sie an mich zu erinnern. Wie oft habe ich mich nach Ihrer aller Gegenwart geſehnt, doch von allen dreien ſah ich immer nur Sie vor mir ſtehen. Ich bedarf Ihrer, ich bedarf Ihrer unſäglich. Von mir habe ich Ihnen nichts zu ſchreiben, nichts zu erzählen. Nicht deshalb ſchreibe ich an Sie; ich würde nur unendlich gern Sie glücklich wiſſen. Sind Sie glücklich?
Das iſt alles, was ich Sie fragen wollte.

Ihr Bruder Fürſt Lew Myſchkin.«

Als Aglaja dieſen kurzen und eigentlich recht ſinnloſen Brief zu Ende geleſen hatte, wurde ſie plötzlich dunkelrot, biß ſich dann auf die Lippe und wurde nachdenklich. Ihren Gedankengang wiederzugeben, würde nicht leicht fallen. Unter anderem fragte ſie ſich auch, ob ſie den Brief jemandem zeigen ſolle. Es war ihr doch ein wenig ſo zumute, als ſchämte ſie ſich. Schließlich warf ſie den Brief mit einem ſpöttiſchen und ſeltſamen Lächeln in das Schubfach ihres Tiſchchens.

Am nächſten Tage jedoch nahm ſie ihn von dort heraus und legte ihn in ein dickes, in Leder eingebundenes Buch, wie ſie es mit allen ihren Papieren tat, um ſie »ſchneller zu finden«, wenn ſie ſie ſuchte. Erſt nach einer Woche ſah ſie zufällig auf das Titelblatt des Buches: es ſtand darauf in dicken Lettern: „Don Quijote de la Mancha.“ Aglaja lachte hellauf – der Grund ihres Lachens blieb aber unaufgeklärt. Auch wäre es ſchwer, feſtzuſtellen, ob ſie den Brief jemals den Schweſtern gezeigt hat. Während ſie ihn aber noch las, kam ihr plötzlich der Gedanke: ſollte dieſer eingebildete Bengel vom Fürſten zum Vertrauensmann erkoren ſein, und war er vielleicht gar ſein ſtändiger Korreſpondenzvermittler? Sie beſchloß, Koljá auf den Zahn zu fühlen. Sie ſetzte eine möglichſt geringſchätzige Miene auf und fragte ihn wie von ungefähr, wie er denn zu dieſem Brief gekommen ſei. Doch der ſonſt ſtets empfindliche »Bengel« überſah diesmal ihre Geringſchätzung und erklärte, allerdings ziemlich kurz und trocken, daß er dem Fürſten vor deſſen Abreiſe zwar ſeine ſtändige Adreſſe mitgeteilt und ſeine Dienſte angeboten habe, doch ſei dies der erſte Auftrag, der ihm vom Fürſten zuteil geworden, worauf er als Beweis den Brief hervorzog, den der Fürſt an ihn perſönlich gerichtet hatte. Aglaja wollte den Brief zuerſt nicht leſen, nahm ihn dann aber doch und las folgendes:

»Lieber Koljá, ſeien Sie ſo freundlich und übergeben Sie das beigefügte Schreiben Aglaja Iwanowna. Ich wünſche Ihnen das Beſte.

Ihr Sie liebender Fürſt L. Myſchkin.«

»Es iſt aber doch lächerlich, ſich einem ſo kleinen Bengel anzuvertrauen«, ſagte Aglaja, indem ſie Koljá den Brief zu-

rückgab, in beleidigendem Tone und ging mit verächtlicher Miene an ihm vorüber.

Das aber war denn doch zu empörend für Koljá! Er hatte ſich noch abſichtlich zu dieſem Nachmittage von Ganjá deſſen neue Krawatte ausgebeten, ohne einen Grund anzugeben, und nun wurde er ſo behandelt! Er fühlte ſich tief und grauſam beleidigt.

II.

Es war in den erſten Tagen des Juni, und das Wetter war in Petersburg ſchon ſeit einer ganzen Woche ſehr ſchön. Jepantſchins beſaßen eine prächtige eigene Villa in Pawlowsk.* Eines ſchönen Tages bekam die Generalin Sehnſucht nach dem friſchen Grün des Parks dort draußen, und in zwei Tagen war die Familie übergeſiedelt.

Zwei oder drei Tage darauf traf mit dem Frühzug aus Moskau Fürſt Lew Nikolajewitſch Myſchkin in Petersburg ein. Ihn erwartete niemand; doch als er das Coupé verließ, ſchien es ihm plötzlich, daß ein ſeltſamer, glühender Blick zweier Augen aus der Menge, die ſich auf dem Bahnſteig drängte, ſtarr auf ihn gerichtet wäre. Er ſah genauer hin, doch es war nichts mehr zu ſehen. Natürlich war es ihm nur ſo vorgekommen, wie man zuweilen etwas vor den Augen flimmern ſieht; doch nichtsdeſtoweniger blieb in ihm eine unangenehme Empfindung zurück, die ihn in ſeiner traurigen, nachdenklichen Stimmung noch mehr bedrückte. Der Fürſt ſah unruhig und beſorgt aus.

Er nahm eine Droſchke und ſagte dem Kutſcher, er ſolle ihn zu einem Hotel fahren. In der Nähe der Liteinaja hielt der Kutſcher vor einem mittelmäßigen Gaſthof. Der Fürſt

* Vornehmer Villenort in der Nähe von Petersburg. E. K. R.

ließ ſich zwei Zimmer anweiſen, ſchien es kaum zu bemerken, daß ſie klein, dunkel und ſchlecht möbliert waren, wuſch ſich, kleidete ſich um, verlangte ſonſt nichts und ging eilig wieder fort, als fürchte er, unnütz ſeine koſtbare Zeit zu verlieren oder irgendjemand nicht zu Hauſe anzutreffen.

Hätte ihn jetzt jemand von ſeinen früheren Bekannten geſehen, die ihn vor ſechs Monaten in Petersburg kennengelernt, ſo würden ſie ihn auf den erſten Blick ſehr verändert gefunden haben, und zwar zum Beſſeren verändert. Doch im Grunde genommen war es wohl kaum der Fall. Nur die Kleidung war allerdings ganz anderer Art: ſie war in Moskau gearbeitet, und man ſah ihr ſofort den guten Schneider an; aber ſchließlich wäre auch an ihr etwas auszuſetzen geweſen: es war alles zu ſehr nach der Mode gefertigt, wie es eben alle guten Schneider machen, und das paßte nicht zu einem Menſchen, der ſich dafür nicht im geringſten intereſſierte, ſo daß Lachluſtige bei näherem Betrachten des Fürſten vielleicht Grund zu einem Lächeln gefunden hätten ... Doch worüber lächeln dieſe Leute ſchließlich nicht?

Der Fürſt nahm wieder eine Droſchke und fuhr nach Peski. In der Roſhdeſtwenskijſtraße fand er alsbald ohne Mühe die Hausnummer, die er ſuchte. Zu ſeiner Verwunderung war es ein ſehr hübſches, wenn auch nicht großes Häuschen, das offenbar ſauber und in guter Ordnung gehalten wurde, und an der Straße davor lag ſogar ein kleines Gärtchen, in dem ſchon Blumen blühten. Die Fenſter zur Straße waren geöffnet, und man hörte eine laute Stimme faſt ſchreiend reden, und zwar redete ſie ſo ununterbrochen, daß man glauben konnte, es werde etwas laut vorgeleſen oder eine Rede gehalten, die nur hin und wieder von ſchallendem Gelächter heller, jugendlicher Stimmen übertönt wurde. Der

Fürſt trat auf den Hof, ſtieg eine kleine Treppe zum Flur hinauf und fragte nach Herrn Lebedeff.

»Da iſt er ja, hören Sie ihn denn nicht!« ſagte die Küchenmagd, die mit aufgekrempelten Ärmeln erſchienen war, um ihm die Tür zu öffnen – und ärgerlich wies ſie mit dem Finger auf die Zimmertür.

Dem Fürſten blieb nichts anderes übrig, als durch die bezeichnete Tür einzutreten. Das Beſuchszimmer Lebedeffs war ſehr ſauber und ſogar mit einer gewiſſen Prätention auf Komfort eingerichtet, d. h. in dem nicht hell-, aber auch nicht gerade dunkelblau tapezierten Zimmer befanden ſich ein Sofa, ein runder Tiſch, eine Stutzuhr unter einer Glasglocke, zwiſchen den Fenſtern ein Stehſpiegel, und an dem Ampelhaken in der Mitte der Decke hing an einer Bronzekette ein alter, kleiner Kronleuchter mit Glasprismen. Herr Lebedeff, der mit dem Rücken zur Tür ſtand, durch die der Fürſt eingetreten war, befand ſich wegen der Sommerhitze nur in Hemdsärmeln und Weſte – der Rock war im Zimmer nicht zu ſehen – und redete unter überzeugungsvollen Fauſtſchlägen gegen die eigene Bruſt unaufhaltſam und in hinreißender Begeiſterung. Seine Zuhörer waren: ein etwa fünfzehnjähriger Knabe mit einem luſtigen und nicht dummen Geſicht und einem Buch in der Hand, ein etwa zwanzigjähriges Mädchen in Trauerkleidern mit einem kleinen Kinde im Steckkiſſen auf den Armen, ein dreizehnjähriges Mädchen, gleichfalls in Trauer, das beim Lachen den Mund erſchreckend weit aufriß, und ferner noch ein äußerſt ſeltſamer Zuhörer, der ſich auf dem Sofa ausgeſtreckt hatte, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit einem recht hübſchen Geſicht, mit dichtem, dunklem, ziemlich langem Haar, großen dunklen Augen und einem kleinen Anſatz zu jenem kurz geſchnittenen Backen-

bart, der kaum bis zur halben Wange reicht, wie man ihn zu Anfang des Jahrhunderts trug. Allem Anſcheine nach unterbrach dieſer Zuhörer mitunter den unaufhaltſam redenden Lebedeff, und wahrſcheinlich waren es ſeine Fragen, die das übrige Publikum zu ſchallendem Gelächter reizten.

»Lukjan Timofejewitſch, he, Lukjan Timofejewitſch! Ob der hört, wenn man ihn ruft! So ſeht doch her! ... Da iſt wirklich alles umſonſt!«

Und die Küchenmagd entfernte ſich wütend, indem ſie nur – zum Ausdruck, daß Reden doch vergeblich ſei – mit der Hand abwinkte und vor Ärger ganz rot wurde.

Lebedeff ſah ſich aber doch um und – erſtarrte. Der Anblick des Fürſten überraſchte ihn wie ein Blitzſchlag aus heiterem Himmel. Dann fuhr er ſich an den Kopf und ſtürzte dem Fürſten entgegen, doch auf halbem Wege blieb er wie angewurzelt ſtehen, bis er ſich ſo weit faßte, daß er mit untertänigem Lächeln ſtottern konnte:

»Du–Du–Du–Durchlauchtigſter Fürſt!«

Doch plötzlich, immer noch ohne Faſſungskraft, beſann er ſich eines anderen, wandte ſich zurück und ſtürzte ſich auf das junge Mädchen in Trauer mit dem Säugling auf den Armen, ſo daß dieſe ob der Plötzlichkeit zurückſchreckte. Aber Lebedeff ließ ſie bereits im Stich und ſtürzte ſich auf das dreizehnjährige Mädchen, das in der Tür zum nächſten Zimmer ſich noch die Seiten von der Anſtrengung der letzten Lachſalve hielt, und deſſen Geſicht die Lachfalten noch nicht aufgegeben hatte. Sie zuckte erſchrocken zuſammen, als der Vater ſie ſo anfuhr, und ſtürzte davon, in die Küche, während Lebedeff hinterdrein wie in Berſerkerwut mit den Beinen trampelte und drohend die Fauſt hob. Doch da begegnete er zufällig dem Blick des Fürſten, der ihn ganz verlegen

anſah, und er beeilte ſich, ſeine Handlungsweiſe zu rechtfertigen:

»Um–um–um Ehrerbietung beizubringen, he–he–he...«

»Aber wozu ...« wollte der Fürſt beginnen, doch ſchon unterbrach ihn Lebedeff.

»Sofort, ſofort, ſofort ... wie 'n Wirbelwind bin ich wieder da!«

Und er verſchwand im Handumdrehen aus dem Zimmer. Der Fürſt blickte verwundert das junge Mädchen, den Knaben und den jungen Mann auf dem Sofa an: alle lachten. Da mußte auch der Fürſt lächeln.

»Er will ſich nur den Rock anziehen«, ſagte der Knabe.

»Wie fatal, daß er ...« ſagte der Fürſt, »ich wollte mich ihm ... Sagen Sie, iſt er ...«

»Betrunken, meinen Sie?« rief der junge Mann vom Sofa. »Keine Spur! Nur ſo ſeine drei, vier Gläschen wird er gekippt haben, nun, ſagen wir fünf, höchſtens, aber das iſt doch nur der Diſziplin halber, um in der Übung zu bleiben.«

Der Fürſt wollte ſich der Stimme auf dem Sofa zuwenden, doch da begann das junge Mädchen mit dem aufrichtigſten Ausdruck in ihrem lieblichen, ſympathiſchen Geſicht zu ſprechen.

»Morgens trinkt er niemals viel; wenn Sie mit ihm etwas Geſchäftliches zu beſprechen haben, ſo reden Sie nur; jetzt iſt die beſte Zeit dazu. Nur des Abends, wenn er nach Hauſe kommt, iſt er etwas ... aber dann weint er gewöhnlich und lieſt uns bis in die Nacht hinein aus der Bibel vor. Unſere Mutter iſt vor fünf Wochen geſtorben.«

»Hören Sie, er iſt ja nur fortgelaufen, weil er noch nicht genau weiß, was er Ihnen antworten ſoll!« lachte der junge

Mann auf dem Sofa. »Ich könnte wetten, daß er Ihnen ein X für ein U vormachen will und ſich gerade jetzt den Verfahrungsmodus überlegt.«

»Fünf Wochen! Vor genau fünf Wochen!« griff Lebedeff, der ſchon wieder zurückkehrte, die letzten Worte ſeiner Tochter auf und blinzelte betrübt mit den Augen, während er aus der Rocktaſche das Schnupftuch hervorzog, um ſeine Tränen abzuwiſchen. »Waiſen ſind wir! Ganz verwaiſt!«

»Aber, Papa, weshalb haben Sie denn dieſen alten Rock angezogen? Der hat ja Löcher!« ſagte das junge Mädchen, »hier hinter der Tür hängt doch Ihr neuer Rock, haben Sie ihn denn nicht geſehen?«

»Schweig ſtill, du Heuſchrecke!« ſchrie Lebedeff ſie an. »Biſt du wohl . . .« und wieder ſtampfte er drohend mit den Füßen.

Doch diesmal lachten alle ſchallend auf.

»Was erſchrecken Sie mich, ich bin doch nicht Tanjá, die gleich wegläuft! So können Sie noch Ljubotſchka aufwecken und die kann noch Krämpfe bekommen ... was ſchreien Sie denn!«

»Pſt-pſt-pſt! Pfeffer auf deine Zunge!« flüſterte Lebedeff ganz entſetzt, ſchlich auf den Fußſpitzen zum jungen Mädchen, das das Kind hielt, und bekreuzte das kleine Ding mehrmals mit ängſtlicher Miene. »Gott behüte uns davor! Gott behüte! Das iſt ja doch mein eigener Säugling, müſſen Sie wiſſen, meine Tochte Ljubow«, wandte er ſich an den Fürſten, »geboren in der geſetzmäßigſten Ehe von meiner jüngſt verſchiedenen Gattin Helena, die bei der Geburt das Leben ließ. Und dieſe Kiebitzin hier iſt meine Tochter Wjera, in Trauer, wie Sie ſehen ... dieſer aber, dieſer dort, oh, dieſer ...«

»Na was, kommſt mit Worten zu kurz?« rief der junge Mann lachend dazwiſchen. »Fahr nur fort, genier' dich nicht.«

»Euer Durchlaucht!« rief Lebedeff plötzlich wie aus der Piſtole geſchoſſen aus und mit einer Stimme, die faſt überklappte. »Haben Sie von der Ermordung der Familie Shemarin in den Zeitungen zu leſen geruht?«

»J ... ja«, ſagte der Fürſt etwas verwundert.

»Nun, dann ſehen Sie hier: das iſt der leibhaftige Mörder der Familie Shemarin, er ſelbſt, er ſelbſt!«

»Was! Was reden Sie?« Der Fürſt war ganz verdutzt.

»Das heißt, allegoriſch geſprochen, ein zukünftiger zweiter Mörder einer zukünftigen zweiten Familie Shemarin, wenn ſich eine ſolche nochmals irgendwo finden ſollte. Dazu bereitet er ſich vor ...«

Alle lachten. Dem Fürſten kam es in den Sinn, daß Lebedeff vielleicht tatſächlich nur deshalb ſo viel ſprach und ſchrie, weil er ſeine Fragen vorausſah und nur Zeit gewinnen wollte, um ſich ſeine Antworten zu überlegen.

»Er revoltiert! Er ſtiftet ganze Verſchwörungen an!« ſchrie Lebedeff, als befände er ſich in einer Wut, die jede Selbſtbeherrſchung ausſchloß. »Nun, wie kann ich denn, nun, habe ich denn überhaupt das Recht, ein ſolches Läſtermaul, einen ſolchen, man kann ſchon ſagen – Wüſtling und Auswurf des Menſchengeſchlechts, eine ſolche Kreatur als meinen leiblichen Neffen, als den einzigen Sohn meiner Schweſter Aniſſja, der Seligen, anzuerkennen?«

»Na, weißt du, jetzt kannſt du aber auch aufhören, Alter! Werden Sie es glauben, Fürſt, jetzt iſt es ihm eingefallen, ſich mit der Advokatur zu befaſſen: er ſpielt den Verteidiger vor Gericht, und ſo redet er auch zu Hauſe mit ſeinen Kindern nur noch im Deklamatorenſtil. Vor fünf Tagen hat er

vor dem Friedensrichter plädiert, und was glauben Sie wohl, weſſen Verteidigung er übernommen hatte? Nicht die des alten Weibes, das ihn hier gebeten und angefleht und das ein alter Wucherer kahl geſtohlen hat – fünfhundert Rubel, ihr ganzes Vermögen, hat ſich der Kerl eingeſackt – o nein, ſondern die des Wucherers, Saidler mit Namen, irgend ſo ein Jüdchen, weil der Kerl ihm fünfzig Rubel zu geben verſprochen hat...«

»Fünfzig Rubel, wenn ich gewinne, und nur fünf, wenn ich verliere«, erklärte Lebedeff plötzlich mit einer ganz anderen Stimme, als er bisher geſprochen hatte, mit einer ſo zahmen, als hätte er nie geſchrien.

»Na, natürlich iſt er durchgefallen, es iſt ja doch nicht mehr die gute alte Zeit, man hat ſich nur krank gelacht über ihn. Aber er iſt doch ungeheuer zufrieden mit ſich ſelbſt und ſeiner Leiſtung. ‚Bedenken Sie', hat er geſagt, ‚bedenken Sie, meine hochverehrten Herren Richter, ohne Anſehen der Perſon, wollte ſagen, ganz unparteiiſch, daß dieſer armſelige Greis, dem die Füße ſchon den Dienſt verſagen, und der von ehrlicher Arbeit lebt, daß er ſomit ſein letztes Stück Brot verlieren würde! Gedenket der weiſen Worte des Gebers aller Geſetze: Es walte die Milde im Gericht!' – Und was glauben Sie, dieſe Rede hält er an jedem Morgen, den Gott werden läßt, vor der verſammelten Familie, Wort für Wort, wie er ſie dort gehalten hat. Heute war's ſchon das fünftemal; kurz bevor Sie kamen, redete er wieder, dermaßen hat er ſich in ſie verliebt. Leckt ſich die Lippen ab vor lauter Gefallen an ſich ſelbſt. Und nun bereitet er ſich vor, wieder irgendjemand zu verteidigen... Sie ſind, glaube ich, Fürſt Myſchkin? Koljá hat mir ſchon von Ihnen erzählt; einen klügeren Menſchen als Sie habe er noch nie angetroffen,

und es gäbe einen ſolchen auch wohl in der ganzen Welt nicht...«

»Stimmt! Stimmt! gibt's auch nicht!« mußte Lebedeff ſofort beſtätigen ...

»Na, was dieſer ſagt, das brauchen Sie nicht zu glauben, jedes Wort von ihm iſt eine Lüge. Der eine liebt Sie und dieſer will Ihnen bloß ſchmeicheln. Was nun mich betrifft, ſo habe ich durchaus nicht die Abſicht, Ihnen Schmeicheleien zu ſagen, das ſei vorausgeſchickt. Aber Sie ſind doch immerhin ein vernünftig denkender Menſch, – ſeien Sie jetzt mal unſer Richter, und ſchlichten Sie unſeren Streit. Na, du, willſt du, daß der Fürſt entſcheide?« wandte er ſich an den Onkel. »Ich bin ſogar ſehr froh darüber, daß Sie uns in den Weg gelaufen ſind, Fürſt.«

»Gut! Ich bin einverſtanden!« rief Lebedeff entſchloſſen aus und ſah ſich unwillkürlich nach dem Publikum um, das wieder heranzurücken begann.

»Was haben Sie denn hier zu ſchlichten?« fragte der Fürſt ſtirnrunzelnd.

Sein Kopf tat ihm weh, und zudem fühlte er mit jedem Augenblick deutlicher, daß Lebedeff ihn betrog und ſehr froh darüber war, daß er die Ausſprache hinausſchieben konnte.

»Alſo, die Sache verhält ſich ſo: Ich bin ſein Neffe, das iſt ſeltſamerweiſe nicht gelogen, wenn auch ſonſt alles gelogen iſt. Ich bin Student, habe aber das Studium nicht beendet, doch will und werde ich es unfehlbar beenden, denn ich habe Charakter. Vorläufig aber nehme ich, um leben zu können, eine Anſtellung an der Eiſenbahn für fünfundzwanzig Rubel monatlich an. Ich geſtehe freiwillig und gebe zu, daß er mir zwei- oder dreimal bereits geholfen hat. Nun beſaß ich zwanzig Rubel, und die habe ich jetzt verſpielt. Werden Sie es

glauben, Fürſt, ich war tatſächlich ſo gemein, ſo unendlich dumm, daß ich ſie verſpielte?...«

»Und noch an einen Schurken, an einen Schurken, den er gar nicht hätte bezahlen dürfen!« ſchrie Lebedeff.

»Ja, an einen Schurken, den man jedoch nichtsdeſtoweniger bezahlen muß«, fuhr der junge Mann fort. »Daß er aber ein Schurke iſt, kann auch ich bezeugen, und zwar nicht etwa deshalb, weil er dich mal geprügelt hat. Das iſt nämlich, müſſen Sie wiſſen, ein heruntergekommener ehemaliger Offizier, ein verabſchiedeter Unterleutnant aus Rogoſhins Bande, der jetzt Unterricht im Fauſtkampf erteilt und ſich einen meiſterhaften Boxer nennt. Jetzt, nachdem Rogoſhin die Kerle zum Deubel gejagt hat, treiben ſie ſich brotlos in der Stadt umher. Doch was das dümmſte dabei iſt: das iſt, daß ich ſchon ohnehin wußte, wer er war, – nämlich ein Schurke und Spitzbube und Taſchendieb – und mich dennoch hinſetzte und mit ihm zu ſpielen begann, und daß ich, als ich den letzten Rubel verſpielte – wir ſpielten ein Haſardſpiel – bei mir dachte: Verliere ich ihn, ſo gehe ich zu Onkel Lukjan, mache ihm meinen Bückling – er wird mir ſchon Geld geben. Sehen Sie, das war eben die Gemeinheit, ja, das war wirklich eine Gemeinheit, das gebe ich zu. Das war ſchon ganz bewußte Niedertracht!«

»Jawohl, das war ſchon ganz bewußte Niedertracht!« beſtätigte Lebedeff.

»Na, triumphier' nur nicht, wart' noch ein bißchen damit!« rief der Neffe gekränkt dem Onkel zu. »Er freut ſich noch! Ich kam alſo zu ihm, Fürſt, hierher in dieſes Haus und geſtand ihm alles: Sie ſehen, ich handelte edel, denn ich habe mich ſelbſt nicht geſchont; ich beſchimpfte mich vor ihm, wie ich nur konnte – hier ſind die Zeugen. Um nun die Stelle bei

der Eiſenbahn antreten zu können, muß ich mich vorher doch einigermaßen equipieren, ich bin ja doch ganz zerlumpt. Da, ſehen Sie nur die Stiebel! So kann ich mich doch nicht dort einfinden, das geht doch nicht – finde ich mich aber nicht ein, nun, ſo erhält die Stelle eben ein anderer, und ich ſitze dann wieder auf dem Äquator und kann warten, bis ich eine neue Stelle finde. Jetzt bitte ich ihn im ganzen nur um fünfzehn Rubel und verſpreche ihm hoch und heilig, daß ich fernerhin niemals mehr einen Pumpverſuch bei ihm machen und zweitens innerhalb der drei erſten Monate ihm die ganze Schuld bezahlen werde –, ich aber pflege mein Wort zu halten! Was verlangt alſo der Menſch eigentlich? Ich kriege es ſchon fertig, ganze Monate nur von Brot und Kwaß zu leben, denn, wie geſagt, ich habe Charakter. Für drei Monate Dienſt erhalte ich fünfundſiebzig Rubel. Mit dem Früheren zuſammen ſchulde ich ihm ſumma ſummarum nur fünfunddreißig Rubel, folglich kann ich ihm die Schuld bezahlen, ich habe dann was, womit! Na, und wenn er Prozente haben will, ſo zahle ich ſie ihm auch, hol's der Deubel! Kennt er mich denn etwa noch nicht? Bin ich ihm denn ein Fremder? Fragen Sie ihn doch, Fürſt, ob ich nicht alles ehrlich bezahlt habe, was er mir früher gepumpt hat? Weshalb will er mir denn jetzt nichts mehr pumpen? Es ärgert ihn, daß ich dem Leutnant die Spielſchuld bezahlt habe, das iſt der ganze Grund! Sehen Sie, ſo iſt dieſer Menſch, – weder ſich noch anderen wird etwas gegönnt!«

»Und er geht nicht fort!« rief Lebedeff aus, klagend und empört zugleich. »Hat ſich hier feſtgeſetzt und geht nicht fort!«

»Ich habe dir doch gleich geſagt: ich gehe nicht eher fort, als bis du gibſt. Sie ſcheinen zu lächeln, Fürſt? Sie finden wohl, daß ich im Unrecht bin?«

»Ich lächle nicht, doch meiner Meinung nach ſind Sie allerdings ein wenig im Unrecht«, ſagte der Fürſt zögernd. Dieſes ganze Geſpräch behagte ihm ſehr wenig.

»Na, ſprechen Sie es doch ruhig aus, daß ich ganz und gar im Unrecht bin, Winkelzüge ſind hier nicht angebracht: was heißt das – ‚ein wenig'!«

»Nun, ja, wenn Sie wollen: Sie ſind ganz und gar im Unrecht.«

»Wenn ich will! Lachhaft! Aber glauben Sie denn wirklich, ich wüßte nicht, daß es verfänglich iſt, ſo vorzugehen, das Geld gehört doch ihm, ſein freier Wille gleichfalls; meinerſeits aber läuft es ſchließlich auf einen Erpreſſungsverſuch hinaus. Aber Sie, Fürſt ... kennen das Leben nicht! Wenn man dieſe Leute nicht zwingt, kommt nichts Geſcheites aus ihnen heraus. Man muß ſie belehren, ſie zwingen. Mein Gewiſſen iſt doch rein; nach meinem Gewiſſen bringe ich ihm keinen Schaden, ſondern gebe ihm noch die Prozente zu verdienen. Eine moraliſche Genugtuung hat er gleichfalls durch mich gehabt: er hat meine Erniedrigung geſehen. Was verlangt er alſo noch? Wozu wird er denn überhaupt taugen, wenn er nicht wenigſtens in dieſer Weiſe der Menſchheit Nutzen bringt? Und erlauben Sie mal, wie treibt er's denn ſelbſt? Fragen Sie mal, was er mit anderen Leuten tut, wie er denen das Fell über die Ohren zieht! Wie iſt er denn zu dieſem Hauſe hier gekommen? Und ich wette meinen Kopf, daß er auch Sie bereits betrogen und ſich auch ſchon überlegt hat, wie er Sie noch mehr betrügen kann! Sie lächeln – Sie glauben mir nicht?«

»Ich glaube, daß das nicht ganz zur Sache gehört«, bemerkte der Fürſt.

»Ich liege hier ſchon den dritten Tag, und was habe ich

hier nicht ſchon alles zu ſehen bekommen!« rief der junge Mann, ohne die Bemerkung des Fürſten weiter zu beachten. »Denken Sie ſich nur, Fürſt, er verdächtigt dieſen Engel, dieſes reizende junge Mädchen dort, meine leibliche Kuſine und ſeine leibliche Tochter – unerlaubter Beziehungen und vermutet in jeder Nacht liebe Freunde in ihrem Zimmer! Überall ſchnüffelt er nach Liebhabern herum, ſelbſt hierher zu mir ſchleicht er ſich des Nachts und ſucht ſogar unter dem Sofa nach einem Eindringling. Er iſt verrückt geworden, vor lauter Mißtrauen, in jeder Ecke glaubt er Diebe zu ſehen. In der Nacht ſpringt er alle fünf Minuten aus dem Bett, um bald die Fenſter, bald die Türen zu unterſuchen, ob auch alles hübſch feſt iſt, ſogar in den Ofen ſteckt er den Kopf hinein, und das wiederholt ſich ungefähr ſiebenmal in einer Nacht. Vor Gericht verteidigt er Spitzbuben, um dann in der Nacht den Himmel um Schutz vor ihnen anzuflehen; dann kniet er hier in dieſem Zimmer nieder, ſchlägt mit der Stirn auf den Fußboden und betet und bittet. Herr des Himmels, wenn Sie wüßten, für wen alles er hier betet! Natürlich unter der Einwirkung des Alkohols. Sogar für die Seele der Gräfin Dubarry! – ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, glauben Sie mir! Koljá hat es gleichfalls gehört. Er iſt ja doch total übergeſchnappt, ich verſichere Ihnen!«

»Sehen Sie, hören Sie, wie er mich verleumdet, Fürſt!« ſchrie Lebedeff, ganz rot im Geſicht und entſchieden aus der Faſſung gebracht. »Ob er aber auch das erzählt, wie ich Trunkenbold und Herumtreiber, ich Räuber und Miſſetäter dieſes Läſtermaul als Säugling in Windeln gewickelt, in der kleinen Kinderwanne gebadet, wie ich bei meiner verwitweten Schweſter Aniſſja, die ebenſo arm war wie ich, ganze Nächte aufgeſeſſen habe, ohne auch nur ein Auge zuzudrücken, wie

ich ſie beide gepflegt habe – denn beide waren ſie krank –, wie ich beim Hausknecht Holz geſtohlen, wie ich ihm Wiegenlieder geſungen und zu ſeiner Erheiterung mit den Fingern geſchnippt habe, alles mit leerem Magen – ob er das wohl auch erzählt? Da habe ich jetzt den Dank dafür, daß ich ſeine Amme geweſen bin, da ſitzt jetzt das Produkt und lacht mich alten Mann noch aus! Was kümmert's dich, wenn ich wirklich einmal für die Gräfin Dubarry ein Kreuz ſchlage? Ich werde Ihnen ſagen, Fürſt, vor vier Tagen las ich zum erſtenmal die Biographie der Dubarry im Lexikon. Weißt du auch überhaupt, wer ſie war, dieſe Dubarry? Sprich, weißt du's oder weißt du's nicht?«

»Na, du hältſt dich wohl für den einzigen, der's weiß?« brummte der junge Mann ſpöttiſch, aber doch etwas unbehaglich.

»Das war eine ſolche Gräfin, daß ſie, als ſie erſt aus dem Straßenſchmutz heraus war, an Stelle einer Königin regierte, und die eine große Kaiſerin mit einem eigenhändigen Schreiben mit ‚ma cousine' anredete. Jawohl, ja! Und der Kardinal, der päpſtliche Nuntius, erbot ſich beim lever-du-roi (weißt du auch, was das iſt ‚lever-du-roi'?) die ſeidenen Strümpfchen über ihre bloßen Füßchen zu ziehen, eigenhändig, er, der päpſtliche Nuntius und Kardinal – ſo ein großes Tier! – und er rechnete ſich das noch zur Ehre an! Wußteſt du das? Ich ſehe es ja ſchon an deinem Geſicht, daß du davon keinen Schimmer hatteſt! Nun, und wie iſt ſie geſtorben? Antworte, wenn du's weißt!«

»Ach, hör' auf! Scher' dich weg!«

»Geſtorben aber iſt ſie ſo, daß ſie, dieſe Herrſcherin, nach aller Macht und allem Glanz und allen Ehren, daß ſie, die ſchließlich doch nichts verbrochen hatte, zur Freude der Pariſer

Marktweiber von dem Henker auf die Guillotine geſchleppt wurde und ſelbſt vor Angſt überhaupt nicht begriff, was mit ihr geſchah. Sie ſieht nur, daß er ihren Kopf unter das Meſſer drückt und ihr noch Püffe und Stöße verſetzt, jene aber lachen. Und da ſchreit ſie in ihrer Todesangſt: ‚Encore un moment, monsieur le bourreau, encore un moment!‘, das heißt ſoviel, wenn du's wiſſen willſt, wie: ‚Noch einen Augenblick, Herr Henker, noch einen Augenblick!‘ Und für dieſen einen Augenblick wird ihr Gott der Herr vielleicht auch noch alles vergeben, denn eine größere misère der Menſchenſeele kann man ſich kaum vorſtellen. Weißt du überhaupt, was dieſes Wort ‚misère‘ bedeutet? Nun ſieh, jetzt habe ich dir erläutert, was es bedeutet? Ich ſage dir, als ich von dieſem einen moment las, war mir's, als hätte man mir das Herz mit einer Kneifzange feſtgeklemmt. Und was kümmert das dich, du Wurm, daß ich auch ſie, die große Sünderin, in mein Gebet eingeſchloſſen habe? Vielleicht habe ich es nur deshalb getan, weil ſeit ihrem Hinſcheiden noch niemand auf dem ganzen Erdenrund für ſie gebetet hat oder auch nur daran gedacht hat, für ſie zu beten. Wird es ihr doch in jener Welt ſicher angenehm ſein, zu hören, daß ſich ein ebenſo großer Sünder wie ſie gefunden hat, der wenigſtens einmal auf Erden für ſie gebetet hat. Was lachſt du? Du glaubſt mir nicht, Atheiſt! Was kannſt du wiſſen! Und dabei haſt du mich noch falſch verſtanden, obſchon du gewiſſenlos genug geweſen biſt, mich zu belauſchen: ich habe nicht nur für die Gräfin Dubarry gebetet, ſondern wortwörtlich ſo wie folgt: ‚Erbarme dich, Vater, der Seele der Gräfin Dubarry, der großen Sünderin, wie der Seelen aller, die ihr gleichen!‘ – das aber iſt etwas ganz anderes! Denn ſolcher Sünderinnen und Beiſpiele der Wandelbarkeit Fortunas, ſolcher Menſchen,

die viel gelitten haben, hat es in der Welt allerorten unzählige gegeben, und ſie alle winden ſich jetzt in der Höllenpein und ſtöhnen und warten! Aber damit habe ich ja doch auch für dich und deinesgleichen Gott den Herrn um Gnade angefleht, für ganz genau ſolche unverſchämten Läſtermäuler und unverfrorenen Frechlinge, wie du einer biſt, das ſchreib' dir hinter die Ohren, wenn du dich ſchon mal ſo weit verirrt haſt, daß du mich belauſcht haſt, wenn ich bete...«

»Na, aber jetzt hör' auf, Schluß! Bet' für wen du willſt, hol' dich der Deubel!« unterbrach ihn der Neffe ärgerlich. »Er iſt ja doch ein beleſener Mann, wußten Sie das ſchon, Fürſt?« ſagte er dann plötzlich mit einem gewiſſermaßen betretenen Lächeln. »Er iſt ja jetzt ohne irgend ſo ein Memoirenbüchelchen gar nicht mehr denkbar.«

»Ihr Onkel iſt jedenfalls ... kein herzloſer Menſch«, bemerkte halb wider Willen der Fürſt, dem der junge Mann auf dem Sofa durchaus nicht gefiel.

»Oh, ihn zu loben iſt gefährlich! Mit ſolchen Bemerkungen können Sie ihn ja noch ganz verrückt machen! Sehen Sie, da hat er ſchon wieder die Hand aufs Herz gepreßt und den Mund zum »O« geformt. Iſt in Geſchmack gekommen. Herzlos iſt er gerade nicht, dafür aber gerieben, das iſt der Jammer. Zudem iſt er jetzt noch dem Alkohol ergeben, da hat er denn ſo ein paar Schrauben verloren, wie es ſchließlich jedem paſſiert, der jahrelang keinen nüchternen Tag ſieht. Seine Kinder liebt er, das muß man ihm laſſen, ſeine Frau hat er ſehr geachtet ... Sogar mich hat er gern, und was glauben Sie, er hat mich ſogar im Teſtament bedacht, bei Gott, er will auch mir etwas hinterlaſſen!«

»N–nichts hinterlaſſe ich dir!« ſchrie Lebedeff in grimmiger Erbitterung.

»Hören Sie, Lebedeff«, wandte ſich der Fürſt feſt und entſchloſſen an ihn, indem er dem jungen Mann den Rücken zukehrte, »ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Sie ein guter Geſchäftsmann ſind, wenn Sie es ſein wollen ... Ich habe ſehr wenig Zeit, und wenn Sie jetzt ... Verzeihung, wie iſt Ihr Vorname und Ihr Vatername? Ich habe es im Augenblick ...«

»Ti–ti–Timofej.«

»Und?«

»Lukjanowitſch.«

Alle Anweſenden brachen in ſchallendes Gelächter aus.

»Er lügt ja!« ſchrie der Neffe. »Auch dabei muß er lügen! Er heißt ja gar nicht Timofej Lukjanowitſch, Fürſt, ſondern Lukjan Timofejewitſch! Na, ſag' doch, weshalb haſt du denn wieder gelogen? Kann es dir denn nicht ganz egal ſein, ob du Lukjan oder ob du Timofej heißt, und was macht ſich ſchließlich der Fürſt daraus? Glauben Sie mir, Fürſt, ihm iſt das Lügen ſo zur Gewohnheit geworden, daß er überhaupt kein wahres Wort mehr reden kann, ich verſichere Sie!«

»Iſt es wahr?« fragte der Fürſt ungeduldig.

»Lukjan Timofejewitſch, allerdings«, beſtätigte der verlegen gewordene Lebedeff, indem er ſchuldbewußt die Augen niederſchlug und die Hand auf das Herz preßte.

»Ja, warum tun Sie denn das, ach Gott!«

»Aus ... zur Selbſterniedrigung«, flüſterte Lebedeff, der immer ſchuldbewußter den Kopf hängen ließ.

»Wo iſt denn hier Selbſterniedrigung! Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt Koljá finden könnte!« ſagte der Fürſt ſtirnrunzelnd und wandte ſich zur Tür, um fortzugehen.

»Ich werde es Ihnen ſagen, wo Koljá iſt«, rief der junge Mann.

»Ni–ni–nicht doch!« fuhr Lebedeff entſetzt dazwiſchen.

»Koljá hat hier übernachtet, und am Morgen begab er ſich auf die Suche nach ſeinem General, den Sie, Fürſt, aus dem Schuldgefängnis ausgekauft haben, wozu und weshalb, mag Gott wiſſen. Der General aber verſprach geſtern noch, zur Nacht herzukommen, iſt aber bis jetzt noch nicht erſchienen. Es iſt anzunehmen, daß er im Gaſthaus ‚Zur Wage‘ die Nacht verbracht hat. Koljá wird alſo entweder dort ſein – das iſt hier in nächſter Nähe – oder in Pawlowsk bei Jepantſchins. Geld hatte er und hinfahren wollte er ſchon geſtern. Alſo entweder in der ‚Wage‘ oder in Pawlowsk.«

»In Pawlowsk, in Pawlowsk, verſteht ſich! ... Wir aber, wir wollen ins Gärtchen gehen, hier, hier, wenn ich bitten darf, und ... ein Täßchen Kaffee zu uns nehmen ...«

Lebedeff hatte den Fürſten ſchon am Ärmel gefaßt und zog ihn fort.

Sie traten aus dem Hauſe, gingen über den kleinen Hof und gelangten zu einem Gartenpförtchen, das Lebedeff aufſchloß. Vor ihnen lag ein ſehr netter, wenn auch nur ſehr kleiner Garten, deſſen Bäume dank dem warmen Wetter ſchon hellgrüne Blätter hatten. Lebedeff führte den Fürſten zu einer grünen Bank, vor der auf einem eingerammten Pfoſten ein gleichfalls grün angeſtrichener Tiſch ſtand. Er bat den Fürſten, Platz zu nehmen, und ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber. Eine Minute ſpäter wurde auch ſchon der Kaffee gebracht. Der Fürſt lehnte nicht ab. Lebedeff fuhr fort, ihn mit ergebenen, doch gierig-neugierigen Blicken zu betrachten.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie ein ſo nettes Haus beſitzen«, ſagte der Fürſt in dem Tone eines Menſchen, der an etwas ganz anderes denkt, nicht aber an das, was er ſpricht.

»W–waiſen ...« ſtotterte Lebedeff erſchrocken, brachte aber nichts mehr hervor, als das eine Wort, da ihm Schweigen ratſamer erſchien.

Der Fürſt blickte zerſtreut vor ſich hin und hatte ſeine Frage natürlich ſchon längſt vergeſſen. Das Schweigen dauerte eine ganze Weile. Lebedeff beobachtete ihn und wartete.

»Nun, was?« ſagte der Fürſt, gleichſam erwachend. »Ach ſo! Ja, Sie wiſſen es doch ſelbſt, Lebedeff, um was es ſich handelt. Ich bin auf Ihren Brief hin gekommen. Alſo reden Sie.«

Lebedeff ſenkte ganz verwirrt den Blick, wollte etwas ſagen, ſchloß aber wieder den Mund, ohne eine Silbe hervorgebracht zu haben. Der Fürſt wartete und ein trauriges Lächeln glitt über ſein Geſicht.

»Ich glaube Sie ſehr gut zu verſtehen, Lukjan Timofejewitſch: Sie haben mich ganz einfach nicht erwartet. Sie dachten wohl nicht, daß ich mich auf Ihre erſte Benachrichtigung hin aufmachen und meine Einöde verlaſſen würde, und ſo ſchrieben Sie nur zur Beruhigung Ihres Gewiſſens. Und da bin ich nun plötzlich hier eingetroffen. Doch nun genug, hören Sie jetzt auf mit dem Betrügen. Zweien Herren kann man nicht zu gleicher Zeit dienen. Rogoſhin iſt ſchon ſeit drei Wochen hier, ich weiß alles. Haben Sie inzwiſchen Zeit gehabt, ſie ihm wieder zu verkaufen, wie damals? Sagen Sie die Wahrheit.«

»Das Ungeheuer hat ja doch von ſelbſt alles erfahren, ganz von ſelbſt!«

»Schelten Sie ihn nicht. Er hat Sie freilich nicht gut behandelt ...«

»Verprügelt hat er mich, verprügelt hat er mich!« fiel ihm Lebedeff erregt ins Wort. »Und in Moskau hat er mich noch

mit einem Hunde gehetzt, die ganze Straße entlang, mit einer Windhündin, einer wütenden Beſtie!«

»Sie ſcheinen mich für ein kleines Kind zu halten, Lebedeff. Sagen Sie: Hat ſie ihn wirklich im Ernſt verlaſſen, jetzt, in Moskau?«

»Im Ernſt, im Ernſt, und wieder faſt vom Altar fort. Jener zählte ſchon die Minuten, ſie aber entfloh hierher, direkt zu mir. ‚Rette mich, beſchütze mich, Lukjan, und auch dem Fürſten ſag' kein Wort' ... Sie fürchtet Sie jetzt noch mehr als ihn, Fürſt, und darin liegt – hohe Weisheit!«

Und Lebedeff tippte ſich bedeutſam mit dem Finger vor die Stirn.

»Und jetzt haben Sie ſie wieder zuſammengeführt?«

»Durchlauchtigſter Fürſt, wie hätte ich ... wie hätte ich das verhindern können!«

»Nun, genug, ich werde ſchon ſelbſt alles erfahren. Sagen Sie nur – wo iſt ſie jetzt? Bei ihm?«

»O nein! Denkt nicht dran! Gehört ſich noch ganz allein, ſich ſelbſt! ‚Ich bin vollkommen frei', ſagt ſie, und wiſſen Sie, Fürſt, darauf beſteht ſie! ‚Ich bin', ſagt ſie, ‚noch vollkommen frei!' Sie wohnt jetzt immer noch auf der Petersburger Seite im Hauſe meiner Schwägerin, wie ich Ihnen ſchrieb.«

»Und iſt ſie auch jetzt dort?«

»Auch jetzt, wenn ſie bei dem ſchönen Wetter nicht nach Pawlowsk gefahren iſt, zu Darja Alexejewna, die dort eine Villa beſitzt! ‚Ich bin noch vollkommen frei, noch vollkommen frei, noch vollkommen frei,' ſagt ſie. Noch geſtern hat ſie Nikolai Ardalionytſch, dem Koljä, viel von ihrer Freiheit erzählt. Brüſtet ſich damit. 'n ſchlechtes Zeichen!«

Und Lebedeff lächelte.

»Iſt Koljá oft bei ihr?«

»Oh, der iſt leichtſinnig und unvernünftig und obendrein noch nicht einmal verſchwiegen!« lenkte Lebedeff ab.

»Sind Sie oft bei ihr geweſen?«

»Jeden Tag, jeden Tag.«

»Alſo auch geſtern?«

»N–nein, vor vier Tagen zum letztenmal.«

»Wie ſchade, daß Sie heute etwas zuviel getrunken haben, Lebedeff! Ich hätte ſie ſonſt etwas gefragt ...«

»Ni–ni–nicht die Spur, nicht die Spur!«

Lebedeff war ganz Ohr.

»Sagen Sie, wie war ſie, als Sie ſie verließen?«

»S–ſu–ſuchend ...«

»Suchend?«

»Ja, ſo, als ob ſie immer etwas ſuchte, als hätte ſie etwas verloren. Von der Heirat darf man überhaupt nicht reden, ſie faßt es als Beleidigung auf. Selbſt der Gedanke daran iſt ihr ekelhaft geworden. An ihn denkt ſie nicht mehr – und nicht mehr jedenfalls als etwa an ein Apfelſinenſchalenſtückchen, das heißt ſelbſtverſtändlich – bedeutend mehr, ſogar mit Furcht und Entſetzen, verbietet ſtrengſtens, von ihm auch nur zu ſprechen, und ſie ſehen ſich auch nur dann, wenn es durchaus nötig iſt ... und er empfindet das ſogar ſehr! Doch was! – was geſchehen muß, wird geſchehen! ... Unruhig iſt ſie, ſpöttiſch, doppelzüngig, zänkiſch ...«

»Doppelzüngig, zänkiſch??«

»Jawohl. Viel fehlte nicht, und ſie wäre mir das letztemal, als ich dort war, in die Haare gefahren, wegen eines Geſpräches. Ich wollte ſie mit der Offenbarung St. Johannis wieder herſtellen.«

»Was?« Der Fürſt glaubte, ſich verhört zu haben.

»Sie iſt nun einmal eine Dame mit unruhigem Geiſt. Hehe! Und wie ich beobachtet habe, gar zu geneigt zu ernſten, wenn auch abſtrakten Geſprächen. So was liebt ſie und faßt ſolche Geſpräche als Beweis von Hochachtung auf. Jawohl. Ich aber bin in der Auslegung der Apokalypſe eine Kompetenz und befaſſe mich damit ſchon ſeit fünfzehn Jahren. Sie war ſogar ganz meiner Meinung, daß wir jetzt beim dritten Roſſe ſtehen, bei dem Rappen, und bei dem Reiter mit dem Maß in der Hand, da doch heutzutage alles nach Maß und Vertrag geht und jeder Menſch nur ſein eigenes Recht ſucht: ‚ein Maß Weizen für einen Denar und drei Maß Gerſte für einen Denar‘, wie es in der Heiligen Schrift geſchrieben ſteht ... und dabei wollen ſie noch freien Geiſt und reines Herz und geſunden Körper und alle guten Gaben Gottes behalten und bewahren. Das aber können und werden ſie nicht, wenn ſie das Recht ſo auffaſſen, und hierauf folgt das fahle Roß und der, deſſen Name iſt Tod, und dann folgt ſchon die Hölle... Darüber disputieren wir nun, wenn wir zuſammenkommen und – es hat ſtark gewirkt.«

»Iſt das Ihr eigener Glaube?« fragte der Fürſt und betrachtete Lebedeff mit ſeltſamem Blick.

»Jawohl. Alſo glaube ich und alſo lege ich es aus; denn ich bin arm und nackend und nur ein Atom im Kreislauf der Menſchheit. Wer wird einen Lebedeff achten? Ein jeder hat ihm etwas am Zeuge zu flicken und verſetzt ihm, wenn nichts anderes, dann wenigſtens einen Rippenſtoß. Hier aber, in der Auslegung der Apokalypſe, bin ich jedem Großen dieſer Welt gleich. Denn hierbei gilt nur der Verſtand! Einmal hat ſchon ein Großer vor mir gezittert, auf ſeinem Fauteuil, als ihm ein Licht aufging. Seine hohe Exzellenz Nil Alexejewitſch ließen mich vor drei Jahren – es war kurz vor dem Oſterfeſt

und ich hatte damals noch in ihrem Departement eine Anſtellung – durch Pjotr Sacharytſch in ihr Kabinett rufen und fragten mich alſo unter vier Augen: ‚Iſt es wahr, daß du ein Profeſſor des Antichriſt biſt?‘ Und ich verſchwieg's auch nicht: ‚Ich bin's‘, ſprach ich, und ich begann meine Auslegung und ſtellte es dar und verminderte auch den Schrecken nicht im geringſten, ſondern vergrößerte ihn noch, indem ich die allegoriſche Thora aufrollte und die Zahlen deutete. Anfangs hatten ſie noch gelächelt, bei den Zahlen aber und den Gleichniſſen begannen ſie zu zittern und baten, das Buch zu ſchließen und fortzugehen, und zu Oſtern gaben ſie mir noch eine Gratifikation, doch am St. Thomastage hauchten Seine Exzellenz dann ihre Seele aus!«

»Was reden Sie, was iſt in Sie gefahren, Lebedeff?«

»Tatſache! Nach dem Mittageſſen geruhten Seine Exzellenz aus dem Wagen zu fallen ... an einer Straßenecke mit dem Oberſchädel ſenkrecht auf einen Prellſtein, und wie ein Kindchen, wie ein kleines Kindchen geruhten ſie ſogleich die Seele auszuhauchen. Dreiundſiebzig Jahre alt, nach der Rangliſte berechnet. Ein roſa-graues Herrchen in einer Wolke von Parfüm und ewig mit einem Lächeln im Geſicht, ewig lächelnd, auf ein Haar wie ein kleines Kindlein. Da ſagte noch Pjotr Sacharytſch zu mir: ‚Das haſt du ihm vorhergeſagt!‘ ſagte er.«

Der Fürſt erhob ſich. Lebedeff wunderte ſich darüber und ſah ihn ganz verblüfft an.

»Sie ſind mir aber doch mal etwas zu gleichmütig geworden, he–he...« wagte er mit unterwürfigem Blick zu bemerken.

»Ich ... ich fühle mich nicht ganz wohl, der Kopf iſt mir ſchwer, von der Reiſe natürlich«, antwortete der Fürſt ſtirnrunzelnd.

»Sie müßten aufs Land, müßten ſich eine Datſche mieten«, bemerkte Lebedeff vorſichtig.

Der Fürſt ſtand in Gedanken verſunken vor ihm.

»Auch ich werde ſo in drei Tagen mit Kind und Kegel auf die Datſche ziehen, um das neugeborene Würmchen zu erhalten und inzwiſchen hier das Haus renovieren zu laſſen. Ich gehe gleichfalls nach Pawlowsk.«

»Und auch Sie gehen nach Pawlowsk?« fragte der Fürſt überraſcht. »Was iſt denn das, hier zieht ja wirklich alle Welt nach Pawlowsk? Und Sie haben, ſagen Sie, eine eigene Datſche?«

»Oh, nach Pawlowsk zieht durchaus nicht alle Welt. Mir aber hat Iwan Petrowitſch Ptizyn eine der Datſchen, die ihm ſehr billig zugefallen ſind, ebenſo billig abgetreten. Es iſt dort ſehr ſchön und vornehm und grün und billig und muſikaliſch, und deshalb zieht auch alle Welt für den Sommer nach Pawlowsk. Ich, das heißt, ich wohne ſelbſt nur im Nebengebäude, die eigentliche Villa aber ...«

»Haben Sie vermietet?«

»N–n–nein. N–n–noch nicht ganz.«

»Überlaſſen Sie ſie mir, ich will ſie mieten!« ſchlug der Fürſt plötzlich vor.

Lebedeff ſchien nur darauf gewartet zu haben. Erſt vor einem Augenblick war der Gedanke in ihm aufgetaucht, und ſofort überſah er die ganze »neue Wendung der Dinge«, die ihm ſehr fruchtbar erſchien. Zwar hatte ſich ein Villenmieter bereits bei ihm gemeldet, der, wie Lebedeff wußte, die Villa beſtimmt nehmen würde; doch da jener beim Fortgehen ſich mit »Vielleicht« und »Wahrſcheinlich« verabſchiedet hatte, ſo fühlte ſich Lebedeff nicht gebunden. Auf den Vorſchlag des Fürſten ging er dagegen mit Entzücken ein, ſo daß er ſelbſt

auf die Frage nach dem Preiſe nur mit der Hand abwinkte.

»Nun, gleichviel, Sie ſollen das Ihrige nicht verlieren«, ſagte der Fürſt.

Sie gingen bereits zum Pförtchen.

»Ich würde Ihnen ... ich würde Ihnen ... wenn Sie nur wollten, könnte ich Ihnen etwas Hochintereſſantes mitteilen, ſehr geehrter Fürſt, könnte Ihnen etwas mitteilen, das ſich gleichfalls darauf bezieht«, flüſterte Lebedeff, der vor Freude faſt zappelnd neben dem Fürſten einherlief.

Der Fürſt blieb ſtehen und ſah ihn fragend an.

»Darja Alexejewna hat in Pawlowsk gleichfalls ein Datſchchen.«

»Nun, und?«

»Und die gewiſſe Dame iſt mit ihr befreundet und beabſichtigt allem Anſchein nach, ſie oft in Pawlowsk zu beſuchen. Und – zu einem gewiſſen Zweck!«

»Und?«

»Und Aglaja Iwanowna ...«

»Ach, genug, hören Sie auf, Lebedeff!« unterbrach ihn der Fürſt, ganz als ſei eine wunde Stelle in ſeinem Innern berührt worden. »Alles das ... iſt doch nicht ſo. Sagen Sie mir lieber, wann Sie überſiedeln, mir wäre es – je früher – deſto angenehmer; denn ich bin in einem Hotel abgeſtiegen, das ...«

Sie traten durch das Pförtchen und gingen über den Hof zur Straße.

»Aber da iſt es doch das beſte«, fiel Lebedeff ein, »Sie ziehen ſogleich zu mir herüber und leben ſo lange hier, bis wir dann übermorgen alle zuſammen nach Pawlowsk auswandern!«

»Ich werde ſehen«, ſagte der Fürſt nachdenklich und trat aus dem Hof auf die Straße.

Lebedeff ſah ihm verwundert nach. Ihn machte dieſe plötzliche Zerſtreutheit des Fürſten ſtutzig: beim Fortgehen hatte er nicht einmal Adieu geſagt, nicht einmal mit dem Kopf genickt, das aber ſchien ihm mit der ihm bekannten Höflichkeit und Aufmerkſamkeit des Fürſten ganz unvereinbar.

III.

Es war bereits zwölf Uhr. Der Fürſt wußte, daß er bei Jepantſchins in ihrer Stadtwohnung jetzt nur den General antreffen würde, und vielleicht nicht einmal dieſen. Außerdem ſtand zu befürchten, daß der General ihn ſogleich nach Pawlowsk würde mitnehmen wollen, er aber wollte vorher noch unbedingt einen beſtimmten Menſchen aufſuchen. Und ſo entſchloß er ſich, ſelbſt auf die Gefahr hin, den General nicht mehr anzutreffen und die Fahrt nach Pawlowsk auf den nächſten Tag hinausſchieben zu müſſen, zuerſt jenes Haus aufzuſuchen, zu dem es ihn geradezu gewaltſam hinzog.

Dieſer Beſuch hatte indeſſen etwas Gewagtes für ihn. Er wußte eigentlich noch nicht, ob er gehen oder nicht gehen ſollte. Die Adreſſe kannte er nicht genau; er wußte nur, daß das Haus in der Gorochowaja, nicht weit von der Sſadowaja lag, und ſo ging er in dieſer Richtung weiter, während er ſich innerlich beruhigte, daß er ja bis dahin noch Zeit genug haben werde, ſich endgültig zu entſcheiden.

Als er an die Kreuzung der beiden Straßen kam, wunderte er ſich ſelbſt über ſeine ungewöhnliche Aufregung: er hatte nicht gedacht, daß ſein Herz ſo heftig ſchlagen werde. Ein Haus in der Gorochowaja zog, wahrſcheinlich durch ſeine beſondere Bauart, ſchon von weitem die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich, und er ſagte ſich: ‚Beſtimmt iſt es dieſes Haus!‘ Mit faſt ſchmerzhafter Neugier näherte er ſich ihm,

um ſich zu überzeugen, ob ſeine Ahnung ihn nicht betrog; er fühlte, daß es ihm aus irgendeinem Grunde ganz beſonders unangenehm ſein würde, wenn er es erraten hätte. Es war ein großes, düſteres Haus von drei Stockwerken, ohne jeden architektoniſchen Schmuck, von dunkler, ſchmutziggrüner Farbe. Einige, übrigens nur ſehr wenige Häuſer dieſer Art, die aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ſtammen, haben ſich noch hier und da unverändert erhalten, ſelbſt hier in dieſen Straßen Petersburgs, wo ſich doch ſonſt alles ſo ſchnell verändert. Sie ſind ſehr dauerhaft gebaut, mit dicken Mauern und verhältnismäßig nur wenigen Fenſtern, die in der unteren Etage bisweilen noch mit einem ſtarken Eiſengitter verſehen ſind. Im Erdgeſchoß befindet ſich gewöhnlich eine Wechſelbank, und der Beſitzer, ein Sektierer (in der Regel iſt es einer von der Skopzenſekte), hat ſeine Wohnung in einem der oberen Stockwerke. Von außen wie von innen ſcheinen dieſe Häuſer in gewiſſer Weiſe ungaſtlich zu ſein, dunkel und ernſt, alles ſcheint ſich gleichſam zurückziehen und verbergen zu wollen, hinter allem ſcheint ein Geheimnis zu ſtecken, weshalb das aber ſo ſcheint, nur aus der Phyſiognomie des Hauſes heraus ſo ſcheint – das wäre ſchwer zu erklären. Die architektoniſchen Linien und Umriſſe haben natürlich ihr eigenes Geheimnis. In ſolchen Häuſern leben, wie geſagt, faſt ausſchließlich Kaufleute. Als der Fürſt an den Eingang des Hauſes kam, blickte er auf das Schild über der großen Tür und las: »Haus des erblichen Ehrenbürgers Rogoſhin«.

Der Fürſt hatte ſich entſchloſſen. Er öffnete die Glastür, die geräuſchvoll hinter ihm zuſchlug, als er eingetreten war und auf der ſteinernen Treppe zum zweiten Stockwerk emporzuſteigen begann. Das ganze Treppenhaus war dunkel, maſſiv aus Stein gebaut, ohne jeden Schmuck, und die Wände

waren dunkelrot angeſtrichen. Er wußte, daß Parfen Rogoſhin mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder Sſemjon das ganze zweite Stockwerk dieſes düſteren Hauſes bewohnte. Der Bediente, der dem Fürſten öffnete, führte ihn ſogleich, ohne ihn vorher anzumelden, durch mehrere große und kleine Räume: zuerſt gingen ſie durch einen großen Saal, deſſen Wände nach altem Stil marmorartig bemalt waren, mit koſtbarem Eichenparkett und den ſchweren geradlinigen Möbeln aus den zwanziger Jahren; dann folgten kleinere Räume, einzelne faſt wie Käfige ſo klein, doch der Diener führte ihn immer noch weiter, im Zickzack bald nach rechts, bald nach links; zu manchen Zimmern ſtiegen ſie zwei oder drei Stufen hinauf, um dann bald wieder ebenſoviel Stufen hinabzuſteigen, bis der Bediente endlich vor einer Tür ſtehenblieb und anklopfte.

Man hörte Schritte und die Tür wurde geöffnet – von Parfen Rogoſhin. Als er den Fürſten erblickte, wich alles Blut aus ſeinem Geſicht, und er blieb wie zu Stein erſtarrt ſtehen und ſah ihn mit ſeinem unbeweglichen, fragend erſchrockenen Blick an, während ſein Mund plötzlich zuckte, als wolle er ſich zu einem Lächeln verziehen, und dann lächelte er auch wirklich, wie in höchſter Verwunderung. Es war, als hätte Rogoſhin den Beſuch des Fürſten für etwas ganz Unmögliches, für ein tatſächliches Wunder gehalten. Der Fürſt hatte zwar etwas Derartiges erwartet, mußte ſich nun aber doch ſelber darüber wundern.

»Parfen ... vielleicht komme ich dir nicht gelegen – dann will ich dich nicht ſtören«, ſagte er ſchließlich verwirrt.

»Nein doch, durchaus gelegen!« Rogoſhin beſann ſich plötzlich, »bitte, tritt nur ein!«

Sie duzten ſich. In Moskau waren ſie oft und ſtundenlang zuſammengeweſen, und es hatte während ihres Zuſammen-

ſeins Augenblicke gegeben, die ſich beiden zu tief ins Herz geprägt hatten, um jemals von ihnen vergeſſen werden zu können. Jetzt hatten ſie ſich ſeit mehr als drei Monaten nicht geſehen.

Rogoſhin war immer noch bleich, und von Zeit zu Zeit lief es wie ein plötzliches, kaum merkliches Zucken über ſein Geſicht. Er hatte den Fürſten wohl eingeladen, näher zu treten, doch ſeine ungewöhnliche Erregung und Verwirrung waren noch nicht vergangen. Während er den Fürſten zu einem der großen Lehnſtühle am Tiſch führte, blickte ſich jener wie zufällig nach ihm um und blieb regungslos unter dem ſeltſamen Eindruck ſeines unbeſtimmbaren, ſchweren Blickes ſtehen. Es war dem Fürſten, als hätte ihn etwas durchbohrt, und gleichzeitig fühlte er ſich an etwas erinnert – etwas Schweres, Finſteres, Düſteres ... vor ein paar Stunden Geſchehenes. Regungslos, ohne ſich zu ſetzen, blickte er Rogoſhin unverwandt in die Augen; die waren im erſten Augenblick gleichſam noch mehr erglüht. Endlich lächelte Rogoſhin flüchtig, aber in dieſem Lächeln lag eine gewiſſe Verwirrung und Befangenheit.

»Was ſiehſt du mich ſo aufmerkſam an?« brummte er dann mit halblauter Stimme. »Setz dich!« Er wies auf einen Stuhl. Der Fürſt ſetzte ſich.

»Parfen«, ſagte er, »ſage mir aufrichtig: Wußteſt du, daß ich heute in Petersburg eintreffen würde?«

»Daß du kommen würdeſt, hab' ich mir gedacht, und da hab' ich mich, wie du ſiehſt, auch nicht geirrt«, ſagte jener mit ironiſchem Lächeln. »Aber wie ſollte ich wiſſen, daß du gerade heute kommen würdeſt?«

Die gewiſſe ſchroffe Heftigkeit und ſeltſame Gereiztheit der Frage fielen dem Fürſten noch mehr auf.

»Und wenn du auch gewußt haſt, daß ich heute kommen würde, weshalb braucht man ſich denn da zu ärgern?« fragte der Fürſt leiſe und augenſcheinlich verwirrt.

»Wozu ſtellſt du denn dieſe Frage?«

»Als ich heute morgen aus dem Kupee ſtieg, ſah ich ein Augenpaar, das genau ſo ausſah und ſo blickte wie deine Augen, als du ſoeben hinter meinem Rücken auf mich ſahſt.«

»Sieh mal an! Weſſen Augen waren denn das?« fragte Rogoſhin mißtrauiſch.

Dem Fürſten ſchien es, als ſei er zuſammengezuckt.

»Ich weiß nicht, in der Menge irgendwo ... Es will mir ſogar ſcheinen, daß es mir nur ſo vorgekommen iſt – ich fange jetzt wieder an, alles mögliche zu ſehen. Und weißt du, Bruder Parfen, ich fühle mich faſt wie damals vor fünf Jahren, als ich noch meine epileptiſchen Anfälle hatte.«

»Nu was, vielleicht hat es dir auch nur ſo geſchienen; ich weiß nicht ...« brummte Parfen, und er verſuchte, freundlich zu lächeln, doch dieſes Lächeln paßte in dieſem Augenblick nicht zu ihm, es war, als hätte er gewaltſam etwas unterdrücken wollen, und das gelang ihm nicht, wie ſehr er ſich auch dazu zwang.

»Was, nun geht's wieder ins Ausland?« fragte er, und plötzlich lachte er: »Aber weißt du noch, wie wir im Waggon dritter Klaſſe damals im Herbſt aus Pskow kamen, ich hierher, und du ... in dem Kapuzenmantel, weißt du noch, und den Gamaſchen?«

Und Rogoſhin lachte, doch tat er es diesmal mit unverhohlenem Ingrimm, und ganz als freue es ihn, daß er dieſen Ingrimm wenigſtens in irgendeiner Weiſe ausdrücken konnte.

»Lebſt du jetzt ganz hier?« fragte der Fürſt, indem er ſich im Kabinett umſah.

»Ja, ich bin hier zu Hauſe. Wo ſollte ich denn ſonſt ſein?«

»Wir haben uns lange nicht geſehen. Ich habe von dir Dinge gehört, die ich dir gar nicht zugetraut hätte.«

»Was wird nicht alles geſchwatzt«, bemerkte Rogoſhin trocken.

»Aber du haſt doch die ganze Bande fortgejagt; ſitzt ſelbſt zu Hauſe und machſt keine Genieſtreiche mehr. Ich dächte — das iſt gut. Gehört das Haus dir oder euch gemeinſam?«

»Das Haus gehört der Mutter. Zu ihr geht man hier durch den Korridor.«

»Und wo wohnt dein Bruder?«

»Mein Bruder Sſemjon Sſemjonytſch wohnt im Seitenflügel.«

»Iſt er verheiratet?«

»Witwer. Wozu fragſt du das?«

Der Fürſt ſah ihn an, ohne zu antworten. Er war plötzlich wie in Gedanken verſunken und hörte die Frage nicht.

Rogoſhin beſtand nicht auf Antwort, er wartete. Beide ſchwiegen.

»Ich habe dieſes Haus, als ich herkam, ſchon auf hundert Schritt als das deinige erkannt«, ſagte der Fürſt.

»Woran denn das?«

»Das weiß ich ſelbſt nicht. Dein Haus hat die Phyſiognomie eurer ganzen Familie und eures ganzen Rogoſhinſchen Lebens; wenn du aber fragen wollteſt, woraus ich das ſchließe, ſo könnte ich es dir mit nichts erklären. Wahn, natürlich. Es ängſtigt mich ſogar, daß mich das ſo beunruhigt. Ich hätte früher nie gedacht, daß du in ſolch einem Hauſe wohnſt; als ich es aber erblickte, kam mir ſogleich der Gedanke: ‚Aber genau ſo muß ja doch ſein Haus ſein, es kann ja gar nicht anders ſein!‘«

»Sieh mal!« ſagte Rogoſhin unbeſtimmt, das Geſicht kurz zu einem Lächeln verziehend. Er hatte den unklaren Gedanken des Fürſten nicht ganz verſtanden. »Dieſes Haus hat noch mein Großvater gebaut«, bemerkte er. »Hier haben beſtändig Sektierer gewohnt, Skopzen, eine Familie Chludjákoff. Und auch jetzt noch leben ſie hier zur Miete.«

»Wie düſter es hier iſt. Du ſitzt hier ſo im Dunkeln«, ſagte der Fürſt, ſich im Kabinett umſchauend.

Es war das ein großes Zimmer mit hoher, dunkler Decke, und auch alles übrige war ziemlich dunkel gehalten. Das ganze Zimmer war voll von allerhand Möbelſtücken: da waren große Arbeitstiſche, ein Pult und an den Wänden große Schränke, in denen verſchiedene Geſchäftspapiere und noch andere Papiere aufgeſtapelt lagen. Ein großes, breites Kanapee, das mit rotem Saffianleder überzogen war, diente Rogoſhin augenſcheinlich als Schlafſtelle.

Der Fürſt bemerkte auf dem Tiſch, an dem ſie beide ſaßen, ein paar Bücher. Eins von dieſen, die Ruſſiſche Geſchichte Sſolowjoffs, war aufgeſchlagen und mit einem Leſezeichen verſehen. An den Wänden hingen in einſtmals vergoldeten, doch nun matt und braun gewordenen Rahmen einige ſtark nachgedunkelte Ölgemälde, auf denen man nur ſchwer noch etwas unterſcheiden konnte. Dagegen zog ein lebensgroßes Männerporträt ſofort die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich: es ſtellte einen etwa fünfzigjährigen Mann dar in einem langſchößigen europäiſchen Rock, mit zwei Medaillen auf der Bruſt, einem ſehr ſpärlichen, kurzen, grauen Bart, runzligem, gelbem Geſicht und einem argwöhniſchen, verſchloſſenen und ein Leiden verratenden Blick.

»Iſt das nicht gar dein Vater?« fragte der Fürſt.

»Er ſelbſt«, antwortete Rogoſhin mit einem unangenehmen

einmaligen Auflachen, ganz, als hätte er ſich im nächſten Augenblick irgendeinen unehrerbietigen Scherz über ſeinen verſtorbenen Vater erlauben wollen.

»Er war doch kein Altgläubiger?«

»Nein, er ging in die Kirche; aber es iſt ſchon wahr, er ſagte, der alte Glaube ſei doch richtiger. Die Skopzen hat er auch immer ſehr geachtet. Das hier war ja ſein Kabinett. Wozu haſt du das gefragt, das von der Altgläubigkeit?«

»Wirſt du die Hochzeit hier feiern?«

»J–a, hi–er«, antwortete Rogoſhin langſam, doch war er bei der unerwarteten Frage kaum merklich zuſammengezuckt.

»Bald?«

»Du weißt doch ſelbſt: hängt es denn von mir ab?«

»Parfen, ich bin nicht dein Feind und will dich an nichts hindern. Ich ſage es dir jetzt nochmals, wie ich es dir ſchon früher einmal geſagt habe, in einer ähnlichen Stunde. Als in Moskau deine Trauung vollzogen werden ſollte, bin ich nicht dazwiſchengetreten, das weißt du. Das erſtemal kam ſie von ſelbſt zu mir geſtürzt, faſt vom Altare fort, und flehte mich an, ſie vor dir zu ‚retten'. Ich wiederhole nur ihre eigenen Worte. Dann lief ſie auch von mir fort. Du ſuchteſt ſie wieder auf und brachteſt ſie wieder zum Altar, und da, ſagt man mir, ſei ſie wieder von dir fortgelaufen und habe ſich hierher geflüchtet. Iſt das wahr? So hat es mir Lebedeff geſchrieben, und deshalb bin ich auch hergekommen. Daß ihr euch aber hier wieder halbwegs ausgeſöhnt habt, habe ich erſt geſtern im Eiſenbahncoupé von einem deiner früheren Freunde erfahren, von Saljoſheff, wenn es dich intereſſiert. Hergereiſt aber bin ich mit einer ganz beſtimmten Abſicht: ich will ſie bereden, ins Ausland zu fahren, um dort für ihre Geſundheit etwas zu tun; denn ſie iſt ſowohl geiſtig wie kör-

perlich ſehr der Pflege bedürftig ... namentlich macht mir ihr ſeeliſcher Zuſtand Sorge. Ich ſelbſt wollte ſie nicht ins Ausland begleiten, ſondern beabſichtigte, es irgendwie ohne mich zu arrangieren, mich ſelbſt dabei ganz aus dem Spiel zu laſſen. Ich ſage dir die volle Wahrheit. Wenn es aber wahr iſt, daß ihr wieder einig ſeid, ſo werde ich mich überhaupt nicht mehr zeigen, und auch zu dir werde ich dann nie mehr kommen. Du weißt, daß ich dich nicht betrügen werde; denn ich bin ja auch früher immer offen und ehrlich gegen dich geweſen. Ich habe dir auch meine Überzeugung nicht verſchwiegen, daß die Heirat mit dir – ihr unbedingtes Verderben ſein würde. Auch dein Verderben ... vielleicht ſogar noch mehr als ihres. Wenn ihr wieder auseinandergehen ſolltet, wird es mich ſehr beruhigen; doch habe ich deshalb noch nicht die Abſicht, euch zu entzweien oder zwiſchen euch zu treten. Sei alſo in der Beziehung ganz ruhig und verdächtige mich nicht. Doch du weißt es ja ſelbſt – bin ich denn jemals im Ernſt dein Nebenbuhler geweſen, ſelbſt damals, als ſie von dir zu mir flüchtete? Da lachſt du nun wieder dein kurzes Lachen? Ich weiß, weshalb du ſo kurz aufgelacht haſt. Wir haben dort ganz getrennt gelebt, ſogar in verſchiedenen Städten, und das weißt du ja ſelbſt ganz genau. Ich habe dir ja ſchon früher einmal erklärt, daß ich ſie nicht ‚aus Liebe‘, ſondern ‚aus Mitleid‘ liebe. Ich glaube es ſo ganz richtig zu bezeichnen. Du ſagteſt damals, daß du dieſe meine Worte begriffen hätteſt. Iſt das nun wahr? Haſt du ſie wirklich begriffen? Wie haßerfüllt du mich jetzt wieder anſiehſt! Ich bin doch nur gekommen, um dich zu beruhigen, weil auch du mir teuer biſt. Ich habe dich ſehr lieb, Parfen. Ich werde jetzt weggehen und niemals wiederkommen. Leb' wohl.«

Der Fürſt erhob ſich.

»Bleib noch ein wenig bei mir«, ſagte Parfen leiſe, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, ohne ſich zu erheben. »Ich habe dich lange nicht geſehen.«

Der Fürſt ſetzte ſich wieder. Beide ſchwiegen.

»Ich ... wenn ich dich nicht vor mir ſehe, fühle ich gleich Wut gegen dich, Lew Nikolajewitſch. In dieſen drei Monaten, da ich dich nicht geſehen habe, bin ich dir immerwährend, in jeder Minute böſe geweſen, bei Gott. Ich hätte dich ſo nehmen und vergiften mögen vor lauter Grimm. Und jetzt ſitzt du noch keine Viertelſtunde bei mir, und ſchon iſt meine ganze Wut vergangen, und ich hab' dich wieder ſo lieb wie früher. Bleib noch ein Weilchen bei mir ...«

»Wenn ich bei dir bin, dann glaubſt du mir, und wenn ich nicht mehr da bin, dann hörſt du ſogleich auf, mir zu glauben und verdächtigſt mich wieder. Du biſt wie dein Vater!« ſagte der Fürſt mit freundſchaftlichem Lächeln, bemüht, das Gefühl, das aus ſeinen Worten ſprach, zu verbergen.

»Ich glaube deiner Stimme, wenn du bei mir biſt. Ich begreife doch, daß man uns beide nicht miteinander vergleichen kann, dich und mich ...«

»Weshalb haſt du das hinzugefügt? Da biſt du nun wieder gereizt«, ſagte der Fürſt und wunderte ſich über ihn.

»Ach, hierbei, Bruder, wird nicht nach unſerer Meinung gefragt«, entgegnete jener, »das iſt ſchon ohne uns ſo beſtimmt worden. Wir lieben ja auch, wie du ſiehſt, ganz verſchieden ... das heißt, in allem iſt eben ein Unterſchied«, fuhr er nach kurzem Schweigen leiſe fort. »Du liebſt ſie, ſagſt du, nur aus Mitleid. Ich aber empfinde nichts von Mitleid mit ihr, ſo was fühle ich gar nicht in mir. Und ſie haßt mich ja auch nur, haßt mich mehr als alles andere. Jede Nacht träumt mir jetzt, daß ſie mit einem anderen über mich lacht. Und ſo iſt es

auch, Bruder. Sie wird mit mir zum Altar gehen; aber an mich dabei auch nur denken, das tut ſie nicht, ſelbſt das wird ſie vergeſſen – es iſt einfach ſo, wie wenn ſie Schuhe wechſelte. Glaubſt du mir, ich habe ſie ſchon ſeit fünf Tagen nicht geſehen; denn ich wage nicht hinzugehen: wenn ſie nun fragt: ‚Wozu haſt du dich herbemüht?‘ Hat ſie mir denn wenig Schimpf angetan ...«

»Was – wieſo Schimpf angetan? Was ſagſt du?«

»Als ob du's nicht ſelbſt weißt! Haſt doch noch ſelbſt vorhin ausgeſprochen, daß ſie ‚vom Altar‘ weg zu dir gelaufen iſt.«

»Aber du glaubſt doch ſelbſt nicht, daß ...«

»Und das mit dem Offizier, dem Semtjuſhnikoff in Moskau – war denn das kein Schimpf? Ich weiß es ganz genau, daß ſie mir die Schande, die Schmach angetan hat, und das noch, nachdem ſie ſchon ſelbſt den Tag der Trauung beſtimmt hatte.«

»Nicht möglich!« rief der Fürſt aus.

»Ich weiß es ganz genau«, wiederholte Rogoſhin in feſter Überzeugung. »Was, ‚keine ſolche‘, meinſt du? Darüber, Bruder, darüber lohnt es ſich gar nicht zu reden, daß ſie keine ſolche iſt. Mit dir wird ſie keine ſolche ſein und vielleicht wird ſie vor dieſen Sachen ſogar Entſetzen empfinden, mit mir aber iſt ſie, ſiehſt du, gerade eine ſolche. Das iſt ſchon ſo. Sie hält mich für den allerletzten Kerl, als gehörte ich zum Geſindel. Mit Keller, mit dieſem Leutnant, dem Boxer – hat ſie ſich, das weiß ich ganz genau, nur abgegeben, um über mich zu ſpotten ... Du weißt noch gar nicht alles, was ſie in Moskau angeſtellt hat! Und wieviel Geld habe ich fortgeworfen ...«

»Ja, aber ... wie kannſt du ſie dann jetzt heiraten! ...

Wie wird denn das ſpäter werden?« fragte der Fürſt ganz entſetzt.

Rogoſhin ſah ihm mit ſchwerem, furchtbarem Blick in die Augen und antwortete nichts.

»Jetzt bin ich ſchon fünf Tage nicht bei ihr geweſen«, fuhr er nach einer Weile fort, als hätte er ſein Schweigen vergeſſen. »Ich fürchte immer, daß ſie mich hinausjagt. Ich bin immer noch meine eigene Herrin, ſagt ſie; wenn ich will, jage ich dich ganz von mir fort und fahre ins Ausland. (Das hat auch ſie mir ſchon geſagt, daß ſie ins Ausland fahren würde«, fügte er plötzlich wie in Parentheſe noch hinzu, während er dabei dem Fürſten mit einem ganz beſonderen Blick in die Augen ſah.)

»Manchmal will ſie mich nur erſchrecken, immer lacht ſie über mich. Ein anderes Mal aber verdüſtert ſich ihr Geſicht, ſie runzelt die Stirn und ſpricht kein Wort mit mir. Das aber fürchte ich am meiſten. Neulich dachte ich: ich werde von jetzt ab nicht mehr mit leeren Händen hinfahren, – da machte ſie ſich wieder nur luſtig über mich, und ſchließlich wurde ſie ſogar böſe. Ihrer Kammerzofe, der Katjka, ſchenkte ſie meinen Schal, den ich ihr als Geſchenk mitgebracht hatte; aber wenn ſie früher auch reich gelebt und teure Sachen getragen hat, einen ſolchen Schal hatte ſie vielleicht doch noch nie geſehen! Und davon, wann denn die Trauung ſein ſoll, davon darf man überhaupt nicht zu ſprechen anfangen. Was iſt denn das für ein Bräutigam, der ſich fürchtet, ſie auch nur zu beſuchen? So ſitze ich denn hier, und wenn es unerträglich wird, dann ſchleiche ich heimlich, verſtohlen an ihrem Hauſe vorüber, auf der Straße, oder ich verberge mich hinter einer Hausecke. Vor kurzem noch habe ich ſo eine ganze Nacht bis zum Morgen an ihrer Hofpforte Wache geſtanden, – mir hatte damals

ſo etwas geſchienen ... Sie aber muß mich wohl aus dem Fenſter beobachtet haben. ‚Was hätteſt du denn‘, fragte ſie ſpäter, ‚was hätteſt du denn mit mir getan, wenn du einem Betrug auf die Spur gekommen wärſt?‘ Da hielt ich's nicht aus und ſagte: ‚Das weißt du ſelbſt.‘«

»Was weiß ſie denn?«

»Ja, wie ſoll ich's denn wiſſen!« Rogoſhin lachte grimmig. »In Moskau hab' ich ſie damals mit keinem überraſchen können, obſchon ich ihr lange genug auflauerte. Da trat ich einmal auf ſie zu und ſagte: ‚Du haſt dein Wort gegeben, daß du dich mit mir trauen laſſen wirſt, du kommſt in eine ehrbare Familie; weißt du aber auch, was für eine du jetzt biſt? Sieh, ſolch eine biſt du!‘ ſagte ich.«

»Das ſagteſt du ihr ins Geſicht?«

»Ja.«

»Und?«

»‚Ich werde dich,‘ antwortete ſie, ‚ich werde dich jetzt vielleicht noch nicht einmal als Diener zu mir nehmen, geſchweige denn dich heiraten!‘ – ‚Und du glaubſt, daß ich weggehe?‘ fragte ich. – ‚Dann werde ich ſofort Keller rufen‘, ſagte ſie, ‚und ihm befehlen, dich hinauszuwerfen‘. Da packte ich ſie und ſchlug ſie, bis ſie blaue Flecken hatte.«

»Nicht möglich! Das kann nicht ſein!« ſtieß der Fürſt atemlos hervor.

»Ich ſage: es war ſo«, ſagte leiſe, doch mit blitzenden Augen Rogoſhin. »Zwei Tage aß ich nicht, trank nicht, ſchlief nicht, ging nicht aus dem Zimmer hinaus, kniete vor ihr nieder. ‚Ich ſterbe lieber, aber ich gehe nicht weg‘, ſagte ich, ‚ich gehe nicht eher weg, als bis du mir verziehen haſt; läßt du mich aber hinauswerfen, ſo ertränke ich mich, denn – was bin ich jetzt noch ohne dich?‘ Wie eine Wahnſinnige war ſie

den ganzen Tag: bald weinte ſie, bald wollte ſie mich mit dem Meſſer erſtechen, bald drohte ſie mit der Fauſt und begann mich wie eine Raſende zu beſchimpfen, – jawohl, zu beſchimpfen. Saljoſheff, Keller, Semtjuſhnikoff und alle rief ſie zuſammen, zeigte dann auf mich und begann mich wieder zu ſchmähen. ‚Gehen wir, meine Herren,‘ ſagte ſie dann, ‚gehen wir alle jetzt ins Theater, mag er hier allein ſitzen, wenn er nicht fortgehen will, ich bin für ihn nicht angebunden. Ihnen aber, Parfen Sſemjonytſch, wird man hier in meiner Abweſenheit Tee bringen, Sie müſſen ja ganz hungrig ſein.‘ Aus dem Theater kehrte ſie allein zurück. ‚Alle ſind ſie Feiglinge und Lumpen,‘ ſagte ſie, ‚alle haben ſie Angſt vor dir, und da wollen ſie natürlich auch mir Angſt einflößen: ſie behaupten, du würdeſt ſo nicht fortgehen, ſondern mich vorher womöglich noch ermorden. Ich aber werde, ſieh, wenn ich dorthin in mein Schlafzimmer gegangen bin, die Tür nicht hinter mir zuſchließen, ſieh, ſo wenig fürchte ich dich! Damit du das ein für allemal weißt und ſiehſt! Haſt du Tee getrunken?‘ – ‚Nein,‘ ſagte ich, ‚und ich werde auch nicht‘. – ‚Wenn das dir Ehre einlegte, wäre es etwas anderes, aber ſo – wenn du wüßteſt, wie wenig das zu dir paßt‘. Und wie ſie geſagt hatte, ſo tat ſie's auch: die Tür zu ihrem Schlafzimmer blieb offen. Am nächſten Morgen kam ſie – lachte. ‚Biſt du denn ganz von Sinnen, ſag' doch? So wirſt du ja noch vor Hunger ſterben.‘ – ‚Vergib‘, ſagte ich. ‚Ich will nicht, und heiraten will ich dich erſt recht nicht; es bleibt dabei, was ich geſagt habe. Haſt du denn die ganze Nacht in dieſem Lehnſtuhl geſeſſen und nicht geſchlafen?‘ – ‚Nein, ich habe nicht geſchlafen‘, ſagte ich. – ‚Ach, wie klug! Und Tee trinken und eſſen wirſt du wieder nicht?‘ – ‚Ich habe doch geſagt: Vergib!‘ – ‚Wenn du wüßteſt, wie ſchlecht

das zu dir paßt, wie ein Sattel auf eine Kuh! Oder iſt es dir etwa in den Sinn gekommen, mich ſchrecken zu wollen? Daraus mache ich mir gerade viel, und daß du hier hungrig ſitzt, ach, wie entſetzlich du mich damit einſchüchterſt!' Dann wurde ſie böſe, aber nicht auf lange, und nun begann ſie wieder zu ſpotten und zu ſticheln. Da wunderte ich mich über ſie, daß doch eigentlich gar keine Bosheit in ihr war. Sonſt vergißt ſie doch Böſes nicht ſo leicht, vergißt es lange nicht! Und da kam es mir in den Sinn, daß ſie mich wohl für ſo niedrig hält, daß ſie nicht einmal große Wut über mich empfinden kann. Und das iſt wahr. ‚Weißt du auch, wer das iſt: der römiſche Papſt?' fragte ſie. – ‚Ja, ich habe gehört, wer das iſt', ſage ich. – ‚Du, Parfen Sſemjonitſch, haſt ja von der Allgemeinen Geſchichte nicht viel gelernt!' ſagt ſie. – ‚Ich habe überhaupt nichts gelernt', ſage ich. – ‚Dann werde ich dir etwas zu leſen geben, oder hör' zu: Es war einmal ein Papſt, und der wurde auf einen Kaiſer böſe, und dieſer Kaiſer lag drei Tage ohne Eſſen und Trinken barfuß auf den Knien vor dem Schloß des Papſtes, bis dieſer ihm verzieh. Was meinſt du – was hat wohl der Kaiſer in dieſen drei Tagen, als er ſo barfuß dort kniete, bei ſich gedacht und welche Rache dem Papſt geſchworen? ... Doch warte, ich werde es dir ſelbſt vorleſen!' ſagte ſie und ſtand auf und brachte das Buch. ‚Es ſind Verſe,' ſagte ſie, und dann las ſie mir vor, wie dieſer Kaiſer in dieſen drei Tagen geſchworen, ſich an dem Papſt zu rächen. ‚Gefällt dir das nicht, Parfen Sſemjonytſch?' fragte ſie. – ‚Das ſtimmt alles, was du da geleſen haſt', ſage ich. – ‚Aha,' rief ſie aus, ‚du gibſt alſo ſelbſt zu, daß es ſtimmt, dann ſchwörſt auch du jetzt Rache und ſagſt dir: Wenn ſie mich erſt geheiratet hat, dann werde ich ihr ſchon alles heimzahlen, dann werde ich mich dafür entſchädigen!'

– ‚Ich weiß nicht,‘ ſag’ ich, ‚vielleicht denk’ ich auch ſo!‘ – ‚Wie, weißt du denn das nicht?‘ – ‚So,‘ ſag’ ich, ‚ich weiß es nicht, nicht daran denke ich jetzt.‘ – ‚Woran denkſt du denn jetzt?‘ – ‚Wenn du aufſtehſt vom Stuhl, gehſt du an mir vorüber, und ich ſehe auf dich und folge dir mit den Augen; dein Kleid wird rauſchen, und mir wird das Herz ſtillſtehen, und wenn du hinausgegangen biſt aus dem Zimmer, denke ich an jedes einzelne deiner Worte, was und wie und mit welch einer Stimme du es geſagt haſt; dieſe ganze Nacht habe ich an nichts anderes gedacht, ich habe nur gehorcht wie du im Schlafe atmeteſt und dich zweimal bewegteſt …‘ – ‚Ja, dann denkſt du ja vielleicht‘, lachte ſie, ‚dann denkſt du ja vielleicht auch daran gar nicht mehr, daß du mich geſchlagen haſt?‘ – ‚Vielleicht,‘ ſag’ ich, ‚vielleicht denke ich auch daran nicht mehr, ich weiß nicht.‘ – ‚Wenn ich dir aber nicht verzeihe und dich nicht heirate?‘ – ‚Ich habe geſagt, ich ertränke mich.‘ – ‚Schlägſt mich aber vorher wahrſcheinlich noch tot …‘ Sagte es und wurde nachdenklich. Dann wurde ſie böſe und ging aus dem Zimmer. Nach einer Stunde kommt ſie wieder zu mir zurück, ernſt, düſter. ‚Ich werde dich heiraten, Parfen Sſemjonytſch,‘ ſagt ſie, ‚doch nicht deshalb, weil ich dich etwa fürchte, ſondern weil es doch auf eins herauskommt, wo man umkommt. Wo iſt’s denn beſſer? Setz’ dich‘, ſagt ſie, ‚man wird dir gleich zu eſſen bringen. Wenn ich dich aber heirate,‘ fügte ſie hinzu, ‚werde ich dir ein treues Weib ſein, daran brauchſt du nicht zu zweifeln, kannſt ruhig ſein.‘ Dann ſchwieg ſie eine Weile und dann ſagte ſie noch: ‚Du biſt doch kein Lakai – ich dachte früher, du ſeiſt ein echter, ein ganzer Lakai.‘ Und nun beſtimmte ſie ſelbſt den Tag, an dem die Trauung ſtattfinden ſollte; nach einer Woche aber lief ſie von mir fort und flüchtete ſich hierher zu Lebedeff.

Als ich dann herkam, ſagte ſie: ‚Ich habe mich durchaus nicht von dir losgeſagt, ich will es nur noch aufſchieben, ſolange es mir paßt; denn ich bin ja doch noch ganz Herrin meiner ſelbſt. Warte auch du, wenn du willſt.‘ Siehſt du, ſo ſtehen wir jetzt miteinander ... Was meinſt du zu alledem, Lew Nikolajewitſch?«

»Wie denkſt du ſelbſt darüber?« fragte der Fürſt mit traurigem Blick auf Rogoſhin.

»Denk' ich denn überhaupt!« entfuhr es dieſem ganz unwillkürlich.

Er wollte noch etwas hinzufügen, unterdrückte es aber und ſchwieg in grenzenloſem Gram.

Der Fürſt erhob ſich von neuem, um fortzugehen.

»Trotzdem werde ich dir nicht in den Weg treten«, ſagte er leiſe, faſt wie in Gedanken verſunken, und es war, als hätte er auf einen eigenen inneren Gedanken geantwortet.

»Weißt du, was ich dir ſagen will?« wandte ſich plötzlich Rogoſhin erregt an ihn, und ſeine Augen blitzten auf. »Wie kannſt du ſie mir nur ſo abtreten, das verſtehe ich nicht! Oder haſt du ſchon ganz aufgehört, ſie zu lieben? Früher warſt du doch immerhin noch traurig, ich weiß es, ich habe es doch geſehen. Wozu biſt du denn jetzt ſo Hals über Kopf hergereiſt? Aus Mitleid?« (Sein Geſicht verzog ſich in boshaftem Spott) »He–he!«

»Du glaubſt, daß ich dich betrüge?« fragte der Fürſt.

»Nein, ich glaube dir, nur verſtehe ich davon nichts. Am wahrſcheinlichſten iſt wohl, daß dein Mitleid noch größer iſt als meine Liebe!«

Etwas Böſes, das gleichſam herausdrängte, das ſich unbedingt ſogleich äußern wollte, war in ſeinem Geſicht aufgeflammt.

»Deine Liebe kann man vom Haß kaum unterſcheiden,« lächelte der Fürſt, »und wenn ſie vergeht, Bruder, wird das Unglück vielleicht noch größer ſein. Ich ſage dir nur das eine, Parfen ...«

»Daß ich ſie ermorden werde?«

Der Fürſt zuckte zuſammen.

»Du wirſt ſie um dieſer Liebe, dieſer Qual willen, mit der du dich jetzt quälſt, gar zu ſehr haſſen. Am meiſten wundert mich aber, wie ſie überhaupt wieder zu dir zurückkehren kann. Als ich es geſtern hörte, wollte ich es kaum glauben, ſo ſchwer wurde es mir ... Zweimal iſt ſie ſchon von dir fortgelaufen, faſt vom Altar weg, alſo muß ſie doch eine Vorahnung haben! ... Weshalb will ſie dich denn jetzt noch nehmen? Doch nicht deines Geldes wegen? Das iſt ja doch Unſinn! Und von deinem Gelde haſt du ja auch ſchon ſoviel vergeudet. Und doch auch nicht, um nur einen Mann zu bekommen? Denn du biſt doch nicht der einzige, den ſie heiraten könnte! Da wäre doch jeder andere beſſer als du, denn du wirſt ſie ja vielleicht wirklich ermorden, und das begreift ſie doch ſelbſt nur zu gut! Oder weil du ſie ſo leidenſchaftlich liebſt? Ja, es ſei denn dieſes eine ... Ich habe gehört, daß es welche geben ſoll, die gerade eine ſolche Liebe ſuchen ... nur ...«

Der Fürſt hielt nachdenklich inne.

»Was lächelſt du wieder über meines Vaters Bild?« fragte Rogoſhin, der ſeinen Blick nicht vom Geſicht des Fürſten abwandte und aufmerkſam jede Veränderung im Geſicht, jeden Blick des Fürſten verfolgte.

»Weshalb ich ſoeben lächelte? Es kam mir in den Sinn, daß du, wenn dir nicht dieſes Unglück zugeſtoßen, wenn nicht dieſe Liebe über dich gekommen wäre, daß du dann auf ein Haar wie dein Vater geworden wärſt, und das ſogar in ſehr

kurzer Zeit. Du würdeſt dich ſchweigend hier in dieſem Hauſe niederlaſſen mit deiner Frau, einem gehorſamen, verſchüchterten Weſen, würdeſt nur wenig und jedes Wort in ſtrengem Tone ſprechen, würdeſt keinem Menſchen trauen, keines Menſchen Vertrauen brauchen und nur ſchweigend und finſter dein Geld aufhäufen. Viel wäre es, wenn du einmal die alten Bücher loben und dich für das Bekreuzen mit zwei Fingern ausſprechen würdeſt*, aber auch das höchſtens im Alter ...«

»Spotte nur. Genau dasſelbe hat auch ſie mir vor nicht langer Zeit geſagt, gleichfalls als ſie dieſes Porträt betrachtete. Das iſt doch wunderlich, wie jetzt bei euch alles übereinſtimmt ...«

»Ja, iſt ſie denn ſchon einmal bei dir geweſen?« fragte der Fürſt überraſcht.

»Einmal. Das Porträt betrachtete ſie lange, fragte mich über den Verſtorbenen aus. ‚Du würdeſt genau ſo ſein,‘ ſagte ſie dann lachend, ‚du haſt mächtige Leidenſchaften, Parfen Sſemjonytſch,‘ ſagte ſie, ‚ſolche Leidenſchaften, daß du unentgeltlich nach Sibirien mit ihnen kämſt, wenn du nicht – wenn du nicht deinen Verſtand hätteſt, und du haſt einen großen Verſtand,‘ ſagte ſie – gerade ſo ſagte ſie's, wirſt du's mir glauben! Zum erſtenmal hörte ich von ihr ein ſolches Wort! –

‚Du würdeſt dieſen ganzen Unſinn bald laſſen. Und da du ein ganz ungebildeter Menſch biſt, ſo würdeſt du dich einfach aufs Geldverdienen verlegen und würdeſt dich ganz wie dein Vater in dieſem Hauſe hier feſtſetzen, mit deinen Skopzen natürlich. Vielleicht würdeſt du zum Schluß auch noch zu ihrem Glauben übertreten. Das Geld aber, das wür-

*Mit zwei Fingern bekreuzen ſich nur die Altgläubigen.
E. K. R.

deſt du ſo liebgewinnen, daß du nicht nur zwei Millionen, ſondern vielleicht ganze zehn Millionen zuſammenſcharrteſt, um dann auf deinen Geldſäcken am Ende Hungers zu ſterben; denn du biſt in allem leidenſchaftlich, ja, bei dir wird alles, was du beginnſt, zur Leidenſchaft.‘ Genau ſo ſagte ſie, mit denſelben Worten. Niemals noch hatte ſie ſo zu mir geſprochen! Denn ſonſt hat ſie nur Albernheiten mit mir geredet oder über mich geſpottet. Auch hier hatte ſie lachend begonnen, dann aber wurde ſie plötzlich ſehr ernſt. Durch das ganze Haus ging ſie, alles beſah ſie, ganz als fürchte ſie ſich immer vor etwas. ‚Ich werde das alles hier verändern,‘ ſage ich, ‚alles verſchönern oder auch zur Hochzeit ein neues Haus kaufen.‘ Da war ſie ganz erſchrocken: ‚Nein, nein, um Gottes willen nicht!‘ ſagte ſie; ‚alles muß ſo bleiben, wie es iſt, gerade ſo wollen wir hier leben. Ich will neben deiner Mutter leben,‘ ſagte ſie, ‚wenn ich deine Frau ſein werde.‘

Dann führte ich ſie zu meiner Mutter – ſie war ehrerbietig gegen ſie wie eine leibliche Tochter. Meine Mutter iſt nun ſchon ſeit zwei Jahren nicht ganz bei vollem Verſtande – krank iſt ſie – und nun ſeit dem Tode des Vaters iſt ſie ganz wie ein Kind geworden, ſpricht gar nicht mehr, kann nicht mehr gehen, die Füße tragen ſie nicht, und ſo ſitzt ſie und grüßt nur vom Platz aus einen jeden, den ſie ſieht. Wenn man ihr nicht zu eſſen geben wollte, würde ſie es drei Tage lang nicht merken, ſo ſteht's mit ihr. Ich nahm die rechte Hand meiner Mutter, legte die drei Finger zum Segen zuſammen und ſagte: ‚Mütterchen, ſegnet ſie, ſie geht mit mir zum Altar,‘ und da küßte ſie meiner Mutter die Hand, aber nicht nur ſo, ſondern wirklich innig. ‚Viel Leid,‘ ſagte ſie, ‚muß deine Mutter erduldet haben.‘ Dieſes Buch hier ſah ſie: ‚Was iſt das,‘ fragte ſie, ‚fängſt du an, ruſſiſche Geſchichte

zu leſen?‘ Sie ſelbſt hatte mir einmal in Moskau geſagt: ‚Wenn du dich doch wenigſtens etwas bilden würdeſt, lies doch wenigſtens Sſolowjoffs Ruſſiſche Geſchichte, du weißt ja doch gar nichts;‘ ja, das hatte ſie mir ſchon in Moskau geſagt. ‚Das iſt gut,‘ ſagte ſie jetzt, ‚lies nur weiter. Ich werde dir ein kleines Verzeichnis aufſchreiben von Büchern, die du ganz zuerſt leſen mußt. Willſt du, ſoll ich?‘ Nie, nie hatte ſie vorher ſo mit mir geſprochen, ich war ganz erſtaunt; zum erſtenmal atmete ich auf, wie ein lebendiger Menſch.«

»Das freut mich, das freut mich ſehr, Parfen,« ſagte der Fürſt warm, »ich bin ſehr froh darüber. Wer weiß, vielleicht hat Gott euch doch noch zu einem gemeinſamen Leben beſtimmt.«

»Nein, das iſt unmöglich!« rief Rogoſhin heftig aus.

»Höre, Parfen, wenn du ſie ſo liebſt – willſt du dann nicht ihre Achtung verdienen? Und wenn du es willſt – weshalb willſt du dann nicht auch hoffen? Ich ſagte vorhin, daß es für mich unbegreiflich ſei, weshalb ſie dich überhaupt noch heiraten will? Doch wenn ich es mir auch jetzt noch nicht ganz erklären kann, ſo ſehe ich doch eines ein: daß ſie dazu einen genügenden Grund, einen vernünftigen Grund haben muß. Von deiner Liebe iſt ſie überzeugt, doch ganz gewiß iſt ſie es auch von manchen deiner guten Eigenſchaften. Anders kann es ja gar nicht ſein! Und was du ſoeben erzähltеſt, beſtätigt meine Annahme vollkommen. Du ſagſt doch ſelbſt, daß es ihr möglich geweſen iſt, in einer ganz anderen Weiſe mit dir zu reden, als ſie es früher tat. Du biſt argwöhniſch und eiferſüchtig, deshalb übertreibſt du auch alles, was du Schlechtes von ihr erfahren haſt. Es liegt doch auf der Hand, daß ſie lange nicht ſo ſchlecht von dir denkt, wie du erzählſt; denn ſonſt müßte man ja doch von ihr ſagen, daß ſie mit

vollem Bewußtſein ins Waſſer geht oder unter das Meſſer, wenn ſie dich heiratet. Iſt denn das möglich? Wer geht denn bewußt aufs Meſſer los?«

Mit bitterem Spottlächeln hörte Rogoſhin die eifrigen Worte des Fürſten an. Seine Überzeugung ſchien bereits unerſchütterlich feſtzuſtehen.

»Wie ſchwer dein Blick iſt, mit dem du mich anſiehſt, Parfen!« ſtieß plötzlich der Fürſt unter einem erdrückenden Gefühl hervor.

»Ins Waſſer oder unter das Meſſer!« ſprach Rogoſhin endlich langſam nach. »He–he! Ja, einzig deshalb nimmt ſie mich doch, weil ſie überzeugt iſt, daß ſie bei mir der Dolch erwartet! Sollteſt du denn bis jetzt wahrhaftig noch nicht erraten haben, Fürſt, um was es ſich hier handelt?«

»Ich verſtehe dich nicht.«

»Was, vielleicht begreift er's auch wahrhaftig nicht, he–he! Sagt man doch von dir, daß du ... nun, jenes! ... Einen anderen liebt ſie! – begreifſt du's jetzt? Ganz ſo, wie ich ſie jetzt liebe, genau ſo liebt ſie jetzt einen anderen. Und dieſer andere iſt – weißt du, wer? Das biſt du! Was, wußteſt du das noch nicht?«

»Ich?«

»Ja, du. Sie hat ſich gleich damals, damals an ihrem Geburtstage in dich verliebt – und ſeit der Stunde liebt ſie dich. Nur glaubt ſie jetzt, daß ſie dich nicht heiraten darf, weil ſie dir damit eine Schande antun und dein Leben verderben würde. ‚Man weiß ja doch, was für eine ich bin', ſagt ſie. Und davon iſt ſie nicht abzubringen. Alles das hat ſie mir ſelbſt ganz offen ins Geſicht geſagt. Dich zu verderben und dir Schande anzutun – das fürchtet ſie, mich aber, ſiehſt du, mich kann man heiraten, bei mir macht's nichts aus – ſieh,

ſo hoch ſchätzt ſie mich ein! – das kannſt du dir gleichfalls merken!«

»Aber wie iſt ſie denn ... wie iſt ſie denn von dir zu mir und ... von mir wieder ...«

»Von dir wieder zu mir zurückgekehrt! Haha! Als ob ihr wenig in den Kopf käme! Sie iſt ja doch jetzt ganz wie im Fieber, wie im Delirium. Bald ſchreit ſie mir zu: ‚Dich heiraten oder ins Waſſer – iſt eins! Die Hochzeit ſo ſchnell wie möglich!‘ ſie drängt ſelbſt, beſtimmt den Tag, rückt aber die Zeit heran, dann – erſchrickt ſie, oder es kommen ihr andere Gedanken. Gott weiß – du haſt ſie doch geſehen: weint, lacht, gebärdet ſich wie eine Raſende. Was Wunder, wenn ſie da auch von dir wieder fortgelaufen iſt? Sie iſt ja doch nur deshalb von dir fortgelaufen, weil es ihr plötzlich zum Bewußtſein kam, wie ſehr ſie dich liebt. Sie hielt bei dir ihre eigene Liebe zu dir nicht mehr aus. Du ſagteſt, ich hätte ſie damals in Moskau aufgeſucht. Das iſt ja gar nicht wahr – ſie ſelbſt kam von dir zu mir gelaufen. ‚Beſtimme den Tag‘, ſagte ſie, ‚ich bin bereit! Bring Champagner her! Fahren wir zu den Zigeunerinnen!‘ ſchrie ſie ... Wäre ich nicht geweſen, ſo hätte ſie ſich ſchon längſt ertränkt. Glaube mir! Nur deshalb tut ſie es nicht, weil ich vielleicht noch furchtbarer bin als der Tod im Waſſer. Nur aus Grimm will ſie mich heiraten ... Wenn ſie mich heiratet, ſo kannſt du ſicher ſein, daß ſie es nur aus Grimm tut.«

»Ja, aber wie kannſt du dann ... wie kannſt du dann! ...« rief der Fürſt ganz beſtürzt aus, doch ſprach er nicht zu Ende, was er ſagen wollte.

Ganz entſetzt ſah er Rogoſhin an.

»Warum ſprichſt du's denn nicht aus?« fragte jener ſpöttiſch, und man ſah ſeine Zähne zwiſchen den Lippen. »Willſt

du, ſo werde ich dir ſagen, was du in dieſem Augenblick bei dir denkſt? – ‚Nun, wie kann ſie dann jetzt noch zu ihm gehen? Wie kann man das zulaſſen?‘ Ich weiß ſchon, was du denkſt.«

»Ich bin nicht deshalb hergekommen, Parfen, ich ſchwöre es dir, glaub' mir, ich hatte nicht das im Sinn ...«

»Schon möglich, daß du nicht deshalb gekommen biſt, und daß du nicht das im Sinn hatteſt; nur iſt es jetzt ſchon ganz ſicher geworden, daß du doch deshalb gekommen biſt, he–he! ... Nun, genug! Was biſt du ſo beſtürzt? Wußteſt du es denn wahrhaftig nicht? Da wundere ich mich über dich!«

»Das iſt alles nur deine Eiferſucht, Parfen, deine Krankheit, du vergrößerſt alles unendlich, du übertreibſt ...« ſtotterte der Fürſt in unbeſchreiblicher Erregung. »Was willſt du?«

»Laß!« ſagte Rogoſhin herriſch, indem er dem Fürſten das Meſſer aus der Hand riß, das jener vom Tiſch genommen hatte. Rogoſhin legte es neben das Buch auf dieſelbe Stelle zurück, wo es gelegen hatte.

»Es iſt mir, als hätte ich es bei der Einfahrt in Petersburg ſchon gewußt, als hätte ich es vorausgefühlt ...« fuhr der Fürſt fort. »Ich wollte nicht herfahren! Ich wollte alles das hier vergeſſen, aus dem Herzen herausreißen! Nun, aber jetzt leb' wohl ... Was haſt du?«

In ſeiner Zerſtreutheit hatte der Fürſt beim Sprechen wieder das Meſſer in die Hand genommen, und wieder riß es ihm Rogoſhin aus der Hand, um es auf den Tiſch zurückzuwerfen. Es war das ein ganz einfaches Meſſer, nicht zuſammenlegbar, mit einem Griff aus Hirſchhorn und einer etwa dreieinhalb Zoll langen und dementſprechend breiten Klinge.

Als Rogoſhin ſah, daß der Fürſt ſtutzig wurde – denn das Meſſer mußte ihm doch auffallen, wenn es ihm zweimal

in dieſer Weiſe aus der Hand geriſſen wurde –, nahm er es ſichtlich ärgerlich und legte es ins Buch, das er mit einer kurzen Bewegung auf den anderen Tiſch ſchleuderte.

»Schneideſt du damit die Blätter auf?« fragte der Fürſt, doch war ſeine Frage immer noch wie in Zerſtreutheit geſtellt, als wäre er nach wie vor noch in ſeine Gedanken verſunken.

»Ja, die Blätter ...«

»Das iſt doch ein Gartenmeſſer?«

»Ja, ein Gartenmeſſer. Darf man denn mit einem Gartenmeſſer keine Blätter aufſchneiden?«

»Ja, aber ... es iſt ganz neu.«

»Was iſt denn dabei, daß es neu iſt? Darf ich mir denn nicht, wenn ich will, ein neues Meſſer kaufen?« ſchrie Rogoſhin plötzlich wie raſend; jedes Wort hatte ſeine Gereiztheit geſteigert.

Der Fürſt fuhr zuſammen und blickte ihm aufmerkſam ins Geſicht.

»Ach, wir ſind aber auch!« lachte er dann auf, plötzlich zur Beſinnung gekommen. »Verzeih mir, Bruder, mein Kopf iſt mir jetzt ſo ſchwer, und dieſe Krankheit ... ich bin jetzt immer ſo zerſtreut und lächerlich. Ich wollte das ja gar nicht fragen ... ich weiß nicht mehr, was es war. Leb' wohl!«

»Nicht durch dieſe Tür«, ſagte Rogoſhin.

»Ich weiß nicht mehr, durch welche ...«

»Hier, hier, komm, ich werde dir den Weg zeigen.«

IV.

Sie gingen durch dieſelben Zimmer, durch die der Fürſt bereits gekommen war. Rogoſhin ging voran und der Fürſt folgte ihm. Sie kamen in den großen Saal. Hier hingen an den Wänden mehrere Gemälde, meiſtens waren es Por-

träts von Biſchöfen und ſtark nachgedunkelte Landſchaften, deren Einzelheiten kaum noch zu erkennen waren. Über der Tür zum folgenden Zimmer hing ein Bild von ſehr ſonderbarem Format: es war ungefähr eineinviertel Meter lang und nicht mehr als einen Viertelmeter hoch. Es ſtellte den vom Kreuz abgenommenen Heiland dar. Der Fürſt blickte flüchtig darauf hin, und es war ihm, als entſänne er ſich eines ähnlichen oder auch desſelben Bildes, blieb aber weiter nicht davor ſtehen, ſondern wollte durch die Tür hinaustreten. Er fühlte ſich ſehr bedrückt und wollte ſchneller dieſes Haus verlaſſen. Da blieb Rogoſhin plötzlich ſtehen.

»Alle dieſe Bilder hier«, ſagte er, »alle ſind für einen oder für zwei Rubel von meinem Vater auf Auktionen erſtanden, er liebte Bilder ſehr. Ein Kenner hat ſie ſich hier einmal alle angeſehen; taugen nichts, ſagte er, dieſes aber, ſagte er, dieſes hier über der Tür, das gleichfalls für zwei Rubel erſtanden iſt – dieſes, ſagte er, ſei von großem Wert. Schon damals fand ſich einer, der für das Bild dreihundertfünfzig Rubel bot, Sſaweljeff aber, Iwan Dmitritſch – das iſt ein Kaufmann, ein großer Bilderliebhaber – der bot dem Verſtorbenen vierhundert, und in der vorigen Woche hat er meinem Bruder Sſemjon Sſemjonytſch ſogar fünfhundert geboten. Ich hab's für mich behalten.«

»Das iſt ... das iſt eine Kopie nach Hans Holbein«, ſagte der Fürſt, der das Bild inzwiſchen aufmerkſamer betrachtet hatte. »Ich bin zwar kein großer Kenner, aber wie mir ſcheint, iſt es eine vorzügliche Kopie. Ich habe das Original im Auslande geſehen, und ſeitdem kann ich dieſes Bild nicht mehr vergeſſen. Aber ... was haſt du ...«

Rogoſhin hatte ſich plötzlich wieder abgewandt und ging bereits durch die Tür, um den Fürſten dem Ausgang zuzu-

führen. Freilich konnten ſeine Zerſtreutheit und ſeine ſeltſam gereizte Stimmung dieſe Plötzlichkeit ſehr wohl erklären; doch trotzdem wunderte es den Fürſten, daß Rogoſhin ſo ſchnell das Geſpräch abgebrochen, das er doch ſelbſt begonnen hatte, und ſeine Bemerkung nicht zu beachten ſchien.

»Aber wie iſt's, Lew Nikolajewitſch, ich wollte dich ſchon lange fragen, glaubſt du an Gott?« fragte plötzlich Rogoſhin, nachdem ſie ein paar Schritte gegangen waren.

»Wie ſonderbar du fragſt und ... mich anſiehſt!« ſagte der Fürſt unwillkürlich.

»Dieſes Bild liebe ich zu betrachten«, ſagte Rogoſhin nach kurzem Schweigen, als hätte er ſeine Frage vergeſſen.

»Dieſes Bild!« rief der Fürſt unter dem Eindruck eines plötzlichen Gedankens ganz erſchrocken aus, »dieſes Bild! Aber vor dieſem Bilde kann ja manch einem jeder Glaube vergehen!«

»Der vergeht auch ohnedem«, ſtimmte Rogoſhin plötzlich ganz unverhofft bei.

Sie waren an der Tür zum Treppenhaus angelangt.

»Wie?« Der Fürſt blieb vor Überraſchung ſtehen. »Was ſagſt du! Ich habe ja doch nur geſcherzt, du aber ſagſt es ſo ernſt! Weshalb fragteſt du mich, ob ich an Gott glaube?«

»Ach nichts, nur ſo. Ich wollte es dich eigentlich ſchon immer fragen. Heutzutage glauben doch viele nicht. Aber wie, iſt es wahr – du haſt doch im Auslande gelebt –, mir ſagte einmal einer in der Betrunkenheit, daß es bei uns in Rußland mehr als in allen anderen Ländern ſolche gäbe, die an Gott nicht glaubten. Uns, ſagte er, falle das leichter als ihnen, denn wir ſeien darin fortgeſchrittener ...«

Rogoſhin lachte ſarkaſtiſch. Er öffnete die Tür und wartete, den Türgriff in der Hand, daß der Fürſt hinaustrete.

Der Fürſt wunderte ſich darüber, trat aber doch hinaus. Rogoſhin folgte ihm auf den Treppenflur und zog die Tür hinter ſich zu. Sie ſtanden ſich gegenüber, und wie es ſchien, hatten ſie beide vergeſſen, wohin ſie gekommen waren, und was ſie hier tun wollten.

»Alſo leb' wohl«, ſagte der Fürſt ſich beſinnend und reichte Rogoſhin die Hand.

»Leb' wohl«, ſagte Rogoſhin, indem er feſt, doch ganz mechaniſch die ihm entgegengeſtreckte Hand drückte.

Der Fürſt trat eine Stufe hinunter, wandte ſich dann aber nochmals zurück.

»Und was den Glauben anbetrifft«, ſagte er lächelnd (offenbar wollte er den anderen nicht ſo verlaſſen), und wahrſcheinlich war ihm plötzlich etwas in den Sinn gekommen, das ihn belebte, »ſo hatte ich an zwei Tagen der letzten Woche vier verſchiedene Erlebniſſe. Am Morgen des einen Tages fuhr ich auf einer neuen Eiſenbahnſtrecke und unterhielt mich vier Stunden lang mit einem gewiſſen S., mit dem ich im Kupee zuſammenſaß. Ich hatte ſchon früher von ihm gehört, unter anderem auch, daß er ein Atheiſt ſei. Er war ein allerdings ſehr gelehrter Mann, und es freute mich, daß ich mit einem ſolchen über dieſes Thema ſprechen konnte. Außerdem war er vorzüglich erzogen, ſo daß er mit mir ſprach, als wäre ich ihm an Gelehrſamkeit vollkommen gleich. An Gott glaubt er nicht. Nur machte mich eines ſtutzig: daß er die ganze Zeit gar nicht davon ſprach, und zwar machte mich das gerade deshalb ſtutzig, weil es mir auch früher aufgefallen iſt, ſo oft ich mit Atheiſten zuſammengekommen bin oder Schriften von ihnen geleſen habe, daß ſie gar nicht davon ſprachen oder ſchrieben, wenn es auch hundertmal dieſen Anſchein hat. Ich ſagte ihm, daß ich dieſe Beobachtung gemacht hätte, doch

muß ich mich wohl nicht ganz verſtändlich ausgedrückt haben, denn er begriff nicht, was ich damit ſagen wollte ... Am Abend desſelben Tages mußte ich im Gaſthof einer kleinen Kreisſtadt abſteigen, um zu übernachten. Dort hatte ſich in der vorhergehenden Nacht ein Mord zugetragen, und ſo wurde natürlich, als ich eintraf, nur von dieſem Morde geſprochen. Zwei vollkommen nüchterne und bejahrte Bauern, zwei alte Bekannte, oder man kann ſogar ſagen, zwei gute Freunde, hatten am Abend Tee getrunken und wollten in einem kleinen Stübchen übernachten. Der eine aber hatte in den zwei Tagen, die ſie ſchon in der Stadt waren, bemerkt, daß der andere eine ſilberne Uhr an einer Glasperlenkette trug, die er früher nicht an ihm geſehen hatte. Dieſer Mann war durchaus kein Dieb, er war ſogar ein ehrlicher Kerl und für einen Bauern durchaus nicht arm. Die Taſchenuhr gefiel ihm aber dermaßen, und ihr Beſitz erſchien ihm ſo verlockend, daß er ſein Meſſer nahm und, als der Freund ſich abwandte, leiſe hinterrücks an ihn heranſchlich, die Augen zum Himmel aufſchlug, ſich fromm bekreuzte und inbrünſtig betete: ‚Gott, verzeihe mir um Chriſti willen!‘ – um darauf den Freund mit einem einzigen Stoß niederzuſtechen wie einen Hammel und ihm die Uhr aus der Taſche zu nehmen.«

Rogoſhin brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Er lachte unbändig, lachte, als hätte er einen Lachkrampf. Und dieſes plötzliche konvulſiviſche Lachen erſchien um ſo ſonderbarer, als er ſich noch vor einem Augenblick in finſterer Stimmung befunden hatte.

»Das gefällt mir! Nein, das iſt unübertrefflich!« ſtieß er zwiſchendurch faſt außer Atem hervor. »Der eine glaubt überhaupt nicht an Gott, der andere aber glaubt ſchon ſo ſehr, daß er, zu ihm betend, ſogar Menſchen ermorden kann! Nein,

das, Bruder, Fürſt, ſo etwas kann man ſich nicht ausdenken! Ha–ha–ha! Nein, das iſt unübertrefflich! ...«

»Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang durch die Stadt«, fuhr der Fürſt fort, ſobald Rogoſhin ſich ein wenig beruhigt hatte, wenn auch ſein Mund immer noch krampfhaft zuckte und das Lachen aus ſeinem Geſicht nicht verſchwinden wollte. »Da ſehe ich, vor mir auf dem Trottoir kommt mir im Zickzack ein betrunkener Soldat entgegen, in ganz zerzauſtem Zuſtande. Wie er ſich mir nähert, ſagt er plötzlich: ‚Kauf', Herr, ein ſilbernes Kreuz, gebe es dir für zwanzig Kopeken; ein echt ſilbernes!' Ich ſehe, er hat in der Hand ein Kreuz, das er offenbar ſoeben erſt vom Halſe genommen, an einem hellblauen, nur ſchon ſehr abgenutzten Bande, doch iſt es ein einfaches Zinnkreuz, das ſieht man auf den erſten Blick, ziemlich groß, achteckig, nach echt byzantiniſchem Muſter. Ich gab ihm ein Zwanzigkopekenſtück und legte mir ſogleich das Kreuz um den Hals. Man ſah ſeinem Geſicht an, wie zufrieden er darüber war und wie es ihn freute, daß er den dummen Herrn ſo geſchickt hatte betrügen können, worauf er ſich zweifellos nach der nächſten Schenke begab, um das Geld für ſein Kreuz zu vertrinken. Weißt du, Bruder, ich war damals noch ſo unter dem Einfluß all der Eindrücke, die hier in Rußland auf mich einſtürmten. Ich hatte doch früher nichts von Rußland begriffen, ich war doch wie ein Taubſtummer aufgewachſen, und in dieſen fünf Jahren im Auslande entſann ich mich ſeiner nur halb phantaſtiſch. Ich ging weiter und dachte bei mir: Nein, ich werde doch damit warten, dieſen Chriſtusverkäufer zu verurteilen. Kann doch nur Gott allein wiſſen, was dieſe trunkenen, ſchwachen Herzen in ſich bergen. Nach einer Stunde, als ich zum Gaſthof zurückkehrte, begegnete ich einem jungen Weibe, das ein klei-

nes Kindchen auf den Armen trug. Es war ein noch junges Weib, und das Kleine wird so sechs Wochen alt gewesen sein. Da sehe ich, wie sie sich plötzlich so fromm bekreuzt, so inbrünstig geradezu. ‚Weshalb bekreuzt du dich, junge Mutter?‘ fragte ich sie (ich frage doch nach allem und jedem). Da sagte sie: ‚Ebenso groß, wie die Freude einer Mutter ist, wenn sie das erste Lächeln ihres Kindes erblickt, ist auch die Freude Gottes jedesmal, wenn er sieht, wie ein Sünder vor ihm zum Gebet niederkniet‘. Das sagte mir das Weib fast mit diesen selben Worten, und damit sprach sie einen so tiefen, so feinen und wahrhaft religiösen Gedanken aus, einen Gedanken, in dem sich das ganze Wesen des Christentums ausdrückt, das heißt, die ganze Vorstellung von Gott als unserem leiblichen Vater, und von der Freude Gottes am Menschen als der Freude eines Vaters an seinem leiblichen Kinde – das aber ist ja doch der Grundgedanke Christi! Es war ein ganz einfaches junges Bauernweib! Freilich, eine Mutter... Und wer weiß, vielleicht war sie das Weib jenes Soldaten. Höre, Parfen, ich will dir noch auf deine Frage antworten: Das Wesen des religiösen Gefühls ist durch keinerlei vernunftmäßige Überlegungen zu erfassen, wird von keinem Vergehen, von keinem Verbrechen berührt und steht außerhalb aller Atheismen; es handelt sich da um etwas anderes und wird sich ewig um etwas anderes handeln; es ist hierbei etwas, woran die Atheisten ewig abgleiten werden und ewig werden sie nicht davon, sondern daran vorbei reden. Die Hauptsache aber ist, daß man dies am klarsten und schnellsten am russischen Herzen erkennt, – das ist mein Folgeschluß! Es ist das eine meiner ersten Überzeugungen, die ich hier in unserem Rußland gewonnen habe. Es gibt hier etwas zu tun, Parfen! Es gibt vieles zu tun, hier in unserer russischen Welt, glaub'

es mir! Denk' daran, wie wir in Moskau zuſammenkamen und ſprachen... Nein, ich wollte gar nicht mehr hierher zurückkehren!... Und das Wiederſehen mit dir hatte ich mir ganz, ganz anders gedacht! Doch was!... Leb' wohl, auf Wiederſehen!... Möge Gott dich behüten!«

Er wandte ſich um und ſtieg die Treppe hinunter.

»Lew Nikolajewitſch!« rief plötzlich Parfen von oben, als der Fürſt beim erſten Treppenabſatz angelangt war, »das Kreuz, das du dem Soldaten abgekauft haſt –haſt du das bei dir?«

»Ja..«

Und der Fürſt blieb ſtehen.

»Zeig' mal her.«

Wieder eine neue Seltſamkeit. Der Fürſt dachte einen Augenblick nach, dann entſchloß er ſich und ſtieg die Treppe wieder hinauf, zog das Kreuz hervor und zeigte es Rogoſhin, ohne es jedoch vom Halſe zu nehmen.

»Gib's mir«, ſagte Rogoſhin.

»Wozu? Willſt du denn ...«

Der Fürſt wollte ſich nicht gern von dieſem Kreuz trennen.

»Ich werde es tragen und mein Kreuz dir geben, das trage du dann.«

»Du willſt mit mir das Kreuz tauſchen?* Wenn du das willſt, Parfen, wird es mich freuen – ſeien wir Brüder!«

Der Fürſt nahm ſein zinnernes Kreuz ab und Parfen ſein goldenes, und ſie tauſchten die Kreuze. Parfen ſchwieg. Mit ſchmerzlichem Erſtaunen gewahrte der Fürſt, daß das frühere Mißtrauen, das frühere bittere und faſt ſpöttiſche Lächeln immer noch im Geſichte ſeines erwählten Bruders zu zucken

* Freunde, die das Kreuz getauſcht haben, heißen »erwählte Brüder«. E. K. R.

ſchien, wenigſtens trat es für Augenblicke ſichtbar hervor. Schweigend nahm ſchließlich Rogoſhin die Hand des Fürſten und behielt ſie eine Weile gleichſam unentſchloſſen in der ſeinen; plötzlich zog er ihn dann nach ſich, indem er kaum hörbar ein »Komm!« brummte. Sie gingen über den Treppenflur, und Rogoſhin klingelte an der zweiten Tür, die jener, aus der ſie herausgetreten waren, gegenüberlag. Es wurde ihnen bald geöffnet. Ein altes, kleines, ſchon ganz krummes Frauchen in ſchwarzem Kleide und einem kleinen, um die Haare gebundenen Tuch verbeugte ſich ſchweigend und tief vor Rogoſhin. Dieſer ſtellte flüchtig irgendeine Frage an ſie, zog jedoch, ohne ſtehen zu bleiben oder ihre Antwort abzuwarten, den Fürſten weiter durch die folgenden Zimmer. Auch hier waren es dunkle, hohe Räume, in denen eine ganz beſondere Sauberkeit herrſchte, und kalt und ſtreng wirkten auch die altertümlichen Möbel in den weißen, ſauberen Überzügen. Ohne Anmeldung führte Rogoſhin den Fürſten in ein nicht großes Zimmer, das etwa als Gaſtzimmer eingerichtet zu ſein ſchien, doch wurde ein Teil vom Raume durch eine glänzend polierte Mahagoniholzwand, in der rechts und links eine Tür war, abgeteilt, und dieſer Teil diente wahrſcheinlich als Schlafzimmer.

In der einen Ecke des Gaſtzimmers ſaß dicht am Ofen in einem großen Lehnſtuhl eine kleine, alte Frau. Übrigens war ſie vielleicht noch gar nicht ſo ſehr alt; ihr angenehmes, rundes Geſicht hatte noch eine recht geſunde Farbe, aber ihr Haar war ſchon ganz ſilbergrau, und auf den erſten Blick konnte man erkennen, daß ſie bereits vollkommen kindiſch geworden war. Sie trug ein ſchwarzes Wollkleid, um die Schultern ein weiches, ſchwarzes Tuch und auf dem Kopf eine ſaubere, weiße Haube, die unter dem Kinn nach alter Art feſtgebunden

war. Die Füße ſtützte ſie auf ein kleines Fußbänkchen. Neben ihr ſaß ein anderes, ebenſo ſauberes Frauchen, vielleicht etwas älter an Jahren, gleichfalls in einem Trauerkleide und einer weißen Haube – offenbar eine arme, alte Bekannte, die im Hauſe lebte und von Rogoſhins ernährt wurde. Sie ſtrickte ſchweigend an einem Strumpf. Augenſcheinlich hatten ſie beide die ganze Zeit geſchwiegen. Als die ältere, fremde Frau Rogoſhin und den Fürſten erblickte, lächelte ſie freundlich und nickte mehrmals zum Zeichen ihrer Freude mit dem Kopfe.

»Mütterchen«, ſagte Rogoſhin, nachdem er ſeiner alten Mutter die Hand geküßt hatte, »hier iſt mein Freund, Fürſt Lew Nikolajewitſch Myſchkin; wir haben beide die Kreuze getauſcht; er war eine Zeitlang in Moskau wie ein leiblicher Bruder zu mir, er hat viel für mich getan. Segne du ihn, Mütterchen, wie du deinen leiblichen Sohn ſegnen würdeſt. Wart', Mütterchen, gib her, ich werde dir die Hand zum Segnen zurechtlegen ...«

Doch noch bevor Parfen ihre Hand ergreifen konnte, hatte ſein Mütterchen ſchon die rechte Hand erhoben, die drei Finger zuſammengelegt und ſchlug andächtig dreimal das Kreuz über den Fürſten. Es war ein faſt zärtlicher Ausdruck in ihrem Geſicht, als ſie ihm darauf freundlich mit dem Kopfe zunickte.

»Nun, gehen wir, Lew Nikolajewitſch«, ſagte Parfen, »ich habe dich nur deshalb hergeführt ...«

Als ſie wieder auf den Treppenflur hinaustraten, fügte er noch hinzu:

»Sie verſteht ſonſt nichts, was man zu ihr ſagt, und auch meine Worte hat ſie nicht verſtanden, und doch ſegnete ſie dich; ſie muß es ſelbſt gewollt haben ... Nun leb' wohl, es iſt Zeit für uns beide, für dich wie für mich.«

Und er öffnete die Tür, die zu ſeiner Wohnung führte.

»Aber ſo laß dich doch zum Abſchied wenigſtens umarmen, du ſonderbarer Menſch!« rief der Fürſt aus, indem er ihn mit liebevollem Vorwurf anblickte, und er näherte ſich ihm.

Doch Parfen hatte kaum die Hände erhoben, als er ſie auch ſchon wieder ſinken ließ. Er konnte ſich nicht entſchließen und wandte ſich von ihm ab, um ihn nicht anzuſehen. Er wollte ihn nicht umarmen.

»Hab' keine Angſt! Ich habe wohl von dir dein Kreuz genommen, aber wegen einer Taſchenuhr werde ich dich doch nicht ermorden!« brummte er undeutlich und lachte dann ganz eigentümlich auf.

Doch plötzlich veränderte ſich ſein ganzes Geſicht: er erbleichte unheimlich, ſeine Lippen zitterten und ſeine Augen flammten auf. Er erhob die Arme, umarmte den Fürſten krampfhaft und ſtieß, vor Erregung ganz atemlos, hervor:

»So nimm du ſie denn, wenn das Schickſal es ſchon ſo will! Sie ſei dein! Ich trete ſie dir ab! ... Vergiß Rogoſhin nicht!«

Und haſtig verließ er den Fürſten, ohne ihn anzuſehen, und trat durch die Tür, die er hinter ſich zuſchlug.

V.

Es war ſchon ziemlich ſpät, faſt halb drei Uhr nachmittags, und ſo traf der Fürſt den General nicht mehr in ſeiner Stadtwohnung an. Er hinterließ ſeine Viſitenkarte und begab ſich hierauf in den Gaſthof »Zur Wage«, um dort mit Koljá zu ſprechen oder, falls er auch ihn nicht antreffen ſollte, ein paar Worte an ihn zu ſchreiben, die Koljá dann bei ſeiner Rückkunft vorfinden würde. Im Gaſthof wurde ihm aber auf ſeine Frage mitgeteilt, daß Nikolai Ardalionytſch Iwolgin bereits am Morgen ausgegangen ſei; doch habe er vor dem Fortgehen

hinterlaſſen, für den Fall, daß jemand nach ihm fragte, daß er um drei Uhr vielleicht zurückkehren werde; wenn er aber bis halb vier noch nicht erſchienen ſein ſollte, ſo bedeute das, daß er mit der Bahn nach Pawlowsk gefahren ſei, nach dem Landhauſe der Generalin Jepantſchin, und dann würde er auch zum Abendeſſen dort bleiben. Der Fürſt beſchloß zu warten, und ließ ſich irgendetwas zum Mittageſſen geben.

Die Uhr ſchlug halb vier und ſchlug vier, doch Koljá kam nicht. Der Fürſt trat auf die Straße hinaus und ging mechaniſch weiter. Es gibt bisweilen zu Anfang des Sommers wundervolle Tage in Petersburg, die Luft iſt dann ſo hell, warm, ſtill. Und es war gerade ein ſolcher Tag. Der Fürſt ſchlenderte eine gute Weile ziellos umher. Die Stadt war ihm wenig bekannt. An den Straßenkreuzungen, vor einzelnen Häuſern, auf Plätzen und Brücken blieb er ſtehen; einmal ſetzte er ſich in eine Konditorei, um ein wenig auszuruhen. Hin und wieder begann er auch mit großem Intereſſe die Vorübergehenden zu betrachten; doch am häufigſten ſah er weder dieſe, noch bemerkte er überhaupt, wo er ſich befand. Er fühlte ſich in qualvoll geſpannter und unruhiger Stimmung, und gleichzeitig empfand er ein unbezwingbares Bedürfnis nach Einſamkeit. Er wollte allein ſein, um ſich dieſer quälenden Stimmung völlig paſſiv hingeben zu können, ohne auch nur den geringſten Ausweg aus ihr zu ſuchen. Ihn ekelte vor all dieſen Fragen, die plötzlich ſeine Seele und ſein Herz beſtürmten. »Wie denn, bin ich denn ſchuld an alledem?« murmelte er halb unbewußt vor ſich hin.

Es war bereits gegen ſechs, als er plötzlich gleichſam erwachte und ſich auf dem Bahnhof der Zarskoje-Sſelo-Bahn ſah. Die Einſamkeit wurde ihm bald unerträglich; ein neues Gefühl erfaßte ihn heiß und erhellte für einen Augenblick

grell das Dunkel, in dem ſeine Seele rang. Er löſte ein Billett nach Pawlowsk, und es drängte ihn, ſo ſchnell wie nur möglich fortzufahren. Doch offenbar verfolgte ihn etwas, und was ihn verfolgte, war nicht irgendein Wahn ſeiner Phantaſie, wie er vielleicht zu glauben geneigt war, ſondern Wirklichkeit. Kaum hatte er ſich ins Kupee geſetzt, als er mit einemmal das ſoeben gelöſte Billett wegwarf, auf den Bahnſteig hinabſprang und zerſtreut und wie in Gedanken verſunken den Bahnhof verließ. Nach einer Weile, bereits auf der Straße, kam ihm dann plötzlich eine Vorſtellung ganz beſonderer Art, die ihm zum Bewußtſein brachte, was ihn ſchon lange beunruhigt hatte. Er ertappte ſich nun mit einem Male bei einer ſehr ſonderbaren Empfindungsäußerung, die ſchon ziemlich lange andauerte, die er jedoch erſt jetzt bemerkte: ſchon ſeit mehreren Stunden, ſogar ſchon in der »Wage«, vielleicht aber auch ſchon vorher, kamen immer wieder Augenblicke, wo er plötzlich mit den Blicken ringsum irgendetwas zu ſuchen begann, bis er es dann plötzlich wieder vergaß – und ſogar auf lange Zeit, etwa auf eine halbe Stunde –, um ſich dann ebenſo plötzlich wieder umzuſehen und wieder unruhig mit den Augen zu ſuchen und zu ſuchen.

Doch kaum waren ein paar Minuten vergangen, nachdem er dieſen krankhaften und bisher vollkommen unbewußten Vorgang bemerkt hatte, als plötzlich auch noch eine andere Erinnerung in ihm auftauchte, die ſogleich ein ganz beſonderes Intereſſe in ihm erweckte: er entſann ſich, daß er in dem Augenblick, als er ſich ſeines immer wiederkehrenden Suchens bewußt wurde, gerade auf dem Trottoir vor einem Schaufenſter geſtanden und mit großem Intereſſe die ausgeſtellte Ware betrachtet hatte. Nun wollte er ſich unbedingt überzeugen, ob er tatſächlich vor vielleicht fünf Minuten auf

ſeinem Wege an einem ſolchen Fenſter vorbeigekommen war, oder ob er es ſich nur einbildete, vor einem ſolchen Fenſter geſtanden zu haben. Hatte er nicht irgendetwas verwechſelt? Gab es wirklich ein ſolches Schaufenſter mit dieſer Ware? Fühlte er ſich doch heute eigentümlich krank, unruhig, unbehaglich, faſt in derſelben Stimmung, die früher ſeinen epileptiſchen Anfällen vorausgegangen war. Er wußte, daß er in den Stunden vor einem Anfall ſtets ungewöhnlich zerſtreut geweſen war und häufig ſogar Gegenſtände und Perſonen verwechſelt hatte, wenn er ſie nicht gerade mit angeſpannter Aufmerkſamkeit anſah. Aber es gab da noch einen beſonderen Grund, weshalb er ſich unbedingt vergewiſſern wollte, ob er in dem Augenblick tatſächlich vor einem Schaufenſter geſtanden hatte: unter den zur Schau geſtellten Gegenſtänden war ein Gegenſtand geweſen, den er unverwandt angeſehen, und den er ſogar auf ſechzig Silberkopeken geſchätzt hatte, – deſſen entſann er ſich noch genau, trotz all ſeiner Zerſtreutheit und Erregung. Wenn nun dieſes Schaufenſter exiſtierte und dieſer Gegenſtand ſich wirklich unter den übrigen fand, ſo war er nur wegen dieſes Gegenſtandes ſtehen geblieben; folglich aber mußte dieſer doch von ſo großem Intereſſe für ihn ſein, daß ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt hatte, und das noch dazu in einem Augenblick ſo bedrückender Zerſtreutheit, nachdem er kaum aus dem Bahnhof herausgetreten war! Der Fürſt ging denſelben Weg zurück, den er gekommen war, und blickte faſt angſtvoll auf die Schaufenſterreihe, während ſein Herz in ungeduldiger Erwartung laut ſchlug. Endlich, da war das Fenſter! Er war alſo ſchon an fünfhundert Schritt an ihm vorübergegangen. Und da war auch jener Gegenſtand, den er auf ſechzig Kopeken geſchätzt hatte. »Natürlich, ſechzig Kopeken, nicht mehr und nicht weniger!« dachte er bei ſich

und lachte. Doch dieſes Lachen war nervös, er fühlte ſich unſäglich bedrückt. Und auf einmal entſann er ſich, daß er gerade hier, als er vor dieſem Fenſter geſtanden, ſich plötzlich umgewandt hatte, ganz wie vorhin bei Rogoſhin, als er deſſen Blick auf ſich ruhen fühlte. Nachdem er ſich überzeugt, daß er ſich im Schaufenſter nicht getäuſcht hatte – wovon er übrigens auch ſchon vor der Rückkehr zum Fenſter eigentlich überzeugt geweſen war – wandte er ſich wieder um und ging ſchnell fort. Über alles das hieß es jetzt nachdenken, um möglichſt bald mit ſich ſelbſt ins reine zu kommen. Jetzt war es ja klar, daß auch am Morgen bei ſeiner Ankunft etwas unbedingt Wirkliches auf ihm gelaſtet hatte, das zweifellos mit dieſer ſeiner früheren Unruhe zuſammenhing. Er wollte über alles nachdenken ... doch da ſtieg in ihm ein gewiſſer, unbezwinglicher Ekel auf und erſtickte alles übrige; er mochte nicht nachdenken, er wollte nicht daran denken, ... ſeine Gedanken hingen an etwas ganz anderem.

Er dachte unter anderem auch daran, daß in ſeinem früheren epileptiſchen Zuſtande kurz vor jedem Anfall – wenn der Anfall nicht in der Nacht, nicht gerade im Schlafe kam – ganz plötzlich mitten in der Trauer, in der inneren Dunkelheit – wie er es nannte – des Bedrücktſeins und der Qual, ſein Gehirn ſich für Augenblicke gleichſam blitzartig erhellte und alle ſeine Lebenskräfte ſich mit einem Schlage krampfhaft anſpannten. Die Empfindungen des Lebens, des Seins verzehnfachten ſich in dieſen Augenblicken, und wenn ſie vergangen waren, war alles nur wie ein Blitz geweſen. Der Verſtand und das Herz waren plötzlich von ungewöhnlichem Licht erfüllt; alle Aufregung, alle Zweifel, alle Unruhe löſte ſich gleichſam in eine höhere Ruhe auf, in eine Ruhe voll klarer, harmoniſcher Freude und Hoffnung. Doch dieſe Augenblicke,

dieſe Lichtblicke waren erſt nur eine Vorahnung jener einen Sekunde, in der dann der Anfall eintrat – länger als eine Sekunde währte dieſer Augenblick nie. Dieſe Sekunde aber war unerträglich. Wenn er ſpäter in bereits geſundem Zuſtande über dieſe Sekunde nachdachte, mußte er ſich ſagen, daß doch all dieſe Lichterſcheinungen und Augenblicke eines höheren Bewußtſeins und einer höheren Empfindung ſeines Ich, und folglich auch eines »höheren Seins«, ſchließlich nichts anderes waren als eine Unterbrechung des normalen Zuſtandes, eben als ſeine Krankheit; war aber das der Fall, ſo konnte man es doch durchaus nicht als »höheres« Sein, ſondern im Gegenteil nur als ein ſehr niedriges betrachten. Doch deſſenungeachtet kam er zu guter Letzt zu einer überaus paradoxen Schlußfolgerung: »Nun, was tut denn das, daß es Krankheit und unnormal iſt?« entſchied er ſchließlich. »Was geht das mich an, ob es normal oder nicht normal iſt, wenn das Reſultat, wenn die Empfindung des Augenblicks in der Erinnerung an ſie in geſundem Zuſtande mir als höchſte Harmonie und Schönheit erſcheint, in mir bis dahin ungeahnte Gefühle erweckt, Größe, Fülle und Ewigkeit mich fühlen läßt und mich mit allem ausſöhnt, wie in einem begeiſterten, gottſchauenden Zuſammenfließen mit der höchſten Syntheſe des Lebens?« Dieſe nebelhaften Ausdrücke für ſeine Gefühle erſchienen ihm ſelbſt ſehr verſtändlich, nur fand er ſie noch viel zu ſchwach. Daß es aber tatſächlich »Schönheit und Gottſchauen« und »die höchſte Syntheſe des Lebens« war – daran zweifelte er nicht, er hätte es überhaupt nicht vermocht, einen Zweifel auch nur zuzulaſſen. Waren es doch keine Viſionen von der Art, wie man ſie nach dem Genuß von Haſchiſch, Opium oder Wein träumt, die die Vernunft vernichten und die Seele verzerren, die unnormal und künſtlich ſind. Darüber konnte er

in geſundem Zuſtande ganz objektiv urteilen. Dieſe Augenblicke waren ſchließlich nichts anderes als eine unendliche Ausſpannung des Sichſelbſtempfindens – wenn man dieſen Zuſtand in einem Wort ausdrücken ſoll – oder der Erkenntnis, des Bewußtſeins eines im höchſten Grade unmittelbaren Selbſtgefühls. Wenn er in dem Augenblick, d. h. in jener letzten bewußten Sekunde vor dem Anfall, ſich noch deutlich und bewußt ſagen konnte: »Ja, für dieſe Sekunde kann man das ganze Leben hingeben!« ſo mußte dieſe Sekunde ſelbſtverſtändlich auch das ganze Leben wert ſein. Übrigens – für die Richtigkeit der Dialektik ſeiner Schlußfolgerung ſtand er nicht ein: die geiſtige Stumpfheit, die ſeeliſche Dunkelheit, der Idiotismus ſtanden als Folgen dieſer »höchſten« Sekunde nur zu deutlich in ſeiner Erinnerung, und ſo hätte er natürlich nicht verſucht, ſeine Auffaſſung im Ernſt zu verteidigen. Es mußte alſo in ſeiner Folgerung, in ſeiner Einſchätzung dieſes Augenblicks doch irgendwo ein Fehler ſein, ein Verſehen vielleicht, aber die Wirklichkeit der Empfindung war nun einmal Tatſache, und ihren Eindruck konnte und wollte er nicht herabſetzen. »In dieſem Augenblick glaube ich jenes ungeheuere Wort zu verſtehen, daß ‚hinfort keine Zeit mehr ſein ſoll‘«, hatte er einmal in Moskau zu Rogoſhin geſagt. Und lächelnd hatte er noch hinzugefügt: »Wahrſcheinlich iſt das dieſelbe Sekunde, in der der bis zum Rande mit Waſſer gefüllte Krug des Epileptikers Mohammed umſtürzte und doch nicht Zeit hatte, überzufließen, während Mohammed in derſelben Sekunde alle Wohnſtätten Allahs überſchaute«. Ja, in Moskau war er oft mit Rogoſhin zuſammengekommen, und dann hatten ſie nicht nur darüber geſprochen.

»Rogoſhin ſagte vorhin, daß ich damals wie ein Bruder

zu ihm geweſen ſei ... Das hat er heute zum erſtenmal geſagt«, dachte der Fürſt bei ſich.

Als er das dachte, ſaß er auf einer Bank, unter einem Baume im »Sommergarten«*. Es war gegen ſieben Uhr und der Garten ſchon ganz menſchenleer; etwas Dunkles ſchob ſich für einen Augenblick vor die untergehende Sonne. Es war ſchwül; ... in der Ferne zog ein Gewitter herauf. Der Fürſt befand ſich in einer Stimmung, die ſeine Gedanken immer wieder auf einen gewiſſen Weg zu locken ſchien, und deshalb heftete er inſtinktmäßig ſein Denken an jeden äußeren Gegenſtand, der ihm auffiel oder im Laufe des Tages aufgefallen war, und dieſes Spiel gefiel ihm. Es war ihm, als wollte er etwas vergeſſen, etwas Gegenwärtiges, Drohendes, – doch ſchon nach dem erſten Blick ringsum erkannte er in ſich wieder ſeinen dunklen Gedanken, dieſen Gedanken, den er doch um jeden Preis loswerden wollte. Er zwang ſich, daran zu denken, was er in der »Wage« mit dem Oberkellner über einen ſehr ſeltſamen Mord, der in letzter Zeit viel von ſich reden gemacht, eigentlich geſprochen hatte. Doch kaum begann er daran zu denken, als plötzlich ſchon wieder etwas Sonderbares mit ihm geſchah: ein allmächtiger, unbezwingbarer Wunſch, der faſt wie eine teufliſche Verſuchung war, umkrallte plötzlich ſeinen ganzen Willen. Er erhob ſich von der Bank und ging aus dem Garten geradeswegs zur »Petersburger Seite«**. Er hatte ſich ſchon vorhin am Newakai von einem Vorübergehenden den Weg dorthin zeigen laſſen, doch war er dann nicht hinübergegangen. Es wäre ja auch ganz zwecklos geweſen, hinzugehen, das wußte er. Die Adreſſe war ihm bekannt, und das Haus der Verwandten Lebedeffs hätte

* Öffentlicher Garten in Petersburg. E. K. R.

** Ein Stadtteil in Petersburg jenſeits der Newa. E. K. R.

er bald gefunden; doch was half das, wenn er doch faſt ſicher wußte, daß er ſie nicht zu Hauſe antreffen würde?

»Beſtimmt iſt ſie nach Pawlowsk gefahren, ſonſt hätte Koljá nach der Verabredung eine Nachricht in der ‚Wage' hinterlaſſen.« Wenn er aber jetzt dennoch hinging, ſo tat er es natürlich nicht, um ſie zu ſehen. Eine andere dunkle und quälende Neugier lockte ihn dorthin. Es war ihm plötzlich ein neuer Gedanke gekommen ...

Vorläufig genügte es ihm vollkommen, daß er ging und daß er wußte, wohin er ging. Doch kaum war eine Minute verſtrichen, und er wußte nicht mehr, wohin er ging; er empfand es überhaupt nicht, daß er ſich weiterbewegte. An ſeinen neuen Gedanken zu denken, ekelte ihn und wurde ihm ganz unmöglich. Mit qualvoll angeſpannter Aufmerkſamkeit begann er alles zu betrachten, was ihm in den Weg kam, oder er betrachtete den Himmel, die Newa. Ein kleines Kind, das ihm begegnete, redete er an. Vielleicht war es nur die epileptiſche Spannung, die immer größer in ihm wurde.

Das Gewitter ſchien in der Tat, wenn auch nur langſam, heraufzuziehen. In der Ferne begann es ſchon zu donnern. Es wurde ſehr ſchwül ...

Aus irgendeinem Grunde mußte er jetzt fortwährend an den Neffen Lebedeffs denken, den er am Vormittage geſehen hatte – wie einen bisweilen ein dummes, muſikaliſches Motiv verfolgt, das man auf keine Weiſe loswerden kann, auch wenn es einem ſchon bis zum Überdruß langweilig geworden iſt. Das Sonderbarſte daran war aber, daß dieſer Neffe ihm immer als jener Mörder erſchien, als den Lebedeff ihn vorgeſtellt hatte. Von dieſem Mörder hatte er noch vor ein paar Tagen geleſen. Überhaupt hatte er viel von derartigen Geſchehniſſen geleſen, ſeitdem er wieder in Rußland war; er

verfolgte alle dieſe Dinge mit großer Spannung. Und in der »Wage« hatte er mit dem Oberkellner ſehr intereſſiert über die Ermordung der Familie Shemarin geſprochen. Der Oberkellner war ganz ſeiner Meinung geweſen, deſſen entſann er ſich. Er dachte an den Eindruck, den dieſer Oberkellner auf ihn gemacht hatte: ein nicht dummer Burſche, ſolide und vorſichtig, – »übrigens ... Gott weiß, was er ſein kann ... es iſt ſchwer, in einem neuen Lande neue Menſchen zu durchſchauen«. An die ruſſiſche Seele begann er übrigens leidenſchaftlich zu glauben. Oh, viel, viel für ihn ganz Neues, Ungeahntes, Unerhörtes, Unerwartetes hatte er in dieſen ſechs Monaten erfahren! Aber eine fremde Seele bleibt ſtets ein Rätſel, und auch die ruſſiſche Seele iſt ein Rätſel, für viele ein Rätſel. Da war er nun lange Zeit ſo oft mit Rogoſhin zuſammengekommen, wie »Brüder« waren ſie zueinander geweſen, und dennoch – kannte er Rogoſhin? – »Was iſt das hier alles für ein Chaos, welch ein Durcheinander, welch eine Unordnung! Was doch dieſer Neffe Lebedeffs für ein unſympathiſcher und ſelbſtzufriedener Bengel iſt! Übrigens, was fällt mir ein!« fuhr der Fürſt in ſeinem Gedankengang fort, »er hat doch nicht dieſe Familie ermordet, die ſechs Menſchen? Ich glaube, ich verwechſele alles ... wie ſonderbar das iſt! Ich glaube, mein Kopf iſt ganz wirr, es dreht ſich alles in ihm ... Was für ein reizendes, ſympathiſches Geſicht doch die älteſte Tochter Lebedeffs hat, die dort mit dem Kinde ſtand, welch ein unſchuldiger, faſt kindlicher Ausdruck in ihren Augen lag und dazu dieſes kindlich-heitere Lachen!« Seltſam, daß er dieſes Geſicht faſt ganz vergeſſen hatte und es erſt jetzt in ſeiner Erinnerung auftauchte. Und Lebedeff, der ſie mit den Füßen trampelnd anſchreit, vergöttert höchſtwahrſcheinlich alle ſeine Kinder. Und was ſogar noch wahrſcheinlicher, was

ſogar ganz zweifellos Tatſache iſt, das iſt – daß Lebedeff auch ſeinen Neffen vergöttert!

Übrigens, wie kommt er darauf, über ſie alle ein endgültiges Urteil fällen zu wollen, er, der erſt heute hier eingetroffen iſt? Nehmen wir ſelbſt dieſen Lebedeff – der hat ihm doch vorhin einfach ein Rätſel aufgegeben: hätte er denn früher jemals einen ſolchen Lebedeff für möglich gehalten? Lebedeff und die Dubarry – Heiliger Vater! Wenn Rogoſhin mordet, ſo wird er wenigſtens nicht ſo unanſtändig morden. Es wird nicht dieſes Chaos ſein. Eine nach eigener Zeichnung beſtellte Mordwaffe und ſechs Menſchen, alle ſechs vorher in bewußtloſem Zuſtande! Hat denn Rogoſhin eine nach eigener Zeichnung beſtellte Mordwaffe... er hat... aber... ſteht es denn feſt, daß Rogoſhin morden wird?!« fragte ſich der Fürſt, plötzlich zuſammenzuckend. »Iſt es nicht ein Verbrechen, eine Schändlichkeit, eine Niedertracht meinerſeits, ſo zyniſch offen eine ſolche Annahme auch nur in Gedanken zuzulaſſen?« rief er innerlich, und die Röte der Scham ſtieg ihm jäh ins Geſicht. Wie von einem Schlage getroffen blieb er ſtehen, und mit einem Male ſtand auch deutlich vor ſeinem geiſtigen Auge der Bahnhof der Zarskoje-Sſelo-Bahn, von wo aus er nach Pawlowsk hatte fahren wollen, dann der Nikolaibahnhof am Morgen bei der Ankunft und die direkte Frage an Rogoſhin in betreff der »Augen« und dann das Kreuz Rogoſhins, das er jetzt auf ſeiner Bruſt trug und der Segen der alten Mutter Rogoſhins, zu der ihn jener ſelbſt geführt hatte, und dann die letzte krampfhafte Umarmung und plötzlich der Verzicht Rogoſhins, vorhin, auf der Treppe – und nach alledem mußte er ſich nun immerwährend darauf ertappen, daß er irgendetwas in ſeiner Umgebung gleichſam ſuchte, – und dann jenes Schaufenſter und jener eine Gegenſtand ... welch

eine Gemeinheit von ihm! Und nach alledem geht er jetzt mit einer »beſonderen Abſicht« und einem beſonderen »plötzlichen Gedanken« dorthin. Verzweiflung und Qual erfaßten ſeine ganze Seele. Er wollte ſofort umkehren und in ſein Hotel zurückgehen; er wandte ſich auch ſchon um und ging zurück, aber nach einer Minute blieb er ſtehen, dachte nach, wandte ſich wieder um und ſetzte ſeinen früheren Weg fort.

Da ſah er, daß er bereits auf der »Petersburger Seite« war, und daß es zu dem Hauſe der Verwandten Lebedeffs nicht mehr weit ſein konnte. Ging er doch jetzt nicht mehr mit der früheren Abſicht hin, nicht mehr mit ſeinem »beſonderen Gedanken«! Wie ging das zu? Ja, ſeine Krankheit kehrt wieder, daran kann er nicht mehr zweifeln; vielleicht wird er heute noch einen Anfall haben? Deshalb auch dieſe ganze Dunkelheit innerlich, deshalb auch dieſer plötzliche Gedanke, dieſe neue Idee! Jetzt iſt das Dunkel zerſtreut, der Dämon vertrieben, alle Zweifel ſind aufgehoben, in ſeinem Herzen iſt Freude! Und – er hat ſie ſo lange nicht geſehen, er muß ſie ſchnell ſehen und ... ja, er möchte jetzt Rogoſhin treffen, er würde ihn bei der Hand nehmen, und ſie würden beide zuſammen gehen ... Sein Herz iſt rein. Iſt er denn Rogoſhins Nebenbuhler? Morgen wird er zu Rogoſhin gehen und ihm ſagen, daß er bei ihr war; er iſt doch hergeeilt, nur um ſie zu ſehen, wie Rogoſhin vorhin ſagte! Vielleicht wird er ſie doch antreffen; es ſteht ja noch gar nicht feſt, daß ſie nach Pawlowsk gefahren iſt!

Ja, es muß jetzt vor allen Dingen Klarheit geſchaffen werden, damit ſich alle über alle klar ſind, damit es in der Leidenſchaft nicht wieder zu ſolchen erſchreckenden Verzichten kommt, wie heute, als Rogoſhin auf ſie verzichtete und ſie ihm abtrat ... Ja, es muß das alles frei geſchehen, frei und

... licht. Iſt denn Rogoſhin unfähig zu einem Leben im Lichten? Er ſagt, er liebe ſie nicht ſo, empfinde kein Mitleid wie ich. Allerdings fügte er dann noch hinzu: »Dein Mitleid iſt vielleicht noch größer als meine Liebe«, – aber er verleumdet ſich ja doch nur. Hm! ... Rogoſhin lieſt Bücher, – iſt denn das nicht »Mitleid«, nicht der Anfang des »Mitleids«? Beweiſt denn nicht ſchon dieſes eine Buch auf ſeinem Tiſch, daß er ſein Verhältnis zu ihr vollkommen begreift? Und was er vorhin erzählte? Nein, das iſt tiefer als bloße Leidenſchaft. Und kann denn ihr Geſicht nur Leidenſchaft allein erwecken? Und noch dazu jetzt, ſo wie es jetzt iſt? Mitleid erweckt es, die ganze Seele nimmt es gefangen, es ... Brennende, quälende Erinnerung durchzuckte plötzlich das Herz des Fürſten.

Ja, quälend war die Erinnerung. Er mußte daran denken, wie er ſich überzeugt hatte, daß ſie ja doch ganz von Sinnen war. Er war damals der Verzweiflung nahe geweſen. Und wie hatte er ſie damals verlaſſen können, als ſie von ihm zu Rogoſhin geflohen war? Seine Pflicht wäre es geweſen, ihr nachzueilen, nicht aber, auf Nachrichten zu warten. Aber ... ſollte Rogoſhin noch immer nicht bemerkt haben, daß ſie von Sinnen iſt? Hm! ... Rogoſhin vermutet in allem andere Urſachen, in allem vermutet er Leidenſchaft. Und was das doch für eine ſinnloſe Eiferſucht iſt! Was wollte er vorhin mit ſeiner Annahme ſagen? (Der Fürſt errötete plötzlich, und es war ihm, als ob etwas in ſeinem Herzen erzitterte.)

Doch wozu daran denken? Sowohl Rogoſhin wie ſie – beide waren ſie wahnſinnig. Daß aber er, der Fürſt, dieſe Frau leidenſchaftlich lieben ſollte – das war ja ganz undenkbar, das wäre ja faſt eine Grauſamkeit, eine Unmenſchlichkeit geweſen. Ja, ja! Nein, Rogoſhin verleumdet ſich ſelbſt: er hat ein großes, ein ſo großes Herz, ein Herz, das leiden und

auch Mitleid zu empfinden vermag. Wenn er erſt die ganze Wahrheit erfahren wird, wenn er erſt ſehen wird, was für ein armes Geſchöpf dieſes beſchimpfte und erniedrigte, halb wahnſinnige Weib iſt, – wird er ihr dann nicht alles verzeihen, alle Qualen, die er durch ſie gelitten? Wird er dann nicht ihr Diener, ihr Bruder, ihr Freund, ihre Vorſehung werden? Das Mitleid wird ihn lehren und lenken. Das Mitleid iſt ja doch das wichtigſte und vielleicht das einzige Geſetz des Seins der ganzen Menſchheit. Oh, wie unverzeihlich und ehrlos hat er ſich jetzt Rogoſhin gegenüber ſchuldig gemacht! Nein, nicht die ruſſiſche Seele iſt ein Rätſel, ſondern ſeine eigene Seele mußte ein Rätſel ſein, wenn er einen ſo ſchändlichen, ſo entſetzlichen Verdacht hegen konnte. Für ein paar warme herzliche Worte, die er in Moskau zu ihm geſprochen hat, nennt ihn Rogoſhin bereits ſeinen Bruder, er aber ... Aber das iſt ja alles nur Krankheit, nur Fieber! Es wird ſich ja alles bald entſcheiden! ... Wie finſter doch Rogoſhin vorhin geſagt hatte, daß ſein Glaube »vergehe«! Nein, dieſer Menſch muß ſich unſäglich quälen. Er ſagt, er »liebe es, dieſes Bild zu betrachten»; das heißt, er liebt es nicht, aber er empfindet das Bedürfnis, es zu betrachten. Rogoſhin iſt nicht nur eine leidenſchaftliche Seele; er iſt auch ein Kämpfer: er will mit Gewalt den verlorenen Glauben wiedergewinnen. Und nach dem Glauben verlangt es ihn jetzt bis zur Pein ... Ja, an etwas glauben! An jemand glauben! Aber wie ſonderbar doch dieſes Holbeinſche Bild iſt ... Ah, da iſt die Straße! Da iſt auch wahrſcheinlich ſchon das Haus ... Richtig: Nr. 16. »Haus der Kollegien-Sekretärin Filiſſoff«. Das iſt es!

Der Fürſt zog die Klingel und fragte nach Naſtaſſja Filippowna.

Die Hausbeſitzerin, die ihm ſelbſt geöffnet hatte, teilte ihm

mit, daß Naſtaſſja Filippowna bereits am Morgen nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna gefahren ſei – »und es iſt möglich, daß ſie etliche Tage daſelbſt verbleibt«, fügte ſie mitteilſam hinzu.

Die Filiſſowa war ein mageres, ſpitzes Dämchen von etwa vierzig Jahren, mit ſpitzem Geſicht und ſcharfen Augen, die den Fürſten liſtig und aufmerkſam muſterten. Auf ihre Frage, »mit wem ſie denn die Ehre habe« – ſie fragte gleichſam mit Abſicht in möglichſt geheimnisvollem Tone – wollte der Fürſt eigentlich nicht gern antworten, und er wandte ſich bereits zum Fortgehen; doch beſann er ſich ſogleich, nannte ſeinen Namen und bat ſie, Naſtaſſja Filippowna von ſeinem Beſuch in Kenntnis zu ſetzen. Die Filiſſowa horchte auf und machte ein höchſt verſchwiegenes Geſicht, als hätte ſie damit ſagen wollen: »Ich weiß ſchon, ſeien Sie unbeſorgt!« Der Name des Fürſten hatte offenbar großen Eindruck auf ſie gemacht. Der Fürſt blickte ſie nur zerſtreut an, wandte ſich dann um und kehrte auf die Straße zurück. Doch als er das Haus verließ, ſah er anders aus als beim Eintritt in dasſelbe. Es war in ihm wieder eine Veränderung vor ſich gegangen, und wieder war es in einer einzigen Sekunde geſchehen: wieder war er bleich, müde, gequält und erregt; ſeine Knie zitterten und ein unſtetes, trübes Lächeln ließ ſeine bläulich gewordenen Lippen hin und wieder zucken: ſein »plötzlicher Gedanke« hatte ſeine Beſtätigung gefunden, es hatte alſo ſeine Richtigkeit damit, und – wieder glaubte er an ſeinen Dämon!

Aber hatte er auch wirklich ſeine Beſtätigung gefunden? Hatte es wirklich ſeine Richtigkeit damit? Weshalb zitterte er denn jetzt wieder? Woher kam dieſer kalte Schweiß auf der Stirn, dieſe Dunkelheit und Kälte in der Seele? Weil er ſoeben wieder jene Augen geſehen hatte? Aber er war ja doch

nur zu dem Zweck aus dem Sommergarten hergekommen, um ſie zu ſehen! Das war ja doch ſein ganzer »plötzlicher Gedanke« geweſen. Er hatte unbedingt, unbedingt »jene Augen von vorhin« ſehen wollen, um ſich endgültig zu überzeugen, daß er ſie unfehlbar »dort, bei jenem Hauſe« ſehen würde. Dieſer krampfhafte Wunſch hatte ihn hergeführt, – weshalb iſt er denn jetzt ſo zermalmt, nachdem er ſie nun auch wirklich geſehen hat? Ganz, als hätte er es doch nicht erwartet! Ja, es waren dieſelben Augen (daß es tatſächlich dieſelben waren, darüber konnte kein Zweifel beſtehen!), dieſelben, die in der drängenden Volksmenge plötzlich aufblitzend ſtarr ihn angeſehen hatten, als er aus dem Kupee geſtiegen war; dieſelben (genau, genau dieſelben!), deren Blick er vorhin auf ſich ruhen gefühlt, die Augen dicht hinter ſeinen Schultern, als er bei Rogoſhin im Begriff geweſen war, ſich zu ſetzen. Rogoſhin hatte geleugnet, hatte nur mit ironiſchem, eiſigem Lächeln gefragt: »Weſſen Augen waren's denn?« Und der Fürſt hatte noch vor kurzem – als er ſich auf dem Bahnhof der Zarskoje-Sſelo-Bahn ins Kupee geſetzt, um zu Aglaja zu fahren, und plötzlich wieder dieſe Augen ſah, bereits zum drittenmal an dieſem Tage – auf Rogoſhin zugehen und ihm ſagen wollen, »weſſen Augen es waren«! Statt deſſen war er aus dem Bahnhof hinausgeeilt und erſt vor dem Schaufenſter jener Meſſerhandlung halbwegs zur Beſinnung gekommen, als er dort ſtehen geblieben war und halb unbewußt einen Gegenſtand mit einem Hirſchhorngriff auf ſechzig Kopeken geſchätzt hatte. Der ſeltſame, grauenvolle Dämon heftete ſich endgültig an ihn und wollte ihn nicht mehr verlaſſen. Dieſer Dämon hatte ihm im Sommergarten, als er gedankenverloren unter der Linde ſaß, plötzlich zugeflüſtert, daß Rogoſhin, wenn er es für nötig fand, ihn ſeit dem Mor-

gen zu verfolgen, ſich gleichſam an ſeine Ferſen zu heften, dann doch ſicherlich nach der Feſtſtellung, daß der Fürſt nicht nach Pawlowsk fuhr (was für Rogoſhin natürlich von verhängnisvoller Bedeutung war), ganz zweifellos dorthin gehen würde, zu jenem Hauſe auf der Petersburger Seite, um dort den Fürſten zu erwarten, der ihm doch noch am Vormittage ſein Ehrenwort gegeben hatte, daß er ſie »nicht ſehen« werde und »nicht deshalb nach Petersburg gekommen ſei«. Und dennoch – wie im Krampf war er zu jenem Hauſe geſtrebt. Und was iſt denn dabei, daß er dort tatſächlich Rogoſhin antraf? Er hatte doch nur einen unglücklichen Menſchen geſehen, deſſen Seelenzuſtand dunkel und düſter, doch nichtsdeſtoweniger nur zu verſtändlich war. Dieſer unglückliche Menſch hatte ſich jetzt nicht einmal mehr verſteckt. Ja, Rogoſhin hatte, als er ihn nach jenen Augen gefragt, geſchwiegen und nicht die Wahrheit geſagt, doch auf dem Bahnſteig der Zarskoje-Sſelo-Bahn hatte er, faſt ohne ſich verbergen zu wollen, dageſtanden; eher war ſogar er es geweſen, der Fürſt, der ſich verborgen hatte, nicht aber Rogoſhin. Jetzt aber, bei jenem Hauſe, hatte er auf der anderen Seite der Straße geſtanden, vielleicht fünfzig Schritt entfernt, ſchräg gegenüber dem Hauſe; auf dem Trottoir hatte er geſtanden, die Arme über der Bruſt verſchränkt, und gewartet. Hier hatte er frei geſtanden, allen ſichtbar, und offenbar hatte er mit Abſicht gewollt, daß der Fürſt ihn ſähe. Wie ein Ankläger und Richter hatte er dort geſtanden und nicht wie ... Nicht wie wer?

Aber weshalb war er, der Fürſt, denn nicht auf ihn zugegangen? Weshalb hatte er ſich von ihm abgewandt, als hätte er ihn nicht bemerkt, obſchon ihre Blicke ſich begegnet waren? (Ja, ihre Blicke waren ſich begegnet, und ſie hatten einander in die Augen geſehen.) Hatte er doch noch vor kurzem ſelbſt

den Wunſch gehabt, Rogoſhin bei der Hand zu nehmen und mit ihm zuſammen dorthin zu gehen? Hatte er doch ſelbſt morgen zu ihm gehen und ihm ſagen wollen, daß er bei ihr geweſen war? Hatte er ſich doch ſelbſt von ſeinem Dämon losgeſagt, noch auf dem halben Wege dorthin, als plötzlich Freude ſeine ganze Seele erfüllt hatte. Oder war in Rogoſhin tatſächlich irgend etwas geweſen, in der ganzen heutigen Erſcheinung dieſes Menſchen, in der Geſamtheit ſeiner Worte, Bewegungen, Handlungen, Blicke, das die entſetzlichen Vorahnungen des Fürſten und die furchtbaren Einflüſterungen ſeines Dämons rechtfertigen konnte? Irgend etwas, das man vielleicht ganz unbewußt, ganz von ſelbſt ſieht, das ſich aber ſchwer analyſieren oder in Worten ausdrücken läßt, und das, wenn man es auch tauſendmal nicht begründen kann, dennoch einen vollkommen in ſich abgeſchloſſenen und unwiderſtehlichen Eindruck macht, der ganz unwillkürlich zur vollen Überzeugung auswächſt? ...

Überzeugung? – Zu was für einer Überzeugung? (Oh, wie die Ungeheuerlichkeit dieſer »erniedrigenden« Überzeugung, »dieſer niedrigen Vorahnung« den Fürſten quälte, und wie bittere Vorwürfe er ſich ihretwegen machte!) »So ſag' es doch, wenn du es wagſt, was das für eine Überzeugung iſt?« ſagte er immer wieder herausfordernd zu ſich ſelbſt, »formuliere, wage es doch, deinen ganzen Gedanken klar, treffend, ohne zu zögern, auszuſprechen! Oh, ein Ehrloſer bin ich!« rief er verzweifelt aus, und die Röte der Scham ſtieg ihm ins Geſicht. »Mit welchen Augen werde ich jetzt mein Leben lang auf dieſen Menſchen ſehen! Was iſt das heute für ein Tag! Gott, welch ein Alpdruck!«

Während der Fürſt den langen Weg von der Petersburger Seite bis zu ſeinem Gaſthof zurücklegte, überkam ihn in

einem Augenblick plötzlich der unbezwingbare Wunſch, ſogleich zu Rogoſhin zu gehen, ihn zu erwarten, beſchämt und unter Tränen zu umarmen und ihm alles zu ſagen, alles, alles. Doch da war er bereits bei ſeinem Gaſthof angelangt. Das ganze Haus, die Korridore, ſeine Nummer hatten ihm ſchon auf den erſten Blick unſäglich mißfallen, und im Laufe des Tages hatte er mehr als einmal mit ganz beſonderem Widerwillen daran gedacht, daß er ja doch noch hierher würde zurückkehren müſſen ... »Aber was iſt heute mit mir, ich fange ja wahrhaftig an, wie eine kranke Frau an jedes Vorgefühl zu glauben!« dachte er mit gereiztem Spott und blieb vor dem Haustor ſtehen: ihm fiel plötzlich ein heute geſehener Gegenſtand ein, doch dachte er »kalt«, mit vollem Bewußtſein an ihn, nicht wie unter einem Alpdruck: er entſann ſich plötzlich des Meſſers auf Rogoſhins Tiſch. »Nein, aber weshalb darf denn Rogoſhin nicht ſo viele Meſſer auf dem Tiſch haben, wie er will?« dachte er verwundert über ſich ſelbſt, und im ſelben Augenblick fühlte er, wie er erſtarrte: ihm war ſein Stehenbleiben vor dem Schaufenſter der Meſſerhandlung eingefallen. »Aber was kann denn damit für ein Zuſammenhang beſtehen ...« wollte er ausrufen, ſprach es aber nicht zu Ende. Wie eine jeden Widerſtand verſchlingende Welle überkam ihn von neuem das Schamgefühl, das diesmal faſt an Verzweiflung grenzte, und bannte ihn an den Fleck, wo er ſtand – als er gerade im Begriff war, durch das Haustor einzutreten. Er ſtand eine Weile wie erſtarrt. So pflegt es bisweilen Leuten zu ergehen: plötzliche, überwältigende Erinnerungen, namentlich wenn dieſe noch ein heißes Schamgefühl in ihnen erwecken, machen ſie für einen Augenblick gleichſam erſtarren. »Ja, ich bin ein herzloſer Menſch und ein Feigling!« ſagte der Fürſt düſter zu ſich ſelbſt und machte

eine haſtige Bewegung, wie um weiterzugehen, aber ... plötzlich blieb er wieder ſtehen.

In dem ohnehin ſchon dunklen Torweg war es in dieſem Augenblick ganz finſter: die mittlerweile heraufgezogene Gewitterwolke hatte die letzte Abendhelle verdunkelt, und als der Fürſt in den Torweg trat, fielen die erſten großen Tropfen, denen ſofort ein ſtrömender Gewitterregen folgte. Doch in derſelben Sekunde, als er nach ſeinem momentanen Stehenbleiben haſtig einen Schritt vortrat – er befand ſich noch am Eingang auf der Straße und trat erſt durchs Tor –, ſah er plötzlich im dunklen Hintergrunde des Torwegs, dort wo die Treppe begann, einen Menſchen. Dieſer Menſch ſchien auf irgend etwas gewartet zu haben, doch als der Fürſt im Tor erſchien, bewegte er ſich ſchnell zur Seite und verſchwand. Der Fürſt hatte ihn kaum geſehen und hätte natürlich nicht ſagen können, wer es war; zudem war das hier ein Gaſthof, und es gingen doch fortwährend Menſchen ein und aus –, aber nichtsdeſtoweniger war er plötzlich feſt überzeugt, daß er dieſen Menſchen erkannt habe, und daß dieſer Menſch kein anderer als Rogoſhin war. Im nächſten Augenblick eilte der Fürſt ihm nach, die Treppe hinauf. Das Herz ſtand ihm ſtill. »Sogleich wird ſich alles entſcheiden!« dachte er bei ſich in ſeltſamer Überzeugung.

Die Treppe, die der Fürſt hinaufeilte, und die zu den Korridoren des erſten und zweiten Stockwerkes führte, war wie in faſt allen alten Petersburger Häuſern eine ſchmale, dunkle, ſteinerne Wendeltreppe, die ſich um einen dicken, ſteinernen Pfeiler wand. Auf dem erſten Treppenabſatz befand ſich in dieſem breiten, ſteinernen Pfeiler eine Art Niſche; ſie war etwa einen Schritt breit und einen halben Schritt tief – jedenfalls hätte ein Menſch ſich hier verbergen können. Wie dunkel

es auch war, ſo konnte der Fürſt doch ſofort, als er den Treppenabſatz erreicht hatte, erkennen, daß der Menſch ſich hier in der Niſche aus irgendeinem Grunde verbarg. Der Fürſt wollte zuerſt vorübergehen, ohne nach rechts zu ſehen, er machte bereits einen Schritt weiter – doch da hielt er es plötzlich nicht aus und wandte ſich zurück zur Niſche.

Zwei Augen, dieſelben Augen, die ihn den ganzen Tag verfolgt hatten, begegneten ſeinem Blick. Der Menſch, der ſich in der Niſche verborgen hatte, war gleichfalls ſchon einen Schritt vorgetreten. Eine Sekunde lang ſtanden ſie ſich dicht gegenüber. Plötzlich packte der Fürſt ihn an den Schultern und kehrte ihn zurück zur Treppe, zum Licht: er wollte das Geſicht ſehen.

Rogoſhins Augen funkelten ihn an, und ein irrſinniges Lächeln verzerrte ſeine Lippen. Seine rechte Hand erhob ſich, und es blitzte etwas in ihr; der Fürſt dachte nicht daran, die Hand aufzuhalten. In der Erinnerung ſchien es ihm ſpäter, daß er ausgerufen habe:

»Parfen, ich glaub's nicht! ...«

Dann war es ihm plötzlich, als täte ſich etwas vor ihm auf: unbeſchreibliches, nie dageweſenes Licht erſtrahlte in ſeinem Innern und erhellte ſeine Seele. Das dauerte im ganzen vielleicht nur eine halbe Sekunde, doch entſann er ſich ſpäter noch deutlich und bewußt des Anfangs, des erſten Tones jenes entſetzlichen Schreis, der ſich plötzlich ganz von ſelbſt ſeiner Bruſt entrang, und den er mit keiner Gewalt aufzuhalten, zu unterdrücken oder abzubrechen vermocht hätte. Dann ſchwand ihm momentan das Bewußtſein und tiefe Finſternis trat ein.

Es war ein epileptiſcher Anfall, nachdem er ſchon lange keinen mehr gehabt hatte. Bekanntlich kommen ſolche Anfälle ganz plötzlich, das Geſicht verzerrt ſich, namentlich der Blick

iſt entſtellt, Krämpfe und Zuckungen erfaſſen den ganzen Körper und alle Geſichtszüge zucken. Ein entſetzlicher, mit nichts zu vergleichender Schrei entringt ſich der Bruſt; in dieſem Schrei verſchwindet gleichſam alles Menſchliche, und für einen Beobachter iſt es ganz unmöglich, ſich vorzuſtellen und zu glauben, daß es wirklich dieſer Menſch iſt, der da ſchreit. Es ſcheint vielmehr, daß ein anderer es tut, einer, der ſich im Innern dieſes Menſchen befindet. Wenigſtens haben viele mit dieſen Worten ihren Eindruck geſchildert; in vielen ruft der Anblick eines Menſchen im epileptiſchen Anfall entſchieden unerträgliches Entſetzen hervor, ein Entſetzen, dem ſogar etwas Myſtiſches anhaftet. Es iſt anzunehmen, daß der unheimliche Schrei des Fürſten und das durch ihn hervorgerufene plötzliche Entſetzen Rogoſhin im Augenblick erſtarren machte, und das war's, was den Fürſten vor dem Meſſer bewahrte, das der andere bereits gegen ihn erhoben hatte. Dann aber, als Rogoſhin ſah, daß der Fürſt plötzlich zurücktaumelte, rücklings die Treppe hinunterfiel und ſein Kopf krachend auf die ſteinernen Stufen ſchlug, da zuckte er zuſammen und ſtürzte, ohne zu erraten, daß es ein Anfall war, faſt beſinnungslos die Treppe hinab, am Gefallenen vorüber, hinaus auf die Straße.

Von den Krämpfen, Zuckungen und dem Umſichſchlagen rutſchte der Körper des Kranken immer weiter die Treppe hinab, von Stufe zu Stufe; bis zum Flur waren es noch volle fünfzehn. Sehr bald, ſchon nach wenigen Minuten, bemerkte man den Liegenden, und in kürzeſter Zeit umſtand ihn eine Menge Menſchen. Die Blutlache, in der der Kopf lag, flößte Schrecken ein: »Hat ſich der Menſch ſelbſt beſchädigt, oder iſt ein Verbrechen geſchehen?« fragte man ſich. Alsbald jedoch erkannten einige an gewiſſen Anzeichen den

epileptiſchen Anfall. Einer von den Hotelgäſten erinnerte ſich, den Liegenden am Morgen im Korridor geſehen zu haben. Der Unbekannte mußte alſo hier abgeſtiegen ſein. Durch einen Zufall klärte ſich die Ungewißheit ſehr ſchnell auf.

Koljá Iwolgin, der verſprochen hatte, bis halb vier Uhr in der »Wage« zu ſein, ſtatt deſſen aber nach Pawlowsk gefahren war, hatte aus irgendeinem Grunde dort abgelehnt, zu Tiſch zu bleiben, und war nach Petersburg zurückgekehrt, wo er um ſieben Uhr in der »Wage« eintraf. Der Fürſt hatte an ihn einen Zettel mit ſeiner Adreſſe hinterlaſſen, und ſo war Koljá ſogleich in jenen Gaſthof geeilt, wo ihm geſagt worden war, daß der Fürſt noch nicht zurückgekehrt ſei. Darauf hatte ſich Koljá in das Büfettzimmer begeben, um dort bei einer Taſſe Tee und den Klängen eines Polyphons auf den Fürſten zu warten. Als er dann zufällig von einem »epileptiſchen Anfall« reden hörte, den ſoeben jemand von den im Gaſthof Abgeſtiegenen gehabt habe, eilte er, von einer gewiſſen Vorahnung getrieben, ſchnell hinaus und erkannte in dem Liegenden den Fürſten. Nun wurden ſogleich Vorkehrungen getroffen, und vorſichtig trug man den Fürſten hinauf in ſein Zimmer. Er erwachte ſchon recht bald; doch dauerte es noch ziemlich lange, bis er das volle Bewußtſein wiedererlangt hatte. Der Arzt, der den verletzten Kopf unterſuchte, verordnete Wundwaſſer und Kompreſſen, erklärte aber die Verletzung für durchaus ungefährlich. Als der Fürſt ungefähr nach einer Stunde ſeine Umgebung langſam zu erkennen begann, brachte ihn Koljá in einem Wagen zu Lebedeff. Dieſer nahm den Kranken mit ungeheurem Eifer und vielen Verbeugungen auf. Seinetwegen beſchleunigte er auch die Überſiedelung nach Pawlowsk: ſchon am dritten Tage waren ſie alle auf der Datſche.

VI.

Lebedeffs Landhaus war nicht groß, dafür aber bequem und ſogar hübſch. Namentlich jener Teil des Hauſes, der zum Vermieten beſtimmt war, zeichnete ſich durch beſonderen Schmuck aus. Auf der recht geräumigen Veranda, über die man von den unweit vorüberführenden Parkwegen in die Wohnräume gelangte, ſtanden in großen grünen Kübeln mehrere Pomeranzen-, Zitronen- und Jasminbäume, die nach Lebedeffs Meinung den Geſamteindruck der Villa zu einem geradezu verführeriſchen machten. Dieſe Bäume hatte er zum Teil mit dem Landhaus zuſammen erſtanden, und da ſie ihm ſo ungemein gefielen, hatte er ſich entſchloſſen, auf einer Auktion noch etliche ſolcher Bäumchen zur Erhöhung des wundervollen Effektes in gleichfalls grünen Kübeln zu billigem Preiſe hinzuzukaufen. Als dann endlich alle Bäumchen auf der Datſche angelangt und ſymmetriſch auf der Veranda aufgeſtellt waren, lief Lebedeff an jenem Tage alle fünf Minuten die paar Stufen der Veranda hinunter, um ſich von der Straße aus am Anblick ſeines Beſitzes zu erfreuen, wobei er jedesmal in Gedanken die Summe erhöhte, die er von ſeinem künftigen Datſchenmieter verlangen wollte. Dem Fürſten, der ſich nach dem Anfall müde, geſchwächt, bedrückt und körperlich wie zerſchlagen fühlte, gefiel die Villa ſehr. Übrigens hatte der Fürſt am Tage der Überſiedelung nach Pawlowsk äußerlich bereits das Ausſehen eines faſt völlig Geſunden, wenn er ſich auch innerlich immer noch ſehr angegriffen fühlte. Es war ihm in dieſen drei Tagen beſonders angenehm geweſen, Menſchen um ſich zu haben: er freute ſich über Koljás Anweſenheit, der faſt ununterbrochen bei ihm ſaß, freute ſich über die ganze Familie Lebedeff – ohne den Neffen, der irgendwohin verſchwunden war – und

empfing ſogar mit Vergnügen den alten General Iwolgin, der ihm ſchon am zweiten Tage ſeine Aufwartung machte. Am Tage der Überſiedelung verſammelte ſich um ihn auf der Veranda eine ganze Schar von Bekannten, die ſich alle nach ſeinem Befinden erkundigen wollten! Zuerſt kam Ganjá, der ſich ſo verändert hatte und ſo abgemagert war, daß der Fürſt ihn kaum wiedererkannte. Darauf erſchienen Warjá und Ptizyn, die gleichfalls in Pawlowsk ihr eigenes Landhaus beſaßen. General Iwolgin dagegen ſchien ſich bei Lebedeff ganz und gar einquartiert zu haben, ja, er hatte ſogar allem Anſchein nach nur zu dem Zweck Petersburg verlaſſen. Lebedeff bemühte ſich freilich aus allen Kräften, ihn vom Fürſten fernzuhalten, ging aber ſonſt ganz freundſchaftlich mit ihm um; offenbar waren ſie ſchon lange miteinander bekannt. In den letzten drei Tagen hatte der Fürſt bemerkt, daß ſie mitunter lange Geſpräche führten, nicht ſelten im Eifer des Disputs ſogar ſchrien und zeterten, und zwar ſchien es ſich dann gewöhnlich um wiſſenſchaftliche Probleme zu handeln, die Lebedeff offenbar mit beſonderem Vergnügen erörterte. Ja, man konnte ſogar glauben, daß ihm der General zu dieſer dialektiſchen Gymnaſtik einfach unentbehrlich war.

Leider erſtreckte Lebedeff ſeine Vorſichtsmaßregeln auf Grund der Schonungsbedürftigkeit des Fürſten auch auf alle anderen Hausbewohner, auf ſeine Kinder ſowohl, wie auf jeden Gaſt. Sobald ſich erſtere in der Nähe der Veranda zeigten, ſtürzte Lebedeff ſofort wutſchnaubend auf ſie los – ſelbſt mit Wjera, die ſtets das kleine Schweſterchen trug, machte er keine Ausnahme – und ſchrie ſie trampelnd an, daß ſie auf der Veranda, wo ſich der Fürſt gewöhnlich aufhielt, nichts zu ſuchen hätten, obſchon ihn dieſer immer wieder bat, keinen Menſchen von ihm fernzuhalten.

»Erſtens tu' ich es deshalb, weil ſonſt jede Ehrerbietung aufhörte, wenn man ſie ſo 'rumlaufen ließe; und zweitens ſchickt es ſich für ſie auch gar nicht ...« erklärte er ſchließlich auf die direkte Frage des Fürſten.

»Aber warum denn nicht?« begann der Fürſt ihm ins Gewiſſen zu reden. »Ich verſichere Sie, daß Sie mich mit dieſem Aufpaſſen und Bewachen nur quälen. Ich habe Ihnen doch geſagt, daß ich mich oft langweile, wenn ich hier allein ſitze, Sie ſelbſt aber fallen mir mit Ihren ewigen lebhaften Geſten und dem Umherſchleichen auf den Fußſpitzen weit mehr auf die Nerven.«

Der Fürſt wollte ihm zu verſtehen geben, daß er, der alle anderen unter dem Vorwande der Ruhebedürftigkeit des Kranken davonjagte, ſelbſt dagegen faſt alle Viertelſtunden einmal zum Fürſten kam, wobei er jedesmal dasſelbe Manöver wiederholte; hatte er die Tür aufgemacht, ſo ſteckte er zuerſt nur den Kopf durch die Spalte, betrachtete das Zimmer und den Fürſten – ganz als hätte er Angſt, der Kranke könne am Ende gar fortgelaufen ſein, und als wolle er ſich daher nur von ſeiner Anweſenheit überzeugen – und dann erſt trat er vorſichtig auf den Fußſpitzen herein, um ſich geradezu ſchleichend dem Fürſten zu nähern, ſo daß er dieſen oftmals wirklich erſchreckte. Ewig erkundigte er ſich nach ſeinen Wünſchen, und als der Fürſt ihn endlich bat, ihn doch nicht immer zu beläſtigen, da machte er ſofort gehorſam kehrt, ſchlich wieder auf den Fußſpitzen zur Tür, wobei er die ganze Zeit ängſtlich abwehrend die Hände bewegte, als wollte er damit ſagen, daß er ja kein Wort mehr rede, er gehe ja ſchon und werde nicht mehr ſtören, um Gottes willen nie mehr ſtören. Nach zehn Minuten aber – oder ſpäteſtens einer Viertelſtunde – öffnete ſich wieder die Tür und Lebedeff ſteckte

von neuem den Kopf ins Zimmer. Daß Koljá zu jeder Zeit beim Fürſten eintreten durfte, rief in Lebedeff tiefen Kummer und ſogar gekränkten Unwillen hervor. Alsbald jedoch bemerkte Koljá, daß Lebedeff bisweilen eine halbe Stunde lang hinter der Tür ſtand und horchte, was im Zimmer geſprochen wurde. Natürlich teilte er ſeine Entdeckung ſofort dem Fürſten mit.

»Sie ſcheinen mich ja förmlich als Ihren Privatbeſitz zu betrachten und hinter Schloß und Riegel halten zu wollen«, proteſtierte der Fürſt. »Ich bitte Sie, doch wenigſtens hier in der Sommerfriſche Ihr Verhalten zu ändern, und im übrigen verſichere ich Sie, daß ich hier jeden Menſchen, wenn es mir paßt, empfangen und zu jeder Zeit ganz nach meinem Gutdünken ausgehen werde«.

»Aber ohne den allermindeſten, ohne den allerleiſeſten Zweifel!« pflichtete Lebedeff ſogleich mit beſchwichtigendem Handwinken bei.

Der Fürſt muſterte ihn aufmerkſam vom Kopf bis zu den Füßen.

»Sagen Sie mal, Lukjan Timofejewitſch, haben Sie Ihr Schränkchen, das Sie in Ihrer Petersburger Wohnung über dem Bett hatten, bereits hergeſchafft?«

»Nein, das habe ich nicht hergeſchafft.«

»Iſt's möglich?«

»'s geht nicht: man müßte es aus der Wand herausbrechen ... zu feſt, zu feſt!«

»Aber vielleicht haben Sie hier auch ſo ein Schränkchen?«

»Sogar ein noch beſſeres, ein noch viel beſſeres, hab's mitſamt der Datſche gekauft.«

»Ach ſo ... Wer war's, den Sie vorhin nicht zu mir hereinlaſſen wollten? Vor etwa einer Stunde.«

»Das ... das war ſozuſagen der General. Allerdings: ich ließ ihn nicht zu Ihnen, das ſtimmt, und es iſt auch beſſer ſo – es ſchickt ſich nicht. Wiſſen Sie, Fürſt, ich achte dieſen Menſchen ſehr hoch, jawohl, er iſt ... iſt ſozuſagen ein durch und durch großartiger Menſch. Sie glauben mir nicht? Nun, Sie werden ſelbſt ſehen, aber wie geſagt, trotzdem – beſſer iſt beſſer, und ich ſage Ihnen: es iſt beſſer, durchlauchtigſter Fürſt, Sie empfangen ihn nicht bei ſich.«

»Und weshalb denn das, wenn man fragen darf? Und weshalb ſtehen Sie jetzt wieder die ganze Zeit auf den Fußſpitzen, Lebedeff, und weshalb nähern Sie ſich mir jedesmal, als hätten Sie mir ein Geheimnis ins Ohr mitzuteilen?«

»Gemein, gemein bin ich, ich fühl's ja ſelbſt«, war Lebedeffs unverhoffte Antwort, und reuig ſchlug er ſich vor die Bruſt. »Aber wird der General nicht allzu gaſtfreundlich für Sie ſein?«

»Allzu gaſtfreundlich?«

»Jawohl ja. Erſtens: wie ich merke, ſchickt er ſich bereits an, ſich bei mir häuslich niederzulaſſen. Na, das mag noch hingehen. Aber er iſt auch ſehr verwegen, ſo daß er ſich ſofort jedem als Verwandten vorſtellt. Wir beide haben uns ſchon mehrmals klipp und klar bewieſen, daß wir unbedingt verwandt ſein müſſen, und wie er nun herausgetüftelt hat, ſind wir auch über dieſe und jene und noch eine dritte hinweg verſchwägert. Alſo gut, mir ſoll's recht ſein. Aber auch Sie, Durchlauchtigſter Fürſt, ſind, wie er mir ausführlich erklärt hat, mütterlicherſeits ſein Neffe zweiten Grades, – hat's mir noch geſtern ausführlich erklärt. Sind Sie aber mit ihm verwandt, ſo ſind Sie es ja durch ihn auch mit mir, nach der neuen Auffaſſung ſozuſagen. Aber was, das mag noch hingehen – 'ne kleine Schwäche, wie geſagt, und weiter nichts.

Aber ſoeben hat er mir verſichert, daß er während ſeines ganzen Lebens, angefangen von ſeiner Fähnrichszeit bis zum elften Juni vorigen Jahres, täglich niemals weniger als zweihundert Perſonen zu Tiſch gehabt habe. Schließlich ging's ſogar ſoweit, daß ſie überhaupt nicht mehr von den Stühlen aufſtanden, ſo daß ſie zirka dreißig Jahre lang täglich mindeſtens fünfzehn Stunden zum Frühſtück, zu Mittag und zu Abend bei ihm ſpeiſten und zwiſchendurch noch Tee tranken! Und das wohlgemerkt! ohne die geringſte Unterbrechung, kaum daß ſie Zeit ließen, die Tiſchtücher zu wechſeln: der eine ſteht auf, geht fort, der andere kommt, ſetzt ſich – und an Feſt- und Feiertagen gab es ſogar dreihundert Menſchen, und am Tage der Feier des tauſendjährigen Beſtehens des Ruſſiſchen Reiches zählte er mir ſogar ſiebenhundert vor! Das iſt doch ſchauderhaft! So etwas aber iſt doch 'n ſchlimmes Zeichen! Und ſolche Menſchen bei ſich zu empfangen, deren Gaſtfreundſchaft mit einem ſo endloſen Maßſtabe gemeſſen werden muß – da–da–das iſt doch mehr als riskant! Nun, ſehen Sie wohl, und deshalb dachte ich denn auch ſo bei mir, ob er für Sie vielleicht nicht gar zu gaſtfreundlich ſein würde?«

»Aber Sie ſelbſt ſtehen ſich doch mit ihm, wie mir ſcheint, ſehr gut?«

»Wie Brüder! Aber ich faß's ja auch nur als Scherz auf. Nun gut, wir ſind alſo verſchwägert – gut, mir ſoll's recht ſein. Gereicht mir ja nur zur Ehre. Und im übrigen erkenne ich auch trotz der zweihundert Perſonen und der ſiebenhundert zur Jahrtauſendfeier unſeres Vaterlandes einen außergewöhnlichen Menſchen in ihm. Jawohl ja – ich bin die Aufrichtigkeit ſelbſt. Sie, Fürſt, beliebten vorhin ein Wort über Geheimniſſe fallen zu laſſen, und zwar in dem Sinne, daß ich

mich Ihnen jedesmal ſo nähere, als hätte ich ein Geheimnis mitzuteilen. Damit haben Sie diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen: ich bin nämlich ſoeben tatſächlich mit einem Geheimnis hergekommen. Die gewiſſe Dame hat mich nämlich ſoeben wiſſen laſſen, daß ſie mit Ihnen unbedingt eine heimliche Zuſammenkunft wünſcht.«

»Weshalb denn eine heimliche? Das iſt durchaus nicht nötig. Ich werde ſelbſt zu ihr hingehen, meinetwegen heute noch.«

»Aber gewiß doch ‚durchaus nicht nötig'!« beſchwichtigte Lebedeff wieder mit beiden Händen. »Und ſie fürchtet ja gar nicht das, was Sie vielleicht denken! Übrigens: das Ungeheuer kommt jeden Tag her, um ſich nach Ihrer Geſundheit zu erkundigen – wußten Sie das ſchon?«

»Sie nennen ihn etwas zu oft ein Ungeheuer, das kommt mir ſehr verdächtig vor.«

»Aber ich bitte Sie, hier kann doch von einem Verdacht gar nicht die Rede ſein ... und im übrigen wollte ich ja nur erklären«, lenkte Lebedeff ſchnell ab, »daß die betreffende Dame nicht ihn, ſondern eine ganz andere Perſönlichkeit fürchtet, jawohl ...«

»Nun, wen denn? So ſagen Sie doch endlich alles, was Sie zu ſagen haben«, drängte der Fürſt ungeduldig, da ihn die Geheimnistuerei Lebedeffs aufrichtig ärgerte.

»... Das iſt aber eben das Geheimnis.«

Und Lebedeff lächelte vielſagend.

»Weſſen Geheimnis?«

»Ihres, natürlich doch! Durchlauchtigſter Fürſt, Sie werden ſich doch wohl deſſen entſinnen, daß Sie ſelbſt mir verboten haben, auch nur mit einem Wort davon zu ſprechen«, ſagte Lebedeff wichtigtuend; und nachdem er ſich genugſam

daran geweidet hatte, daß es ihm gelungen war, die Neugier seines Zuhörers bis zu nervöser Ungeduld zu steigern, schloß er plötzlich ganz unerwartet: »Sie fürchtet sich vor Aglaja Iwanowna«.

Der Fürst runzelte die Stirn und schwieg eine Weile.

»Bei Gott, Lebedeff, ich werde Ihre Villa verlassen«, stieß er plötzlich hervor. »Wo sind Gawrila Ardalionytsch und Ptizyns? Bei Ihnen? Die wollen Sie wohl gleichfalls von mir fernhalten?«

»Sie kommen ja, sie kommen schon! Und sogar der General kommt mit ihnen. Ich werde alle Türen aufreißen, alle meine Töchter herrufen, alle, alle, sofort, sofort!« flüsterte Lebedeff erschrocken, wieder mit den Händen beschwichtigend, und geschäftig stürzte er zur Tür, besann sich aber, lief zur anderen Tür, zögerte jedoch auch dort und kehrte dann wieder zur ersten zurück.

In diesem Augenblick erschien Koljá auf dem Parkwege, sprang eilig die Stufen zur Veranda empor und meldete, daß ihm auf dem Fuße Gäste folgten – Lisaweta Prokofjewna mit ihren drei Töchtern.

»Soll ich Ptizyns und Gawrila Ardalionytsch hereinlassen? Ja oder nein? Und den General?« fragte geschwind Lebedeff, den diese Nachricht in höchste Aufregung versetzt hatte.

»Aber natürlich, weshalb denn nicht? Alle, wer nur zu mir kommen will. Ich versichere Sie nochmals, Lebedeff, daß Sie sich in Ihrer Auffassung meiner Beziehungen zu meinen Bekannten arg täuschen; Sie fassen alles immer ganz anders auf. Ich habe nicht die geringste Ursache, mich vor irgend jemand, sei es, wer es wolle, zu verbergen«, sagte der Fürst lachend, und im Augenblick verzog auch Lebedeff sein Gesicht zu einem Schmunzeln; denn trotz all seiner Aufregung

war er doch erſichtlich äußerſt zufrieden mit der Entwickelung der Dinge.

Koljás Meldung erwies ſich als richtig: er war den Damen nur ein paar Schritte vorausgeeilt, ſo daß nun plötzlich von beiden Seiten Gäſte erſchienen: aus dem Park näherten ſich der Veranda Jepantſchins, und durch die Zimmertür traten Ptizyns, Ganjá und General Iwolgin.

Jepantſchins hatten von der Erkrankung des Fürſten und ſeiner Anweſenheit in Pawlowsk ſoeben erſt durch Koljá erfahren. Der General hatte ihnen zwar ſchon vor drei Tagen von der in ihrer Stadtwohnung vorgefundenen Viſitenkarte des Fürſten erzählt und damit in ſeiner Gemahlin die feſte Überzeugung erweckt, daß der Fürſt ſogleich in eigener Perſon auch in ihrer Villa erſcheinen werde. Vergeblich wandten die Töchter ein, daß ein Menſch, der ein halbes Jahr nicht geſchrieben hatte, es wohl auch mit dem Beſuch nicht ſo eilig haben werde, und außerdem könne ihn ja noch viel Wichtigeres in Petersburg zurückhalten. Die Generalin ärgerten dieſe Bemerkungen nicht wenig; ſie hätte wetten mögen, daß der Fürſt unfehlbar am nächſten Tage erſcheinen werde, »obſchon auch das noch unverzeihlich ſpät wäre«. Und ſo erwartete ſie ihn am nächſten Tage den ganzen Vormittag, doch leider vergeblich; nachdem ſie um eins ihr Frühſtück ohne den Fürſten eingenommen hatten, begann ſie ihn zum Diner zu erwarten; da er jedoch auch zum Diner nicht erſchien, erwartete ſie ihn zum Abend; doch als es gar zu dunkeln begann, ohne daß der Fürſt erſchienen wäre, da ärgerte ſie ſich dermaßen, daß ſie in kürzeſter Zeit mit allen in Streit geriet und ſich aufs ärgſte mit ihren Töchtern und ihrem Gatten überwarf. Selbſtverſtändlich ward dabei ihrerſeits mit keinem Wort des Fürſten Erwähnung getan. Als aber Aglaja am dritten Tage

bei Tiſch plötzlich die Bemerkung fallen ließ, daß maman ſich ja nur deshalb ſo ärgere, weil der Fürſt noch immer nicht käme (worauf der General ſogleich vorbeugend feſtſtellte, daß er, der General, doch nichts dafür könne, das ſei doch nicht ſeine Schuld) – da erhob ſich Liſaweta Prokofjewna in hellem Zorn und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, das Zimmer. Endlich, bereits am Abend, erſchien Koljá und erzählte, daß der Fürſt einen epileptiſchen Anfall gehabt habe, und was er ſonſt noch zu erzählen wußte. Das Ergebnis dieſer Mitteilung war, daß Liſaweta Prokofjewna triumphierte, doch vorher bekam noch Koljá ſeinen Teil.

»Sonſt ſitzt er hier tagelang und iſt nicht loszuwerden, diesmal aber iſt er nicht einmal auf den Gedanken gekommen, uns wenigſtens zu benachrichtigen, wenn er nicht ſelbſt kommen konnte!«

Koljá wollte ſich zwar ſogleich wegen des »Nichtloszuwerden« gekränkt fühlen, ſchob es aber noch auf; wenn nicht das Wort an ſich gar ſo beleidigend geweſen wäre, hätte er die Bemerkung ſogar ganz verziehen, dermaßen freuten ihn die Aufregung und Unruhe Liſaweta Prokofjewnas nach der Mitteilung von der Krankheit des Fürſten. Sie beſtand ſofort mit allem Nachdruck auf der Notwendigkeit, einen Diener nach Petersburg zu ſenden, um eine der größten mediziniſchen Berühmtheiten zur Konſultation zu bitten; doch die Töchter rieten davon ab. Aber ſie wollten ihrer Mutter doch nicht nachſtehen, als dieſe ſich ſogleich aufmachte, um den Kranken zu beſuchen.

»Er liegt im Sterben, und da ſollen wir nun Zeremonien beobachten!« rief ſie erregt. »Iſt er ein Freund unſeres Hauſes oder nicht?«

»Nur finde ich es nicht ratſam, ſich anderen Menſchen auf-

zudrängen«, wagte zwar Aglaja einzuwenden, aber die Mutter bemerkte hierauf nur scharf:

»Dann geh nicht mit. Und du tust sogar sehr gut daran: wenn Jewgenij Pawlowitsch kommt, wäre sonst niemand hier, der ihn empfangen könnte.«

Nach diesen Worten folgte Aglaja natürlich sofort den anderen, was sie übrigens sowieso zu tun beabsichtigt hatte. Fürst Sch., der sich mit Adelaida unterhielt, war auf deren Bitte sogleich bereit, die Damen zu begleiten. Er interessierte sich sehr für den Fürsten, nachdem ihm so manches von diesem erzählt worden war. Übrigens war er mit ihm auch persönlich bekannt: sie hatten beide vor etwa drei Monaten in einem Provinzstädtchen fast volle zwei Wochen in ein und demselben Gasthof gelebt. Er hatte auch seinerseits Jepantschins vom Fürsten erzählt, und zwar äußerte er sich sehr sympathisch über ihn, weshalb er denn jetzt auch gern den alten Bekannten besuchen wollte. Der General war nicht zu Hause, und auch Jewgenij Pawlowitsch war noch nicht aus Petersburg eingetroffen.

Lebedeffs Landhaus war von der Villa Jepantschin nicht mehr als dreihundert Schritte entfernt. Die erste unangenehme Überraschung war dort für Lisaweta Prokofjewna: so viele Gäste anzutreffen (ganz abgesehen davon, daß zwei oder drei von diesen ihr entschieden verhaßt waren), und die zweite: statt des Kranken auf dem Sterbebett, einen anscheinend vollkommen gesunden, elegant gekleideten, lachenden jungen Mann zu erblicken, der sofort die Stufen der Veranda hinunterstieg und sie sichtlich erfreut begrüßte. Sie blieb sogar stehen vor Verwunderung – zum größten Vergnügen Koljás, der sie natürlich sehr gut über das augenblickliche Befinden des Fürsten hätte aufklären können, als sie noch nicht zum Besuch

aufgebrochen war. Er hatte das jedoch abſichtlich unterlaſſen, um ſich an ihrem Zorn ergötzen zu können, wenn ſie, die dem Fürſten von Herzen das Beſte wünſchte, dieſen bei guter Geſundheit antraf. Ja, Koljá war ſogar ſo taktlos, daß er ſeinen Gedanken laut ausſprach, was er wiederum nur deshalb tat, um Liſaweta Prokofjewna zu necken. Solche Neckereien waren trotz der Freundſchaft, die ſie verband, gang und gäbe zwiſchen ihnen.

»Wart' noch ein wenig, mein Lieber, beeile dich nicht zu ſehr, verdirb nicht deinen Triumph!« verſetzte Liſaweta Prokofjewna, indem ſie ſich auf den vom Fürſten ihr hingeſchobenen Lehnſtuhl niederließ.

Lebedeff, Ptizyn und der alte General Iwolgin beeilten ſich, ſogleich den jungen Damen Stühle zu bringen. Der General brachte ſeinen Stuhl Aglaja. Lebedeff eilte auch zum Fürſten Sch. mit einem Stuhl und bot ihn mit einer ſo tiefen Verbeugung an, als wollte er durch die Krümmung ſeines Rückgrates die Tiefe ſeiner Ergebenheit ausdrücken. Warjá begrüßte die jungen Mädchen wie gewöhnlich, mit Getuſchel und Entzücken.

»Es iſt wahr, Fürſt, ich glaubte wirklich, dich womöglich im Bett vorzufinden; denn als ich von deiner Erkrankung hörte, mußte ich in der Angſt natürlich gleich übertreiben. Aber lügen werde ich deshalb um keinen Preis, und ſo vernimm es nur ruhig, daß ich mich über dein glückliches Geſicht ſoeben furchtbar geärgert habe; aber, ich ſchwöre dir, das tat ich nur einen Augenblick, nur ſo lange, wie ich noch nicht nachgedacht hatte. Wenn ich erſt nachgedacht habe, handle und rede ich immer viel klüger; ich glaube, du auch. Jetzt aber kann ich dir ſagen, daß ich mich über die Geneſung meines leiblichen Sohnes, wenn ich einen hätte, viel-

leicht weniger freuen würde als über deine; wenn du mir das nicht glaubſt, ſo haſt du dich zu ſchämen und nicht ich. Dieſer boshafte Bengel aber erlaubt ſich mir gegenüber doch etwas zu weitgehende Scherze. Du protegierſt ihn, glaube ich? Nun, dann ſage ich dir im voraus, daß ich eines ſchönen Tages auf das Vergnügen ſeiner weiteren Bekanntſchaft verzichten werde.«

»Ja, aber was habe ich denn verbrochen?« rief Koljá. »Selbſt wenn ich Ihnen noch ſo überzeugend verſichert hätte, daß der Fürſt faſt ſchon geſund ſei, Sie hätten es mir doch nicht glauben wollen; denn ihn ſich auf dem Sterbebett vorzuſtellen, war doch unvergleichlich intereſſanter.«

»Wirſt du lange hierbleiben?« wandte ſich Liſaweta Prokofjewna an den Fürſten.

»Den ganzen Sommer und vielleicht noch länger.«

»Du biſt doch allein? Nicht verheiratet?«

»Nein, nicht verheiratet«, antwortete der Fürſt, lächelnd über die Naivität dieſes Stiches.

»Da iſt nichts zu lächeln; das kommt vor. Ich fragte wegen des Wohnens, – weshalb biſt du nicht zu uns gekommen? Bei uns ſteht ein ganzer Seitenflügel leer. Übrigens, wie du willſt. Wohnſt du bei dieſem? Bei dem da?« fragte ſie halblaut und wies mit einer Kopfbewegung auf Lebedeff hin. »Was fehlt ihm denn, weshalb kann er nicht ruhig ſtehen?«

In dem Augenblick trat Wjera aus dem Zimmer auf die Veranda; wie gewöhnlich trug ſie das Kindchen auf den Armen. Lebedeff, der ſich zwiſchen den Stühlen der Gäſte hin und her wand und entſchieden nicht wußte, wo er bleiben ſollte – jedenfalls aber um alles in der Welt nicht die Veranda verlaſſen wollte –, ſtürzte ſich plötzlich, wie be-

ſeſſen mit den Armen fuchtelnd, ſeiner Tochter entgegen, um ſie nur ja fortzutreiben, und in der Hitze vergaß er ſich ſogar ſo weit, daß er mit den Füßen trampelte.

»Was fehlt ihm, iſt er wahnſinnig?« fragte die Generalin erſchrocken.

»Nein, er iſt ...«

»Betrunken vielleicht? Nein, dein Umgangskreis iſt nicht nach meinem Geſchmack, offen geſagt, mein Lieber«, meinte ſie ſchroff, während ihr Blick auch die anderen Gäſte ſtreifte. »Aber wer war dieſes reizende Mädchen?«

»Das war Wjera Lukjanowna, die Tochter dieſes Lebedeff.«

»Ah!... Wirklich reizend. Ich möchte ſie kennenlernen.«

Kaum hatte Lebedeff die lobenden Worte der Generalin aufgefangen, als er ſeine Tochter auch ſchon mit Gewalt herbeizog, um ſie untertänigſt vorzuſtellen.

»Waiſen, Waiſenkinder!« erläuterte er zerſchmelzend. »Und dieſes Kindchen im Steckkiſſen – iſt gleichfalls eine Waiſe, ihr Schweſterchen und meine Tochter, Ljubow mit Namen, und geboren in geſetzmäßigſt geſchloſſener Ehe, von meiner jüngſt verſtorbenen Gattin Jelena, die vor ſechs Wochen im Kindbett, wie geſagt, geſtorben iſt, nach Gottes Ratſchluß... jawohl. Und ſie vertritt jetzt Mutterſtelle an der Kleinen, obwohl ſie nur ihre Schweſter iſt, nicht mehr und nicht weniger, als ihre Schweſter, glauben Sie mir...«

»Und du, Väterchen, biſt nicht mehr und nicht weniger als ein Dummkopf, nimm's mir nicht übel, aber das kannſt du mir gleichfalls glauben. Nun, genug, du wirſt mich ſchon richtig verſtehen, denke ich«, ſchnitt ihm Liſaweta Prokofjewna ungehalten das Wort ab.

»Stimmt! Mir aus der Seele geſprochen!« ſagte Lebedeff, ſich ehrfurchtsvoll und tief vor ihr verneigend.

»Hören Sie, Herr Lebedeff, iſt es wahr, daß Sie die Apokalypſe auslegen?« fragte Aglaja.

»Jawohl! Die reinſte Wahrheit... ſeit fünfzehn Jahren.«

»Ich habe davon gehört. Es hat auch in den Zeitungen etwas über Sie geſtanden, glaube ich, nicht?«

»Nein, nicht über mich, aber über einen anderen, jawohl, einen anderen, aber der iſt jetzt tot, und nun bin ich ſein Nachfolger«, berichtete Lebedeff ganz verklärt vor Freude.

»Oh, dann ſeien Sie ſo gut und erklären Sie ſie mir einmal gelegentlich, als unſer nunmehriger Nachbar! Ich verſtehe ſo gut wie nichts von der ganzen Apokalypſe.«

»Ich kann leider nicht umhin, Aglaja Iwanowna, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſe ganze Auslegung ſeinerſeits nichts als Scharlatanerie iſt, ich verſichere Sie«, miſchte ſich plötzlich General Iwolgin ein, der neben Aglaja wie auf Nadeln ſaß und in größter Ungeduld nur auf eine Gelegenheit wartete, gleichfalls etwas ſagen zu können. «Ich verſtehe ja, Landaufenthalt erlaubt vieles und hat ſeine beſonderen Vergnügungen,« fuhr er in demſelben Tone fort, »und der Empfang ſelbſt eines Scharlatans um der Auslegung der Apokalypſe willen iſt zwar ein Einfall wie jeder andere oder vielmehr ein Einfall, der durch das Niveau ſeiner geiſtigen Höhe ſogar bemerkenswert iſt, doch ich... Sie ſehen mich, wie ich bemerke, etwas erſtaunt an? General Iwolgin, – habe die Ehre, mich vorzuſtellen. Ich habe Sie auf den Armen getragen, Aglaja Iwanowna.«

»Freut mich ſehr. Ich bin mit Warwara Ardalionowna und Nina Alexandrowna bekannt«, murmelte Aglaja, ſich auf die Lippen beißend, um nicht aufzulachen.

Liſaweta Prokofjewna wurde rot vor Unwillen. Es hatte ſich in ihrem Herzen ſo manches angeſammelt, das nun mit

Gewalt zum Ausbruch drängte. Sie konnte den General Iwolgin, mit dem ſie einmal bekannt geweſen war, aber ſchon vor langen Jahren, nicht ausſtehen.

»Du faſelſt natürlich wieder, wie gewöhnlich, niemals haſt du ſie auf den Armen getragen!« ſagte ſie ſcharf und unwillig.

»Doch, maman, er hat mich tatſächlich auf den Armen getragen, in Twerj war's«, beſtätigte plötzlich Aglaja. »Wir lebten damals in Twerj. Ich war vielleicht ſechs Jahre alt, ich entſinne mich deſſen noch ganz genau! Er machte mir auch einen Bogen und Pfeile, lehrte mich damit ſchießen, und ich traf auch eine Taube. Erinnern Sie ſich noch, wie wir beide auf die Taube ſchoſſen?«

»Und mir brachte er einen Helm aus Pappe und einen hölzernen Säbel! Ich erinnere mich noch!« rief Adelaida.

»Ja, auch ich entſinne mich deſſen«, beſtätigte nun auch Alexandra. »Du und Adelaida, ihr gerietet zuſammen wegen der verwundeten Taube in Streit und wurdet jede in einen Winkel geſtellt; und Adelaida ſtand noch mit ihrem Helm und dem Säbel im Winkel!«

Der General hatte wie gewöhnlich *nur ſo* zu Aglaja geſagt, er habe ſie auf den Händen getragen, – zum Teil, um des Geſpräches willen, und zum Teil, weil er mit jedem jüngeren Menſchen auf dieſe Weiſe das Geſpräch begann, wenn er einmal die Bekanntſchaft eines ſolchen machte. Diesmal aber hatte er ganz zufällig die Wahrheit geſagt, und gerade die Wahrheit hatte er natürlich vergeſſen. Als ihn nun aber Aglaja ſo unerwartet daran erinnerte, wie ſie beide die Taube geſchoſſen hatten, entſann er ſich plötzlich des ganzen Vorfalls, entſann ſich ſeiner mit allen Einzelheiten! So pflegt es nicht ſelten alten Leuten mit alten Erinnerungen

zu ergehen. Freilich iſt es ſchwer, feſtzuſtellen, was gerade an dieſer Erinnerung ſo erſchütternd auf den armen alten, auch jetzt nicht ganz nüchternen General wirken konnte: er war aber plötzlich in der Tat ganz ergriffen.

»Ja, jetzt fällt es mir ein, ja! ich entſinne mich!« rief er aus. »Ich war damals noch Hauptmann! Und Sie waren ſo ein kleines, niedliches Dingelchen! Nina Alexandrowna... Ganjá... Ich wurde bei Ihnen empfangen... Iwan Fjodorowitſch...«

»Und nun ſieh, wie weit du es jetzt gebracht haſt!« fiel ihm plötzlich die Generalin ins Wort. »Aber es ſcheint, daß du deine edleren Gefühle doch noch nicht gänzlich vertrunken haſt, wenn alte Erinnerungen noch einen ſo ſtarken Eindruck auf dich machen können! Deine Frau aber haſt du doch zu Tode gequält. Anſtatt deine Kinder zu erziehen, ſitzt du im Schuldgefängnis. Geh mal, Väterchen, geh mal fort von hier, geh in einen Winkel und wein' ein bißchen, denk' an das Vergangene und wie ſchön es war, vielleicht wird dir Gott dann verzeihen. Geh mal, geh, ich ſage dir das im Ernſt. Wenn man ſich beſſern will, iſt das beſte, was man tun kann, reuig an Vergangenes zu denken.«

Doch die Verſicherung, daß ſie es im Ernſt ſagte, war eigentlich überflüſſig: der General war, wie alle Trinker, ſehr zartfühlend, und wie alle heruntergekommenen Trinker verwand er es nur ſchwer, wenn man ihn an ſeine beſſere Vergangenheit erinnerte. Er erhob ſich und ſchritt gehorſam zur Tür, ſo daß er Liſaweta Prokofjewna ſofort leid tat.

»Ardalion Alexandrowitſch! Väterchen!« rief ſie ihm ſchnell nach. »Wart' noch einen Augenblick – wir ſind ja alleſamt Sünder! Wenn du fühlſt, daß das Gewiſſen dich weniger drückt, dann komm zu mir auf ein Stündchen, laß uns

von den alten Zeiten plaudern. Ich habe ja vielleicht noch fünfzigmal mehr geſündigt als du – aber jetzt geh nur, adieu, adieu, geh nur jetzt, was ſollſt du auch hier ...« drängte ſie ihn erſchrocken doch wieder fort, als er Miene machte, zurückzukehren.

»Gehen Sie ihm vorläufig noch nicht nach!« hielt der Fürſt Koljá auf, der dem Vater folgen wollte. »Er würde ſich nach einer Minute ärgern, und damit wäre die ganze Stimmung verdorben.«

»Das iſt wahr, laß ihn jetzt in Ruh'; nach einer halben Stunde kannſt du gehen«, entſchied Liſaweta Prokofjewna.

»Da ſieht man, was das heißt, einmal im Leben die Wahrheit zu hören – hat doch bis zu Tränen auf ihn gewirkt!« wagte Lebedeff zu bemerken.

»Nun, Väterchen, auch du mußt gut ſein, wenn das alles wahr iſt, was ich über dich gehört habe!« ſetzte ihm die Generalin ſofort einen Dämpfer auf.

Die Stellungnahme der Gäſte zueinander klärte ſich allmählich. Der Fürſt, der die ganze Größe der Anteilnahme Liſaweta Prokofjewnas und ihrer Töchter durchaus zu ſchätzen wußte, fühlte ſich verpflichtet, der Generalin zu ſagen, es ſei ſeine feſte Abſicht geweſen, ſie ſpäteſtens morgen, wenn nicht noch an dieſem Abend trotz der ſpäten Stunde und ſeiner angegriffenen Geſundheit zu beſuchen.

Liſaweta Prokofjewna meinte hierauf – nach einem Blick auf ſeine Gäſte –, daß er es ja doch ſogleich tun könne, worauf Ptizyn, als höflicher und ſtets verträglicher Menſch, ſich ſogleich erhob und ſich zu Lebedeffs zurückzog. Beim Hinausgehen machte er noch den Verſuch, auch Lebedeff mitzuziehen; doch dieſer machte ſich mit einem «Sofort, ſofort, werde mich ſofort hier losmachen« von Ptizyn los

und blieb natürlich. Warjá hatte inzwiſchen mit den jungen Mädchen ein Geſpräch angeknüpft. Sie und Ganjá atmeten erleichtert auf, als ihr Vater hinausgegangen war. Ganjá folgte jedoch bald Ptizyns Beiſpiel. Während der kurzen Zeit auf der Veranda hatte er ſich beſcheiden und doch würdig gehalten und ſich durch die ſtrengen Blicke Liſaweta Prokofjewnas nicht im geringſten einſchüchtern laſſen. Er hatte ſich im Vergleich zu früher allerdings ſehr verändert, was Aglaja überaus gefiel.

»Das war doch Gawrila Ardalionytſch, der ſoeben hinausging?« fragte ſie plötzlich, wie ſie es gewöhnlich zu tun pflegte, laut, ſchroff, ohne ſich an jemand perſönlich zu wenden oder ſich darum zu kümmern, daß ſie mit ihrer Frage das Geſpräch der anderen unterbrach.

»Allerdings«, antwortete der Fürſt.

»Ich habe ihn kaum wiedererkannt. Er hat ſich auffallend verändert, und zwar ... bedeutend zu ſeinem Vorteil.«

»Das freut mich ſehr für ihn«, ſagte der Fürſt.

»Er war ſehr krank», bemerkte Warjá erfreut und mitleidig zugleich.

»Inwiefern zu ſeinem Vorteil verändert?« fragte zornig verwundert und faſt erſchrocken die Generalin. »Wie kommſt du darauf? Ich finde nichts Beſſeres an ihm. Was ſcheint dir denn jetzt an ihm beſſer?«

»Etwas Beſſeres als den ‚armen Ritter‘ gibt es überhaupt nicht!« rief plötzlich Koljá, der die ganze Zeit neben dem Stuhle Liſaweta Prokofjewnas geſtanden hatte, in kategoriſch feſtſtellendem Tone aus.

»Der Meinung bin auch ich«, ſagte Fürſt Sch. und lachte.

»Und ich gleichfalls», erklärte Adelaida ernſt.

»Was iſt das für ein ‚armer Ritter‘?« fragte die Gene-

ralin verſtändnislos und blickte ärgerlich die Sprechenden an. Als ſie aber ſah, daß Aglaja plötzlich rot wurde, fuhr ſie ungehalten auf: »Was für ein Unſinn! Was iſt denn das für ein ‚armer Ritter‘?«

»Ach, hat denn dieſer Bengel, Ihr Liebling Nikolai Ardalionytſch, noch nicht genug Worte verdreht!« lenkte Aglaja mit hochmütigem Unwillen ab.

Wenn Aglaja ſich ärgerte (und das tat ſie ſehr oft), blickte durch ihren hervorgekehrten Ernſt und abweiſenden Stolz ſo viel Kindliches, daß es mitunter ganz unmöglich war, bei ihrem Anblick ernſt zu bleiben (was übrigens Aglaja zu noch größerem Ärger reizte, da ſie es gar nicht begreifen konnte, »wie man überhaupt wagen durfte, über ſie zu lachen!«). So brachen denn auch diesmal die Schweſtern in Lachen aus, auch Fürſt Sch. lachte, und ſelbſt Fürſt Lew Nikolajewitſch, der plötzlich aus irgendeinem Grunde gleichfalls ganz rot geworden war, mußte lächeln. Koljá triumphierte und freute ſich. Aglaja aber ärgerte ſich über alle Maßen, und das ſtand ihr vorzüglich: ſie wurde noch reizender durch ihre Verwirrung und den Ärger über dieſe ihre Verwirrung.

»... Oder haben Sie ſchon vergeſſen, maman, wie oft er den Sinn Ihrer eigenen Worte entſtellt hat?« fragte ſie verletzt.

»Aber wieſo, ich wiederhole doch ganz wortgetreu Ihren eigenen Ausruf!« verteidigte ſich Koljá. »Vor einem Monat blätterten Sie im ‚Don Quijote‘ und plötzlich riefen Sie buchſtäblich aus, etwas Beſſeres als den ‚armen Ritter‘ gäbe es überhaupt nicht. Leider weiß ich nicht, von wem die Rede war: von Don Quijote oder Jewgenij Pawlowitſch oder vielleicht von irgendeinem Dritten; ich vermutete nur, daß vor-

her von einer beſtimmten Perſönlichkeit geſprochen worden war, und wohl ſchon lange ...«

»Mein lieber Junge, ich ſehe, du erlaubſt dir mitunter doch etwas zuviel mit deinen Vermutungen«, unterbrach ihn die Generalin ärgerlich.

»Aber was habe ich denn getan?« wunderte ſich der nicht zum Schweigen zu bringende Koljá. »Ich habe doch meines Wiſſens durchaus keine Indiskretion begangen, alle ſprachen damals davon, und das tun ſie ja auch jetzt: ſoeben ſprachen doch noch Fürſt Sch. und Adelaida von ihm, und alle ſagten damals, daß ſie auf Seiten des ‚armen Ritters' ſtänden! Alſo muß es doch dieſen ‚armen Ritter' nicht nur in der Literatur geben, und meiner Meinung nach iſt es nur die Schuld Adelaida Iwanownas, daß wir noch nicht wiſſen, wie er ausſieht.«

»Meine Schuld? Um Gottes willen, inwiefern denn?« fragte Adelaida lachend.

»Weil Sie ſein Porträt nicht gemalt haben! Aglaja Iwanowna bat Sie damals, den ‚armen Ritter' zu malen, und beſchrieb Ihnen auch ganz genau das Bild, das ſie ſich ausgedacht hatte, erinnern Sie ſich noch? Sie aber wollten nicht ...«

»Aber was hätte ich denn malen ſollen? Wen? Von dem ‚armen Ritter' heißt es doch, niemand habe ſeitdem mehr geſehen,

‚daß er vor anderen hob
einmal noch das Viſier'.

Alſo was? – einen Harniſch? – ein geſchloſſenes Viſier?«

»Ich verſtehe kein Wort! Harniſch! Viſier! – Was ſoll das heißen, wovon redet ihr?« fragte die Generalin aufrichtig

geärgert; denn ſie begann bereits zu erraten, wer mit dem »armen Ritter« gemeint war und offenbar ſchon ſeit langer Zeit nach gemeinſamer, ſtillſchweigender Übereinkunft ſo genannt wurde.

Da bemerkte ſie, daß auch Fürſt Lew Nikolajewitſch ganz verwirrt ausſah und ſo befangen war wie ein zehnjähriger Knabe – und da war ſie empört.

»Aber ſo ſagt mir doch endlich, was dieſe ganze Dummheit zu bedeuten hat! Nun? Was hat es für eine Bewandtnis mit dem ‚armen Ritter‘? Oder iſt es denn ein ſo furchtbares Geheimnis, daß man überhaupt nicht daran rühren darf?«

Doch die anderen fuhren nur fort zu lachen.

»Es gibt ein ruſſiſches Gedicht, ein Fragment«, nahm es ſchließlich Fürſt Sch. auf ſich, den Sachverhalt zu erklären, offenbar um dem Geſpräch dann ſchneller eine andere Wendung geben zu können, »ein Fragment von einem ‚armen Ritter‘, das weder einen richtigen Anfang noch ein richtiges Ende hat. Vor etwa einem Monat ſcherzten wir einmal alle nach Tiſch und ſchlugen wie gewöhnlich Sujets zu dem zukünftigen großen Gemälde Adelaida Iwanownas vor. Sie wiſſen doch, daß es die wichtigſte Aufgabe der ganzen Familie iſt, für Adelaida Iwanowna ein paſſendes Sujet zu erſinnen! Und da ſchlug dann jemand den ‚armen Ritter‘ vor, – wer es zuerſt tat, deſſen entſinne ich mich nicht mehr ...«

»Aglaja Iwanowna!« verriet Koljá.

»Vielleicht, es iſt möglich, nur entſinne ich mich deſſen nicht mehr«, fuhr Fürſt Sch. fort. »Die einen lachten und ſpotteten über dieſen Vorſchlag, die anderen wiederum meinten, es gäbe ſicher nichts Höherſtehendes; doch, um den ‚armen Ritter‘ zu malen, müſſe man vor allen Dingen ein

Geſicht malen, und dazu brauche man ein Modell. Da begannen wir denn, alle Bekannten der Reihe nach durchzunehmen; das Reſultat der Prüfung war, daß uns kein einziges Geſicht als dazu paſſend erſchien, und dabei blieb es. Ja, und das war alles. Ich verſtehe nur nicht, weshalb Nikolai Ardalionytſch jetzt darauf zu ſprechen gekommen iſt? Was damals ſcherzhaft und bien à propos war, iſt doch jetzt von gar keinem Intereſſe.«

»Wahrſcheinlich weil wieder eine Dummheit damit beabſichtigt wird, irgendeine neue verletzende Taktloſigkeit», verſetzte die Generalin ſcharf.

»Durchaus keine Taktloſigkeit oder Dummheit, ſondern nur die größte Hochachtung«, ſagte plötzlich ganz unerwartet mit ernſter und wichtiger Stimme Aglaja, die ſich inzwiſchen gefaßt und ihre Verlegenheit bezwungen hatte. Ja, man konnte ſogar glauben, es freue ſie jetzt, daß der Scherz weiter und weiter ging. Und dieſe ganze Veränderung war in dem einen Augenblick vor ſich gegangen, als ſie plötzlich die ganz erſtaunliche Verlegenheit und Verwirrung des Fürſten Lew Nikolajewitſch bemerkt hatte.

»Da werde einer klug draus! Zuerſt lachen ſie wie die Wahnſinnigen und dann empfinden ſie plötzlich die größte Hochachtung! Verrücktes Volk! Sag' ſofort, weshalb du jetzt mir nichts dir nichts die größte Hochachtung empfindeſt?«

»Ganz einfach deshalb«, antwortete Aglaja ebenſo ernſt und gewichtig auf die faſt zornige Frage der Mutter, »weil uns in dieſem Gedicht ein Menſch geſchildert wird, der fähig iſt, ein Ideal zu haben, zweitens, nachdem er ſich einmal ein Ideal auserkoren hat, an dasſelbe zu glauben, und nachdem er einmal zu glauben begonnen hat, für dieſes Ideal blind ſein ganzes Leben hinzugeben. So etwas kommt jetzt

nicht alle Tage vor. In dieſem Gedicht iſt nicht direkt geſagt, worin eigentlich dieſes Ideal des ‚armen Ritters‘ beſtand; aber es geht doch wenigſtens aus ihm hervor, daß es etwas Lichtes war, ‚das Bild der reinen Schönheit‘, ſo daß der verliebte Ritter ſogar auf den Schmuck der ſeidenen Schärpe verzichtet und ſtatt dieſer nur den Roſenkranz zum Gebet ſich um den Hals hing. Allerdings gibt es dann noch eine dunkle Anſpielung in dem Gedicht, eine unausgeſprochene Deviſe, die Buchſtaben A. N. B., die er auf ſeinen Schild geſchrieben hat ...«

»A. N. D.!« korrigierte Koljá.

»Ich aber ſage A. N. B. und bleibe dabei!« unterbrach ihn Aglaja ärgerlich. »Doch gleichviel, – jedenfalls iſt es klar, daß dieſem armen Ritter eines nun ſchon ganz gleichgültig geworden iſt: nämlich, wer ſeine Dame iſt und was ſie tut. Es genügt ihm, ſie erwählt zu haben und an ihre reine Schönheit zu glauben, und danach ſein ganzes Leben lang dabei zu bleiben, ſie ewig zu verehren; gerade darin beſteht ja das Verdienſt, daß er auch dann, wenn ſie zur Diebin würde, dennoch an ſie glauben und für ihre reine Schönheit Lanzen brechen müßte. Der Dichter hat wahrſcheinlich in einem reinen und hochſtehenden Ritter den ganzen ungeheuren Begriff der mittelalterlich-ritterlichen platoniſchen Liebe darſtellen, ſie in einer außergewöhnlichen Geſtalt zuſammenfaſſen wollen; natürlich iſt das eine Idealgeſtalt. Im ‚armen Ritter‘ aber iſt dieſes Gefühl ſchon auf der letzten Stufe angelangt, bei der Askeſe; man muß aber doch zugeben, daß die Fähigkeit zu einem ſolchen Gefühl viel bedeutet, und daß ſolche Gefühle an und für ſich einen tiefen und einerſeits überaus lobenswerten Grundzug prägen, ganz abgeſehen von dem Werte eines Don Quijote. Der ‚arme Ritter‘ iſt derſelbe

Don Quijote, bloß nicht ein komiſch aufgefaßter, ſondern ein ernſt und tragiſch geſehener. Anfangs verſtand ich das nicht und ich lachte, jetzt aber liebe ich den ‚armen Ritter', und vor allem habe ich Hochachtung vor ſeinen Taten.«

Damit ſchloß Aglaja, und wenn man ſie anſah, war es ſogar ſchwer zu ſagen, ob ſie im Ernſt oder nur im Scherz geſprochen hatte.

»Nun, das wird wohl irgendein Dummkopf geweſen ſein, dieſer Ritter mit ſamt ſeinen Taten!« fällte die Generalin das Urteil. »Aber auch du, Mütterchen, biſt richtig ins Faſeln hineingeraten, das war ja ein ganzer Vortrag; aber das paßt, meiner Meinung nach, gar nicht zu dir. Und in jedem Fall iſt ſo etwas unſtatthaft. Was iſt das für ein Gedicht? Sage es auf, du kannſt es doch gewiß auswendig. Ich will es unbedingt hören. Mein Lebtag habe ich Gedichte nicht ausſtehen können, als hätte ich's vorausgeahnt! Und da haben wir's nun! Um Gottes willen, lieber Fürſt, halte noch ein wenig aus, wir ſind beide, ſcheint es, zu gemeinſamem Dulden verurteilt«, wandte ſie ſich an den Fürſten Lew Nikolajewitſch. Sie ärgerte ſich ſehr.

Fürſt Lew Nikolajewitſch wollte ſchon etwas ſagen, brachte aber in ſeiner Verwirrung kein Wort hervor. Nur Aglaja, die ſich in ihrem »Vortrag« ſo viel erlaubt hatte, war die einzige von allen Anweſenden, die ſich nicht im geringſten geniert fühlte; ja, ſie ſchien ſich ſogar zu freuen, daß es ſo weit gekommen war. Sie erhob ſich ſogleich, und es hatte faſt den Anſchein, als hätte ſie ſich darauf vorbereitet und jetzt nur auf die erſte Aufforderung gewartet; ſie trat vor und blieb mitten auf der Veranda, gegenüber dem im Lehnſtuhl ſitzenden Fürſten ſtehen. Alle blickten ſie im erſten Moment erſtaunt an, und faſt alle, Fürſt Sch., die Schwe-

ſtern und die Mutter ſahen mit einem unangenehmen Empfinden dieſem neuen Streich entgegen, der jedenfalls etwas weit zu gehen drohte. Aus der Art und Weiſe, wie Aglaja vortrat und ſich aufſtellte, erſah man aber, daß ſie an dieſem affektierten Auftreten Gefallen fand. Liſaweta Prokofjewna wollte ſie ſchon mit einem ſtrengen Verweis auf ihren Platz zurückſchicken. Doch kaum hatte Aglaja die bekannte Ballade begonnen, als ſich plötzlich zwei neue Gäſte laut ſprechend auf dem Parkwege der Veranda näherten. Es waren das General Jepantſchin und ein unbekannter junger Mann. Ihr Erſcheinen rief eine kleine Aufregung hervor.

VII.

Der junge Mann, in deſſen Begleitung der General erſchien, war ungefähr achtundzwanzig Jahre alt, eine große und ſchlanke Erſcheinung mit einem klugen Geſicht und dunklen Augen, deren Blick ſofort Scharfſinn und Spottluſt verriet. Aglaja blickte ſich nicht einmal nach ihm um, ſondern fuhr ohne weiteres in ihrem Vortrag fort, und zwar wandte ſie ſich ausſchließlich an den Fürſten Myſchkin, der nun ſeinerſeits begriff, daß ſie mit dieſem ſcheinbaren Scherz eine ganz beſtimmte Abſicht verfolgte. Zum Glück half ihm das Erſcheinen der neuen Gäſte ein wenig aus ſeiner unangenehmen Lage: er erhob ſich ſogleich, als er ſie erblickte, nickte dem General von weitem zu und bat ihn durch einen Wink, den Vortrag nicht zu ſtören, worauf er hinter ſeinen Stuhl trat und, den linken Ellenbogen auf die Lehne ſtützend, die Ballade in gewiſſermaßen freierer Haltung zu Ende hören konnte. Liſaweta Prokofjewna hatte ihrerſeits ſogleich durch eine befehlende Handbewegung ihrem Gatten und dem fremden Herrn zu verſtehen gegeben, daß ſie dort ſtehen bleiben

ſollten, wo ſie waren. Fürſt Lew Nikolajewitſch intereſſierte ſich übrigens ungeheuer für den neuen Gaſt, den ihm der General da zuführte: er erriet ſofort, daß der junge Mann kein anderer ſein konnte als Jewgenij Pawlowitſch Radomskij, von dem er ſo viel gehört und an den er oft gedacht hatte. Nur eines machte ihn ſtutzig: der junge Mann trug Zivilkleider, während doch Jewgenij Pawlowitſch, ſoviel er wußte, Offizier war und eine glänzende Uniform trug. Während des ganzen Vortrages der Ballade zuckte ein ſpöttiſches Lächeln um den Mund des jungen Mannes, als wäre in ſeiner Gegenwart ſchon des öfteren vom ‚armen Ritter‘ die Rede geweſen.

»Vielleicht ſtammt ſogar der ganze Einfall nur von ihm«, dachte der Fürſt bei ſich.

Doch inzwiſchen war mit Aglaja eine vollkommene Veränderung vor ſich gegangen. Die affektierte Feierlichkeit, mit der ſie begonnen hatte, war alsbald einem tiefen Ernſt gewichen, und ſie ſprach jedes Wort ſo einfach und doch mit ſo innigem Verſtändnis aus, daß ſie zum Schluß nicht nur die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, ſondern auch die anfangs affektiert erſchienene Feierlichkeit, mit der ſie vorgetreten war, gleichſam gerechtfertigt hatte. Wenigſtens konnte man jene Feierlichkeit nur noch als Ausdruck der Größe und, nun ja, auch Naivität ihrer Hochachtung auffaſſen, die ſie für den ‚armen Ritter‘ hegte. Ihre Augen glänzten, und zweimal glitt kaum merklich ein leiſer Schauer der Begeiſterung über ihr ſchönes Geſicht, als ſie die Ballade vortrug.

»Schweigſam und ſchlicht,
ernſt nur und blaß von Angeſicht,
furchtloſen Muts jedoch
und ſonder Scheu,

lebte im Abendland
einſt vor Jahrhunderten
ein armer Ritter.

Einmal — es war das wohl
etwas Unfaßbares! —
ſah er erſchüttert
eine Viſion.
Die ſchnitt ins Herz ſich ihm
für alle Zeiten.

Seit dieſem Augenblick
war ſeine Seele entbrannt,
ſah er kein Weib mehr an,
ſprach er zu keinem mehr
auch nur ein Wort.

Nur einen Roſenkranz,
der die Gebete zählt,
hing er ſich um den Hals
ſtatt jeder Schärpenzier.

Und von der Stunde an
ſah es auch niemand mehr,
daß er vor anderen hob
einmal noch das Viſier.

So ganz erfüllt von dem Bild,
rein in der Liebe und treu,
ſchrieb er mit ſeinem Blut
ſichtbar auf ſeinen Schild
nur: A. M. D.

Als dann im heiligen Land
jeder der Ritter im Kampf
ſeiner verherrlichten Dame
Namen als Schlachtruf rief, —
war es, daß er allein,
wie ſonſt kein Paladin,
über alles Gedröhn

laut »Lumen coeli« rief,
»sancta rosa!«

– Rief es mit ſolcher Glut,
daß es den Feinden erſchien
dräuend wie Donnergegroll,
und jeder Mut ſie verließ.

Auf ſeiner einſamen Burg,
fern im Abendland,
lebte er dann bis ans Grab –
abgetrennt von aller Welt,
immer ſo einſam allein,
immer ſo ſchweigſam und ſtill,
immer ſo traurig und ſtumm –
bis er in Wahnſinn ſtarb.«

Wenn der Fürſt ſpäter an dieſe Minuten zurückdachte, peinigte ihn ſtets etwas für ihn ganz Unbegreifliches, und das war: wie ſie einen ſo innigen, ſchönen Vortrag, der doch von ihrer Begeiſterung für den Sinn der Ballade ſprach, mit einer ſo boshaften Abſicht, deren Spott doch auf der Hand lag, hatte vereinigen können? Daß ſie ihn aber hatte verſpotten wollen, daran zweifelte er keinen Augenblick. Den Spott hatte er ſogleich herausgemerkt, und zwar aus folgendem: Aglaja hatte ſtatt der drei Buchſtaben A. M. D. drei andere Buchſtaben, N. F. B., genannt. Daß hierbei kein Verſehen ihrerſeits vorlag und auch er nicht etwa falſch gehört hatte, daran konnte er ſchlechterdings nicht zweifeln (und er hatte recht, wie ſich ſpäter herausſtellte). Jedenfalls war alſo Aglajas Ausfall – wenn auch natürlich als Scherz gedacht, freilich als ein ſehr herausfordernder und leichtſinniger Scherz – ſchon vorher mit einer beſtimmten Abſicht überlegt geweſen. Von dem «armen Ritter» hatten ja alle ſchon vor einem Monat geſprochen (und »über ihn gelacht«). Und doch

hatte Aglaja, wie der Fürſt ſich trotz allen Nachprüfens in der Erinnerung ſagen mußte, dieſe Buchſtaben nicht nur ohne jede Spur von Scherz oder irgendwelchem Spott ausgeſprochen, ja ſogar ohne eine beſondere Betonung, die ihre geheime Bedeutung auffallender verraten hätte, ſondern im Gegenteil mit ſo unverändertem Ernſt, mit ſo unſchuldiger und naiver Einfachheit, daß man ſehr wohl hätte glauben können, vom Dichter ſeien in der Ballade gerade dieſe Buchſtaben und keine anderen angegeben. Es war dem Fürſten bei dieſen Gedanken zumute, als werde er von etwas Schwerem und Unangenehmem verletzt. Liſaweta Prokofjewna war die Veränderung überhaupt nicht aufgefallen, und ihr Gatte, der General, begriff nur, daß »Verſe« deklamiert wurden. Allen übrigen dagegen war Aglajas Ausfall ſogleich aufgefallen, und ſie wunderten ſich nicht wenig über ſie; doch bemühte man ſich, ſo zu tun, als wäre nichts vorgefallen, um ſo über die Sache hinwegzukommen. Nur Jewgenij Pawlowitſch hatte nicht bloß begriffen, ſondern – darauf hätte der Fürſt wetten mögen – ſchien auch zeigen zu wollen, wie gut er es begriffen hatte: ſo ſpöttiſch lächelte er.

»Wundervoll! Ein prachtvolles Gedicht!« rief die Generalin aufrichtig entzückt aus, als Aglaja geendet hatte. »Von wem iſt es?«

»Von Puſchkin, maman, machen Sie uns doch nicht die Schande, das muß man doch wiſſen!« ſagte Adelaida lachend.

»Ach, wenn man mit euch zuſammenlebt, kann man noch viel dümmer werden!« meinte Liſaweta Prokofjewna nicht ohne Bitterkeit. »Freilich iſt es eine Schande, Puſchkin nicht zu kennen! Wenn wir nach Hauſe kommen, müßt ihr mir ſofort den Puſchkin geben.«

»Ich glaube, wir beſitzen gar keinen Puſchkin.«

»Zwei alte, halb zerriſſene Bände liegen dort irgendwo ſeit undenklichen Zeiten herum«, ſagte Alexandra.

»Dann müſſen wir ſogleich nach der Stadt ſchicken, Fjodor oder Alexei, mit dem nächſten Zug, beſſer Alexei, damit er die Geſamtausgabe kauft. Aglaja, komm her! Gib mir einen Kuß, du haſt es vorzüglich vorgetragen, aber – wenn du es aufrichtig getan haſt«, fuhr ſie faſt flüſternd fort, »ſo tuſt du mir leid; haſt du's aber getan, um ihn zu verſpotten, ſo heiß' ich deine Gefühle nicht gut, ſo daß es dann jedenfalls beſſer geweſen wäre, du hätteſt geſchwiegen. Verſtehſt du? So, und jetzt gehen Sie, mein Fräulein, ich werde noch ſpäter mit dir reden, wir aber ſind hier doch etwas zu lange ſitzen geblieben.«

Inzwiſchen hatte der Fürſt den General begrüßt, worauf ihm dieſer den mitgebrachten Gaſt als Jewgenij Pawlowitſch Radomskij vorſtellte.

»Ich habe ihn unterwegs getroffen, er iſt gerade mit dem letzten Zuge aus Petersburg gekommen. Als er erfuhr, daß ich mich hierher begebe und auch die Meinigen alle hier ſind ...«

»Als ich erfuhr, daß auch Sie hier ſind«, unterbrach ihn Jewgenij Pawlowitſch, »beſchloß ich, da ich mir feſt vorgenommen hatte, nicht nur Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſondern mich auch um Ihre Freundſchaft zu bewerben, weiter keine Zeit zu verlieren und die Gelegenheit zu benutzen. Sie ſind krank geweſen, wie ich höre ...«

»Jetzt bin ich wieder ganz geſund, und es freut mich ſehr, Sie kennenzulernen. Ich habe durch Fürſt Sch. viel von Ihnen gehört und ſogar viel mit ihm über Sie geſprochen«, ſagte Fürſt Lew Nikolajewitſch, indem er ihm die Hand reichte.

Die Begrüßungsworte waren ausgetauſcht, ſie drückten einander die Hand und blickten ſich eine Sekunde lang prüfend in die Augen. Die Unterhaltung wurde im Handumdrehen allgemein. Der Fürſt bemerkte übrigens (er bemerkte jetzt ſehr vieles und ſehr ſchnell, vielleicht aber auch manches, was gar nicht der Fall war), daß die Zivilkleidung Jewgenij Pawlowitſchs ganz ungewöhnliches Aufſehen erregte und die Anweſenden ſo in Erſtaunen ſetzte, daß im Augenblick alle übrigen Eindrücke vergeſſen wurden. Daher war es auch nur natürlich, wenn der Fürſt in dieſer Veränderung einen Umſtand von beſonderer Bedeutung und großer Wichtigkeit vermutete. Adelaida und Alexandra begannen Jewgenij Pawlowitſch erſtaunt auszufragen, und Fürſt Sch., der mit ihm verwandt war, ſchien ſogar ſehr beunruhigt zu ſein. Der General war geradezu aufgebracht. Nur Aglaja betrachtete den jungen Mann zwar intereſſiert, aber doch mit vollkommener Ruhe, ganz als hätte ſie nur feſtſtellen wollen, was ihm wohl beſſer ſtand, die Uniform oder der Zivilanzug; doch kaum hatte ſie ihn einmal von oben bis unten betrachtet, als ſie ſich auch ſchon abwandte, um ihn dann überhaupt nicht mehr zu beachten. Auch die Generalin ſtellte keine einzige Frage an ihn, obſchon auch ſie ſich vielleicht beunruhigt fühlte. Dem Fürſten wollte es ſcheinen, daß Jewgenij Pawlowitſch bei ihr zur Zeit in Ungnade ſtand.

»Ich fiel aus den Wolken! Ich traute meinen Augen nicht!« war des Generals Antwort auf die Fragen der Damen. »Ich wollte es einfach nicht glauben, als ich ihm vorhin in Petersburg begegnete! Und weshalb ſo plötzlich, das iſt die Frage! Sonſt iſt er doch der erſte, der anderen den Rat gibt, nicht übereilt zu handeln.«

Wie aber aus dem folgenden Geſpräch hervorging, hatte

Jewgenij Pawlowitſch ſchon vor langer Zeit mitgeteilt, daß er den Abſchied nehmen werde; nur hatte er es ſtets in einem ſo unernſten Tone geſagt, daß es ihm von niemand geglaubt worden war. Übrigens war es ſeine Art, auch von ernſten Sachen unernſt oder faſt ſcherzend zu ſprechen, ſo daß es wirklich ſchwer war, herauszufühlen, wie er es nun in Wirklichkeit meinte, namentlich, wenn er ſelbſt wollte, daß die anderen es nicht herausbekämen.

»Aber ich werde ja doch nur kurze Zeit, nur ein paar Monate, höchſtens ein Jahr in der Reſerve bleiben«, ſagte er lachend.

»Aber wozu das, das iſt doch ganz überflüſſig, wenigſtens ſo weit ich Ihre Verhältniſſe kenne!« konnte ſich der General noch immer nicht beruhigen.

»Um meine Güter zu inſpizieren. Dazu haben Sie mir doch ſelbſt geraten; und zudem will ich auch einmal ins Ausland ...«

Das Geſpräch ging auf einen anderen Gegenſtand über, doch die eigentümliche andauernde Unruhe beſtärkte den Fürſten Lew Nikolajewitſch unwillkürlich in der Vermutung, daß es ſich hier um etwas Beſonderes handelte.

»Alſo der ‚arme Ritter‘ iſt wieder in Szene gegangen?« fragte Jewgenij Pawlowitſch, an Aglaja herantretend.

Doch dieſe maß ihn zur größten Verwunderung des Fürſten nur mit erſtaunt fragendem Blick, als wolle ſie ſagen, daß zwiſchen ihnen doch wohl nie vom ‚armen Ritter‘ die Rede geweſen ſein könne und ſie ſeine Frage überhaupt nicht verſtehe.

»Aber es iſt doch zu ſpät, jetzt iſt es doch viel zu ſpät, noch nach der Stadt zu ſchicken, um den Puſchkin zu kaufen!« bemühte ſich Koljá, die Generalin, mit der er ſich wieder

ſtritt, von ihrem Vorhaben abzubringen. »Zum dreitauſendſtenmal ſage ich Ihnen: es iſt heute viel zu ſpät dazu!«

»Ja, heute iſt es allerdings zu ſpät, noch nach der Stadt zu ſchicken«, pflichtete ihm Jewgenij Pawlowitſch, der ſich von Aglaja möglichſt ſchnell abwandte, bei. »Auch dürften die Läden in Petersburg ſchon geſchloſſen ſein, die Uhr geht ja bereits auf neun«, ſagte er, ſeine Uhr herausziehend.

»Wenn wir ſo lange nicht darauf verfallen ſind, die Bücher zu kaufen, dann werden wir wohl bis morgen noch warten können«, meinte Adelaida.

»Und in der vornehmen Welt iſt es doch auch gar nicht Mode, ſich allzu lebhaft für Literatur zu intereſſieren! Fragen Sie mal Jewgenij Pawlowitſch. Das faſhionabelſte iſt heutzutage, in einem gelben Char-à-bancs mit roten Rädern ſpazieren zu fahren.«

»Schon wieder ein Zitat, Koljá!« ſeufzte Adelaida.

»Aber er ſpricht ja doch nie anders als in Zitaten«, verſetzte Jewgenij Pawlowitſch. »Mitunter kann man ganze Sätze aus den kritiſchen Beſprechungen von ihm wiederhören. Ich habe ſchon lange das Vergnügen, Nikolai Ardalionytſchs Redeweiſe zu kennen*; aber diesmal war es kein Zitat, ſondern eine nicht mißzuverſtehende Anſpielung auf meinen gelben Char-à-bancs mit roten Rädern. Nur haben Sie ſich damit leider ein wenig verſpätet, denn ich habe meinen Wagen bereits umgetauſcht.«

Der Fürſt hörte Radomskij mit großem Intereſſe zu.

* Seit Belinskis aufſehenerregenden Analyſen der ruſſiſchen Klaſſiker (1840–48) ſchwärmte die Schuljugend in Rußland für die oft temperamentvollen, oft nur ſnobiſtiſch-paradoxen Kritiken der literariſchen Nachfolger Belinskis, deren Stil ſie auch im Sprechen nachahmte. E. K. R.

Er fand, daß Jewgenij Pawlowitſch ſich ganz vorzüglich hielt, und namentlich gefiel ihm außer ſeiner Beſcheidenheit und Scherzhaftigkeit, daß er ſo freundſchaftlich mit Koljá ſprach, wie mit einem völlig Gleichſtehenden, und obgleich dieſer ihn doch offenbar hatte foppen wollen.

»Was iſt das?« fragte Liſaweta Prokofjewna erſtaunt, als plötzlich Wjera Lebedewa mit mehreren ganz neuen, prächtig eingebundenen Büchern großen Formats vor ihr erſchien und ihr eines derſelben reichte.

»Puſchkin«, ſagte Wjera. »Unſer Puſchkin. Papa befahl mir, Ihnen unſeren Puſchkin zu bringen.«

»Wie das? Wie iſt das möglich?« wunderte ſich die Generalin.

»Nicht als Geſchenk, nicht als Geſchenk! Wie dürfte ich das wagen!« beteuerte ſofort Lebedeff, der im Augenblick neben ſeiner Tochter auftauchte. »Zum ſelben Preiſe, für den ich ihn gekauft habe! Das iſt mein eigener, ſozuſagen unſer Familien-Puſchkin, die Ausgabe von Annenkoff, die jetzt nirgends mehr zu haben iſt; zu demſelben Preiſe, wie geſagt. Ich biete Ihnen die ganze Ausgabe untertänigſt zum Kaufe an, um die edle Ungeduld des literariſchen Wiſſensdranges Eurer Exzellenz zu befriedigen.«

»Ach ſo, du willſt deinen Puſchkin verkaufen, – beſten Dank. Sollſt nichts verlieren, hab' keine Angſt; nur krümme dich, bitte, nicht ſo viel, Väterchen. Ich habe von dir gehört: du ſollſt ja ungeheuer beleſen ſein, ſagt man. Dann können wir einmal diskutieren. Willſt du ſelbſt deinen Puſchkin zu mir bringen?«

»Gewiß, mit der größten Ehrfurcht und ... Ehrerbietung!« – Lebedeff, der die Bücher ſeiner Tochter bereits aus den Händen nahm, dienerte in höchſter Zufriedenheit.

»Verlier' ſie nur nicht bis dahin, bring ſie meinetwegen auch ohne Ehrerbietung, doch mit der einen Bedingung«, fügte ſie hinzu, indem ſie ihn feſt anſah, »nur bis zur Schwelle; denn heute werde ich dich nicht empfangen. Deine Tochter Wjera dagegen kannſt du meinethalben gleich zu uns ſchicken, die gefällt mir ſehr.«

»Warum ſagen Sie denn nichts von jenen, Papa?« wandte ſich Wjera ungeduldig an ihren Vater. »Sonſt werden ſie ja ſchließlich noch unaufgefordert eintreten, ſie ſind doch nicht mehr zurückzuhalten. Lew Nikolajewitſch«, wandte ſie ſich an den Fürſten, der nach ſeinem Hut gegriffen hatte, um Jepantſchins, die bereits aufbrechen wollten, zu begleiten, »es ſind dort vier junge Leute, die mit Ihnen ſprechen wollen, ſie warten ſchon lange bei uns und ſind wütend, weil Papa ſie nicht zu Ihnen laſſen will«.

»Was wollen ſie von mir?« fragte der Fürſt.

»Es ſei eine geſchäftliche Angelegenheit, ſagen ſie; aber ſie ſind doch ſo, daß ſie ſchließlich noch einen großen Skandal machen werden, wenn man ſie nicht empfängt, oder ſie werden Sie im Park aufhalten. Ich denke, es iſt beſſer, Lew Nikolajewitſch, Sie empfangen ſie jetzt ſchnell und ſchicken ſie dann weg, – dann ſind Sie ſie los. Gawrila Ardalionytſch und Ptizyn reden dort auf ſie ein, aber ſie wollen ſich nicht wegſchicken laſſen.«

»Pawliſchtſcheffs Sohn, Pawliſchtſcheffs Sohn iſt's! Lohnt ſich nicht, nicht der Mühe wert!« beteuerte Lebedeff, mit beiden Händen abwinkend. »Es lohnt ſich wahrhaftig nicht, ſie überhaupt anzuhören! Und ſich von ſolchen Leutchen auch noch aufhalten zu laſſen, wäre ganz unter Ihrer Würde, durchlauchtigſter Fürſt. Jawohl, das iſt meine Meinung. Es lohnt ſich wahrhaftig nicht ...«

»Pawliſchtſcheffs Sohn! Mein Gott!« rief der Fürſt in größter Verlegenheit. »Ich weiß ... aber ich habe doch ... ich habe doch dieſe ganze Angelegenheit Gawrila Ardalionytſch übergeben! Und Gawrila Ardalionytſch ſagte mir noch vor einer Stunde ...«

In dieſem Augenblick trat Gawrila Ardalionytſch ſchon aus dem Zimmer auf die Veranda und ihm folgte Ptizyn. Im nächſten Zimmer hörte man Lärm und Stimmengewirr, in dem nur die laute Stimme des Generals Iwolgin zu unterſcheiden war, der offenbar die anderen zu überſchreien ſuchte. Koljá eilte ſofort hin.

»Das iſt ja ſehr intereſſant,« bemerkte plötzlich Jewgenij Pawlowitſch laut, ſo daß es alle hörten.

»Alſo er weiß ſchon etwas davon!« dachte der Fürſt bei ſich.

»Was? Ein Sohn von Pawliſchtſcheff? Aber ... was kann es denn für einen Sohn von Pawliſchtſcheff geben?« wunderte ſich General Jepantſchin und blickte fragend vom einen zum anderen. Zu ſeinem Erſtaunen bemerkte er, daß alle etwas zu wiſſen ſchienen, wovon nur er allein keine Ahnung hatte.

Allerdings wäre die allgemeine Erwartung und das offenkundige Intereſſe der Anweſenden ſelbſt einem Unbefangenen aufgefallen; den Fürſten aber wunderte es unſäglich, daß eine Angelegenheit, die doch nur ihn perſönlich etwas anging, ſo vielen bereits bekannt war und dazu noch augenſcheinlich ſo ſehr intereſſierte.

»Es wäre ſehr gut, wenn Sie dieſe Angelegenheit hier ſogleich ſelbſt erledigten,« ſagte Aglaja, die plötzlich mit auffallendem Ernſt an den Fürſten herantrat, »und ich hoffe, Sie erlauben uns allen, Ihre Zeugen zu ſein. Man will Sie mit Schmutz bewerfen, Fürſt, Sie müſſen ſich öffentlich

rechtfertigen und ich freue mich ſchon im voraus ſehr für Sie.«

»Ja, auch ich würde wünſchen, daß dieſe empörende Prätention endlich einmal energiſch zurückgewieſen wird!« rief die Generalin erregt. »Lieber Fürſt, ſchone ſie nicht, gib's ihnen ordentlich! Mir gellen ſchon die Ohren von dieſer Skandalgeſchichte, weiß Gott, ſie hat viel böſes Blut in mir gemacht. Deinetwegen, Fürſt. Und es wird auch nicht unintereſſant ſein, dieſe Menſchenſorte einmal kennenzulernen. Ruf' ſie nur herein, wir ſetzen uns inzwiſchen. Das war ſehr richtig, Aglaja, was du da ſagteſt. Haben Sie ſchon davon gehört, Fürſt?« wandte ſie ſich an den Fürſten Sch.

»Oh, gewiß; in Ihrem Hauſe. Doch was mich beſonders intereſſiert, iſt – jene jungen Leute mit eigenen Augen zu ſehen,« antwortete Fürſt Sch.

»Das ſind jetzt alſo Nihiliſten, nicht wahr?«

»Nein, Nihiliſten ſind ſie eigentlich nicht,« verſetzte ſofort Lebedeff, der vor Aufregung nicht wußte, wo er ſich laſſen ſollte, indem er einen Schritt nähertrat, »ſie gehören vielmehr zu einer anderen, einer beſonderen Kategorie. Mein Neffe ſagt, ſie gingen viel weiter als die Nihiliſten. Eure Exzellenz glauben vielleicht, ſie durch Eurer Exzellenz Anweſenheit verlegen zu machen, aber das wäre ein großer Irrtum: die werden nicht verlegen. Nihiliſten ſind mitunter auch gebildete Leute, ſogar gelehrte Leute, dieſe aber gehen weiter, ſie ſind vor allem Geſchäftsleute und beginnen ſogleich mit der Nutzanwendung. Dieſe Sorte Menſchen iſt eigentlich nur eine gewiſſe Folgeerſcheinung des Nihilismus, aber doch keine direkte, ſondern ſozuſagen eine indirekte; den Nihilismus kennen ſie nur vom Hörenſagen, und ihre Meinung äußern ſie nicht etwa wie jene in Zeitungsartikelchen,

ſondern direkt in Taten, ſehen Sie! Und nicht nur um die, zum Beiſpiel, Sinnloſigkeit Puſchkins, oder, zum Beiſpiel, um die Notwendigkeit des Zerfalls des Ruſſiſchen Reiches handelt es ſich bei ihnen! – nein, ſie erklären einfach, ein jeder habe das Recht, wenn er nach irgendetwas Verlangen trägt, vor keinem Hindernis mehr zurückzuſchrecken oder ſich von moraliſchen Bedenken abhalten zu laſſen, und wenn ſie dabei auch acht lebendigen Menſchen den Garaus machen müßten. Aber ich würde Ihnen, durchlauchtigſter Fürſt, doch nicht raten...«

Doch der Fürſt ſchritt bereits zur Tür, um ſie den ungebetenen Gäſten zu öffnen.

»Sie verleumden ſie, Lebedeff,« ſagte er lächelnd, »Ihr Neffe hat Sie ſehr gekränkt. Glauben Sie ihm nicht, Liſaweta Prokofjewna. Ich verſichere Ihnen, die Gorskijs und Daniloffs* ſind nur Ausnahmefälle, dieſe hier aber ... irren ſich nur ... Nur würde ich nicht gern hier in Gegenwart aller ... Verzeihen Sie, Liſaweta Prokofjewna, wenn ich die jungen Leute nur auf einen Augenblick hierherbitte, damit Sie ſie ſehen können, und ſie dann wieder hinausführe. – Bitte, meine Herren!«

Ihn beunruhigte weniger die bevorſtehende Ausſprache, als ein geradezu qualvoller Gedanke: wie nun, wenn dieſes Zuſammentreffen, gerade an dieſem Tage und zu dieſer Stunde, von irgend jemand abſichtlich herbeigeführt worden war, um gerade dieſen Zeugen nicht etwa ſeinen Sieg, ſondern ſeine Niederlage zu zeigen? Doch das Quälendſte waren die Vorwürfe, die er ſich ſelbſt wegen ſeines »ungeheuerlichen und

* Verbrecher, auf deren Mordtaten Lebedeff ſeine Behauptungen ſtützt und deren Prozeſſe damals allgemeines Aufſehen erregten.
E. K. R.

teufliſchen Argwohns« machte. Er glaubte, ſterben zu müſſen vor Scham, wenn jemand ſeine geheimen Gedanken erführe, und als die neuen Gäſte auf die Veranda traten, war er aufrichtig bereit, ſich unter allen Anweſenden in ſittlicher Beziehung für den Letzten der Letzten zu halten.

Es traten im ganzen fünf Mann ein, vier neue Gäſte und hinter dieſen der alte General Iwolgin – höchſt ereifert und aufgebracht und, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, von überſtrömender Redeluſt. »Der wenigſtens wird zu mir halten!« dachte der Fürſt lächelnd. Auch Koljá war wieder zurückgekehrt und redete eifrig auf Hippolyt ein (der war einer von den vieren), doch Hippolyt lächelte nur boshaft.

Der Fürſt bat die Neueingetretenen, Platz zu nehmen. Sie waren aber alle ein noch ſo junges, ſogar ſo unmündiges Völkchen, daß man ſich über ſie, ihr Vorhaben und die Umſtände, die man mit ihnen machen mußte, nur wundern konnte. Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin zum Beiſpiel, der von dieſem ganzen »neuen Skandal« nichts wußte und nichts begriff, war ſogar empört über dieſe ihre Jugendlichkeit und hätte ſicherlich irgendwie gegen eine weitere Verhandlung proteſtiert, wenn ihn nicht dies unerklärliche Intereſſe ſeiner Gemahlin für die Privatangelegenheit des Fürſten davon abgehalten hätte. Übrigens blieb er zum Teil auch aus Neugier und zum Teil aus Gutmütigkeit, in der Hoffnung, vielleicht auch helfen, doch jedenfalls durch ſeine Autorität von Nutzen ſein zu können. Da aber wagte es der alte General Iwolgin, ihn von weitem zu grüßen, was Seine Exzellenz ſogleich wieder empörte; er runzelte die Stirn und beſchloß, beharrlich zu ſchweigen.

Übrigens war einer von den vier doch nicht mehr ſo ganz jung – ſo an die Dreißig; das war jener Leutnant a. D. aus

der Rogoſhinſchen Rotte, »der Boxer« genannt, der einſt ſelber an die fünfzehn Rubel jedem Bettler gegeben haben wollte. Allem Anſcheine nach begleitete er die anderen als aufrichtiger Freund zur Unterſtützung ihres Mutes und, falls erforderlich, auch ihrer Muskeln. Unter den übrigen drei ſpielte die erſte Rolle natürlich derjenige, der von ſich behauptete, Pawliſchtſcheffs Sohn zu ſein; doch ſtellte er ſich deſſenungeachtet als Antip Burdowskij vor. Er war ein junger Mann in ärmlicher Kleidung, die ſich noch durch Unordentlichkeit, Schmierigkeit und fettig glänzende Ärmel auszeichnete; die befleckte Weſte hatte er bis zum Halſe zugeknöpft, die Wäſche war Gott weiß wo geblieben, die Krawatte war gleichfalls bis zur Unglaublichkeit fettig und faſt zur Schnur zuſammengerollt; die Hände waren ungewaſchen, das Geſicht voller Pickel und der Blick war, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, unſchuldig-frech. Er war nicht klein von Geſtalt, mager und ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt. In ſeinem Geſichte lag aber keine Spur von Ironie, ja nicht einmal der geringſte Reflex eines Denkens, ſondern nur ein ſtumpfes Berauſchtſein von ſeinem »Recht« und gleichzeitig ein ſeltſames Etwas, das ſchon zu einem ewigen Bedürfnis geworden war, beſtändig beleidigt zu ſein oder ſich beleidigt zu fühlen. Er ſprach aufgeregt und ſchnell, blieb jedoch nach jeden drei Worten im Satz ſtecken, als wäre ihm das Stottern angeboren oder als wäre er ein Ausländer, obgleich er rein ruſſiſcher Herkunft war.

Ihn begleiteten der Neffe Lebedeffs, der den Leſern bereits bekannt iſt, und Hippolyt. Dieſen ſah der Fürſt zum erſtenmal. Er war noch ſehr jung, ſiebzehn, höchſtens achtzehn Jahre alt, mit einem klugen Geſicht, das aber ſtets einen Ausdruck von Gereiztheit hatte und deutlich die furchtbaren

Anzeichen ſeiner Krankheit zeigte. Mager war er wie ein Skelett, ſeine Augen glänzten, und auf den eingefallenen Wangen von gelblich-bleicher Farbe zeichneten ſich zwei rote Flecke ab. Er huſtete ſehr ſtark und ſein Atmen hatte etwas Pfeifendes. Man ſah ihm ſofort an, daß er im höchſten Grade ſchwindſüchtig war. Dem Ausſehen nach konnte er nur noch zwei bis drei Wochen leben. Er war erſchöpft und ließ ſich als erſter auf einen Stuhl nieder. Die anderen waren im erſten Augenblick etwas zeremoniell und faſt ſogar befangen geworden, blickten indes doch noch möglichſt wichtig drein und waren offenbar ſehr darauf bedacht, ſich nichts von ihrer Würde zu vergeben, was zu ihrer Reputation, grundſätzliche Gegner aller unnützen geſellſchaftlichen Formen, aller Vorurteile und faſt alles übrigen außer der Wahrnehmung ihrer eigenen Intereſſen zu ſein, in ſeltſamem Widerſpruch ſtand.

»Antip Burdowskij,« ſtellte ſich eilig und doch ſtotternd der ſogenannte »Sohn Pawliſchtſcheffs« vor.

»Wladimir Doktorenko,« ſagte klar und deutlich und als wolle er ſich mit ſeinem Namen brüſten, der Neffe Lebedeffs.

»Keller!« brummte kurz und nicht ſehr laut der Leutnant a. D.

»Hippolyt Terentjeff,« meldete ſich als letzter mit ganz unerwartet kreiſchender Stimme der Schwindſüchtige. Alle ſetzten ſich in einer Reihe auf Stühlen dem Fürſten gegenüber; alle machten, nachdem ſie ihre Namen genannt hatten, finſtere Geſichter und nahmen, gleichſam um ſich zu ermutigen, die Mützen aus der einen Hand in die andere; alle bereiteten ſich vor, zu ſprechen, doch keiner machte den Anfang, und ſo ſchwiegen ſie und warteten mit herausfordernden Mienen, was nun kommen werde, während ihre Blicke ſelbſtbewußt zu ſagen ſchienen: »Nein, Bruder, du irrſt dich, uns

führſt du nicht hinters Licht!« Man hatte das Gefühl, es brauchte jetzt gleichviel wer nur den Anfang zu machen und nur ein erſtes Wort zu ſagen, und ſie würden ſogleich alle Mann zu reden beginnen, ſich gegenſeitig ins Wort fallen und einander zu überholen ſuchen.

VIII.

»Meine Herren, ich habe keinen von Ihnen erwartet,« begann der Fürſt, »denn ich war bis heute krank. Aber Ihre Angelegenheit,« (er wandte ſich an Antip Burdowskij) »habe ich bereits vor einem Monat Herrn Gawrila Ardalionytſch Iwolgin übergeben, wovon Sie durch mich noch an demſelben Tage in Kenntnis geſetzt worden ſind. Übrigens habe ich auch gegen eine perſönliche Ausſprache nichts einzuwenden, nur werden Sie ſelbſt zugeben, daß es heute ſchon etwas ſpät iſt. Ich mache Ihnen den Vorſchlag, wir ziehen uns in eines meiner Zimmer zurück, wenn es nicht allzulange dauert ... Ich habe hier augenblicklich Beſuch von Freunden ...«

»Freunde ... können hier zugegen ſein, ſoviel Sie wollen, aber Sie werden mir die Bemerkung geſtatten,« unterbrach ihn der Neffe Lebedeffs in überaus zurechtweiſendem Tone, wenn auch noch nicht mit allzu erhobener Stimme, »die Bemerkung geſtatten, daß Sie uns auch etwas höflicher hätten behandeln können und uns nicht zwei Stunden lang in Ihrer Dienerſtube warten zu laſſen ...«

»Und natürlich ... auch ich ... das iſt natürlich nach Fürſtenart! Und das ... Sie ſind wohl ein General? Ich bin aber nicht Ihr Diener! Auch ich ... ich ...« begann plötzlich in unbeſchreiblicher Erregung Antip Burdowskij zu ſtottern; ſeine Lippen und ſeine Stimme bebten, und bei jedem Wort

ſpritzte Speichel von ſeinen Lippen, als wäre er im Begriff, vor Wut zu berſten; doch ebenſo plötzlich, wie er begonnen hatte, hörte er auch wieder auf; was er aber eigentlich hatte ſagen wollen, das begriff niemand.

»Das war echt fürſtlich!« lachte höhniſch mit heiſerer, gleichſam kreiſchender Stimme Hippolyt.

»Wenn man ſich das mir gegenüber erlaubt hätte,« brummte der Boxer, »ich meine, direkt mir gegenüber, ſo hätte ich als Mann von Ehre an Burdowskijs Stelle ... ich ... khm ...«

»Aber, meine Herren, ich habe es doch erſt vor zwei Minuten erfahren, daß Sie hier ſind, bei Gott!« verſicherte der Fürſt.

»Wir haben keine Furcht vor Ihren Freunden, Fürſt, wer dieſe Freunde auch immer ſein mögen, denn wir ſind in unſerem Recht,« erklärte Lebedeffs Neffe.

»Was für ein Recht aber haben Sie? Erlauben Sie, daß ich Sie das frage,« ſchrie mit ſeiner heiſeren Stimme wieder Hippolyt, der aber nun ſchon ſehr erregt war, »was für ein Recht haben Sie, Burdowskijs Privatangelegenheit dem Urteil Ihrer Freunde zu unterbreiten? Woher wiſſen Sie, ob wir das Urteil Ihrer Freunde überhaupt hören wollen? Man weiß doch, was ſo ein Urteil ſolcher Freunde wert ſein kann!«

»Aber wenn Sie, Herr Burdowskij, die Sache nicht in Gegenwart Unbeteiligter erörtern wollen,« gelang es dem Fürſten, den dieſer Anfang ganz betroffen machte, zu Wort zu kommen, »ſo bin ich ja doch, wie geſagt, ſogleich bereit, mich mit Ihnen allen in ein Zimmer zurückzuziehen, und ich bitte Sie, mir nur glauben zu wollen, daß ich erſt vor zwei Minuten ...«

»Aber Sie haben kein Recht, Sie haben kein Recht, Sie

haben nicht das Recht dazu! ... Ihre Freunde ... Da!« ... ſtotterte plötzlich wieder Burdowskij, indem er ſich mit wildem und doch ängſtlichem Blick umſah und ſich um ſo mehr ereiferte, je mehr er mißtraute und je ſcheuer er wurde. »Und Sie haben kein Recht! Ganz einfach!«

Und nachdem er das hervorgeſtoßen hatte, ſchwieg er wieder ganz plötzlich, wie abgehackt, und ſtarrte ſtumm, indem er ſeine kurzſichtigen, auffallend gewölbten, von dicken, roten Äderchen durchzogenen Augen aufriß, mit fragendem Blick den Fürſten an, wobei er ſeinen ganzen Oberkörper weit vorbeugte. Diesmal war der Fürſt ſo verblüfft, daß auch er verſtummte und ihn gleichfalls wortlos mit großen Augen anſah.

»Lew Nikolajewitſch!« rief plötzlich Liſaweta Prokofjewna, »hier, lies das, dieſes hier, und bitte laut; lies es ſofort, es bezieht ſich gerade auf dieſe deine Angelegenheit«.

Sie hielt ihm eilig eines unſerer humoriſtiſchen Wochenblätter hin und wies mit dem Finger auf den Titel eines Artikels. Lebedeff, der ſich eifrig um die Gunſt Liſaweta Prokofjewnas bewarb, war beim Eintritt der Gäſte ſogleich hinter ihren Stuhl geſchlüpft, hatte aus der Seitentaſche ſeines Rockes das Blatt hervorgezogen und es ihr vor die Augen gehalten, während er mit dem Zeigefinger eifrig auf eine angeſtrichene Spalte wies. Sie überflog den Anfang des Artikels, und was ſie da las, überraſchte und erregte ſie maßlos.

»Wäre es nicht beſſer, es nicht laut zu leſen,« wagte der Fürſt, nicht wenig verwirrt, einzuwenden, »ich werde es lieber allein leſen, ſpäter ...«

»Dann lies lieber du es, lies es ſofort, laut! So daß es alle hören!« wandte ſich Liſaweta Prokofjewna an Koljá in einem Tone, der keinen Widerſpruch duldete, und gereizt nahm

ſie dem Fürſten das Blatt, das er kaum genommen hatte, wieder aus der Hand, um es Koljá zu geben. »Lies es laut vor, laut, hörſt du, damit es jeder hört, hier, dies hier!«

Liſaweta Prokofjewna war eine heißblütige Dame, die ſich leicht hinreißen ließ, ſo daß ſie manchmal ganz plötzlich und ganz unbedacht alle Anker lichtete und ins offene Meer hinausfuhr, ohne vorher nach dem Wetter zu fragen. Iwan Fjodorowitſch bewegte ſich unruhig. Doch alle waren noch ſo überraſcht und verwundert, daß niemand daran dachte, gegen das laute Vorleſen Einſpruch zu erheben, und ſo begann denn Koljá, dem Lebedeff ſogleich eifrig zeigte, von wo er anfangen ſollte, mit lauter Stimme den Artikel vorzuleſen:

»Proletarier und Ariſtokraten! Ein Beiſpiel unſerer alltäglichen Diebſtähle! Fortſchritt! Reform! Gerechtigkeit!«

»Seltſame Dinge ereignen ſich in unſerem ſogenannten heiligen Rußland, in unſerer Ära der Reformen und unternehmungsluſtigen Aktiengeſellſchaften, des erwachenden Nationalbewußtſeins und der jährlichen Ausfuhr Hunderter von Millionen ins Ausland, in der Ära der Induſtriebegünſtigung und der Ohnmacht des Arbeiters uſw. uſw., – alles läßt ſich ja doch nicht aufzählen, meine Herrſchaften, und deshalb zur Sache.

»Eine ſeltſame Geſchichte hat ſich wieder einmal zugetragen mit einem Sproß unſrer einſt ſo allmächtig geweſenen (de profundis!) Ariſtokratie, einer von jenen, deren Großväter bereits ihr ganzes Vermögen im Auslande beim Roulette verzettelt, deren Väter dann ihr Leben als Fähnriche und Leutnants friſten mußten und in der Regel wegen eines harmloſen Defizits in einer Staatskaſſe im Unterſuchungsgefängnis ſtarben, und deren Kinder jetzt entweder als Idioten vege-

tieren, gleich dem Helden unſerer Erzählung, oder ſich in Kriminalprozeſſe verwickeln, wofür ſie übrigens – wohl infolge der neuen Erziehungs- und Beſſerungsprinzipien und zur Erbauung der Zuſchauer – von den Geſchworenen freigeſprochen werden; oder die ſchließlich für Unterhaltungsſtoff ſorgen, indem ſie Stückchen losſchießen, die das Publikum in Erſtaunen ſetzen und unſeren ohnehin ſchon beſchämenden Zeitgeiſt zu einem noch beſchämenderen machen.

»Vor etwa einem halben Jahre kehrte unſer Adelsſproß in ausländiſchen Stiefeletten und zitternd vor Kälte in einem unwattierten Kapuzenmantel mitten im Winter nach Rußland zurück, und zwar direkt aus der Schweiz, woſelbſt er ſich längere Zeit aufgehalten hatte, um ſich zu heilen; denn er war krank, und ſeine Krankheit war – Idiotie. (Sic!) Man muß geſtehen, daß ihm das Glück nicht abhold geweſen iſt; denn von Idiotie geheilt zu werden, dürfte mehr Glück ſein, als Fortuna je einem Sterblichen vergönnt hat. Man bedenke: von Idiotie!! Und dieſe Gunſt Fortunas läßt ſich in ſeinem ganzen Leben nachweiſen: als Säugling allein auf Erden zurückgeblieben, nach dem Tode eines Vaters, der in Unterſuchungshaft geſtorben war, weil er, wie es heißt, als Leutnant die ganzen Kompagniegelder im Kartenſpiel verloren hatte, vielleicht aber auch infolge einer für Untergebene in Menſchengeſtalt zu reichlich bemeſſenen Prügelſtrafe (Sie entſinnen ſich wohl noch der alten Zeiten, meine Herrſchaften?), wurde unſer Adelsſproß von einem äußerſt reichen Gutsbeſitzer aus Gnade und Mitleid erzogen. Dieſer ruſſiſche Gutsbeſitzer – nennen wir ihn der Kürze halber Herrn P. – beſaß in der alten goldenen Zeit viertauſend leibeigene Seelen (leibeigene Seelen! Begreifen Sie dieſen Ausdruck, meine Herrſchaften? Ich nicht. Man muß im Konverſationslexikon

nachſchlagen; – ‚Jung iſt die Sage, und doch kaum glaublich‘* kann man mit Gribojedoff ſagen) und gehörte offenbar zu jenen Ruſſen, die ewig auf der Bärenhaut liegen und ihre müßige Zeit im Auslande verbringen, im Sommer in Kurorten und im Winter in Paris, und dort gewöhnlich in einem Château des fleurs, wo ſie ſeinerzeit unermeßliche Summen zurückgelaſſen haben. Man kann ja doch faſt poſitiv behaupten, daß wenigſtens ein Drittel des ganzen zur Zeit der Leibeigenſchaft in Rußland gezahlten Pachtzinſes in die Hände des Beſitzers des Pariſer Château des fleurs gefloſſen iſt. (Muß das ein glücklicher Menſch geweſen ſein!) Doch wie dem auch ſei, jedenfalls ließ der ſorgloſe Herr P. ſeinen Pflegling fürſtlich erziehen, engagierte für ihn Erzieher und Gouvernanten (zweifellos recht hübſche), die er natürlich nicht vergaß, aus Paris ſelbſt mitzubringen. Doch leider erwies ſich der Sproß, der Letzte ſeines Stammes, als Idiot. Da half auch die ganze Kunſt der Pariſer Gouvernanten nichts, und bis zum zwanzigſten Lebensjahre erlernte ihr Zögling überhaupt keine Sprache, die ruſſiſche nicht ausgenommen. Letzteres dürfte übrigens verzeihlich ſein. Eines ſchönen Tages aber ſtellte ſich in dem Gutsherrnſchädel des Herrn P. der wundervolle Gedanke ein, daß man dem Idioten in der Schweiz ganz ſicherlich zu geſundem Verſtande verhelfen könne – ein Gedanke, der unter dieſen Verhältniſſen von einwandfreier Logik war: wie ſollte ein Menſch ſeines Schlages, ſo ein ewiger Müßiggänger und Proprietär, nicht der Meinung ſein, daß man für Geld ſelbſt Verſtand auf dem Markte kaufen könne, und noch dazu in der Schweiz! Für ſeinen Zögling folgten alſo fünf Jahre lang kalte Duſchen

* Zitat aus der Komödie »Unglück durch Verſtand« von Gribojedoff.
E. K. R.

in der Schweiz unter Aufſicht eines berühmten Profeſſors, wie es ſich von ſelbſt verſteht, und Geld ward für ihn ausgegeben zu Tauſenden. Aus dem Idioten wurde natürlich kein Philoſoph; aber immerhin entwickelte ſich in ihm ein Quantum Verſtand, das vorläufig genügte, um ihn wenigſtens einen Menſchen nennen zu können, allerdings nur mit knapper Not. Da aber ſtirbt Herr P. ganz unerwartet plötzlich. Ein Teſtament hinterläßt er ſelbſtverſtändlich nicht, und ſelbſtverſtändlich herrſcht in ſeinen Vermögensverhältniſſen die größte Unordnung; Erben aber gibt es mehr als genug, Erben, denen um die aus Barmherzigkeit verſuchte Heilung erblicher Idioten in der Schweiz nicht das allermindeſte zu tun iſt. Der Idiot war zwar ein Idiot, wußte aber dennoch ſo klug zu ſein, daß er ſeinen Profeſſor geſchickt betrog und ſich jahrelang gratis von ihm behandeln ließ, indem er ihm den Tod P.'s verſchwieg. Aber auch der Profeſſor war nicht auf den Kopf gefallen: der völlige Geldmangel erſchien ihm ſchließlich doch etwas bedenklich, und da der zunehmende Appetit ſeines fünfundzwanzigjährigen faulenzenden Zöglings die Sache für ihn noch bedenklicher machte, ſo entſchloß er ſich, ſeinen Patienten abzuſchütteln, ſchenkte ihm ſeine alten Stiefeletten, desgleichen ſeinen alten Kapuzenmantel und expedierte ihn nach Rußland, indem er auch noch die Reiſe dritter Klaſſe aus ſeiner Taſche bezahlte. Nun ſollte man meinen, Fortuna habe dem Jüngling fortan nur noch ihre Rückſeite gezeigt, doch nein, – mitnichten! Sie, die ganze Gouvernements Hungers ſterben läßt, ſchüttet plötzlich das Füllhorn ihrer Gaben über dem Haupte des ariſtokratiſchen Idioten aus, gleich der ‚Wolke' in Kryloffs berühmter Fabel, die über das dürre Feld zieht, ohne einen Tropfen Waſſers zu ſpenden, und über dem Ozean einen ganzen Gewitterregen nieder-

gehen läßt. Alſo geſchah es auch hier: faſt an demſelben Tage, an dem der junge Mann in Petersburg eintrifft, ſtirbt in Moskau ein Verwandter ſeiner Mutter (die natürlich nur aus dem Kaufmannsſtande ſtammte), ein alter, kinderloſer, griesgrämiger Altgläubiger mit einem langen Bart, und hinterläßt ein Kapital von mehreren Millionen, und dieſes ganze unanfechtbare, bare Geld (wenn wir es doch hätten, Sie, mein Leſer, und ich!) – alles das fällt unſerem Baron, der fürwahr mehr Glück als Verſtand hat, ohne die geringſten Scherereien in den Schoß! Da zog natürlich alle Welt ſogleich ganz andere Saiten auf: unſer Baron in den alten Stiefeletten, der übrigens ſchon einer berühmten Schönheit und Mätreſſe den Hof zu machen begonnen hatte, war in kürzeſter Friſt von einer Schar von Freunden umgeben, es fanden ſich ſogar Verwandte ein, vor allem aber ganze Schwärme hochwohlgeborener junger Mädchen, die nur noch danach ſchmachteten, von ihm zum Altare geführt zu werden; denn ſo einer iſt doch das Ideal eines Gatten: Ariſtokrat, Millionär und Idiot – was will man mehr? – alle Vorzüge in einer Perſon! Einen ſolchen Mann kann man ja nicht einmal mit der Laterne finden, und ſelbſt auf Beſtellung könnte einem keiner einen zweiten ſolchen liefern! ...«

»Das ... das iſt aber doch empörend!« rief Iwan Fjodorowitſch in höchſter Entrüſtung aus.

»Hören Sie auf, Koljá!« rief ihm der Fürſt beſchwörend zu.

Von allen Seiten wurden Ausrufe laut.

»Weiterleſen! Unbedingt weiterleſen!« befahl Liſaweta Prokofjewna kurz und bündig. Man ſah es ihr an, daß ſie nur noch mit Mühe an ſich hielt. »Fürſt!« wandte ſie ſich an dieſen, »wenn du ihn nicht weiterleſen läßt – ſind wir Feinde!«

Es war nichts zu machen. Erregt, mit rotem Kopf und

mit einer Stimme, die vor Aufregung vibrierte, las Koljá weiter vor.

»Doch während unſer neugebackener Millionär ſozuſagen im Überfluſſe ſchwelgte, geſchah von anderer Seite etwas ganz Unvorhergeſehenes. Eines ſchönen Morgens erſcheint bei ihm ein Herr mit einem ruhigen, ſtrengen Geſichte, beſcheiden, doch anſtändig gekleidet, mit höflicher, würdiger und rechtſchaffener Redeweiſe, ſeiner Geſinnung nach offenbar zur fortſchrittlichen Richtung gehörend, und erklärte ihm in zwei Worten den Grund ſeines Erſcheinens: er iſt ein bekannter Advokat, der von einem jungen Mann einen gewiſſen Auftrag erhalten hat; in deſſen Namen iſt er nun erſchienen. Dieſer junge Mann iſt nichts mehr und nichts weniger als der natürliche Sohn des verſtorbenen Herrn P., wenn er auch einen anderen Namen trägt. Der alte Lüſtling P. hatte ein ehrſames, armes Mädchen von ſeinem Gutsgeſinde, das jedoch europäiſch erzogen war, auf Grund ſeiner Gutsherrnrechte verführt und dann, als ſich die unausbleiblichen Folgen ſeines Leichtſinns bemerkbar machten, ſchnell mit einem Manne verheiratet, der ſelbſt ſeinen Unterhalt verdiente und ſogar im Staatsdienſt ſtand, und der dieſes Mädchen ſeit langem liebte. Anfangs half er hin und wieder den Neuvermählten; doch bald wurde ſeine Hilfe von dem edelgeſinnten Gatten der jungen Frau zurückgewieſen, und mit der Zeit vergaß Herr P. nicht nur die beiden Eheleute, ſondern auch den Sohn, den ſein ehemaliges Gutsmädchen bald nach ihrer Verheiratung geboren hatte. Und dann kam ein Tag, an dem Herr P., wie geſagt, ganz plötzlich ſtarb, ohne ein Teſtament gemacht zu haben. Inzwiſchen war der Sohn, den der edeldenkende Gatte ſeiner Mutter wie ſeinen leiblichen Sohn erzogen hatte, herangewachſen. Als dieſer darauf auch ſeinen

Pflegevater, deſſen bürgerlichen Namen er trug, durch einen plötzlichen Tod verlor, blieb er mit ſeiner kränkelnden, halbgelähmten Mutter in einer fernen Provinz zurück und ſah ſich nur auf ſeine eigene Kraft angewieſen. In der Hauptſtadt verdiente er ſich Geld durch tägliche anſtändige Arbeit – er gab in Kaufmannsfamilien Privatſtunden – und erhielt ſich auf die Weiſe zuerſt als Gymnaſiaſt, dann als Hörer der für ihn förderlichen Univerſitätsvorleſungen, da er als ſtrebſamer, junger Mann ein höheres Ziel im Auge hatte. Doch wie weit kommt man mit Privatunterricht, wenn der ruſſiſche Kaufmann nur zehn Kopeken für die Stunde zahlt und wenn man außer ſich ſelbſt auch noch eine kranke Mutter ernähren muß? Deshalb bedeutete ſchließlich auch der Tod ſeiner Mutter keine beſondere Entlaſtung für ihn. Jetzt iſt die Frage: Was hätte unſer Adelsſproß in dieſem Falle gerechterweiſe tun ſollen? Sie, meine verehrten Leſer, werden natürlich der Meinung ſein, daß er folgendes bei ſich gedacht habe: 'Ich habe mein ganzes Leben lang von P. alle Wohltaten erfahren; für meine Erziehung, meine Gouvernanten und meine Heilung von der Idiotie in der Schweiz hat er Zehntauſende ausgegeben. Jetzt beſitze ich Millionen, der natürliche Sohn P.'s jedoch muß bei ſeinem edlen Charakter durch Erteilen von Privatſtunden kümmerlich ſein Leben friſten und unſchuldig für die Sünden ſeines leichtſinnigen, vergeßlichen Vaters büßen. Alles, was P. für mich ausgegeben hat, hätte er von Rechts wegen für ihn, ſeinen Sohn, ausgeben müſſen. Auf dieſe rieſigen, für mich ausgegebenen Summen hatte ich ja gar kein Anrecht, das war ein Irrtum der blinden Fortuna; ſie kamen ſeinem Sohne zu. Wenn ich wirklich dankbar, zartfühlend und gerecht ſein will, ſo muß ich jetzt ſeinem Sohne die Hälfte meiner gegenwärtigen Millionen

geben. Da ich aber vor allen Dingen ein berechnender Menſch bin und nur zu gut begreife, daß er gerichtlich nichts von mir verlangen kann, ſo werde ich ihm die Hälfte meiner Millionen nicht geben. Aber gar nichts zu geben, wäre doch zu gemein (der Edelmann vergaß, ſich zu ſagen, daß es auch nicht klug wäre), alſo muß ich ihm jetzt zum mindeſten jene Zehntauſende zurückerſtatten, die ſein Vater für meine Heilung von der Idiotie verausgabt hat. Damit tue ich nach meinem Gewiſſen und der Gerechtigkeit nur meine Pflicht und Schuldigkeit. Denn was wäre ſchließlich aus mir geworden, wenn ſich P. nicht meiner, ſondern ſeines natürlichen Sohnes angenommen hätte?'

»Doch nein, meine verehrten Leſer! Unſere Adelsſprößlinge pflegen anders zu denken! Wie beredt auch der Advokat, der einzig aus Freundſchaft und faſt gegen den Willen des Jünglings, faſt gewaltſam die Sache übernommen hatte, dem gegenwärtigen Millionär und ehemaligen Idioten die Pflicht der Ehre und Gerechtigkeit und ſogar den Vorteil der Klugheit vorhielt, der in der Schweiz geſchulte Idiot blieb unerbittlich. Und was tat er ſtatt deſſen? Ja, was er tat, das iſt und bleibt unverzeihlich, das läßt ſich ſchon mit keiner intereſſanten Krankheit mehr entſchuldigen: dieſer Millionär, der kaum aus den Stiefeletten ſeines Profeſſors heraus war, begriff nicht einmal, daß der edeldenkende Sohn ſeines Wohltäters, der ſich mit Privatunterricht abquälte, nicht um eine gnädige Unterſtützung bat, ſondern nur um das, was ihm von Rechts wegen zukomint, und nicht einmal ſelbſt bat, ſondern daß nur von ſeinen Freunden für ihn gebeten wurde. In aufgeblaſenem Hochmut und berauſcht von der Macht ſeiner Millionen, die ihm jetzt erlauben, ungeſtraft die Machtloſen unter die Füße zu treten, zieht unſer Adelsſproß einen Fünfzigrubel-

ſchein aus ſeinem Portemonnaie und ſchickt ihn frech als Almoſen dem edlen jungen Manne zu. Sie wollen es nicht glauben, meine verehrten Leſer? Sie ſind empört, beleidigt, Sie ſchreien auf vor Entrüſtung – und dennoch: er hat es getan! Selbſtverſtändlich iſt ihm das Geld ſogleich zurückgeſandt, ſozuſagen ins Geſicht geworfen worden. Doch welch eine Löſung iſt wohl jetzt, wie die Verhältniſſe liegen, zu erwarten! Juridiſch iſt ihm nicht beizukommen, nach dem geſchriebenen Geſetz kann man ihm nichts anhaben; es bleibt alſo nichts anderes übrig, als die Sache der Öffentlichkeit zu übergeben. So unterbreiten wir ſie denn dem Urteil des Publikums, indem wir uns zum Schluß noch für die Richtigkeit des Geſchriebenen verbürgen. Wie wir hören, hat einer unſerer bekannteſten Humoriſten, dem dieſer Fall gleichfalls zu Ohren gekommen iſt, ein köſtliches Epigramm darauf verfaßt, das durchaus verdient, nicht nur in einem Provinzblatt, ſondern ſelbſt in Reſidenzblättern als Sittenſchilderung veröffentlicht zu werden, weshalb wir es denn hier auch noch anführen wollen:

»In einem Mantel von Schneider*
Spielte Lew** fünf Jahre lang,
Doch zum Studieren er leider
Nie ſpürte einen Drang.

Da plötzlich erbt' er Millionen,
Das ließ ſich nun nicht verhehlen,
Aber 'nen armen Studenten
Konnte er dennoch beſtehlen!«

Als Koljá zu Ende geleſen hatte, gab er das Blatt ſchnell dem Fürſten, ſtürzte, ohne ein Wort zu ſagen, in den nächſten Winkel, drückte ſich ganz in ihn hinein und verbarg das Geſicht in den Händen. Er ſchämte ſich unerträglich, und ſein

* So heißt der Schweizer Profeſſor, der von Idiotie heilen zu können glaubt.

** Nennen wir ſo unſern Adelsſproß!

kindliches Empfinden, das noch nicht Zeit gehabt hatte, ſich an Schmutz zu gewöhnen, war über alles Maß hinaus empört. Es war ihm, als ſei etwas Unerhörtes geſchehen, etwas, das alles Bisherige mit einem Schlage zerſtört hatte, und als ſei er ſelbſt womöglich mit daran ſchuld, ſchon allein dadurch, daß er dieſes laut vorgeleſen hatte.

Aber auch die anderen ſchienen faſt alle Ähnliches zu empfinden.

Den jungen Mädchen war die Situation mehr als peinlich und ſie ſchämten ſich. Die Generalin bezwang mit aller Gewalt ihren heftigſten Zorn und bereute vielleicht bitter, daß ſie ſich in dieſe Angelegenheit überhaupt eingemiſcht hatte; jetzt ſchwieg ſie. Mit dem Fürſten aber geſchah das, was in ſolchen Fällen mit zartfühlenden Menſchen oft geſchieht: er ſchämte ſich dermaßen für andere, für dieſe ſeine neuen Gäſte, daß er ſie zunächſt nicht einmal anzuſehen wagte. Ptizyn, Warjá, Ganjá und ſogar Lebedeff machten alle verlegene Geſichter. Doch am ſonderbarſten war wohl, daß auch Hippolyt und Burdowskij, der »Sohn Pawliſchtſcheffs«, gleichfalls etwas verwundert ausſahen; und ſelbſt der Neffe Lebedeffs ſchien mit irgendetwas unzufrieden zu ſein. Nur der »Boxer« ſaß wichtig und ruhig auf ſeinem Stuhl und drehte ſeinen Schnurrbart, den Blick ein wenig geſenkt – jedoch nicht etwa aus Verlegenheit geſenkt, ſondern im Gegenteil gleichſam aus edler Beſcheidenheit infolge gar zu offenkundigen Triumphgefühls. Jedenfalls war zu erſehen, daß der Artikel ihm ſehr gefiel.

»Der Teufel weiß, was das ſein ſoll!« brummte Iwan Fjodorowitſch halblaut, »das iſt ja, wie wenn fünfzig Lakaien ſich zuſammengetan und dann auch glücklich die größte Gemeinheit zuſtande gebracht hätten!«

»Erla–auben Sie, mein Herr, wie dürfen Sie uns mit ſolchen Vermutungen beleidigen?« empörte ſich, am ganzen Körper zitternd, Hippolyt.

»Das, das, das iſt für einen Mann von Ehre ... das werden Sie doch ſelbſt zugeben, Exzellenz, daß für einen, einen Mann von Ehre ſo etwas doch ſchon beleidigend iſt!« brummte diesmal etwas lauter der Boxer, der ſich gleichfalls aus irgendeinem Grunde verletzt zu fühlen ſchien, und mit gekränkter Miene zwirbelte er ſeine Schnurrbartſpitzen, während er dazu bald mit dieſer, bald mit jener Schulter zuckte.

»Ich bin für Sie nicht ‚mein Herr‘, und im übrigen habe ich nicht die Abſicht, Ihnen irgendwelche Erklärungen zu geben!« antwortete ſcharf in heller Wut Iwan Fjodorowitſch. Er erhob ſich und ging ohne ein weiteres Wort zum Ausgang der Veranda, wo er auf der oberſten Stufe, den Rücken der Geſellſchaft zugekehrt, ſtehenblieb, – in größter Empörung über Liſaweta Prokofjewna, die auch jetzt noch nicht daran dachte, ſich von ihrem Platz zu erheben.

»Meine Herren, ich bitte Sie, meine Herren, laſſen Sie uns doch ſo ſprechen, daß wir einander verſtehen!« rief der Fürſt, in deſſen Geſicht ſich ſeine ganze Qual und Erregung widerſpiegelte: »Über den Artikel, meine Herren, wollen wir weiter nicht reden. Nur iſt doch alles unwahr, was dort geſchrieben ſteht; ich ſage das nur, weil Sie das doch ſelbſt wiſſen; man muß ſich ja ſchämen. Es würde mich daher nur ſehr wundern, wenn das jemand von Ihnen verfaßt haben ſollte.«

»Ich habe von dieſem ganzen Artikel bis jetzt nichts gewußt«, erklärte Hippolyt. »Ich billige ihn nicht.«

»Ich habe zwar gewußt, daß er geſchrieben war, aber ... von einer Veröffentlichung hätte ich entſchieden abgeraten;

denn dazu iſt es noch zu früh«, ſagte Lebedeffs Neffe, Doktorenko.

»Ich habe gewußt, aber ich habe das Recht ... ich ...« ſtotterte der »Sohn Pawliſchtſcheffs«.

»Was! Sie haben das ſelbſt geſchrieben?« fragte der Fürſt faſt erſchrocken, und erſtaunt blickte er Burdowskij an. »Das iſt doch nicht möglich!«

»Man könnte Ihnen übrigens das Recht zu ſolchen Fragen auch abſprechen«, trat Doktorenko für ſeinen Freund ein.

»Ich wunderte mich ja nur, daß Herr Burdowskij ſo etwas zuſtandegebracht hat ... aber ... wenn Sie die Sache bereits an die Öffentlichkeit gebracht haben, weshalb waren Sie dann vorhin ſo beleidigt, als ich in Gegenwart meiner Freunde davon zu ſprechen begann?«

»Endlich!« ſtieß Liſaweta Prokofjewna in ihrem Ärger halblaut hervor.

»Und dabei geruhen Sie noch, Fürſt, mit Stillſchweigen darüber hinwegzugehen,« warf Lebedeff ein, der fieberhaft belebt hinter den Stühlen der anderen hervorſchlüpfte und ſich nicht mehr bezwingen konnte, »jawohl, darüber hinwegzugehen, daß es einzig und allein Ihr guter und freier Wille und die unvergleichliche Güte Ihres Herzens war, dieſe Herren zu empfangen und anzuhören, und ſie infolgedeſſen überhaupt kein Recht haben, von Ihnen eine Unterredung zu verlangen, um ſo weniger, als Sie, durchlauchtigſter Fürſt, bereits Gawrila Ardalionytſch mit der Führung dieſer Sache betraut haben. Jetzt aber, durchlauchtigſter Fürſt, wo Sie ſich im Kreiſe Ihrer erleſenen Freunde befinden, können Sie doch nicht wegen ſolcher paar Herren Ihre hochverehrten Gäſte zurückſetzen, und deshalb wird es Ihnen niemand verargen dürfen, wenn Sie jetzt den Wunſch ausſprechen, dieſe Her-

ren die Stufen hinunterbefördert zu ſehen, was ich in meiner Eigenſchaft als Hausbeſitzer ſogar mit ganz beſonderem Vergnügen ...«

»Das einzig Richtige!« dröhnte plötzlich aus dem Hintergrunde General Iwolgins Stimme.

»Genug, Lebedeff, hören Sie auf ...« wollte der Fürſt beginnen, doch ein ganzer Sturm von Ausrufen verſchlang ſeine Worte.

»Nein, entſchuldigen Sie, Fürſt, entſchuldigen Sie, jetzt iſt's mit einem ‚hören Sie auf' nicht abgetan!« überſchrie Lebedeffs Neffe alle anderen. »Vor allem tut jetzt not, daß man die Sache klar und deutlich hinſtellt; denn offenbar wird ſie hier überhaupt nicht verſtanden. Wie ich ſehe, will man uns mit juriſtiſchen Winkelzügen einſchüchtern und auf Grund dieſer möglichen Winkelzüge droht man uns ſogar, uns hinauszuwerfen! Aber halten Sie uns denn, Fürſt, wirklich für zu dumm, um ſelber zu begreifen, daß wir, wenn wir juriſtiſch gegen Sie vorgehen wollten, keinen Rubel von Ihnen zu verlangen das Recht hätten! Wir verſtehen nur zu gut, daß es hier, wenn von juriſtiſchem Recht keine Rede ſein kann, ein um ſo größeres menſchliches, natürliches Recht gibt, ein Recht der geſunden Vernunft und der Stimme des Gewiſſens, und wenn dieſes Recht auch nicht in alten vermoderten Kodexen ſteht, ſo iſt doch ein anſtändiger und ehrlicher Menſch, das heißt ſo viel wie ein Menſch mit geſunder Vernunft, dennoch verpflichtet, auch in ſolchen Fällen, die in keinem Kodex vorgeſehen ſind, ein ehrenhafter und anſtändiger Menſch zu ſein und dementſprechend zu handeln. Deshalb ſind wir auch hergekommen, ohne zu fürchten, daß man uns (wie Sie ſoeben gedroht haben) hinauswerfen wird, bloß weil wir nicht bitten, ſondern fordern, und weil unſer

Beſuch zu ſo ſpäter Stunde unhöflich ſei (obſchon wir längſt nicht ſo ſpät gekommen ſind, ſondern Sie ſelbſt uns ſo lange in Ihrer Dienerſtube haben warten laſſen). Eben deshalb, wie geſagt, ſind wir ohne Furcht zu Ihnen gekommen, weil wir Sie für einen Menſchen mit geſunder Vernunft hielten, das heißt ſoviel wie für einen Mann von Ehre und Gewiſſen. Ja, es iſt wahr, wir ſind nicht de- und wehmütig, nicht wie Schmarotzer und Bittſteller hier eingetreten, ſondern erhobenen Hauptes, als freie Menſchen, die wir ſind, und durchaus nicht mit untertänigen Bitten, ſondern mit einer freien und ſtolzen Forderung (hören Sie: Forderung und nicht Bitte, merken Sie ſich das!). Wir ſtellen ohne alle Winkelzüge frei und offen die Frage an Sie: Glauben Sie in der Angelegenheit Burdowskij im Recht oder im Unrecht zu ſein? Geben Sie es zu oder geben Sie es nicht zu, daß Pawliſchtſcheff Ihr Wohltäter geweſen iſt und Sie vielleicht ſogar vom Tode errettet hat? Wenn Sie das zugeben (und das können Sie doch nicht leugnen), ſo fragen wir Sie, ob Sie die Abſicht haben, oder ob Sie es vor Ihrem Gewiſſen für gerecht halten, nachdem Sie Millionen geerbt haben, nun von ſich aus dem darbenden, natürlichen Sohne Ihres Wohltäters das zurückzuzahlen, was Sie von ſeinem Vater ungerechterweiſe geſchenkt erhalten haben? Ja oder nein? Wenn ja, das heißt mit anderen Worten: wenn Sie auch nur einen Funken von dem in ſich haben, was Sie in Ihrer Sprache Ehre und Gewiſſen nennen, und was wir treffender mit geſunder Vernunft bezeichnen, ſo befriedigen Sie uns, und die Sache iſt erledigt. Aber befriedigen Sie uns, ohne dabei auf Bitten und Dankbarkeit unſererſeits zu rechnen, erwarten Sie die nicht von uns; denn Sie tun es ja doch nicht für uns, ſondern um der Gerechtigkeit willen. Wollen Sie uns jedoch nicht befrie-

digen, das heißt: wenn Sie auf unſere Frage mit einem Nein antworten, ſo werden wir uns ſofort zurückziehen, und die Sache iſt gleichfalls abgetan; nur werden Sie uns dann wohl geſtatten, daß wir in Gegenwart all Ihrer Freunde und Zeugen Ihnen ins Geſicht ſagen, daß Sie ein Menſch von plumpem Verſtande ſind und geiſtig auf einer ſehr niedrigen Entwicklungsſtufe ſtehen, und daß Sie hinfort nicht mehr das Recht haben, ſich einen Mann von Ehre und Gewiſſen zu nennen, da Sie ſich dieſes Recht denn doch gar zu billig kaufen wollen. Ich habe geendet. Die Frage iſt nun geſtellt! Laſſen Sie uns doch jetzt hinauswerfen, wenn Sie es wagen. Sie haben ja die Macht dazu. Aber vergeſſen Sie nicht, daß wir dennoch fordern und nicht bitten. Fordern und nicht bitten!« ...

Lebedeffs Neffe, der ſich in Eifer geredet hatte, hielt inne.

»Ja, fordern, fordern, fordern, und nicht bitten! . . .« ſtotterte Burdowskij und wurde rot wie ein Krebs.

Nach dieſer Rede von Lebedeffs Neffen ging eine gewiſſe allgemeine Bewegung durch die Geſellſchaft; ſogar ein Gemurr wurde laut, obſchon es alle ſichtlich vermieden, ſich in die Sache einzumiſchen, außer Lebedeff, der wie im Fieber war. Seltſam: obſchon Lebedeff offenbar zum Fürſten hielt, empfand er jetzt doch ſo etwas wie Familienſtolz nach der Rede ſeines Neffen und überſchaute mit der Miene befriedigten Stolzes das ganze Publikum.

»Meiner Anſicht nach«, begann der Fürſt ziemlich leiſe, »meiner Anſicht nach haben Sie, Herr Doktorenko, in dem, was Sie ſoeben geſagt haben, zum Teil recht, ſogar zum weit größeren Teil, und ich wäre mit Ihnen vollkommen einverſtanden, wenn Sie in Ihrer Rede nicht etwas ganz aus dem Auge gelaſſen hätten. Was Sie da überſehen haben, vermag

ich nicht genau anzugeben, aber es fehlt da etwas, und deshalb ſind Ihre Worte doch nicht ganz gerecht. Aber kommen wir lieber zur Sache, meine Herren. Sagen Sie, weshalb haben Sie dieſen Artikel veröffentlicht? Jedes Wort iſt ja hier eine Verleumdung, ſo daß Sie meiner Anſicht nach eine Gemeinheit begangen haben, meine Herren.«

»Erlauben Sie! ...«

»Mein Herr! ...«

»Das ... das ... das ...« hörte man gleichzeitig von den aufgeregten Gäſten.

»Was dieſen Artikel betrifft,« griff Hippolyt mit ſeiner heiſeren Stimme auf, »was dieſen Artikel betrifft, ſo habe ich Ihnen bereits geſagt, daß ſowohl ich wie auch die anderen ihn nicht billigen. Geſchrieben aber hat ihn dieſer hier.« (Er wies auf den neben ihm ſitzenden Boxer.) »Ich gebe zu, daß er ihn unanſtändig und in einem Stil geſchrieben hat, der allen verabſchiedeten Leutnants ſeines Schlages eigen iſt. Er iſt ein dummer Menſch und obendrein denkt er nur an Gelderwerb, das gebe ich zu – ich ſage es ihm ja jeden Tag ins Geſicht; aber zur Hälfte iſt er doch in ſeinem Recht: Die Öffentlichkeit iſt das geſetzliche Recht eines jeden, alſo folglich hat es auch Burdowskij. Seine Albernheiten aber mag er ſelbſt verantworten. Und was das betrifft, daß ich vorhin im Namen aller gegen die Anweſenheit Ihrer Freunde proteſtierte, ſo erkläre ich jetzt, daß ich einzig deshalb proteſtiert habe, um unſer Recht zu wahren, im Grunde aber ſind uns Zeugen ſogar erwünſcht, und darin ſind wir bereits früher, noch bevor wir hier eintraten, übereingekommen. Alſo gleichviel, wer die Zeugen ſind, mögen es ſelbſt Ihre Freunde ſein, denn ſie werden doch nicht umhin können, einzuſehen, daß Burdowskij vollkommen in ſeinem Recht iſt (denn ſein Recht

iſt ja mathematiſch klar!). Alſo iſt es um ſo beſſer, wenn dieſe Zeugen Ihre Freunde ſind: um ſo ſichtbarer wird die Wahrheit ſich durchſetzen.«

»Das iſt wahr, wir waren übereingekommen, daß ...« wollte Lebedeffs Neffe Hippolyts Mitteilung beſtätigen.

»Aber weshalb erhoben Sie dann vorhin ſogleich bei den erſten Worten ein ſolches Geſchrei, wenn Ihnen Zeugen ſogar erwünſcht waren?« fragte der Fürſt verwundert.

»In betreff des Artikels, Fürſt«, bemerkte eilig der Boxer, der furchtbar gern auch zu Wort kommen wollte, und der ſich nun, als ihm das endlich gelang, in angenehmer Erregung befand (man kann wohl ſagen, daß die Anweſenheit von Damen ſichtlich und ſtark auf ihn wirkte), »in betreff des Artikels muß ich allerdings geſtehen, daß ich der Verfaſſer bin, obſchon mein kranker Freund, dem ich um ſeiner Krankheit willen vieles zu verzeihen gewöhnt bin, ſich ſoeben ſehr abſprechend über dieſen meinen Artikel geäußert hat. Ich habe ihn aber in dem Blatt eines meiner beſten Freunde gewiſſermaßen nur als eingeſandten Brief veröffentlichen laſſen. Nur die Verſe zum Schluß ſind nicht von mir, ſondern von einem bekannten Humoriſten. Vorgeleſen habe ich den Artikel nur meinem Freunde Burdowskij, aber auch ihm nicht alles; ich erhielt aber von ihm ſogleich die Erlaubnis, meinen Artikel zu veröffentlichen, was ich ſchließlich auch ohne ſeine Erlaubnis hätte tun können, das werden Sie doch zugeben. Die Öffentlichkeit iſt ein allgemeines, edles und wohltuendes Recht. Ich hoffe, auch Sie, Fürſt, ſind ſo weit fortſchrittlich geſinnt, daß Sie das nicht in Abrede ſtellen werden ...«

»Gewiß ſtelle ich das nicht in Abrede, aber Sie ſehen doch wohl ſelbſt ein, daß Ihr Artikel ...«

»Etwas ſcharf iſt, wollen Sie vielleicht ſagen? Aber hier handelt es ſich doch, das müſſen Sie nicht vergeſſen, um das Gemeinwohl, und dann – wie hätte man eine ſolche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen laſſen können? Um ſo ſchlimmer iſt es für die Schuldigen, aber das Wohl der Allgemeinheit geht ſtets voran. Und was die paar Ungenauigkeiten betrifft oder ſozuſagen die Hyperbeln, ſo ſind doch dieſe nicht von Belang, die Hauptſache bleibt doch, nicht wahr, die Initiative, der Zweck und die Abſicht ſozuſagen. Wichtig iſt das erzieheriſche Beiſpiel, der beſondere Einzelfall kommt doch erſt hinterher in Betracht. Und dann iſt's doch auch eine Stilfrage, es iſt ja förmlich eine humoriſtiſche Aufgabe, und dann, nicht wahr, alle ſchreiben doch jetzt ſo! Ha–ha!«

»Aber das iſt doch ein ganz falſcher Weg! Ich verſichere Ihnen, meine Herren!« rief der Fürſt, »Sie haben den Artikel in dem Glauben geſchrieben, daß ich unter keiner Bedingung einwilligen würde, Herrn Burdowskijs Anſprüche zu befriedigen, und ſo haben Sie mich auf dieſe Weiſe ſchrecken und ſich an mir irgendwie rächen wollen. Woher aber wiſſen Sie, was ich zu tun gedenke und bei mir beſchloſſen habe? Ich ſage Ihnen jetzt offen in Gegenwart aller, daß ich ſeine Anſprüche bedingungslos befriedigen werde...«

»Ah, das iſt doch endlich ein kluges und edles Wort eines klugen und edlen Menſchen!« erklärte der Boxer.

»Großer Gott!« ſtieß Liſaweta Prokofjewna hervor.

»Das iſt ja unerträglich!« brummte der General.

»Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie, ich will Ihnen die Sache auseinanderſetzen«, bat der Fürſt. »Vor etwa fünf Wochen erſchien bei mir in S. ein gewiſſer Herr

Tſchebaroff, Ihr Bevollmächtigter, Herr Burdowskij. Sie haben ihn aber doch etwas gar zu ſchmeichelhaft geſchildert, Herr Keller, das muß ich ſchon ſagen!« wandte ſich der Fürſt plötzlich unwillkürlich lachend an den Boxer. »Mir gefiel dieſer Herr ganz und gar nicht. Ich begriff nur ſogleich, daß die ganze Geſchichte von dieſem Tſchebaroff ausging, und vielleicht war er es, der Sie, Herr Burdowskij, überhaupt darauf gebracht hat, dieſen Anſpruch zu erheben, indem er wohl geſchickt Ihre Unwiſſenheit und Vertrauensſeligkeit auszunutzen verſtand, wenn ich offen ſein ſoll.«

»Sie haben kein Recht dazu ... ich ... ich bin nicht unwiſſend ... das ...« ſtotterte Burdowskij ſehr erregt.

»Mit welchem Recht erlauben Sie ſich ſolche Vermutungen zu äußern!« ſagte in zurechtweiſendem Tone Lebedeffs Neffe.

»Das iſt im höchſten Grade beleidigend!« kreiſchte Hippolyt. »Das iſt eine beleidigende, unwahre Vermutung, die zudem gar nicht zur Sache gehört.«

»Verzeihung, Verzeihung, meine Herren«, beeilte ſich der Fürſt einzulenken, »verzeihen Sie mir, bitte. Ich ſagte es ja nur, weil ich glaubte, wir täten beſſer, vollkommen offen miteinander zu reden. Doch wie Sie wollen. Ich ſagte Herrn Tſchebaroff, ich würde, da ich nicht ſelbſt nach Petersburg fahren konnte, meinen Freund ſogleich mit der Unterſuchung der Angelegenheit betrauen und Sie, Herr Burdowskij, unverzüglich davon in Kenntnis ſetzen. Ich ſage Ihnen offen, meine Herren, daß mir dieſes ganze Anſinnen als eine große Spitzbüberei erſchien, und zwar gerade deshalb, weil dieſer Tſchebaroff die Sache vertrat ... Oh, um Gottes willen, ſeien Sie doch nicht wieder beleidigt! Ich bitte Sie, meine Herren!« unterbrach ſich der Fürſt ſchnell, als er in Bur-

dowskijs Miene ſchon wieder die Unruhe des Gekränkten und in denen der Freunde Proteſt und Empörung bemerkte. »Das kann Sie doch unmöglich kränken, wenn ich ſage, daß ich die Sache für eine Spitzbüberei, für einen ſchändlichen Betrug gehalten habe, denn ich kannte doch damals noch keinen einzigen von Ihnen, nicht einmal Ihre Namen waren mir bekannt! Ich konnte doch nur nach dem Eindruck urteilen, den Tſchebaroff auf mich machte ... und ich ſage es überhaupt, weil ... wenn Sie wüßten, wie ich betrogen worden bin, ſeit ich die Erbſchaft erhalten habe!«

»Sie ſind unglaublich naiv, Fürſt«, meinte Lebedeffs Neffe ſpöttiſch.

»Und dabei ein Fürſt und Millionär! Aber ungeachtet Ihres vielleicht wirklich guten und einfältigen Herzens, können Sie ſich immerhin nicht dem allgemeinen Geſetz entziehen«, erklärte Hippolyt.

»Möglich, ſehr möglich, meine Herren«, beeilte ſich wieder der Fürſt zu erwidern, »das heißt, wenn ich auch nicht verſtehe, von welch einem allgemeinen Geſetz Sie reden; aber ich fahre fort. Nur bitte ich Sie, ſich nicht ſogleich gekränkt zu fühlen; ich verſichere Ihnen, mir liegt nichts ſo fern wie die Abſicht, Sie irgendwie zu kränken. Aber wie kommt das doch, wirklich, meine Herren: man kann ja kaum zwei Worte offen zu Ihnen reden, da fühlen Sie ſich ſchon gekränkt! ... Vor allem überraſchte es mich ungeheuer, daß ein natürlicher Sohn von Pawliſchtſcheff lebte, und dazu noch in ſolchen Verhältniſſen, wie ſie Tſchebaroff mir ſchilderte. Pawliſchtſcheff war mein Wohltäter und der Freund meines Vaters. (Ach, weshalb haben Sie in Ihrem Artikel ſo ſchändliche Unwahrheiten über meinen Vater geſchrieben, Herr Keller? Daß er die Kompagniegelder verſpielt oder einen Unter-

gebenen habe prügeln laſſen – das iſt doch alles nicht wahr, davon bin ich ja feſt überzeugt! Wie hat Ihre Hand nur eine ſolche Verleumdung ſchreiben können?) Aber das, was Sie über Pawliſchtſcheff geſchrieben haben, iſt einfach unverantwortlich! Sie nennen dieſen edelſten aller Menſchen ſo dreiſt und überzeugt einen leichtſinnigen alten Lüſtling, als ſagten Sie damit die unantaſtbarſte Wahrheit! Pawliſchtſcheff war ſicherlich einer der ſittenſtrengſten Männer, die es je gegeben hat! Er war ſogar ein ernſter Gelehrter und hat in ſeinem Leben viel Geld für wiſſenſchaftliche Zwecke ausgegeben. Was Sie aber über ſein Herz und ſeine guten Taten geſchrieben haben, oh, das iſt vollkommen zutreffend. Ich war damals wirklich faſt ein Idiot und konnte nicht alles verſtehen (aber Ruſſiſch ſprach ich doch und verſtand, was man zu mir ſagte), jetzt aber vermag ich das doch alles ganz klar zu beurteilen ...«

»Erlauben Sie«, krächzte Hippolyt, »wird das nicht gar zu gefühlvoll werden? Wir ſind keine Kinder. Sie wollten doch zur Sache kommen, die Uhr geht auf zehn, vergeſſen Sie das nicht.«

»Wie Sie wollen, meine Herren«, willigte der Fürſt ſogleich ein. »Nach dem erſten Mißtrauen ſagte ich mir, daß ich mich täuſchen und daß Pawliſchtſcheff vielleicht wirklich einen natürlichen Sohn haben könne. Mich wunderte nur ſehr, daß dieſer Sohn ſo leichtfertig, das heißt, Verzeihung, ich will ſagen: ſo öffentlich das Geheimnis ſeiner Herkunft aufdeckt und vor allem ſeine Mutter nicht ſchont. Denn Tſchebaroff drohte mir ſchon damals mit der Veröffentlichung ...«

»Was für eine Dummheit!« rief Lebedeffs Neffe ärgerlich aus.

»Sie haben nicht das Recht ... haben kein Recht!« rief Burdowskij.

»Der Sohn iſt für die liederliche Handlung des Vaters nicht verantwortlich, die Mutter aber trägt keine Schuld«, kreiſchte Hippolyt ſehr ereifert.

»Um ſo mehr hätte er ſie, denke ich, ſchonen ſollen ...« bemerkte der Fürſt faſt ſchüchtern.

»Sie ſind nicht nur furchtbar naiv, Fürſt, ſondern ſind noch etwas mehr«, meinte Lebedeffs Neffe mit boshaftem Lächeln.

»Und welches Recht hatten Sie ...« kreiſchte mit ganz unnatürlicher Stimme Hippolyt.

»Überhaupt keines, überhaupt keines!« kam ihm der Fürſt eilig zuvor. »Darin haben Sie recht, das gebe ich vollkommen zu. Es geſchah nur ganz unwillkürlich, und ich habe mir auch ſchon damals gleich geſagt, daß meine perſönlichen Gefühle mit der Sache ſelbſt nichts zu tun haben dürfen; denn wenn ich es einmal als meine Pflicht anſehe, auf Grund meiner Pawliſchtſcheff ſchuldigen Dankbarkeit, Herrn Burdowskijs Forderung zu befriedigen, ſo muß ich es in jedem Falle tun, d. h. gleichviel, ob ich Herrn Burdowskij perſönlich achte oder nicht. Ich bin jetzt, meine Herren, nur deshalb darauf zu ſprechen gekommen, weil es mir doch unnatürlich erſchien, daß ein Sohn das Geheimnis ſeiner Mutter der Öffentlichkeit preisgibt ... Mit einem Wort, gerade daraus glaubte ich zu erſehen, daß Tſchebaroff eine Kanaille ſein müſſe und er allein Herrn Burdowskij durch einen Betrug zu einem ſolchen Erpreſſungsverſuch bewogen haben könne.«

»Aber das iſt ja nicht mehr zum Aushalten!« ertönte es von ſeiten ſeiner Gäſte, von denen einige ſogar von ihren Plätzen aufſprangen.

»Meine Herren! Nur deshalb kam ich zu der Überzeugung, der unglückliche Herr Burdowskij müſſe ein treuherziger, ſchutzloſer Menſch ſein, der leicht das Opfer jedes geſchickten Spitzbuben werden kann! Folglich aber war es dann um ſo mehr meine Pflicht, ihm als ‚Sohn Pawliſchtſcheffs' zu helfen, und zwar, indem ich erſtens gegen Herrn Tſchebaroff auftrat, zweitens ihm, Herrn Burdowskij, als treuer Freund mit Rat und Tat behilflich ſein wollte, und drittens, indem ich ihm zehntauſend Rubel auszuzahlen beſchloß, alſo dieſelbe Summe, die Pawliſchtſcheff nach meiner Berechnung für mich ausgegeben haben kann ...«

»Was! Nur zehntauſend!« ſchrie Hippolyt.

»Nein, Fürſt, Sie ſind doch in der Arithmetik ſehr ſchwach! ... oder vielleicht gerade ſehr ſtark, wenn Sie ſich auch noch ſo harmlos ſtellen!« rief der Neffe Lebedeffs.

»Auf zehntauſend gehe ich nicht ein!« erklärte Burdowskij.

»Antip, gehe drauf ein!« flüſterte ihm ſchnell, aber doch vernehmbar der Boxer zu, indem er ſich über Hippolyts Stuhllehne zu Burdowskij beugte. »Geh drauf ein, ſpäter kann man ja dann immer noch ſehen!«

»Hören Sie mal, Herr Myſchkin«, kreiſchte Hippolyt, »begreifen Sie doch endlich, daß Sie nicht dumme Jungen vor ſich haben, wie hier alle Ihre Gäſte von uns zu glauben ſcheinen, und namentlich dieſe Damen, die jetzt ſo empört über uns ſind und ſo ſpöttiſch lächeln, und auch jener elegante Herr dort (er wies auf Jewgenij Pawlowitſch), den zu kennen ich freilich nicht die Ehre habe, doch von dem mir, wenn ich mich nicht täuſche, ſchon manches zu Ohren gekommen iſt ...«

»Erlauben Sie, erlauben Sie, meine Herren, Sie haben mich ja wieder nicht verſtanden!« wandte ſich der Fürſt

erregt wieder zu ihnen. »Sie, Herr Keller, haben in Ihrem Artikel mein Vermögen ſehr falſch taxiert: ich habe ja gar keine Millionen geerbt, ich beſitze vielleicht nur den achten oder zehnten Teil von dem, was Sie glauben. Und dann: Zehntauſende ſind für mich beſtimmt nicht verausgabt worden. Profeſſor Schneider erhielt nicht mehr als ſechshundert Rubel jährlich, und auch die hat er nur in den erſten drei Jahren erhalten. Hübſche Gouvernanten aber hat Pawliſchtſcheff niemals aus Paris mitgebracht, – das iſt wiederum eine Verleumdung. Ich bin überzeugt, daß Pawliſchtſcheff alles in allem bedeutend weniger als zehntauſend Rubel für mich ausgegeben hat, doch ich habe nun einmal die Summe nach oben abgerundet, und dabei bleibt es. Mehr aber als das, was ich empfangen habe, kann ich doch Herrn Burdowskij nicht gut anbieten, ſelbſt wenn ich ihn noch ſo lieb hätte, denn ſonſt würde ich doch ſein Zartgefühl verletzen; was von mir verlangt wird, iſt: eine Schuld zu bezahlen, nicht ein Almoſen zu geben! Ich begreife nicht, meine Herren, wie Sie das nicht verſtehen! Aber ich wollte das durch meine Freundſchaft ausgleichen, ich wollte ihm in jeder Beziehung behilflich ſein und ihm beiſtehen; denn er iſt doch offenbar betrogen worden! Anders iſt es ja gar nicht möglich, denn wie hätte er ſich ſonſt zu einer ſolchen ... ſolchen Gemeinheit verſtehen können, wie es zum Beiſpiel die Veröffentlichung jener Sätze in Herrn Kellers Artikel iſt, der Sätze über ſeine Mutter ... Aber weshalb geraten Sie denn ſchon wieder außer ſich, meine Herren? Man kann ja mit Ihnen keine zwei Worte in Ruhe reden! So werden wir uns ja bald überhaupt nicht mehr verſtehen! Und ich habe mich ja auch nicht getäuſcht in meinen Vorausſetzungen, davon habe ich mich jetzt mit eigenen Augen überzeugen können«, verſicherte der

Fürſt, bemüht, die aufgeregten Geiſter zu beruhigen, ohne dabei zu bemerken, daß er ſie nur noch mehr erregte.

»Was? Wovon haben Sie ſich überzeugt?« Sie drangen geradezu empört auf ihn ein.

»Aber ich bitte Sie, erſtens habe ich jetzt Herrn Burdowskij ſelbſt kennengelernt, ich ſehe doch, was er iſt ... Er iſt ein unſchuldiger Menſch, den alle betrügen! Ein ſchutzloſer Menſch, und deshalb muß ich ihn in Schutz nehmen. Und zweitens hat Gawrila Ardalionytſch, – von dem ich lange keine Nachrichten über den Stand der Dinge erhalten habe, da ich unterwegs war und dann hier in Petersburg drei Tage krank geweſen bin –, Gawrila Ardalionytſch hat mir erſt heute, vor etwa einer Stunde, mitgeteilt, als wir uns zum erſtenmal wiederſahen, daß er die Abſichten Tſchebaroffs nun ganz durchſchaue, und daß Tſchebaroff genau das ſei, wofür ich ihn gehalten habe. Ich weiß, meine Herren, daß mich viele für einen Idioten halten, und ſo hat auch Tſchebaroff, da ich in dem Ruf ſtehe, daß man mit Leichtigkeit von mir Geld erhalten könne, mich eben betrügen wollen, indem er ſchlau meine Gefühle für Pawliſchtſcheff auszunutzen gedachte. Aber die Hauptſache, – ſo hören Sie doch, meine Herren, laſſen Sie mich doch zu Ende ſprechen! –: wie ſich jetzt herausſtellt, iſt ja Herr Burdowskij gar nicht Pawliſchtſcheffs Sohn! Vor einer Stunde hat mir Gawrila Ardalionytſch mitgeteilt, daß er die ſicherſten Beweiſe dafür erlangt habe! Nun, in welch einem Licht erſcheint Ihnen jetzt die Sache? Das iſt ja faſt überhaupt nicht zu glauben, nach allem, was Sie bereits angeſtiftet haben! Und Sie hören: poſitive Beweiſe! Ich glaube es noch gar nicht recht, ich glaube es ſelbſt noch nicht, ich verſichere Ihnen! Ich zweifle auch jetzt noch, denn Gawrila Ardalionytſch hatte

heute keine Zeit, mir alles ausführlich zu erklären. Daß aber Tſchebaroff eine Kanaille iſt, daran zweifle ich keinen Augenblick mehr! Er allein iſt es, der den armen Herrn Burdowskij und auch Sie alle, meine Herren, die Sie Ihrem Freunde beiſtehen (da er des Beiſtandes offenbar bedarf, das begreife ich doch!) ja, der Sie alle in eine unſaubere Unternehmung verwickelt hat; denn das Ganze iſt doch im Grunde nichts als Betrug und Spitzbüberei!«

»Wieſo Spitzbüberei! ... Wieſo nicht Pawliſchtſcheffs Sohn? ... Wie iſt das möglich!?« ertönten die Ausrufe durcheinander. Burdowskijs ganze Schar befand ſich in unſäglicher Erregung und Verwirrung.

»Gewiß Spitzbüberei! Wie wollen Sie denn die Anſprüche Herrn Burdowskijs anders nennen, wenn er mit Pawliſchtſcheff überhaupt nicht verwandt iſt? Das heißt: ſelbſtverſtändlich hat er das nicht gewußt! Aber deshalb ſage ich ja immer wieder, daß er das Opfer eines Betruges iſt, und deshalb will ich ihn doch verteidigen! Deshalb ſage ich auch, daß man ihn bemitleiden muß, daß er in ſeiner Treuherzigkeit unbedingt des Beiſtandes bedarf, denn andernfalls würde er doch jetzt als Spitzbube daſtehen. Ich bin überzeugt, daß er nichts davon ahnt! Ich bin ja doch ſelbſt in einem ſolchen Zuſtande geweſen wie er, vor meiner Reiſe nach der Schweiz, ich ſtammelte gleichfalls unzuſammenhängende Worte, – man will ſich ausdrücken und kann es nicht ... Ich weiß, wie das iſt, ich kann es ihm nachfühlen; denn ich ſelbſt war ja faſt ebenſo, deshalb kann er es mir nicht übelnehmen, wenn ich es ſage. Aber ich werde dennoch – ganz abgeſehen davon, daß es einen ‚Sohn Pawliſchtſcheffs‘ nicht mehr gibt, und das Ganze ſich als Myſtifikation erweiſt – ich werde dennoch meinen Entſchluß nicht ändern, und ich bin trotzdem

bereit, Herrn Burdowskij zehntauſend Rubel anzuweiſen. Ich hatte zuvor die Abſicht, ſie für eine Schule zu verwenden, dem Andenken Pawliſchtſcheffs zu Ehren, aber ich kann ſie ja ebenſogut Herrn Burdowskij zuſprechen; denn wenn er auch nicht tatſächlich Pawliſchtſcheffs Sohn iſt, ſo ... iſt er doch gewiſſermaßen ſein Sohn: er iſt doch ſelbſt ſo ſchändlich betrogen worden. Er ſelbſt war doch überzeugt, daß er Pawliſchtſcheffs Sohn ſei! Ich bitte Sie, meine Herren, Gawrila Ardalionytſch anzuhören, damit dann die Sache endlich einmal abgetan iſt, nur regen Sie ſich nicht auf und ſeien Sie mir nicht böſe. Bitte, ſetzen Sie ſich wieder, Gawrila Ardalionytſch wird Ihnen ſogleich alles erklären, und, offen geſtanden, auch ich bin ſehr geſpannt darauf, alle Einzelheiten zu erfahren. Er iſt ſogar nach Pſkow gereiſt und hat mit Ihrer Frau Mutter geſprochen, Herr Burdowskij. Nur iſt ſie durchaus noch nicht geſtorben, wie es in jenem Artikel heißt ... Setzen Sie ſich, meine Herren, bitte, ſetzen Sie ſich!«

Der Fürſt ſetzte ſich, und ſeinem Beiſpiel folgten ſchließlich auch die jungen Leute, die ſchon alle aufgeſprungen waren. In den letzten zehn oder zwanzig Minuten hatte der Fürſt laut, ungeduldig und ſchnell geſprochen, und in dem Beſtreben, ſich überhaupt Gehör zu verſchaffen und womöglich alle zu überzeugen, ſich in immer größeren Eifer hineingeredet, ſo daß er jetzt manches Ausgeſprochene bitter zu bereuen begann. Hätte er ſich nicht ſo ereifert, ſo würde er ſich auch nicht erlaubt haben, manche ſeiner Mutmaßungen ſo offen auszuſprechen. Doch kaum hatte er ſich wieder hingeſetzt, als auch ſchon brennende Reue bis zum Schmerz ſein Herz durchdrang: er hatte Burdowskij nicht nur dadurch »beleidigt«, daß er bei ihm dieſelbe Krankheit voraus-

ſetzte, von der er, der Fürſt, in der Schweiz geheilt worden war, er hatte ihn auch noch tief gekränkt; denn das Angebot, die zehntauſend Rubel ihm ſtatt einer Schule zu geben, war ſeiner Meinung nach in einer rohen und verletzenden Weiſe geſchehen, beſonders dadurch, daß er es in Gegenwart anderer, alſo gewiſſermaßen öffentlich getan hatte.

»Ich hätte damit warten ſollen, ich hätte es ihm morgen unter vier Augen anbieten ſollen,« dachte der Fürſt ſofort, »und das läßt ſich jetzt nicht mehr gutmachen! Ja, ich bin ein Idiot, ein richtiger Idiot!« ſagte er ſich in einem Anfall von Scham und unerträglicher Betrübtheit.

Gawrila Ardalionytſch, der bis dahin abſeits geſtanden und vorſätzlich geſchwiegen hatte, trat auf die Aufforderung des Fürſten hin neben ſeinen Stuhl und ſchickte ſich ruhig an, den Sachverhalt der Angelegenheit, die zu unterſuchen er vom Fürſten beauftragt worden war, auseinanderzuſetzen. Alle Geſpräche verſtummten ſofort. Alle hörten mit größter Spannung zu, beſonders die Genoſſen Burdowskijs.

IX.

»Sie werden es gewiß nicht in Abrede ſtellen wollen, Herr Burdowskij,« begann Gawrila Ardalionytſch, ſich direkt an den ‚Sohn Pawliſchtſcheffs‘ wendend, der ihm mit krampfhafter Aufmerkſamkeit und mit vor Verwunderung weit aufgeriſſenen Augen in großer Verwirrung zuhörte, »daß Sie genau zwei Jahre nach der Verheiratung Ihrer verehrten Mutter mit dem Herrn Kollegienſekretär Burdowskij, Ihrem Vater, geboren ſind. Der Tag Ihrer Geburt iſt an der Hand von Dokumenten gar zu leicht und genau nachzuweiſen, und deshalb wollen wir, um Sie und Ihre Mutter nicht zu verletzen, die Entſtellung der Tatſache in jenem

Artikel mit einer Verwirrung der zweifellos blühenden Phantaſie Herrn Kellers erklären, der mit dieſen ... Hyperbeln Ihnen und Ihren Intereſſen offenbar zu dienen gemeint hat. Herr Keller ſagte, er habe Ihnen ſeinen Artikel nur zum Teil vorgeleſen; daher können wir annehmen, daß er es nicht bis zu dieſer Stelle getan hat ...«

»Allerdings nicht bis dahin,« unterbrach ihn der Boxer, »aber die Fakta waren mir von einer durchaus glaubwürdigen Perſon mitgeteilt worden, und ich ...«

»Erlauben Sie, Herr Keller, daß ich jetzt rede«, unterbrach ihn Gawrila Ardalionytſch. »Auf Ihren Artikel werden wir noch zu ſprechen kommen, dann können Sie Ihre Erklärungen vorbringen; jetzt aber wollen wir zuerſt ſachgemäß fortfahren. Zufällig gelangte ich durch die Freundin meiner Schweſter, einer gewiſſen Wjera Alexejewna Subkowa, einer Witwe und Gutsbeſitzerin, in den Beſitz eines Briefes, den der verſtorbene Nikolai Andrejewitſch Pawliſchtſcheff vor vierundzwanzig Jahren aus dem Auslande an ſie geſchrieben hat. Auf meine Bitte um nähere Auskunft erteilte mir Wjera Alexejewna den Rat, mich an den Oberſten a. D. Timofei Fjodorowitſch Wjäſowkin zu wenden, einen entfernten Verwandten und einſtigen intimen Freund des Herrn Pawliſchtſcheff. Von dieſem erhielt ich dann noch weitere zwei Briefe Pawliſchtſcheffs an ihn, die gleichfalls aus dem Auslande geſchrieben ſind. Der Inhalt dieſer drei Briefe ſchließt jeden Zweifel daran, ob Herr Pawliſchtſcheff auch wirklich damals, anderthalb Jahre vor Ihrer Geburt, ins Ausland gefahren iſt, wo er dann drei Jahre verblieb, von vornherein völlig aus. Ihre Mutter aber hat, wie Sie wiſſen, Rußland nie verlaſſen. Ich will mir augenblicklich nicht die Zeit nehmen, die drei Briefe vorzuleſen; es iſt heute etwas ſpät

geworden, deshalb begnüge ich mich mit der bloßen Mitteilung der Tatſachen. Doch wenn Sie wünſchen, Herr Burdowskij, können Sie gleich morgen vormittag, ſagen wir, um zehn oder um elf – wann es Ihnen genehm iſt –, mit Ihren Zeugen und Sachverſtändigen zu mir kommen, um die Authentizität der Briefe feſtzuſtellen; denn ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Sie ſich von der Wahrheit überzeugen laſſen werden, und wenn Sie ſich überzeugt haben, ſo dürfte die Sache damit abgetan ſein, denke ich.«

Wieder folgte dieſen Worten eine allgemeine Bewegung und Aufregung. Plötzlich erhob ſich Burdowskij.

»Wenn es ſo iſt, dann bin ich betrogen worden, betrogen ... jedoch nicht von Tſchebaroff, ſondern ſchon vor langer Zeit; ich will keine Sachverſtändigen ... ich will nichts feſtſtellen, ich glaube es... ich ... ich verzichte... Die Zehntauſend will ich nicht... Adieu...«

Er nahm ſeine Mütze, ſchob den Stuhl zurück und wollte fortgehen.

»Verzeihung, Herr Burdowskij,« hielt ihn Gawrila Ardalionytſch mit leiſer, ſüßlich klingender Stimme zurück, »wäre es Ihnen nicht möglich, noch fünf Minuten zu bleiben? Es haben ſich in dieſer Angelegenheit noch einige äußerſt wichtige Tatſachen herausgeſtellt, namentlich für Sie wichtige, für uns dagegen nur intereſſante. Meiner Meinung nach dürften Sie es ſich nicht entgehen laſſen, mit ihnen bekannt zu werden, und es wird Ihnen gewiß angenehmer ſein, wenn die ganze Sache vollkommen aufgeklärt wird...«

Burdowskij ſetzte ſich ſchweigend, den Kopf ein wenig geſenkt, wie tief in Gedanken verſunken. Seinem Beiſpiel folgte auch Lebedeffs Neffe, der ſich gleichfalls ſchon erhoben hatte, um mit ihm wegzugehen; dieſer ſchien zwar den Kopf und

die Dreiſtigkeit noch nicht verloren zu haben, ſchaute aber doch ſehr befremdet drein. Hippolyt ſah finſter, traurig und ſehr erſtaunt aus. In dieſem Augenblick hatte er übrigens einen ſo ſtarken Huſtenanfall, daß auf dem Taſchentuch, das er vor den Mund preßte, Blutflecken erſchienen. Der Boxer war geradezu erſchrocken.

»Ach, Antip!« rief er plötzlich kummervoll aus, »hab' ich's dir damals nicht gleich geſagt, vor drei Tagen ſchon, daß du vielleicht wirklich gar nicht Pawliſchtſcheffs Sohn biſt!«

Verhaltenes Lachen ertönte, zwei oder drei lachten lauter.

»Was Sie da ſoeben mitteilen, Herr Keller«, griff Gawrila Ardalionytſch ſchnell auf, »iſt als Faktum äußerſt wertvoll. Nichtsdeſtoweniger kann ich auf Grund der ſicherſten Beweiſe behaupten, daß Herr Burdowskij, dem zwar die Zeit ſeiner Geburt ſehr wohl bekannt war, von jenem Aufenthalt Herrn Pawliſchtſcheffs im Auslande jedoch völlig ununterrichtet geweſen iſt. Bekanntlich hat Herr Pawliſchtſcheff den größten Teil ſeines Lebens im Auslande verbracht und iſt immer nur auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt. Außerdem iſt ſeine Abreiſe anderthalb Jahre vor Ihrer Geburt, Herr Burdowskij, an ſich ſo wenig aufſehenerregend geweſen, daß es nur zu begreiflich iſt, wenn ſich ihrer nach vierundzwanzig Jahren ſelbſt ſeine Verwandten und Freunde nicht mehr erinnern. Deshalb wären auch alle meine Nachforſchungen ergebnislos geweſen, wenn der Zufall mir nicht ganz unvermutet dieſe Briefe in die Hände geſpielt hätte. Und deshalb wären auch für Herrn Burdowskij und ſogar für Tſchebaroff ſolche Nachforſchungen faſt unmöglich geweſen, ſelbſt wenn ſie welche hätten vornehmen wollen...«

»Erlauben Sie, Herr Iwolgin,« unterbrach ihn plötzlich Hippolyt gereizt, »wozu halten Sie dieſe ganze Rede, was

ſoll dieſe Litanei (entſchuldigen Sie)? Die Hauptſache iſt doch erklärt, und wir haben eingewilligt, an die Richtigkeit zu glauben; wozu alſo noch breittreten, was ohnehin ſchon ſchwer und verletzend iſt? Oder wollen Sie vielleicht Ihre Geſchicklichkeit als Nachforſcher, als Spion zeigen? Oder beabſichtigen Sie gar, eine Verteidigungsrede für Burdowskij zu halten, weil er das alles nur aus Unwiſſenheit getan hat? Das wäre denn doch zu verletzend, mein Herr! Burdowskij bedarf weder Ihrer Rechtfertigungen noch Entſchuldigungen! Es kränkt ihn nur, er iſt ohnehin in einer peinlichen Situation, das ſollten Sie erraten, begreifen...«

»Schon gut, Herr Terentjeff, ſchon gut,« unterbrach ihn Gawrila Ardalionytſch, »beruhigen Sie ſich, Sie regen ſich ganz unnütz auf. Sie ſind, glaube ich, ſehr krank? Ich kann Ihnen das ſehr wohl nachfühlen... In dem Falle habe ich, das heißt wenn Sie es ſo wünſchen, alles geſagt oder vielmehr bin ich gezwungen, nur noch in aller Kürze jene Fakta mitzuteilen, die zu erfahren meiner Meinung nach nicht überflüſſig ſein dürfte«, lenkte er ein, als er eine allgemeine Bewegung bemerkte, die bereits Ungeduld zu verraten ſchien. »Ich habe Ihnen mitzuteilen, Herr Burdowskij, daß Herr Pawliſchtſcheff nur deshalb Ihrer Mutter gutgeſinnt geweſen iſt und ihr ſo oft geholfen hat, weil ſie die leibliche Schweſter jenes Hofmädchens iſt, in die ſich Herr Pawliſchtſcheff in ſeiner Jugend ſo verliebt hatte, daß er ſie unfehlbar geheiratet hätte, wenn ſie nicht jung geſtorben wäre. Ich habe Beweiſe, daß dieſer Jugendroman nur ſehr wenigen bekannt geweſen und von dieſen alsbald ſogar ganz vergeſſen worden iſt. Ferner kann ich Ihnen mitteilen, daß Herr Pawliſchtſcheff Ihre Mutter ſeit ihrem zehnten Jahre hat erziehen laſſen und ihr eine gute Mitgift gegeben hat,

und gerade dieſe ſeine Anteilnahme hat unter ſeinen Verwandten und Bekannten eine gewiſſe Beſorgnis erregt und zu verſchiedenen Gerüchten Anlaß gegeben; eine Zeitlang hat es ſogar geheißen, daß er ſeinen Pflegling heiraten werde. Aber es endete damit, daß ſie im Alter von zwanzig Jahren aus Liebe, wofür ich gleichfalls Beweiſe habe, den Feldmeſſungsbeamten Burdowskij heiratete. Ferner habe ich die ſicherſten Beweiſe dafür, daß Ihr Vater, Herr Burdowskij, nach Empfang der Mitgift Ihrer Mutter, die ſich auf fünfzehntauſend Rubel belief, ſeinen Dienſt aufgab, ſich an verſchiedenen kommerziellen Spekulationen beteiligte, betrogen wurde, das ganze Kapital verlor und vor Kummer zu trinken begann, worauf er bald erkrankte und ſtarb, im achten Jahre ſeiner Ehe mit Ihrer Mutter. Ihre Mutter blieb hierauf, wie ſie mir ſelbſt erzählt hat, in der größten Armut zurück und wäre elend zugrunde gegangen, wenn nicht Herr Pawliſchtſcheff ihr großmütig immer wieder geholfen hätte. Er hat ihr bis zu ſechshundert Rubel im Jahre geſchickt. Ferner gibt es unzählige Beweiſe dafür, daß Pawliſchtſcheff Sie als Kind ſehr liebgewonnen hatte. Aus dieſen Beweiſen und nicht zum mindeſten aus den Ausſagen Ihrer Mutter geht hervor, daß er Sie hauptſächlich deshalb ſo liebte, weil Sie ein ſchwächliches, ſtotterndes, armſeliges Kindchen geweſen ſind. (Pawliſchtſcheff aber hat ſein Leben lang eine ganz beſondere, faſt zärtliche Liebe für alles Behaftete empfunden, für alles ‚von der Natur Gekränkte‘, namentlich aber, wenn es ſich um Kinder handelte. Dieſe Tatſache, für die ich gleichfalls mehrere Beweiſe habe, iſt für uns in dieſem Falle von beſonderer Wichtigkeit.) Und ſchließlich kann ich mich rühmen, auch das noch erklären zu können, wie dieſe auffallende Liebe Pawliſchtſcheffs – der es auch ermöglichte, daß Sie

das Gymnaſium beſuchten und ſogar unter beſonderer Aufſicht lernen konnten – mit der Zeit unter ſeinen Verwandten den Glauben erweckt hat, daß Sie ſein Sohn ſeien. Doch dieſer Glaube iſt erſt in den letzten Lebensjahren Pawliſchtſcheffs, als man ſich ſeines Teſtaments wegen Sorgen zu machen begann, in ſeinen Verwandten zur Überzeugung geworden, alſo erſt dann, als die alten Fakta vergeſſen waren und Nachforſchungen immer unmöglicher wurden. Zweifellos iſt dieſes Gerücht auch Ihnen zu Ohren gekommen und hat dann auch einen entſprechenden Eindruck auf Sie gemacht. Ihre Mutter, die perſönlich kennenzulernen ich das Vergnügen gehabt habe, hat zwar von dieſen Gerüchten gehört, weiß aber bis jetzt noch nicht – auch ich verſchwieg es natürlich –, daß auch Sie, ihr Sohn, ſich von ihnen haben beeinfluſſen laſſen. Ihre Mutter fand ich in Pſkow krank und in großer Armut vor, da ſie mit Pawliſchtſcheffs Tod nicht nur den Freund und Gönner, ſondern auch die Unterſtützung verloren hatte. Unter Tränen der Dankbarkeit teilte ſie mir mit, daß ſie nur noch dank Ihrer Hilfe lebe; ſie erwartet viel von Ihnen und glaubt felſenfeſt an Ihre zukünftigen Erfolge...«

»Das iſt aber doch nicht mehr auszuhalten!« erklärte plötzlich laut in größter Ungeduld Lebedeffs Neffe. »Was bezwecken Sie mit der Wiedergabe dieſes ganzen Romans?«

»Ekelhaft! Einfach unanſtändig!« ſtieß Hippolyt mit einer gereizten Bewegung hervor.

Burdowskij jedoch bemerkte nichts und rührte ſich nicht einmal.

»Was ich damit bezwecke?« wunderte ſich Gawrila Ardalionytſch mit liſtigem Lächeln und ſchickte ſich boshaft an, ſeine Schlußfolgerung darzulegen. »Erſtens wird Herr Bur-

dowskij jetzt überzeugt sein, daß Herr Pawlischtscheff ihn nicht als leiblichen Sohn, sondern nur aus Mitleid geliebt hat. Das aber dürfte für Herrn Burdowskij, der die Handlungsweise Herrn Kellers vorhin nach der Vorlesung des Artikels guthieß, jedenfalls wissenswert sein. Ich sage das nur deshalb, weil ich Sie für einen anständigen Menschen halte, Herr Burdowskij. Ferner stellt es sich jetzt heraus, daß selbst von seiten Tschebaroffs durchaus keine bewußte Spitzbüberei vorliegt, das aber ist auch für mich von Wichtigkeit; denn der Fürst äußerte sich vorhin im Eifer des Gesprächs ungefähr in dem Sinne, daß auch ich in dieser Beziehung seiner Meinung sei. Im Gegenteil, hier handelt es sich bei allen um eine feste Überzeugung, und wenn auch Tschebaroff vielleicht in der Tat ein großer Spitzbube ist, so hat er doch wenigstens in dieser Sache nur wie ein echter Winkeladvokat gehandelt. Er hat offenbar gehofft, bei der Gelegenheit viel Geld zu verdienen, und seine Berechnung ist durchaus nicht so dumm gewesen: er rechnete auf die Leichtigkeit, mit der man vom Fürsten Geld erhalten kann, sowie auf dessen Gefühle für den verstorbenen Pawlischtscheff; vor allem jedoch – was am wichtigsten ist – auf gewisse ritterliche Ansichten des Fürsten bezüglich Ehren- und Gewissenspflichten. Von Herrn Burdowskij aber kann man sagen, daß er, der sich infolge einiger seiner Ansichten von Tschebaroff und seinem Freundeskreise offenbar leicht beeinflussen läßt, seine Ansprüche anfangs eigentlich gar nicht aus materiellem Interesse erhoben hat, sondern fast nur infolge seiner Überzeugung, daß er damit der Wahrheit, dem Fortschritt und der ganzen Menschheit diene. Jetzt, nachdem ich alle Fakta mitgeteilt und die Beweggründe auseinandergesetzt habe, hoffe ich, daß alle in Herrn Burdowskij einen ehrenwerten

Menſchen ſehen werden und der Fürſt ihm jetzt leichteren Herzens ſeine Freundſchaft und auch jene Hilfe anbieten kann, deren er vorhin Erwähnung tat, als er von der Pawliſchtſcheff zu Ehren einer Schule zugedachten Summe ſprach...«

»Hören Sie auf, Gawrila Ardalionytſch, hören Sie auf!« unterbrach ihn der Fürſt wahrhaft entſetzt, aber es war ſchon zu ſpät.

»Ich habe geſagt, ich habe ſchon dreimal geſagt,« rief Burdowskij gereizt, »ich will das Geld nicht! Ich werde es nicht annehmen... weshalb nicht... ich will es nicht... ſo...«

Und ſchon verließ er die Veranda. Doch Lebedeffs Neffe eilte ihm nach, ergriff ihn am Arm und flüſterte ihm etwas zu. Burdowskij kehrte ebenſo plötzlich zurück, zog aus der Rocktaſche ein offenes Kuvert großen Formats hervor und warf es auf den kleinen Tiſch neben dem Fürſten.

»Da! das Geld... Sie durften nicht... durften nicht... durften nicht! ... Das Geld! ...!« ſtieß er erregt hervor.

»Das ſind die zweihundertundfünfzig Rubel, die Sie gewagt haben, ihm wie ein Almoſen durch Tſchebaroff zu überſenden«, erklärte Doktorenko.

»Im Artikel ſteht: Fünfzig Rubel!« rief Koljá.

»Ich bitte Sie, mir zu verzeihen,« ſagte der Fürſt, auf Burdowskij zutretend, »ich habe Ihnen ein großes Unrecht abzubitten, Burdowskij. Dieſes Geld aber habe ich Ihnen nicht als Almoſen zugeſandt, glauben Sie es mir. Es iſt jetzt ein anderes Unrecht, das ich meine – eines, das ich vorhin begangen habe.« (Der Fürſt ſah ſehr angegriffen, müde und ſchwach aus, und ſeine Rede war ſtockend.) »Ich ſprach von einer Spitzbüberei... das bezog ſich nicht auf Sie, ich habe mich falſch ausgedrückt. Ich ſagte, daß Sie ... ebenſo ſeien

wie ich, ebenſo krank. Aber Sie ſind nicht ebenſo wie ich, Sie... erteilen Unterricht, Sie unterſtützen Ihre Mutter. Ich ſagte, Sie hätten Ihre Mutter nicht geſchont, aber Sie lieben ſie; ſie ſagt es ſelbſt... ich wußte das nicht... Gawrila Ardalionytſch hat mir vorhin nicht alles erzählt... ich bitte Sie, mir zu verzeihen. Ich habe gewagt, Ihnen zehntauſend Rubel anzubieten, verzeihen Sie es mir, ich hätte ſie nicht ſo anbieten ſollen, jetzt aber... geht es nicht, denn Sie müſſen mich ja verachten.«

»Das iſt ja ein Irrenhaus!« rief Liſaweta Prokofjewna.

»Wußten Sie das noch nicht, Mama?« fragte Aglaja ſchroff, denn auch ihr riß die Geduld, aber ihre Worte hörte faſt niemand in dem Lärm, der ſich erhoben hatte. Alle ſprachen durcheinander, die einen ſtritten, andere redeten laut und geſcheit, einige lachten. Iwan Fjodorowitſch Jepantſchin war im höchſten Grade empört und wartete mit der Miene gekränkter Würde nur auf den Augenblick, in dem ſich ſeine Gattin endlich erheben würde.

»Ja, Fürſt, das muß man Ihnen laſſen,« ergriff Lebedeffs Neffe noch einmal das Wort, »Sie verſtehen es großartig, aus Ihrer... nun, ſagen wir, um uns höflicher auszudrücken – Krankheit Kapital zu ſchlagen. Sie haben Ihre Freundſchaft und das Geld in einer ſo geſchickten Form anzubieten gewußt, daß ein anſtändiger Menſch ſie in keinem Fall annehmen kann. Das war Ihrerſeits entweder gar zu naiv oder vielleicht ungeheuer geſchickt... Das werden Sie übrigens ſelbſt am beſten wiſſen.«

»Erlauben Sie, meine Herren,« rief plötzlich Gawrila Ardalionytſch, der mittlerweile das Kuvert unterſucht hatte, »hier ſind im ganzen nur hundert Rubel und nicht zweihundertfünfzig. Ich mache Sie jetzt nur darauf aufmerkſam,

Fürſt, damit es ſpäter nicht zu irgendwelchen Mißverſtändniſſen kommt.«

»Laſſen Sie, laſſen Sie!« winkte der Fürſt ſchnell Gawrila Ardalionytſch ab.

»Nein, ‚laſſen Sie‘ es durchaus nicht!« fiel ihm ſofort Lebedeffs Neffe ins Wort. »Ihr ‚laſſen Sie‘, Fürſt, iſt für uns beleidigend. Wir wollen nichts verheimlichen, wir ſagen es offen: ja, dieſes Kuvert enthält nur hundert und nicht zweihundertundfünfzig Rubel, aber iſt denn das nicht ganz gleich...«

»N–nein, ich dächte nicht«, unterbrach ihn Gawrila Ardalionytſch mit naiver Verwunderung.

»Unterbrechen Sie mich nicht; wir ſind nicht ſo dumm, wie Sie glauben, mein Herr Advokat«, bemerkte Lebedeffs Neffe boshaft und ärgerlich. »Selbſtverſtändlich ſind hundert Rubel nicht zweihundertundfünfzig Rubel; ich will nur ſagen, daß es nicht auf die Vollzähligkeit der Summe ankommt, ſondern auf das Prinzip. Die Hauptſache iſt hier die Initiative, der fehlende Reſt iſt – ein Einzelfall. Wichtig iſt, daß Burdowskij Ihr Almoſen nicht empfängt, Euer Durchlaucht, daß er es Ihnen ins Geſicht wirft, und in dieſem Sinne iſt es ganz gleich, ob es hundert oder zweihundertundfünfzig ſind. Burdowskij hat die Zehntauſend nicht angenommen, das haben Sie geſehen; und er würde auch die hundert Rubel nicht zurückgebracht haben, wenn er ehrlos wäre. Die hier fehlenden hundertfünfzig Rubel ſind für Tſchebaroffs Unkoſten, ſeine Reiſe zu Ihnen uſw. draufgegangen. Wenn Sie lachen wollen, dann lachen Sie über unſer Unvermögen, eine Sache richtig anzufaſſen, über unſere Unkenntnis in ſolchen Dingen – Sie haben ſich ja ſo redlich drum bemüht, uns lächerlich zu machen! – aber

wagen Sie es nicht, uns zu ſagen, daß wir keine Ehre hätten. Dieſe hundertfünfzig Rubel werden wir alle, mein Herr, dem Fürſten zurückzahlen, und wenn wir die Summe auch nur rubelweiſe zurückerſtatten, aber jedenfalls mit den Zinſen. Burdowskij iſt arm, er beſitzt keine Millionen, Tſchebaroff aber präſentierte nach der Reiſe ſeine Rechnung. Wir hofften zu gewinnen... Wer hätte an ſeiner Stelle anders gehandelt?«

»Wer??« miſchte ſich Fürſt Sch. hinein.

»Ich werde hier noch verrückt!« rief Liſaweta Prokofjewna.

»Das erinnert ja auffallend,« begann lachend Jewgenij Pawlowitſch, der die ganze Zeit geſchwiegen und nur beobachtet hatte, »ganz auffallend an eine vor kurzer Zeit gehaltene berühmte Rede eines Advokaten, der, nachdem er als Entſchuldigungsgrund die Armut ſeines Klienten hervorgehoben – ſein Klient hatte ſechs Menſchen in einer Nacht ermordet und beraubt –, plötzlich mit den Worten ſchloß: ‚Es iſt ja ganz natürlich, daß dem Angeklagten infolge ſeiner Armut der Gedanke in den Kopf kam, dieſe ſechs Menſchen zu ermorden; aber wem wäre denn an ſeiner Stelle dieſer Gedanke nicht in den Kopf gekommen?‘ – Oder ungefähr mit dieſen Worten, jedenfalls war's etwas überaus Amüſantes.«

»Genug jetzt!« erklärte plötzlich, faſt zitternd vor Zorn, Liſaweta Prokofjewna. «Es iſt Zeit, daß man dieſem ſinnloſen Geſchwätz endlich ein Ende macht!...« Sie kochte innerlich vor Wut, warf faſt drohend den Kopf in den Nacken und ließ mit ſtolzer, hochmütiger Herausforderung ihren Blick über die ganze Geſellſchaft ſchweifen, offenbar ohne im Augenblick die Freunde von den Feinden zu unterſcheiden. Sie war bei jenem Punkte angelangt, über den hinaus ihr

Zorn ſich nicht mehr eindämmen ließ, ſondern rückſichtslos zum Ausbruch, zum offenen Kampfe drängte, um dann über den erſten beſten herzufallen. Alle, die ſie näher kannten, fühlten ſofort, daß diesmal ein ganz beſonderer Ausbruch bevorſtand. Am nächſten Tage ſagte Iwan Fjodorowitſch zum Fürſten Sch.: »Ja, das kommt bei ihr vor, aber mit einer ſolchen Wucht, wie geſtern, doch nur ſehr ſelten, höchſtens alle drei Jahre einmal. Aber nicht öfter, nein, nicht öfter!« fügte er in beſtimmtem Tone hinzu.

»Laſſen Sie mich, Iwan Fjodorowitſch!« rief Liſaweta Prokofjewna. »Wozu bieten Sie mir jetzt noch Ihren Arm? Wenn es Ihnen als Mann und Familienvater nicht früher eingefallen iſt, mich von hier wegzuführen – jetzt iſt es zu ſpät. Am Ohr hätten Sie mich wegziehen ſollen, wenn ich nicht freiwillig gegangen wäre. Wenn Sie ſich doch wenigſtens um Ihre Töchter bekümmern würden! Jetzt aber werden wir auch ohne Sie den Weg finden... die Schmach reicht für ein ganzes Jahr... Warten Sie noch einen Augenblick, ich will mich nur noch beim Fürſten bedanken!... Ich danke dir, Fürſt, für das Gaſtſpiel... Und ich hatte mich hier hingeſetzt, um unſere Jugend zu hören!... Das iſt ja eine Niedertracht, eine Niederträchtigkeit! Das iſt ja ein Chaos, ſo etwas kann man ſich ja nicht einmal träumen laſſen! Gibt es denn wirklich noch viele ſolche?... Schweig, Aglaja! Sei ſtill, Alexandra! Ihr habt euch nicht einzumiſchen!... So laſſen Sie mich doch, Jewgenij Pawlowitſch, ich habe Ihre Bücklinge wirklich ſatt!... Alſo du, mein Junge, bitteſt ſie noch um Verzeihung,« wandte ſie ſich an den Fürſten, »‚verzeiht mir, daß ich euch ein Kapital anzubieten gewagt habe!‘ Was lachſt du, du Prahlhans!« fuhr ſie empört Lebedeffs Neffen an, der zu lächeln wagte, »alſo

‚wir bitten nicht, wir fordern, wir werfen ihm das Geld ins Geſicht!‘ Und dabei tut er noch, als wüßte er nicht, daß dieſer Idiot ſich ſpäteſtens morgen zu ihnen hinſchleppen wird, um wieder ſeine Freundſchaft und ſein Geld anzubieten! Hab’ ich nicht recht? Du wirſt doch gehen? Wirſt du gehen, ja oder nein?«

»Ja, ich werde hingehen«, antwortete der Fürſt leiſe und ergeben.

»Habt ihr’s gehört! Und darauf rechneſt du ja nur,« wandte ſie ſich wieder zu Doktorenko, »das Geld haſt du ja jetzt ſchon ſo gut wie in der Taſche, deshalb prahlſt du ja auch ſo unverfroren, um uns Sand in die Augen zu ſtreuen ... Nein, mein Täubchen, da müßt ihr euch andere Dumme ſuchen, denn ich durchſchaue euch durch und durch... euer ganzes Spiel durchſchaue ich!«

»Liſaweta Prokofjewna!« rief der Fürſt.

»Gehen wir, Liſaweta Prokofjewna, es iſt Zeit, und den Fürſten fordern wir auf, ſich uns anzuſchließen,« ſagte möglichſt ruhig und möglichſt harmlos lächelnd Fürſt Sch.

Die jungen Mädchen ſtanden faſt erſchrocken etwas abſeits, der Schreck des Generals aber war entſchieden groß. Übrigens waren alle zum mindeſten erſtaunt. Einige, die etwas weiter ab ſtanden, lächelten verſtohlen oder flüſterten ſich ein paar Worte zu. Lebedeff aber war geradezu entzückt.

»Niederträchtigkeit und Chaos, gnädige Frau, findet man überall«, ſagte Lebedeffs Neffe, der übrigens gleichfalls etwas verblüfft war.

»Aber nicht ſolche! Nicht ſolche, Väterchen, wie jetzt bei euch, nicht ſolche Niedertracht, das kannſt du mir glauben!« fiel ihm Liſaweta Prokofjewna mit einer wahren Schadenfreude, wie in einem hyſteriſchen Anfall ins Wort. »Ach,

werdet ihr mich denn nicht endlich in Ruhe laſſen!« fuhr ſie die anderen an, die ſie beſchwichtigen wollten. »Nein, wenn ſogar die Verteidiger vor Gericht es ganz natürlich finden, daß man ſechs Menſchen umbringt, bloß weil man arm iſt, ſo kann ja wahrhaftig das Ende der Welt nicht mehr fern ſein. So etwas habe ich denn doch noch nicht gehört! Jetzt iſt mir alles klar geworden! Würde denn dieſer Stotterer, dieſer dort« (ſie wies auf Burdowskij, der ſie höchſt verwundert anſah), »würde denn der nicht morden? Ich könnte wetten, daß er's fertigbringt! Dein Geld, die zehntauſend Rubel wird er vielleicht nicht annehmen, das iſt wahr, wird ſie aus Gewiſſensſkrupel nicht annehmen; aber in der Nacht herkommen und ermorden, um ſie aus der Schatulle herauszunehmen – das wird er beſtimmt tun, dagegen wird ſein Gewiſſen nichts einwenden! – Das wird dann vor ſeinem Gewiſſen nicht ehrlos ſein! Das nennt man jetzt ‚Ausbruch edler Verzweiflung' oder ‚Verneinung', oder weiß der Himmel wie noch ... Pfui! Alles iſt jetzt verkehrt, alle ſtellen ſich auf den Kopf und ſtrampeln mit den Beinen in der Luft! Wird da ein junges Mädchen von ehrſamen Eltern im Hauſe erzogen – plötzlich ſpringt ſie mitten auf der Straße in einen Wagen und fährt davon: ‚Mamachen, ich habe mich vor ein paar Tagen mit einem Karlytſch oder Iwanytſch verheiratet, adieu!' Und das iſt Ihrer Meinung nach ſehr richtig, nicht wahr? Aller Achtung wert? Durchaus natürlich? Frauenfrage? ... Sogar dieſer Bengel hier« (ſie wies auf Koljá) »wollte noch vor kurzem mit mir ſtreiten, behauptete, gerade das ſei ja der ganze Kern der ‚Frauenfrage'. Wenn auch die Mutter dumm geweſen iſt, ſo ſei du doch immerhin wie ein Menſch zu ihr!... Weshalb hoben Sie vorhin die Naſen ſo hoch, als

Sie hier eintraten? Es war ja, als hätten Sie ſagen wollen: ‚Platz da, wir kommen! Uns gebt alle Rechte, ihr aber dürft euch kein einziges anmaßen! Uns müßt ihr alle Ehren erweiſen, ſogar ſolche, die es überhaupt noch nicht gegeben hat, und dafür werden wir euch wie die letzten Lakaien trätieren‘! Das ſagte da jede eurer Naſenſpitzen! Ihr ſagt: ‚Wir ſuchen die Wahrheit‘ und ‚wir beſtehen auf unſerem Recht‘ – was wißt ihr von Recht und Wahrheit, wenn ihr in eurem Artikel wie die Straßenräuber über einen Unſchuldigen herfallt und Lügen über Lügen ſchreibt! ‚Wir bitten nicht, wir fordern, und erwarten Sie von uns keine Dankbarkeit; denn Sie tun es nur zur Beruhigung Ihres Gewiſſens!‘ Das iſt mir mal eine Moral! Wenn du im voraus ſagſt, daß du ihm nicht dankbar ſein wirſt, ſo kann dir doch der Fürſt gleichfalls ſagen, daß auch er für Pawliſchtſcheff keine Spur von Dankbarkeit empfindet, denn dieſer habe das Gute auch nur zur Beruhigung des eigenen Gewiſſens getan. Auf was aber haſt du denn gerechnet, wenn nicht auf die Dankbarkeit, die er für Pawliſchtſcheff empfindet? Du haſt ihm doch nicht das Geld gegeben, er ſchuldet es doch nicht dir, auf was haſt du denn ſonſt gerechnet, wenn nicht auf ſeine Dankbarkeit? Wie kannſt du dich dann aber ſelbſt von jeder Dankbarkeit losſagen? Verrückt ſeid ihr! Ihr behauptet, die Geſellſchaft ſei roh und unmenſchlich, weil ſie ein verführtes Mädchen ausſtößt. Aber wenn du deshalb die Geſellſchaft für roh und unmenſchlich erklärſt, ſo gibſt du doch damit zu, daß dieſe Handlungsweiſe der Geſellſchaft dem Mädchen weh tut. Wenn du aber das zugibſt, wie kannſt du ſie dann vor dieſer ſelben Geſellſchaft in den Zeitungen bloßſtellen und dabei von ihr verlangen, daß ihr das nicht weh tun ſoll? Verrückt ſeid ihr! Eure Ruhmſucht hat euch alle verrückt ge-

macht! Ihr glaubt weder an Gott noch an Chriſtus. Ihr ſeid ja von eurer Eitelkeit und eurem Stolz ſo geſchwollen, daß ihr euch zum Schluß noch gegenſeitig auffreſſen werdet, das prophezeie ich euch! Und das ſoll kein Chaos ſein, das ſoll keine Schändlichkeit ſein? Und nach alledem geht dieſer Schamloſe noch hin und bittet ſie noch um Verzeihung! Gibt es denn viele ſolcher wie ihr ſeid? Was lacht ihr? Weil ich mich ſo erniedrige, daß ich überhaupt mit euch rede? Jetzt iſt es zu ſpät, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, da iſt nichts zu machen... Du aber haſt hier nichts zu lachen, du ungezogener Bengel!« fuhr ſie plötzlich empört Hippolyt an. »Er ſelber kann kaum noch atmen, verdirbt aber noch andere! Du haſt mir dieſen Bengel da« (ſie wies wieder auf Koljä) »den haſt du mir auch verdorben, er phantaſiert ja überhaupt nur noch von dir, du haſt ihn zum Atheismus bekehrt, du glaubſt nicht an Gott, haſt aber ſelbſt noch Ruten verdient, jawohl, denen biſt du noch nicht entwachſen, mein Junge! ... Alſo du wirſt morgen zu ihnen gehen, Fürſt Lew Nikolajewitſch?« fragte ſie plötzlich faſt atemlos den Fürſten.

»Ja, ich werde hingehen.«

»Dann kenne ich dich von Stund' an nicht mehr!« – Sie wandte ſich haſtig zur Treppe, um wegzugehen, doch plötzlich kehrte ſie wieder zurück. »Und auch zu dieſem Atheiſten wirſt du gehen?« fragte ſie, auf Hippolyt weiſend, – »aber was lachſt du denn wieder über mich, du unverſchämter Bengel!« ſchrie ſie ihn plötzlich wie mit einer ganz fremden Stimme an – ſein beißendes Lächeln hatte ſie um den letzten Reſt von Selbſtbeherrſchung gebracht.

»Liſaweta Prokofjewna! Liſaweta Prokofjewna! Liſaweta Prokofjewna!« ertönte es von allen Seiten.

»Maman, das iſt eine Schande!« rief Aglaja laut.

»Regen Sie ſich nicht auf, Aglaja Iwanowna«, antwortete Hippolyt ruhig, obgleich ihn die Generalin aus einem unverſtändlichen Grunde immer noch krampfhaft am Arm feſthielt und ihn mit ihrem glühenden Blick förmlich durchbohren zu wollen ſchien. »Beunruhigen Sie ſich nicht, Ihre maman wird einſehen, daß man ſich an einem Sterbenden nicht vergreifen darf... Ich bin gern bereit zu erklären, weshalb ich gelacht habe... es wird mich freuen, wenn man es mir erlaubt...«

Ein plötzlicher Huſtenanfall, der eine ganze Minute andauerte, erſtickte ſeine Worte.

Liſaweta Prokofjewna ließ erſchrocken ſeinen Arm fahren und ſah mit Entſetzen, wie er ſich das Blut von den Lippen wiſchte.

»Mein Gott, er ſtirbt ja doch ſchon und will noch reden! Du darfſt kein Wort mehr ſprechen, hörſt du! Du mußt einfach gehen und dich hinlegen...«

»Das wird auch geſchehen«, ſagte heiſer, leiſe, faſt flüſternd Hippolyt. »Sobald ich heute zurückkehre, werde ich mich ſogleich hinlegen... in zwei Wochen bin ich tot... Das hat mir ſchon in der vorigen Woche B–n geſagt... Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen noch zwei Worte zum Abſchied ſagen.«

»Biſt du von Sinnen? Unſinn! Kurieren mußt du dich, was willſt du denn jetzt reden? Geh, leg' dich ins Bett!...« Liſaweta Prokofjewna war wirklich ganz erſchrocken.

»Wenn ich mich hinlege, ſo werde ich ja doch nicht mehr aufſtehen, bis man mich aus dem Bett in den Sarg legt«, verſetzte Hippolyt lächelnd. »Ich wollte mich eigentlich ſchon geſtern ſo hinlegen... um dann nie mehr aufzuſtehen... bis zum Tode... aber dann beſchloß ich, es bis morgen auf-

zuſchieben, ſolange ich mich noch auf den Füßen halten kann ... um heute mit ihnen hierherzukommen... Nur müde bin ich jetzt...«

»Aber ſo ſetz dich doch, ſetz dich, was ſtehſt du denn! Hier haſt du einen Stuhl!« und Liſaweta Prokofjewna ſchob ihm ſelbſt ſchnell einen Stuhl hin.

»Ich danke Ihnen,« fuhr er leiſe fort, »aber Sie müſſen ſich mir gegenüberſetzen, und dann laſſen Sie uns miteinander reden... wir müſſen unbedingt miteinander reden, Liſaweta Prokofjewna, jetzt beſtehe ich darauf...« lächelte er ihr wieder zu. »Bedenken Sie, daß ich heute zum letztenmal in freier Luft und unter Menſchen bin, in zwei Wochen aber bin ich unter der Erde. Das wird alſo jetzt ſo etwas wie mein Abſchied von den Menſchen und von der Natur werden. Ich bin zwar nicht beſonders ſentimental, aber ſtellen Sie ſich vor, es freut mich doch ſehr, daß alles das hier draußen in Pawlowsk geſchehen iſt: ſo habe ich doch wenigſtens noch grüne Bäume geſehen...«

»Was ſprichſt du da, ſei ſtill, du haſt ja doch Fieber!« unterbrach ihn Liſaweta Prokofjewna in wachſender Angſt. »Vorhin ſchrieſt du und ſprachſt du ſo viel, jetzt aber kannſt du kaum noch atmen!«

»Ich werde mich ſogleich erholen. Weshalb wollen Sie mir nicht meine letzte Bitte gewähren?... Wiſſen Sie auch, daß ich ſchon lange davon geträumt habe, wie ich einmal mit Ihnen zuſammenkommen würde, Liſaweta Prokofjewna? ... Ich habe viel von Ihnen gehört. – Koljá hat mir von Ihnen erzählt; er iſt ja faſt der einzige, der mich nicht verläßt... Sie ſind eine originelle Frau, das habe ich jetzt ſelbſt geſehen... wiſſen Sie auch, daß ich Sie ſogar ein wenig geliebt habe?...«

»Gott, und ich hätte ihn doch wahrhaftig beinah geſchlagen!«

»Aglaja Iwanowna hat Sie daran verhindert; ich irre mich doch nicht? Das iſt doch Ihre Tochter Aglaja Iwanowna? Sie iſt ſo ſchön, daß ich vorhin auf den erſten Blick erriet, ſie müſſe es ſein, obgleich ich ſie vorher nie geſehen habe. Laſſen Sie mich noch zum letztenmal im Leben eine Schönheit ſehen«, bat er mit einem ſeltſam unbeholfenen und ſchiefen Lächeln. »Auch der Fürſt iſt hier und Ihr Mann und der ganze Bekanntenkreis. Weshalb wollen Sie mir meinen letzten Wunſch nicht erfüllen?«

»Einen Stuhl!« rief Liſaweta Prokofjewna, ergriff jedoch ſchnell ſelbſt einen und ſetzte ſich Hippolyt gegenüber. »Koljá,« rief ſie dieſem zu, »du wirſt mit ihm unverzüglich aufbrechen, begleit ihn nach Hauſe, morgen aber werde ich unbedingt ſelbſt...«

»Wenn Sie erlauben, würde ich den Fürſten um ein Glas Tee bitten... Ich bin ſehr müde... Wiſſen Sie was, Liſaweta Prokofjewna, Sie wollten, glaube ich, den Fürſten zu ſich zum Tee mitnehmen: bleiben Sie hier, verbringen wir die Zeit zuſammen, und der Fürſt wird beſtimmt ſo freundlich ſein, uns mit Tee zu bewirten. Verzeihen Sie, daß ich ſo ... ungefragt Anordnungen treffe ... Aber ich kenne Sie doch, Sie haben ein gutes Herz, der Fürſt auch ... wir ſind ja alle bis zur Lächerlichkeit gutherzige Menſchen ...«

Der Fürſt beſtellte ſogleich den Tee, Lebedeff ſtürzte Hals über Kopf hinaus, und Wjera eilte ihm nach.

»Nun gut«, entſchied die Generalin, »ſprich alſo, nur ſprich leiſer und rege dich nicht auf. Du tuſt mir ſo leid, mein Junge ... Fürſt! Du haſt es eigentlich nicht verdient, daß ich bei dir Tee trinke, aber mag es denn ſo ſein, ich bleibe. Doch

bitte ich, nicht etwa zu glauben, daß ich hier jemanden um Verzeihung bitten werde! Unſinn! Übrigens – wenn ich dich geſcholten habe, Fürſt, ſo verzeihe es mir, – das heißt: wenn du willſt. Ich will hier niemanden zurückhalten«, wandte ſie ſich plötzlich in geradezu hochmütigem Zorn an ihren Mann und an ihre Töchter, als hätten auch dieſe ihr ein furchtbares Unrecht angetan. »Ich kann auch allein nach Hauſe zurückkehren ...«

Aber man ließ ſie nicht zu Ende ſprechen: ſogleich traten alle bereitwilligſt näher und umringten ſie und Hippolyt. Stühle wurden herbeigerückt, man ſetzte ſich. Der Fürſt lud ſogleich alle zum Tee ein und entſchuldigte ſich, daß er nicht früher ſelbſt darauf verfallen war. Sogar der General wurde liebenswürdig, murmelte etwas Beruhigendes und fragte ritterlich beſorgt ſeine Gemahlin, ob es ihr nicht vielleicht etwas zu kühl auf der Veranda werde. Es fehlte nicht viel, und er hätte Hippolyt gefragt: »Wie lange ſind Sie ſchon auf der Univerſität?« – unterließ es aber noch im letzten Augenblick. Jewgenij Pawlowitſch und Fürſt Sch. wurden plötzlich ungeheuer liebenswürdig und waren erſichtlich ſehr aufgeräumt; Alexandra und Adelaida ſah man es trotz ihrer noch immer andauernden Verwunderung an, daß ſie gern blieben. Kurz, alle waren erfreut, daß Liſaweta Prokofjewna ſich beruhigt hatte. Nur Aglaja ſetzte ſich finſter und ſchweigend etwas abſeits nieder. Auch Burdowskij und ſeine Freunde blieben, keiner wollte weggehen, auch der alte General Iwolgin blieb, doch Lebedeff flüſterte ihm im Vorübergehen etwas zu – augenſcheinlich etwas nicht ganz Angenehmes – und da zog er ſich mehr in den Hintergrund zurück. Der Fürſt bat auch Burdowskij und die anderen, ohne jemanden zu übergehen, zum Tee zu bleiben. Sie murmelten mit etwas gezwungenen

Mienen, daß ſie auf Hippolyt warten würden, und hierauf ſetzten ſie ſich in der entfernteſten Ecke der Veranda wieder alle in einer Reihe hin. Der Samowar mußte bei Lebedeff ſchon aufgeſtellt geweſen ſein, denn er wurde im Augenblick hereingetragen. Die Uhr ſchlug elf.

X.

Hippolyt trank nur einen Schluck Tee aus dem Täßchen, das ihm Wjera Lebedewa gereicht hatte, kaum aber hatte er die Lippen benetzt, da ſtellte er auch ſchon die Taſſe wieder auf den Tiſch und blickte ſich verwirrt und beſchämt im Kreiſe um.

»Sehen Sie doch dieſe Täßchen, Liſaweta Prokofjewna«, lenkte er ſchnell ihre Aufmerkſamkeit von ſich ab, und überhaupt ſprach er jetzt gleichſam ſich überhaſtend, »das ſind ja Porzellantaſſen, und wie's ſcheint, iſt es ſogar vorzügliches Porzellan ... die ſtehen ja bei ihm ſonſt immer im Schmuckſchränkchen unter Glas verriegelt und verſchloſſen, niemals gibt er ſie her ... wie das ſo der Brauch iſt ... ſie gehören noch zur Ausſteuer ſeiner Frau ... heute aber hat er ſie hergegeben, Ihnen zu Ehren, verſteht ſich, dermaßen hat ihn Ihr Beſuch erfreut ...«

Er wollte noch weiterſprechen, fand aber in der Verwirrung keine Worte.

»Glücklich verlegen geworden, das dachte ich mir«, raunte plötzlich Jewgenij Pawlowitſch unbemerkt dem Fürſten zu. »So etwas iſt doch wohl gefährlich, nicht? Das ſicherſte Anzeichen, daß er jetzt aus Ärger darüber irgend etwas ſo Exzentriſches losſchießen wird, daß Liſaweta Prokofjewna es vielleicht wirklich nicht mehr wird verzeihen können.«

Der Fürſt ſah ihn fragend an.

»Fürchten Sie das nicht?« fragte Jewgenij Pawlowitſch. »Ich ſehe es jedenfalls kommen, und ich wünſche ſogar, daß es ſo käme: mir iſt's dabei nur darum zu tun, daß unſere liebe Liſaweta Prokofjewna beſtraft wird, und zwar unbedingt heute noch, ſogleich, vorher möchte ich gar nicht fortgehen. Aber Sie ſcheinen ja ganz krank zu ſein?«

»Später, ſtören Sie nicht. Ja, ich bin nicht ganz wohl«, antwortete der Fürſt zerſtreut und ſogar etwas ungeduldig.

Er hörte ſeinen Namen nennen, Hippolyt ſprach von ihm.

»Sie glauben es nicht?« fragte Hippolyt hyſteriſch auflachend. »Das dachte ich mir, der Fürſt aber wird es ſofort glauben und ſich nicht im geringſten wundern.«

»Hörſt du es, Fürſt?« wandte ſich Liſaweta Prokofjewna an ihn, »haſt du gehört?«

Die meiſten lachten. Lebedeff trat geſchäftig vor und drehte und wand und verbeugte ſich wiederholt vor der Generalin.

»Er ſagt, daß dieſer hier, dieſer Clown, dein Hauswirt, jenem Herrn dort den Artikel korrigiert habe, der vorhin hier laut vorgeleſen wurde.«

Der Fürſt ſah Lebedeff erſtaunt an.

»Was ſchweigſt du denn, ſo ſag' doch!« ſagte Liſaweta Prokofjewna ärgerlich und ſchlug ſogar mit der Fußſpitze auf den Boden.

»Was ſoll ich denn noch ſagen«, murmelte der Fürſt halblaut, ohne den Blick von Lebedeff abzuwenden, »ich ſehe doch ſchon, daß er es getan hat.«

»Iſt das wahr?« wandte ſich Liſaweta Prokofjewna haſtig an Lebedeff.

»Die reine Wahrheit, Exzellenz!« beſtätigte Lebedeff mit unerſchütterlicher Miene, und legte dabei die Hand aufs Herz.

»Und das ſagt er noch, als wenn er ſtolz darauf wäre?« Liſaweta Prokofjewna ſprang faſt vom Stuhle auf.

»Gemein, gemein bin ich!« murmelte Lebedeff, ſchlug ſich vor die Bruſt und ſenkte das Haupt immer tiefer.

»Was hab' ich davon, daß du dich jetzt ‚gemein' nennſt! Er glaubt wohl, wenn er ſich ſelbſt ‚gemein' nennt, habe er damit alles wieder gutgemacht! Und du ſchämſt dich nicht, Fürſt, dich mit ſolchen Leuten abzugeben? Das werde ich dir niemals verzeihen!«

»Mir wird der Fürſt verzeihen!« ſagte Lebedeff überzeugt und gerührt zugleich.

»Einzig aus Anſtändigkeit, gnädige Frau«, fiel plötzlich mit lauter Stimme der aufſpringende Boxer ein, »einzig aus Anſtändigkeit und um meinen Freund nicht zu kompromittieren, habe ich vorhin kein Wort über dieſe Korrektur verlauten laſſen, und dies ſogar trotz ſeines Anerbietens, uns die Treppe hinunterzubefördern, das Sie ſelbſt gehört haben. Doch um die Wahrheit nicht zu entſtellen, muß ich geſtehen, daß ich mich allerdings an ihn gewandt und ſeine Hilfe für ſechs Rubel in Anſpruch genommen habe, nur wohlgemerkt, nicht zur Verbeſſerung des Stils, ſondern einzig um die Fakta von ihm zu erfahren, die mir zum größten Teil völlig unbekannt waren, alſo wie geſagt, weil mir ſeine Kompetenz fehlte. Die Stiefeletten, der zunehmende Appetit beim Schweizer Profeſſor, die fünfzig Rubel anſtatt der zweihundertfünfzig, mit einem Wort, dieſe ganze Gruppierung des Materials ſtammt von ihm, für ſechs Rubel, wie geſagt, den Stil aber hat er nicht korrigiert.«

»Ich muß bemerken, daß ich nur die erſte Hälfte des Artikels korrigiert habe«, unterbrach ihn Lebedeff mit geradezu fieberhafter Ungeduld, »jawohl, nur die erſte Hälfte; denn

da wir in der Mitte wegen der Faſſung eines Satzes in Streit gerieten, habe ich die zweite Hälfte nicht mehr korrigiert, daher iſt auch alles ſtiliſtiſch Unzuläſſige in dieſer Hälfte (und von ſolchen Verſtößen wimmelt es dort) nicht mir anzurechnen.«

»Alſo das iſt deine größte Sorge!« fuhr Liſaweta Prokofjewna empört auf.

»Geſtatten Sie die Frage«, wandte ſich Jewgenij Pawlowitſch an Keller, »wann haben Sie denn dieſen Artikel korrigiert?«

»Geſtern morgen«, rapportierte Keller gehorſamſt. »Wir hatten eine Zuſammenkunft verabredet und uns gegenſeitig ehrenwörtlich verpflichtet, das Geheimnis beiderſeits zu wahren.«

»Alſo zur ſelben Zeit, als er vor dir ſeine Bücklinge gemacht und dich ſeiner Ergebenheit verſichert hat! ‚Er trägt dich ja ſeit drei Tagen auf den Händen‘, wie Koljá ſagt! Das ſind mir mal Menſchen! Ich brauche deinen Puſchkin nicht, und deine Tochter braucht auch nicht zu mir zu kommen!«

Liſaweta Prokofjewna wollte ſich bereits erheben, doch da bemerkte ſie, daß Hippolyt lachte, und gereizt wandte ſie ſich an ihn:

»Was, mein Lieber, wollteſt du dich hier etwa über mich luſtig machen?«

»Gott behüte!« verſetzte Hippolyt mit einem ſchiefen Lächeln, »mich wundert nur, daß Sie wirklich ſo exzentriſch ſind, Liſaweta Prokofjewna. Ich will's geſtehen, daß ich mit Abſicht dieſe Sache zur Sprache gebracht habe: ich wußte, wie das auf Sie wirken würde, auf Sie allein; denn der Fürſt wird ihm beſtimmt verzeihen, er hat ihm ſchon

verziehen und ſucht bereits offenbar nach einer Entſchuldigung für ihn. Nicht wahr, Fürſt, hab' ich nicht recht?«

Er atmete ſchnell, und ſeine ſeltſame Aufregung wuchs mit jedem Wort.

»Nun!« ... ſagte Liſaweta Prokofjewna kurz und ungehalten, denn der Ton, den er jetzt anſchlug, wunderte ſie. »Nun?«

»Ich habe viel von Ihnen gehört ... vieles von dieſer Art ... es hat mich furchtbar gefreut ... und ich habe Sie achten gelernt ...« fuhr Hippolyt fort.

Es war, als hätte er gar nicht das ſagen wollen, was er ſprach, ſondern etwas ganz anderes, etwas, das er mit keinem Wort andeutete. Er ſprach mit einem leiſen Schimmer von Spott, regte ſich aber dabei ganz unbegreiflich auf, blickte ſich mißtrauiſch im Kreiſe um, ſchien ſehr verwirrt zu ſein und verlor beſtändig den Faden, ſo daß er durch dieſes ſonderbare Weſen, bei ſeinem ſchwindſüchtigen Ausſehen, mit dem eigentümlich flackernden, irrenden und böſen Blick, unwillkürlich die Aufmerkſamkeit der Anweſenden zu feſſeln fortfuhr.

»Ich hätte mich eigentlich darüber wundern müſſen, obgleich ich doch die Welt und die Geſellſchaft faſt gar nicht kenne (ich gebe das ſelbſt zu), daß Sie nicht nur ſelbſt in unſerer, für Sie ſo unanſtändigen Geſellſchaft geblieben ſind, ſondern auch dieſen ... jungen Mädchen erlaubt haben, dieſe ſkandalöſe Geſchichte anzuhören, wenn den Damen auch aus ... Romanen ſchon längſt alles bekannt iſt. Übrigens, ich ... vielleicht ... ich weiß nicht ... ich habe es nicht ſo ſagen wollen ... doch jedenfalls – wer wäre denn ſonſt geblieben ... auf die Bitte eines Knaben ... (nun, ja, Knaben, ich gebe es wieder ſelbſt zu) mit ihm einen Abend zu verbringen

und ... Anteil zu nehmen ... an allem ... um ſich dann am nächſten Tage deſſen zu ſchämen ... (Ich gebe übrigens ſelbſt zu, daß ich mich nicht richtig ausdrücke.) Ich kann das alles nur loben ... und Hochachtung dafür empfinden ... obſchon man aus der Miene Seiner Exzellenz, Ihres Gatten, deutlich erſehen kann, wie wenig das geſellſchaftlich comme il faut für ihn iſt... Hihi!« kicherte er, da er in eine ausſichtsloſe Sackgaſſe geraten war; doch plötzlich bekam er einen heftigen Huſtenanfall, ſo daß er erſt nach zwei Minuten wieder ſprechen konnte.

»Da hat man's!« meinte kühl und ſchroff Liſaweta Prokofjewna, indem ſie ihn mit ſtrengem Blick muſterte. »Nun, mein lieber Junge, genug, es iſt Zeit.«

»Geſtatten Sie auch mir, mein Herr, Ihnen meinerſeits zu bemerken,« begann plötzlich gereizt Iwan Fjodorowitſch, der allmählich ſeine letzte Geduld verloren hatte, »daß meine Gemahlin ſich hier beim Fürſten Lew Nikolajewitſch befindet, unſerem Freunde und Nachbarn, und daß es in jedem Fall nicht Ihnen, junger Mann, zuſteht, die Handlungen Liſaweta Prokofjewnas zu kritiſieren, ebenſowenig mir ins Geſicht zu ſagen, was mein Geſicht ausdrückt. Und wenn meine Gemahlin hier geblieben iſt,« fuhr er, mit jedem Wort gereizter werdend, fort, »ſo hat ſie es, mein Herr, nur aus Verwunderung getan und aus der ſehr verſtändlichen Neugier einmal Repräſentanten der heutigen Jugend kennenzulernen. Auch ich bin hier geblieben, wie man eben bisweilen auch wohl auf der Straße ſtehen bleibt, wenn man eben etwas ... etwas ... etwas ...«

»Etwas Seltſames erblickt«, half Jewgenij Pawlowitſch.

»Ganz recht, ſehr richtig und treffend, gerade etwas Seltſames«, fuhr Seine Exzellenz erfreut fort, nachdem man

ihm über den ſchwierigen Vergleich hinweggeholfen hatte. »Doch ganz abgeſehen davon, wundert es mich ſehr und betrübt mich ſogar, daß Sie, junger Mann, nicht einmal begriffen haben, daß meine Gemahlin nur deshalb bei Ihnen geblieben iſt, weil Sie krank ſind, – ich nehme an, daß Sie es auch wirklich ſind – das heißt alſo, daß ſie nur aus Mitleid geblieben iſt, weil Sie ihr ſozuſagen leid tun, junger Mann, und vielleicht merken Sie es ſich, gefälligſt, daß ſowohl dem Namen, wie den Eigenſchaften und der hohen Stellung meiner Gemahlin unter keinen Umſtänden ſich etwas Schmutziges anheften kann ... Liſaweta Prokofjewna!« ſchloß der General, der ganz rot geworden war, »wenn es dir recht iſt, jetzt aufzubrechen, ſo können wir uns von unſerem lieben Fürſten verabſchieden und ...«

»Ich danke Ihnen für die Lehre, General«, unterbrach ihn ganz unerwartet mit ernſtem Geſicht Hippolyt, und nachdenklich ſah er ihn an.

»Gehen wir, maman, wie lange ſoll das denn noch dauern!« ſagte Aglaja ungeduldig und geärgert, und ſie erhob ſich von ihrem Platz.

»Nur doch einen Augenblick, lieber Iwan Fjodorowitſch, wenn du erlaubſt«, wandte ſich Liſaweta Prokofjewna, im Tone, in der Haltung geradezu würdevoll, an ihren Gemahl. »Ich glaube, er hat hohes Fieber und phantaſiert; ich ſehe es an ſeinen glänzenden Augen; ſo darf man ihn nicht ſich ſelbſt überlaſſen. Lew Nikolajewitſch! Könnte er nicht hier bei dir übernachten, damit man ihn heute nicht noch nach Petersburg zurückzubringen braucht? Cher prince, Sie langweilen ſich doch nicht?« wandte ſie ſich aus irgendeinem Grunde an den Fürſten Sch. »Komm her, Alexandra, bringe dein Haar ein wenig in Ordnung, meine Liebe.«

Und ſie ordnete ihr das Haar, an dem übrigens nichts zu ordnen war, und gab ihr einen Kuß; nur deshalb hatte ſie ſie zu ſich gerufen.

»Ich glaubte, Sie ſeien entwicklungsfähig ...« begann wieder Hippolyt, indem er aus ſeiner Verſunkenheit wieder wie zu ſich kam. »Ja! richtig, was ich ſagen wollte«, rief er erfreut aus, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen. »Da haben wir Burdowskij, der aufrichtig ſeine Mutter verteidigen will, nicht wahr? Und dabei kommt es ſo heraus, daß gerade er ſie beleidigt und bloßſtellt. Da will nun der Fürſt Burdowskij helfen, bietet ihm ohne Arg und Falſch einfach aus Herzensgüte ſeine Freundſchaft und ſein Geld an und iſt vielleicht der einzige von uns allen, der ſich nicht von ihm angeekelt fühlt, und gerade ſie ſtehen ſich beide als wahre Feinde gegenüber ... Ha-ha-ha! Sie alle haſſen Burdowskij, weil er ſich ihrer Meinung nach häßlich und unfein ſeiner Mutter gegenüber benommen hat, das iſt es doch? Nicht wahr? Nicht? Sie lieben doch alle unbeſchreiblich Schönheit und feine Form, nur für die allein leben Sie doch, hab' ich nicht recht? (Ich habe ja ſchon dieſen Verdacht gehabt, daß Sie alle nur dafür leben!) Nun, dann hören Sie jetzt, daß vielleicht kein einziger von Ihnen ſeine Mutter ſo liebt wie Burdowskij! Sie, Fürſt, ich weiß, Sie haben durch Ganetſchka heimlich der Mutter Burdowskijs Geld zugeſandt, und da könnt' ich nun wetten – hihihi!« lachte er hyſteriſch, »könnte wetten, daß gerade dieſer Burdowskij Ihnen jetzt Unzartheit und Mißachtung ſeiner Mutter gegenüber vorwerfen wird, bei Gott, ſo iſt es, hahaha!«

Wieder unterbrach ihn ein Huſtenanfall.

»Nun, iſt das jetzt alles? Haſt du alles geſagt, was du ſagen wollteſt? Nun, dann geh' jetzt ſchlafen, du haſt dich

erkältet, du fieberſt ja doch«, unterbrach ihn ungeduldig Liſaweta Prokofjewna, die ihren beſorgten Blick nicht von ihm abwandte. »Ach, Gott! Da fängt er ſchon wieder an!«

»Sie lachen, wie es ſcheint? Weshalb lachen Sie über mich? Ich habe es geſehen, daß Sie die ganze Zeit über mich lachen!« wandte ſich Hippolyt plötzlich unruhig und gereizt an Jewgenij Pawlowitſch.

Dieſer lächelte in der Tat.

»Ich wollte Sie nur fragen, Herr ... Hippolyt ... pardon, ich habe Ihren werten Namen vergeſſen ...«

»Herr Terentjeff«, ſagte der Fürſt.

»Richtig, Terentjeff, ich danke Ihnen, Fürſt; vorhin hörte ich ihn zwar, doch im Augenblick war er mir entfallen ... Ich wollte Sie fragen, Herr Terentjeff, ob es wahr iſt, was ich gehört habe: Sie ſollen, ſagte man mir, der Meinung ſein, daß Sie nur eine Viertelſtunde lang aus dem Fenſter zum Volk zu ſprechen brauchten und dasſelbe würde ſogleich in allem Ihrer Anſicht ſein und ſogleich Ihnen folgen ...«

»Sehr möglich, daß ich das geſagt habe ...« antwortete Hippolyt, indem er ſich gleichſam deſſen zu entſinnen ſuchte. »Beſtimmt hab' ich's geſagt!« beſtätigte er dann plötzlich, wieder lebhafter werdend, und mit feſtem Blick ſah er Jewgenij Pawlowitſch an. »Nun, und?«

»Nichts weiter; ich fragte nur zur Kenntnisnahme, nur ſo, um das Bild zu vervollſtändigen ...«

Jewgenij Pawlowitſch verſtummte, doch Hippolyt ſah ihn immer noch in ungeduldiger Erwartung an.

»Nun, iſt das alles, haſt du alles gefragt?« wandte ſich Liſawcta Prokofjewna an Jewgenij Pawlowitſch. »Komme ſchneller zum Schluß, Väterchen, er muß ſchlafen gehen. Oder weißt du nicht weiter?«

Sie ärgerte ſich entſetzlich.

»Oh, ich bin gern bereit, fortzufahren«, ſagte Jewgenij Pawlowitſch lächelnd. »Alles, was ich hier von Ihren Kameraden gehört habe, Herr Terentjeff, und was Sie ſoeben ſelbſt mit unbeſtreitbarem Beobachtungstalent vorgebracht haben, iſt meiner Meinung nach im Reſultat nichts anderes, als in erſter Linie und ganz abgeſehen von allem anderen und ſogar mit Ausſchluß alles anderen die Theorie des Triumphes deſſen, was Sie ‚Recht' nennen, und vielleicht ſogar ohne jede nähere Unterſuchung, worin denn dieſes Recht überhaupt beſteht. Oder irre ich mich vielleicht?«

»Natürlich irren Sie ſich, ich verſtehe Sie ſogar nicht einmal ... weiter?«

Im Hintergrund hörte man Lebedeffs Neffen halblaut irgend etwas murren.

»Weiter? – oh, ſo gut wie nichts«, fuhr Jewgenij Pawlowitſch fort, »ich will nur bemerken, daß man von dieſem Standpunkte aus ſehr leicht auf den des Rechtes der Kraft überhaupt überſpringen kann, ich meine, auf das Recht der einzelnen Fauſt und des jeweiligen willkürlichen Wunſches des einzelnen, womit es ja übrigens auch ſtets in der Welt geendet hat. Iſt doch auch Proudhon zur Theorie des Rechtes der Kraft gelangt. Und zur Zeit der Negerbefreiung in Amerika haben ſich ja ſogar viele der angeſehenſten Liberalen für die Plantagenbeſitzer ausgeſprochen, mit der Begründung, daß die Neger eben Neger ſeien und niedriger als die Menſchen der weißen Raſſe ſtünden, und folglich hätten die Weißen das Recht, die Neger als Sklaven zu behandeln ...«

»Nun?«

»Sie haben alſo gegen das Recht der Macht nichts einzuwenden?«

»Weiter?«

»Sie ſind mir mal konſequent! Ich wollte nur bemerken, daß es von dem Recht der Kraft bis zum Recht der Tiger und Krokodile und ſogar dem der Gorskijs und Daniloffs nicht weit iſt.«

»Ich weiß nicht, weiter?«

Hippolyt hörte kaum darauf, was Jewgenij Pawlowitſch ſprach, und auch das »nun« und »weiter« ſchien er nicht aus Intereſſe für das Weitere zu ſagen, ſondern einfach, weil es ihm zur Gewohnheit geworden war, einen jeden, der ihm von der Welt draußen an ſeinem Krankenlager erzählte, mit »nun« und »weiter« zum Weitererzählen zu drängen.

»Ja, weiter wollte ich nichts ſagen ... das war alles.«

»Ich bin Ihnen übrigens nicht böſe«, ſagte Hippolyt plötzlich ganz unvermittelt und ſtreckte, vielleicht ohne ſich ſelbſt deſſen bewußt zu ſein, Jewgenij Pawlowitſch die Hand entgegen und lächelte ſogar dazu.

Jewgenij Pawlowitſch wunderte ſich zuerſt, reichte ihm aber dann doch mit dem ernſteſten Geſicht die Hand, als empfinge er wirklich Hippolyts Verzeihung.

»Ich kann nicht umhin, Ihnen meinen Dank auszuſprechen für die Aufmerkſamkeit, mit der Sie mich angehört haben,« ſagte er in demſelben zweideutig-höflichen Tone, »denn nach meinen unzähligen Beobachtungen iſt unſer Liberaler nie imſtande, einem anderen Menſchen eine andere Überzeugung zu geſtatten und ſeinem Opponenten nicht ſogleich mit Schimpfworten zu antworten oder mit noch Schlimmerem ...«

»Das iſt eine ſehr richtige Bemerkung«, verſetzte General

Iwan Fjodorowitſch, worauf er, die Hände auf dem Rücken, mit der gelangweilteſten Miene wieder an die Treppe der Veranda trat, wo er vor Ärger heimlich gähnte.

»Nun, jetzt haben wir aber genug von dir«, erklärte Liſaweta Prokofjewna, zu Jewgenij Pawlowitſch gewandt. »Ihr werdet mir langweilig ...«

»Es iſt Zeit!« Hippolyt erhob ſich ſofort beſorgt und faſt erſchrocken und blickte ſich verwirrt im Kreiſe um. »Ich habe Sie aufgehalten ... ich wollte Ihnen alles ſagen ... ich glaubte, daß alle ... zum letzten Male ... das war nur eine phantaſtiſche Idee ...«

Man ſah es ihm an, daß er ſich nur vorübergehend belebte, daß er aus ſeinen Fieberdelirien ganz plötzlich zu ſich kam, nur auf kurze Zeit, und nur dann mit vollem Bewußtſein dachte und ſprach – meiſt nur in abgeriſſenen Sätzen, die er vielleicht alle ſchon vorher gedacht – in den langen, endloſen Stunden auf ſeinem Krankenlager, wenn er ſchlaflos in ſeiner Einſamkeit lag.

»Nun, leben Sie wohl!« ſagte er plötzlich ſchroff. »Sie glauben, daß es mir leicht fällt, Ihnen ‚Leben Sie wohl' zu ſagen? Ha – ha!« lachte er kurz auf, ärgerlich über ſeine ungeſchickte Frage, und plötzlich, gewiſſermaßen aus Ärger darüber, daß er nichts von dem geſagt hatte und nichts ausſprechen konnte, ſagte er laut und gereizt: »Exzellenz! ich habe die Ehre, Sie zu meiner Beerdigung einzuladen, vorausgeſetzt, daß Sie mich dieſer Ehre würdigen, ... und nach Seiner Exzellenz auch alle anderen!«

Wieder lachte er auf; doch diesmal klang es wie das Lachen eines Irrſinnigen. Liſaweta Prokofjewna näherte ſich ihm erſchrocken und erfaßte ſeine Hand. Hippolyt ſah ſie, mit demſelben Lachen im Geſicht, forſchend und unbeweg-

lich an; doch er lachte nicht mehr hörbar, das Lachen war nur als ſolches gleichſam in ſeinem Geſicht erſtarrt.

»Wiſſen Sie auch, daß ich eigentlich nur deshalb hergekommen bin, um Bäume zu ſehen? Dieſe hier ...« (er wies auf die Bäume des Parks) »iſt das nicht lächerlich, was? Aber hierbei iſt doch nichts Lächerliches?« fragte er ernſt Liſaweta Prokofjewna und verſank plötzlich in Gedanken; nach einem Augenblick hob er aber wieder den Kopf und begann neugierig in der Schar der Anweſenden jemanden mit den Augen zu ſuchen. Er ſuchte Jewgenij Pawlowitſch, der ſich rechts von ihm ganz in ſeiner Nähe auf demſelben Platz wie vorhin befand, doch Hippolyt ſchien ſchon vergeſſen zu haben, wo er geſtanden hatte. »Ah, da ſind Sie, Sie ſind nicht fortgegangen!« rief er erfreut aus, als er ihn endlich entdeckte. »Sie lachten darüber, daß ich nur eine Viertelſtunde aus dem Fenſter ſprechen wollte ... Aber wiſſen Sie auch, daß ich gar nicht achtzehn Jahre alt bin? Ich habe ſo lange auf dieſem Kopfkiſſen gelegen, ich habe ſo lange durch dieſes Fenſter geſchaut, ich habe ſo endlos nachgedacht... über alle ... ſo daß ... Ein Toter hat kein Alter, das wiſſen Sie doch. Noch in der vorigen Woche dachte ich, als ich in der Nacht erwachte ... Aber wiſſen Sie auch, was Sie am meiſten fürchten? Unſere Aufrichtigkeit fürchten Sie am meiſten, wenn Sie uns auch verachten! Das habe ich gleichfalls damals, in jener Nacht, auf meinem Kiſſen gedacht ... Sie glauben, daß ich mich vorhin über Sie luſtig machen wollte, Liſaweta Prokofjewna? Nein, ich habe mich nicht über Sie luſtig gemacht, ich wollte nur ſagen, daß es gut iſt, daß Sie ſo ſind ... Koljá hat mir geſagt, der Fürſt habe Sie ein Kind genannt ... das iſt gut ... Aber was wollt' ich doch ... ich wollte doch noch etwas ſagen ...« Er bedeckte das

Geſicht mit den Händen und dachte krampfhaft nach. »Richtig, das war's! – als Sie ſich vorhin ſchon verabſchieden wollten, dachte ich plötzlich: hier ſind jetzt Menſchen, und nie mehr wirſt du ſie wiederſehen, und nie mehr wird das alles ſo ſein, niemals! Und auch die Bäume nicht, – nur die Backſteinmauer wird vor mir ſein, die rote von Meyers Mietkaſerne ... die Brandmauer vor meinem Fenſter ... nun, ſo ſag' ihnen doch jetzt alles das ... verſuch' es doch, ſage es; da« – er wies auf Aglaja – »eine Schönheit! ... du biſt ſo gut wie ein Toter, ſtell' dich ihnen als Toter vor, ſag' ihnen: ‚ein Toter kann alles ſagen' ... und daß die Fürſtin Marja Alexejewna nicht ſchelten wird*, ha-ha! ... Sie lachen nicht über mich?« Er blickte ſich mißtrauiſch im Kreiſe um. »Aber wiſſen Sie, auf dieſem Kopfkiſſen ſind mir viele Gedanken gekommen ... wiſſen Sie, ich habe eingeſehen, daß die Natur ſehr ſpottluſtig iſt ... Sie ſagten, ich ſei ein Atheiſt, aber wiſſen Sie auch, daß dieſe Natur ... Weshalb lachen Sie wieder? Sie ſind furchtbar grauſam!« unterbrach er ſich traurig und unwillig, indem er ſich wieder mißtrauiſch umblickte. »Ich habe Koljá nicht verdorben«, ſchloß er plötzlich in einem ganz anderen Tone, ernſt und überzeugt, als wäre ihm plötzlich wieder ein anderer Gedanke gekommen ...

»Niemand, niemand lacht hier über dich, beruhige dich!« bat ihn Liſaweta Prokofjewna faſt gequält. »Morgen wird dich ein anderer Arzt unterſuchen, dein Arzt hat ſich geirrt;

* In Gribojedoffs Komödie »Unglück durch Verſtand« drückt eine der Hauptperſonen (der alte Famuſſoff), nachdem das »Unglück« geſchehen iſt, ſeine größte Sorge (die Angſt vor dem Klatſch) in dem Stoßſeufzer aus:

»Mein Gott, was wird jetzt ſagen
Die Fürſtin Marja Alexewna!« E. K. R.

aber ſo ſetz dich doch, was ſtehſt du denn, du kannſt dich ja kaum auf den Füßen halten! Du fieberſt und phantaſierſt ... Ach, was ſoll man jetzt mit ihm anfangen!« ſorgte ſie ſich um ihn und bemühte ſich ängſtlich, ihn wieder zum Niederſitzen zu bewegen, damit er nur ja nicht mehr ſtehe.

Eine Träne glänzte auf ihrer Wange.

Hippolyt blieb ganz betroffen ſtehen, hob die Hand, die er ängſtlich vorſtreckte, und berührte zaghaft dieſe Träne.

Er lächelte, es war ein eigentümliches, kindliches Lächeln.

»Ich ... ich ... habe Sie ...« begann er ſelig, »Sie wiſſen nicht, wie ich Sie ... er hat mir immer mit einer ſolchen Begeiſterung von Ihnen erzählt, er da, Koljá ... ich liebe ſeine Begeiſterung ... Ich habe ihn nicht verdorben! Nur ihn allein laſſe ich zurück ... ich wollte alle zurücklaſſen, alle, – aber es war niemand da, niemand war da ... Ich wollte ein großer Tatmenſch ſein, ich hatte das Recht ... oh, wieviel ich gewollt habe! Jetzt will ich nichts, ich will auch nichts mehr wollen, ich habe mir das Wort gegeben, daß ich nichts mehr wollen werde; mögen ſie ohne mich die Wahrheit ſuchen, mögen ſie doch! Ja, die Natur iſt ſpottluſtig! Weshalb erſchuf ſie mich«, brach es in zitternder Leidenſchaft aus ihm hervor, »weshalb erſchafft ſie die beſten Geſchöpfe, um dann ſpäter ihren Spott mit ihnen zu treiben? Hat ſie es doch auch zugelaſſen, daß das einzige Weſen, das auf Erden als vollkommen anerkannt wurde ... hat ſie es doch ſo gemacht, daß gerade dieſes Weſen das ausſprechen mußte, um deſſentwillen ſo viel Blut gefloſſen iſt, daß die Menſchen, wenn es auf einmal gefloſſen wäre, im Blute hätten ertrinken müſſen!

Oh, es iſt gut, daß ich ſterbe! Ich würde ja vielleicht auch irgendeine furchtbare Lüge ſagen, die Natur würde es ſchon

ſo einrichten! ... Ich habe niemanden verdorben ... Ich wollte zum Glücke aller Menſchen leben, um die Wahrheit zu ergründen und zu verkünden ... Ich ſah durch mein Fenſter auf Meyers Backſteinmauer und glaubte, eine Viertelſtunde würde mir genügen, um alle, alle zu überzeugen, und da bin ich nun einmal im Leben zuſammen ... mit Ihnen, wenn auch nicht mit den Menſchen! – und was iſt nun herausgekommen? Nichts! Es iſt das herausgekommen, daß Sie mich verachten! Folglich bin ich ein Dummkopf, folglich bin ich überhaupt nicht nötig, nicht fähig, folglich iſt es Zeit! Und nicht die geringſte Erinnerung habe ich zu hinterlaſſen verſtanden! Keinen Laut, keine Spur, nicht eine einzige Tat, keine einzige Überzeugung habe ich verbreitet! Lachen Sie nicht über den Dummen! Vergeſſen Sie ihn! Vergeſſen Sie alles ... vergeſſen Sie, ich bitte Sie darum, ſeien Sie nicht ſo grauſam! Wiſſen Sie auch, daß ich, wenn nicht dieſe Schwindſucht gekommen wäre, mich ſelbſt umgebracht hätte ...«

Er wollte offenbar noch mehr ſagen, ſprach es aber nicht aus, ſondern fiel plötzlich auf den Seſſel nieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen und ſchluchzte wie ein kleines Kind.

»Da! Er weint! Mein Gott, was ſoll man jetzt mit ihm tun!« rief Liſaweta Prokofjewna aufs äußerſte erſchrocken aus; ſie trat ſchnell an ſeinen Stuhl, nahm ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände und drückte ihn feſt, feſt an ihre Bruſt. Er ſchluchzte wie im Krampf.

»Nu – nu – nu! Nu, wein' doch nicht, nu, genug, du biſt ein guter Junge, Gott wird dir alles verzeihen, wegen deiner Unwiſſenheit; nu, genug, ſei ein ganzer Mann ... Und du wirſt dich ja doch ſpäter ſchämen ...«

»Ich habe dort», begann Hippolyt ſtockend, und er be-

mühte ſich, den Kopf zu erheben, »ich habe einen Bruder und zwei Schweſtern, Kinder, kleine Kinder, arme, unſchuldige ... Sie wird ſie verderben! Entreißen Sie ſie ihr ... Sie – ſind eine Heilige, Sie ... Sie ſind ſelbſt ein Kind, – retten Sie ſie! Retten Sie ſie vor dieſer... ſie... wird ſie der Schande ... Oh, helfen Sie ihnen, erbarmen Sie ſich ihrer, Gott wird es Ihnen hundertfach vergelten, um Chriſti willen! ...«

»So ſagen Sie doch endlich, Iwan Fjodorowitſch, was ſoll man denn jetzt tun!« rief Liſaweta Prokofjewna gereizt ihren Mann um Rat an. »Haben Sie doch die Güte und brechen Sie endlich Ihr erhabenes Schweigen! Wenn Sie ſich zu nichts entſcheiden, werde ich ſelbſt hier nächtigen, damit Sie's nur wiſſen; Sie haben mich zur Genüge mit Ihrer Herrſchſucht tyranniſiert!«

Liſaweta Prokofjewna war zu jedem Opfer bereit, was ſich äußerlich in ihrem Zorn verriet, und erwartete eine ſofortige Antwort. Leider pflegen in ſolchen Fällen die Anweſenden, ſelbſt wenn ihrer viele ſind, mit Schweigen und paſſiver Neugier zu antworten, um nur ja nichts auf ſich zu nehmen. Ihre Gedanken aber äußern ſie gewöhnlich erſt lange nachher. Hier nun gab es unter den Anweſenden ſogar ſolche, die womöglich die ganze Nacht bis zum nächſten Morgen geſeſſen hätten, ohne auch nur ein Wort zu ſagen – zum Beiſpiel Warwara Ardalionowna Ptizyn, die die ganze Zeit ſchweigend dageſeſſen und nur mit ungeheurem Intereſſe zugehört hatte – vielleicht nicht ohne ihre beſonderen Gründe zu dieſem Intereſſe zu haben.

»Mein Freund,« verſetzte der General, ſich an ſeine Gemahlin wendend, »meine Meinung wäre die, daß hier jetzt eher eine Krankenpflegerin am Platze wäre als unſere Auf-

regung... oder für dieſe Nacht zum mindeſten ein nüchterner, zuverläſſiger Menſch. Jedenfalls müſſen wir aber den Fürſten bitten und... dieſem hier unverzüglich Ruhe gönnen. Morgen können wir ja dann wieder unſere Teilnahme...«

»Es iſt ſogleich zwölf, wir fahren jetzt. Wird er mit uns kommen oder bleibt er bei Ihnen?« wandte ſich Doktorenko gereizt und geärgert an den Fürſten.

»Wenn Sie wollen, ſo bleiben Sie doch auch hier bei ihm,« ſagte der Fürſt, »Platz habe ich genug.«

»Exzellenz,« wandte ſich ganz unerwartet und förmlich begeiſtert Herr Keller an den General, »wenn ein zuverläſſiger Menſch für die Nacht verlangt wird, ſo bin ich gern bereit, meinem Freunde das Opfer zu bringen... er iſt ein ſeltener Menſch, wenn Sie wüßten, was für eine Seele er hat! Ich halte ihn ſchon längſt für ein Genie, Exzellenz! Ich habe gewißlich, ſowohl in meiner Bildung wie in meiner Karriere, Pech gehabt, und Exzellenz werden das verſtehen... aber wenn er kritiſiert, das kann auch ich beurteilen, dann ſtreut er ja nur ſo Perlen aus dem Ärmel, Perlen, ſag' ich Ihnen!...«

Mit Verzweiflung im Geſicht wandte ihm der General den Rücken.

»Es wird mich ſehr freuen, wenn er hier bliebe; es würde ihn natürlich ſehr angreifen, jetzt noch zu fahren«, ſagte der Fürſt halb benommen auf die gereizten Fragen Liſaweta Prokofjewnas.

»Ja, du ſchläfſt wohl ſchon? Wenn du nicht willſt, Väterchen, werde ich ihn zu mir bringen! Gott, was iſt das, du hältſt dich ja ſelbſt kaum auf den Füßen! Biſt du krank? Was fehlt dir?«

Als Liſaweta Prokofjewna den Fürſten nicht ſterbend vorfand, hatte ſie ihn nach ſeinem Ausſehen für viel geſunder gehalten als er war. In Wirklichkeit aber hatten der Anfall, die ſchweren Erinnerungen, die ſich an ihn knüpften, die phyſiſche Müdigkeit in den Gliedern, dann der ermüdende Abendbeſuch, dieſer ganze Vorfall mit dem »Sohn Pawliſchtſcheffs« und nun auch noch der mit Hippolyt – alles das hatte die krankhafte Empfindſamkeit des Fürſten geradezu bis zum Fieber geſteigert. Außerdem verrieten jetzt ſeine Augen noch irgendeine beſondere Sorge oder ſogar Angſt: faſt furchtſam blickte er auf Hippolyt, ganz als befürchte er von dieſem noch irgend etwas.

Da erhob ſich plötzlich Hippolyt, unheimlich bleich, mit einem Ausdruck unerträglicher, an Verzweiflung grenzender Scham in dem verzerrten Geſicht. Dieſe Scham drückte ſich vor allem in ſeinem Blick aus, der haßerfüllt und doch angſtvoll über die Anweſenden huſchte, und in dem verlorenen, verzogenen und gleichſam ſich windenden Spottlächeln auf ſeinen zuckenden Lippen. Übrigens ſenkte er den Blick ſogleich zu Boden und wankte mit unſicheren Schritten, immer noch dasſelbe Lächeln auf den Lippen, zu Burdowskij und Doktorenko, die bereits an der Treppe ſtanden: er fuhr mit ihnen.

»Das... das fürchtete ich ja!« rief der Fürſt aus. »So mußte es ja kommen!«

Hippolyt wandte ſich brüsk nach ihm um, und raſende Wut ſprach aus ſeinem Geſicht, in dem jeder Nerv zu zittern und zu ſprechen ſchien.

»Ah, alſo das haben Sie befürchtet! ‚So mußte es ja kommen‘ Ihrer Meinung nach? So hören Sie denn, daß ich, wenn ich hier jemanden haſſe (und ich haſſe Sie hier

alle!)« ſchrie er heiſer, kreiſchend, bei jedem Satz ſpritzte der Speichel von ſeinen Lippen, »daß ich Sie, Sie Jeſuit, Sie Sirupſeele, Sie Idiot, Sie tugendreicher Millionär und Wohltäter, daß ich Sie mehr als alles auf der Welt haſſe! Ich habe Sie längſt durchſchaut und zu haſſen begonnen, ſchon damals, als ich Sie nur vom Hörenſagen kannte, haßte ich Sie mit dem ganzen Haß meiner Seele... Das haben Sie jetzt ſo herbeigeführt! Sie haben mich zu dieſem Anfall gebracht! Sie haben mich, den Sterbenden, dieſer Schmach ausgeſetzt, Sie, Sie, Sie allein ſind ſchuld an meinem erbärmlichen Kleinmut! Ich würde Sie totſchlagen, wenn ich am Leben bliebe! Ich brauche Ihre Wohltaten nicht, ich nehme von keinem welche an, hören Sie, von keinem, nichts! Ich fieberte... ich habe nur phantaſiert, Sie dürfen es nicht wagen, zu triumphieren! Ich verfluche Sie alle ein für allemal!«

Seine Stimme brach ab, er war atemlos.

»Schämt ſich ſeiner Tränen!« flüſterte Lebedeff Liſaweta Prokofjewna zu. »Da haben wir das ‚So mußte es kommen!' Ja, der Fürſt! Hat ihm wieder bis ins Innerſte geſchaut...«

Doch Liſaweta Prokofjewna würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. Sie ſtand, ſtolz aufgerichtet, den Kopf in den Nacken geworfen, und betrachtete mit verächtlichem Blick »dieſe Leutchen«. Als Hippolyt atemlos verſtummt war, hatte der General nur die Schultern mit entſprechender Mundbewegung in die Höhe gezogen, woraufhin ihn ſeine Gattin jetzt zornig vom Kopf bis zu den Füßen maß, als verlange ſie Rechenſchaft über dieſe Bewegung; doch dann wandte ſie ſich, ohne ein Wort zu ſagen, an den Fürſten.

»Ich danke Ihnen, Fürſt – unſerem exzentriſchen Freunde,

der Sie ſind – für den angenehmen Abend, den Sie uns allen bereitet haben. Sie können ſich ja jetzt von Herzen freuen, daß es Ihnen doch gelungen iſt, auch uns in Ihre Dummheiten zu verwickeln... Genug jetzt, lieber Freund, ich danke Ihnen, daß Sie uns dabei wenigſtens Gelegenheit geboten haben, Sie einmal gut zu durchſchauen!...«

Und unwillig begann ſie ihre Mantille zurechtzuziehen, da ſie erſt abwarten wollte, bis »jene« ſich fortbegeben hatten. Doktorenko hatte bereits vor einer Viertelſtunde Lebedeffs Sohn, den Gymnaſiaſten, nach einer Droſchke geſchickt, mit der dieſer nun gerade vorgefahren war. Dem Beiſpiel ſeiner Gattin folgend, wandte ſich auch der General an den Fürſten.

»In der Tat, ich hätte es nicht erwartet... nach allem... nach allen freundſchaftlichen Beziehungen... und ſchließlich – Liſaweta Prokofjewna...«

»Nein, pfui, nein, wie kann man nur ſo!« rief Adelaida im Unwillen über ihre Eltern aus, trat ſchnell auf den Fürſten zu und reichte ihm die Hand.

Mit müdem, verlorenem Blick lächelte der Fürſt ſie an, vielleicht ohne ſie zu ſehen. Plötzlich drang ein heißes, ſchnelles Geflüſter an ſein Ohr.

»Wenn Sie dieſe erbärmlichen Menſchen nicht ſogleich hinauswerfen laſſen, werde ich mein ganzes Leben, mein ganzes Leben lang nur Sie allein haſſen!«

Es war Aglaja; ſie war wie raſend, wie außer ſich; doch noch bevor der Fürſt ſie anſehen konnte, hatte ſie ſich ſchon von ihm abgewandt. Übrigens gab es niemanden mehr hinauszuwerfen: Hippolyt war von ſeinen Freunden inzwiſchen in den Wagen gehoben worden – in dieſem Augenblick fuhren ſie bereits davon.

»Nun, gedenken Sie ſich noch lange hier aufzuhalten, Iwan Fjodorowitſch? Was meinen Sie?« fragte Liſaweta Prokofjewna.

»Tja, ich, mein Freund... ich=ch... bin ſelbſtverſtändlich ſofort bereit... Lieber Fürſt...«

Der General ſtreckte doch noch ſeine Hand aus, um ſich vom Fürſten zu verabſchieden, wartete aber nicht, bis der Fürſt, der ihn nur zerſtreut anſah, ihm gleichfalls die Hand reichte, ſondern eilte ſeiner Gemahlin nach, die ſoeben zornig und rauſchend die Treppe hinunterſtieg. Adelaida, deren Bräutigam und Alexandra verabſchiedeten ſich herzlich vom Fürſten, desgleichen Jewgenij Pawlowitſch, der als einziger ſeine heitere Stimmung bewahrt hatte.

»Sehen Sie, da habe ich doch recht gehabt! Schade nur, daß auch Sie Ärmſter jetzt darunter zu leiden haben!« ſagte er halblaut mit dem gewinnendſten Lächeln zum Fürſten gewandt – vielleicht aber lag dennoch ein wenig Spott in dieſem Lächeln.

Aglaja ging fort, ohne ſich zu verabſchieden.

Doch die Überraſchungen dieſes Abends waren damit noch nicht zu Ende.

Liſaweta Prokofjewna war kaum von der Treppe auf den Fahrweg getreten, der ſich durch den Park ſchlängelte, als plötzlich ein entzückendes Geſpann, eine offene Kaleſche, vor der zwei prächtige Schimmel elegant ausgriffen, in ſchnellem Tempo an der Villa des Fürſten vorüberfuhr. Im Fond des Wagens ſaßen zwei reich gekleidete Damen. Doch plötzlich, kaum waren ſie zehn Schritte an der Veranda vorübergefahren, hielt der Wagen; die eine der Damen wandte ſich haſtig zurück, als hätte ſie einen Bekannten erblickt, mit dem ſie unbedingt ein paar Worte wechſeln mußte.

»Jewgenij Pawlowitſch! Biſt du's?« ertönte plötzlich eine helle, ſchöne Stimme, die den Fürſten zuſammenzucken machte, und vielleicht nicht nur den Fürſten allein. »Nein, bin ich froh, daß ich dich endlich gefunden habe! Ich habe doch einen Boten zu dir in die Stadt geſchickt; ſogar zwei! Den ganzen Tag wirſt du geſucht!«

Jewgenij Pawlowitſch ſtand wie vom Schlage gerührt auf der Treppenſtufe. Auch Liſaweta Prokofjewna war ſtehengeblieben, doch nicht vor Schreck und Verwunderung wie Jewgenij Pawlowitſch: ſie blickte die geputzte Dame mit derſelben kalten Verachtung an, mit der ſie vor fünf Minuten die »Leutchen« betrachtet hatte und richtete dann ihren prüfenden Blick ſofort auf Jewgenij Pawlowitſch.

»Freue dich!« fuhr die helle Stimme fort. »Rogoſhin hat deine Wechſel aufgekauft, von Kupfer, für dreißigtauſend, ich habe ihn darum gebeten. Jetzt kannſt du noch drei Monate lang ruhig ſein! Und mit Biskup und den anderen Wucherern werden wir es auch noch arrangieren, aus alter Bekanntſchaft! Alſo, wie du ſiehſt, alles geht gut! Kannſt dich freuen! Auf Wiederſehen morgen!«

Die Pferde zogen an und griffen aus, der Wagen verſchwand ebenſo ſchnell, wie er aufgetaucht war.

»Das iſt eine Irrſinnige!« ſtieß endlich Jewgenij Pawlowitſch hervor, bis über die Stirn errötend vor Unwillen, und verſtändnislos blickte er ſich im Kreiſe um. »Ich verſtehe kein Wort von dem, was ſie da ſagte! Was ſind das für Wechſel? Wer iſt ſie überhaupt?«

Doch Liſaweta Prokofjewna ſah ihn immer noch unbeweglich an: zwei Sekunden lang ruhten ihre Blicke ineinander; dann wandte ſie ſich plötzlich ſtolz ab und ging ſchnell weiter auf dem Wege zu ihrem Hauſe. Die anderen folgten ihr.

Nach einer Minute kehrte Jewgenij Pawlowitſch in höchſter Erregung zum Fürſten auf die Veranda zurück.

»Fürſt, ſagen Sie mir die Wahrheit, wiſſen Sie nicht, was das zu bedeuten hat?«

»Ich habe keine Ahnung!« antwortete der Fürſt, der ſich gleichfalls in krankhafter Spannung und Erregung befand.

»Wirklich nicht?«

»Sie können es mir glauben.«

»Ja, auch ich weiß es nicht,« lachte plötzlich Jewgenij Pawlowitſch. »Bei Gott, ich habe keinen Schimmer von irgendwelchen Wechſeln, Sie können es mir wahrhaftig glauben, ich verſichere Sie auf mein Ehrenwort!... Aber was iſt mit Ihnen, Sie werden doch nicht ohnmächtig?«

»Oh, nein, nein, gewiß nicht, nein...«

XI.

Erſt am dritten Tage wurde dem Fürſten von Jepantſchins verziehen. Zwar ſprach der Fürſt, wie gewöhnlich, ſich allein die ganze Schuld zu und erwartete daher mit Gewißheit ſeine Strafe; trotzdem war er innerlich von Anfang an überzeugt, daß Liſaweta Prokofjewna ihm nicht ernſtlich böſe ſein könne, ſondern ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr über ſich ſelbſt ärgere. Deshalb fühlte er ſich denn auch am dritten Tage, als ihm noch immer nicht Verzeihung gewährt worden war, moraliſch ganz niedergedrückt. Außerdem kamen noch andere Dinge hinzu, die ihn quälten, namentlich etwas, das ſich im Laufe der drei Tage dank dem zunehmenden Mißtrauen des Fürſten progreſſiv vergrößerte und immer beängſtigender wurde. (Er machte ſich ſeit einiger Zeit heftige Vorwürfe wegen ſeines »ſinnloſen, zudringlichen« Vertrauens und ſeines »finſteren, nied-

rigen« Mißtrauens.) Kurz und gut – bis zum Abend des dritten Tages hatte der Zwiſchenfall mit der exzentriſchen Dame, die aus dem Wagen zu Jewgenij Pawlowitſch geſprochen hatte, in ſeinen Gedanken bereits eine wahrhaft rätſelhafte Bedeutung von nahezu erſchreckendem Umfang angenommen. Die unheimlichſte Frage war für ihn – ganz abgeſehen von allen anderen unangenehmen Seiten des Vorfalls – ob nun wiederum er allein an dieſer neuen »Ungeheuerlichkeit« ſchuld ſei, oder nur... Doch er ſprach es nicht aus, wen er meinte. Was jedoch die Umänderung der Buchſtaben A. M. D. in N. F. B. anlangte, ſo glaubte er jetzt nur einen harmloſen Scherz darin erblicken zu dürfen, eine kindliche Unart, ſo daß ihm ſelbſt längeres Nachdenken darüber beſchämend und in einer Beziehung ſogar unehrenhaft erſchien.

Übrigens hatte der Fürſt am nächſten Tage nach jenem abſcheulichen »Abend« das Vergnügen gehabt, den Fürſten Sch. und Adelaida bei ſich zu empfangen: ſie waren »hauptſächlich deshalb gekommen, um ſich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen«. Adelaida hatte im Park einen »entzückenden alten Baum« entdeckt, eine Trauerweide mit langen hängenden Äſten in friſchem jungen Grün; unterwegs – ſie waren beide »nur ſo« ſpazierengegangen – hatte Adelaida beſchloſſen, »unbedingt, unbedingt dieſen Baum zu malen«. Und von dieſem Baum war faſt die ganze Zeit geſprochen worden, mindeſtens eine halbe Stunde lang. Fürſt Sch. war ſo liebenswürdig und aufmerkſam geweſen, wie er es immer war, hatte den Fürſten nach dieſem und jenem gefragt, hatte ihn an ihre erſte Begegnung in der kleinen Provinzſtadt erinnert, ſo daß des vorhergegangenen Abends mit keinem Wort Erwähnung getan wurde. Schließlich hatte

es Adelaida doch nicht ausgehalten: ſie hatte zu lachen begonnen und geſtanden, daß ſie gewiſſermaßen »inkognito« zu ihm gekommen ſeien. Doch das war auch alles, was ſie verriet, – nicht viel, aber auch gewiß nicht wenig, denn aus dieſem »inkognito« konnte man mit Leichtigkeit die Stimmung ihrer Eltern erraten. Doch weder über ihre Mutter, noch über Aglaja und nicht einmal über Iwan Fjodorowitſch ließ Adelaida ein Wort fallen, und als ſie aufbrachen, um ihren Spaziergang fortzuſetzen, luden ſie den Fürſten nicht ein, ſich ihnen anzuſchließen, – daß er ſie beſuchen ſolle, davon war erſt recht keine Rede! Ja, in der Beziehung verriet ein kurzes Geſpräch ſogar noch viel mehr: als Adelaida von ihrer letzten Aquarellmalerei erzählte, wünſchte ſie plötzlich ſehr, daß der Fürſt ſie kritiſiere. »Aber wie ſoll ich ſie Ihnen zeigen?« ſtutzte ſie auf einmal. »Warten Sie! Ich werde Koljá bitten, wenn er heute zu uns kommt... oder nein, ich werde ſie Ihnen morgen ſelbſt bringen, wenn ich mit dem Fürſten wieder ſpazieren gehe!« entſchied ſie ſchnell, ſehr erfreut über die gefundene Löſung des Problems.

Sie verabſchiedeten ſich bereits, als Fürſt Sch. ſich ſcheinbar erſt jetzt ganz plötzlich einer Sache zu entſinnen ſchien.

»Ach, à propos,« wandte er ſich an den Fürſten, »wiſſen Sie nicht wenigſtens, beſter Lew Nikolajewitſch, wer dieſe Dame war, die geſtern Jewgenij Pawlowitſch dieſe rätſelhaften Worte zurief?«

»Das war Naſtaſſja Filippowna«, ſagte der Fürſt. »Sollten Sie das noch nicht erfahren haben, daß ſie es war? Wer aber die andere Dame im Wagen war, das weiß ich nicht...«

»Doch, doch, ich weiß, ich hab's gehört!« unterbrach ihn Fürſt Sch. eilig. »Aber was bedeutete das, was ſie ihm da

zurief? Das iſt, ich muß geſtehen, ein ſolches Rätſel... für mich, wie auch für alle anderen...«

Fürſt Sch. ſprach erſichtlich in größter Verwunderung.

»Sie ſprach von irgendwelchen Wechſeln Jewgenij Pawlowitſchs,« antwortete der Fürſt ſehr einfach, »die Rogoſhin von einem Wucherer gekauft hat, auf ihre Bitte hin, und daß Rogoſhin auf die Einlöſung derſelben noch warten werde.«

»Ich weiß, ich weiß, mein beſter Fürſt, aber das iſt ja doch ein Ding der Unmöglichkeit! Jewgenij Pawlowitſch hat überhaupt keine Wechſel ausgeſtellt, wozu hätte er das nötig! – bei ſeinem Vermögen!... Es iſt ja wahr, er hat ja früher mitunter aus Leichtſinn welche ausgeſtellt, und ſogar ich habe ihn manches Mal aus der Patſche gezogen... Aber bei einem ſolchen Vermögen einem Wucherer Wechſel auszuſtellen und ſich dann ihretwegen noch Sorgen zu machen – das iſt doch ausgeſchloſſen, ganz ausgeſchloſſen! Und ebenſo kann er ſich doch mit Naſtaſſja Filippowna unmöglich auf du und du ſtehen – das iſt mir noch das Rätſelhafteſte! Er beſchwört, daß er kein Wort von der ganzen Sache verſtehe, und ich glaube es ihm gern. Die Sache iſt nur die, beſter Fürſt, – ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht vielleicht irgend etwas wiſſen? Das heißt, ich meine ja nur – vielleicht iſt Ihnen durch irgendeinen Zufall etwas zu Ohren gekommen?«

»Nein, ich weiß nichts, und ich verſichere Ihnen, daß ich nicht daran beteiligt geweſen bin.«

»Aber lieber Fürſt, wer denkt denn daran! Wie ſonderbar Sie ſind! Ich erkenne Sie heute kaum wieder. Hätte ich denn jemals ſo etwas auch nur vermuten können? – Sie, beteiligt an einer ſolchen Intrige?... Aber Sie ſind heute nervös.«

Er umarmte und küßte ihn herzlich.

»Das heißt – an welch einer ‚solchen‘ Intrige beteiligt? Ich kann hier keinerlei ‚solche‘ Intrige sehen.«

»Nun, zweifellos hat doch die betreffende Person Jewgenij Pawlowitsch an irgend etwas verhindern wollen, indem sie ihm in den Augen der Anwesenden Eigenschaften beilegte, die er nicht hat und auch gar nicht haben kann«, antwortete Fürst Sch. ziemlich trocken.

Den Fürsten Lew Nikolajewitsch schien diese Antwort nicht wenig zu verwirren, doch blickte er trotzdem unverwandt Fürst Sch. an; jener verstummte aber plötzlich.

»Sollten es nicht doch einfach Wechsel sein? Ist es nicht buchstäblich so, wie sie gestern sagte?« stieß der Fürst plötzlich in nervöser Ungeduld hervor, man hörte jedoch heraus, daß er unsicher war.

»Aber so urteilen Sie doch selbst, was kann es denn Gemeinsames geben zwischen Jewgenij Pawlowitsch und ... ihr und außerdem noch Rogoshin? Glauben Sie mir, er besitzt tatsächlich ein großes Vermögen, ich weiß es ganz sicher. Und ein zweites großes Vermögen wird ihm vielleicht bald noch von seinem Oheim zufallen. Nastassja Filippowna hat einfach...«

Wieder verstummte Fürst Sch. ganz plötzlich; offenbar wollte er dem Fürsten gegenüber nicht mit seinen Gedanken über Nastassja Filippowna herausrücken.

»Aber dann ist sie doch jedenfalls mit ihm bekannt?« fragte der Fürst nach kurzem Schweigen.

»Das scheint allerdings der Fall zu sein. Er war ein bißchen leicht. Doch übrigens, wenn er auch mit ihr bekannt gewesen ist, so ist das immerhin schon lange her, so... sagen wir, – zwei bis drei Jahre. Er war ja doch mit Tozkij gut

bekannt. Jetzt aber kann von einer näheren Bekanntſchaft oder gar einer Freundſchaft auf du und du überhaupt nicht die Rede ſein! So intim iſt er mit ihr nie geweſen, nie! Und Sie wiſſen doch ſelbſt ſehr gut, daß ſie lange Zeit gar nicht in Petersburg gelebt hat. Und die meiſten wiſſen es überhaupt noch nicht, daß ſie wieder hier aufgetaucht iſt. Dieſen Wagen und die Pferde habe ich erſt vor etwa drei Tagen zum erſtenmal hier geſehen.«

»Ein entzückendes Geſpann!« bemerkte Adelaida.

»Ja, das Geſpann iſt allerdings tadellos.«

Übrigens verließen ſie den Fürſten in der freundſchaftlichſten Stimmung, faſt kann man ſogar ſagen, daß ſie ſich wie Geſchwiſter von ihm verabſchiedeten.

Für den Fürſten Lew Nikolajewitſch war aber dieſer Beſuch von ganz ungeheuerer Bedeutung. Nun ja, er hatte ja ſelbſt vieles vermutet, bereits ſeit der geſtrigen Nacht (vielleicht aber auch ſchon früher); doch hatte er bis zu dieſem Beſuch immer noch nicht gewagt, ſeine Befürchtungen vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Jetzt aber war wenigſtens ſo viel klar, daß Fürſt Sch., der natürlich das Ganze an ſich falſch auffaßte, immerhin der Wahrheit auf der Spur war, wenn er hier eine Intrige vermutete.

»Übrigens...« dachte der Fürſt bei ſich, »vielleicht faßt er es im geheimen ganz richtig auf, will es aber nur nicht anderen aufdecken und legt die Sache deshalb abſichtlich falſch aus.«

Jedenfalls ſtand jetzt eines feſt: daß Adelaida und Fürſt Sch. (namentlich Fürſt Sch.) in der Hoffnung zu ihm gekommen waren, von ihm etwas Näheres erfahren zu können; war aber das der Fall, ſo mußte man ihn doch unbedingt für beteiligt an der Intrige halten. Und außerdem: wenn der

ganze Vorfall wirklich von ſolch einer Wichtigkeit war, dann mußte ſie doch irgend etwas Furchtbares im Sinne haben, – was aber konnte das ſein? ... Wie dieſe Gedanken quälten!

»Und wie könnte man ſie von etwas abbringen, das ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat? Das iſt ja doch ganz unmöglich, ganz ausgeſchloſſen, wenn ſie ſich von der Notwendigkeit der Durchführung ihrer Abſicht überzeugt hat!« Das wußte der Fürſt aus Erfahrung nur zu gut. »Sie iſt ja doch wahnſinnig! ... wahnſinnig! ...«

Doch der quälenden Probleme gab es für ihn an dieſem Morgen gar zu viele; alle tauchten ſie jetzt auf einmal auf, und über alle mußte er nachdenken, lange nachdenken, und alle wollten ſchnell gelöſt ſein. So kam es, daß der Fürſt ſehr ernſt und niedergedrückt war. Ein wenig Zerſtreuung brachte ihm Wjera Lebedewa, die mit ihrem kleinen Schweſterchen Ljubotſchka zu ihm kam und lachend irgend etwas erzählte. Bald darauf erſchien auch ihre andere Schweſter, die, welche beim Lachen den Mund immer ſo weit aufriß, und dieſer folgte Lebedeffs Sohn, der Gymnaſiaſt, der ſich dann gleichfalls an der Zerſtreuung des Fürſten beteiligte und lebhaft verſicherte, daß der »Wermutſtern« in der Apokalypſe, der »auf die Quellen der Gewäſſer« fiel, nach der Auslegung ſeines Vaters nichts anderes als das Eiſenbahnnetz bedeute, das ſich jetzt über Europa auszubreiten beginne. Der Fürſt wollte es nicht glauben, daß Lebedeff den Stern ſo deute, worauf dann beſchloſſen wurde, ihn ſelbſt bei nächſter Gelegenheit danach zu fragen. Von Wjera Lebedewa erfuhr der Fürſt ferner, daß Herr Keller ſich bei ihnen geſtern heimiſch niedergelaſſen hatte und aller Vorausſicht nach nicht ſo bald wieder wegziehen werde, zumal er in dem alten General Iwolgin einen Kompagnon und guten Freund ge-

funden hätte; übrigens habe er erklärt, daß er einzig »zur Komplettierung ſeiner Bildung« bei ihnen bliebe. Überhaupt begannen die Kinder Lebedeffs, dem Fürſten mit jedem Tage mehr zu gefallen.

Koljá erſchien den ganzen Tag nicht: er war am Morgen nach Petersburg gefahren (Lebedeff hatte ſich bereits in aller Frühe dorthin begeben – in Geſchäften, wie es hieß), und ſo erwartete der Fürſt mit Ungeduld den Beſuch Gawrila Ardalionytſchs, den ihm dieſer am Abend vorher beim Abſchied zugeſagt hatte.

Um ſieben Uhr abends erſchien er denn auch richtig – ſogleich nach dem Eſſen*. Beim erſten Blick auf ihn glaubte der Fürſt zu erraten, daß ihm alles, was an dem Abend paſſiert war, bis aufs Letzte bekannt ſei. Wie ſollte es auch anders ſein, wenn er ſolche Helfershelfer wie ſeine Schweſter Warjá und ſeinen Schwager Ptizyn hatte! Zwiſchen Ganjá und dem Fürſten beſtand ein etwas eigentümliches Verhältnis. Der Fürſt hatte ihm zum Beiſpiel die Führung der ganzen Angelegenheit mit Burdowskij anvertraut und ihn noch ganz beſonders gebeten, die Sache zu übernehmen; doch ungeachtet dieſes Vertrauens und noch ſo mancher anderen Bande, die ſie verknüpften, blieben gewiſſe Punkte zwiſchen ihnen beſtehen, die von ihnen gleichſam nach gemeinſamer Verabredung mit keinem Wort berührt wurden. Dem Fürſten hatte allerdings geſchienen, daß Ganjá ihm gegenüber vielleicht vollkommen und freundſchaftlich aufrichtig zu ſein wünſchte, und ſo dachte er auch jetzt, daß Ganjá, als er eintrat, im höchſten Grade überzeugt ſei, daß nun der Augenblick gekommen wäre, in dem das Eis an dieſen gewiſſen

* Die Hauptmahlzeit wird in Petersburg gewöhnlich um ſechs Uhr eingenommen. E. K. R.

Punkten von beiden Seiten gebrochen werden könnte. Nur hatte Ganjá diesmal leider nicht viel Zeit: seine Schwester wartete auf ihn bei Lebedeffs, und sie hatten zusammen noch etwas Eiliges vor.

Aber wenn Ganjá vielleicht tatsächlich eine ganze Reihe ungeduldiger Fragen, unwillkürlicher Äußerungen oder gar freundschaftlicher Mitteilungen und Herzensergüsse erwartet hatte, so harrte seiner allerdings eine große Enttäuschung. Während der ganzen Zeit seines Besuches war der Fürst fast wie geistesabwesend, wenigstens sehr wortkarg und sehr zerstreut.

Die ganze Reihe von Fragen oder vielmehr die eine Frage, die Ganjá erwartet hatte, wurde vom Fürsten nicht an ihn gerichtet. Da beschloß auch Ganjá, zurückhaltender zu sein. Nichtsdestoweniger erzählte er ohne Unterlaß die ganze Zeit, lachte, scherzte, – kurzum, unterhielt den Fürsten während der zwanzig Minuten, die er bei ihm war, in der liebenswürdigsten Weise, doch die Hauptsache berührte er mit keinem Wort.

Unter anderem erzählte er, daß Nastassja Filippowna sich erst seit etwa vier Tagen in Pawlowsk aufhalte und doch bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe. Sie wohne in einem kleinen, unscheinbaren Hause bei Darja Alexejewna, irgendwo in einer »Matrosenstraße«, wenn er sich nicht irre, ihre Equipage aber sei die schönste in Pawlowsk. Es habe sich auch bereits eine ganze Schar von alten und jungen Verehrern um sie versammelt, von denen sie auf ihren Spazierfahrten mitunter hoch zu Roß begleitet werde. Zwar sei sie immer noch sehr wählerisch in ihrem Verkehr mit Herren, doch stände ihr trotzdem ein ganzes Korps zur Verfügung, falls sie irgendwie desselben bedürfen sollte. Ein

erklärter Bräutigam, einer der Pawlowsker Datschenbesitzer, habe sich bereits ihretwegen mit seiner Braut entlobt, und ein alter General habe ihretwegen seinen Sohn fast verflucht. Gewöhnlich fahre sie mit einem sehr schönen jungen Mädchen, einer Verwandten Darja Alexejewnas aus; dieses junge, etwa sechzehnjährige Mädchen habe eine wundervolle Stimme und singe des Abends so schön, daß das unansehnliche Haus Darja Alexejewnas die Aufmerksamkeit von ganz Pawlowsk auf sich lenke. Übrigens führe sich Nastassja Filippowna überall tadellos auf, kleide sich nicht auffallend, doch stets so elegant, daß alle Damen sie wegen ihres Geschmacks, ihrer Schönheit und ihrer prachtvollen Equipage beneideten.

»Ihr exzentrischer Ausfall von gestern abend«, verschnappte sich Ganjá schließlich doch einmal, »ist natürlich auf eine besondere Absicht zurückzuführen und zählt daher nicht mit. Um ihr etwas anhaben zu können, müßte man es direkt darauf absehen oder sie einfach verleumden, was übrigens das schnellste und sicherste Mittel wäre«, schloß er in der Erwartung, daß der Fürst jetzt unbedingt fragen werde, weshalb er ihrem Ausfall eine »besondere Absicht« zugrunde lege und weshalb er »Verleumdung das schnellste und sicherste Mittel« nenne.

Doch der Fürst sagte nichts.

Da begann Ganjá auch von Jewgenij Pawlowitsch ohne besondere Aufforderung des Fürsten zu sprechen, was um so seltsamer war, als er ganz unvermittelt begann. Seiner Meinung nach war Jewgenij Pawlowitsch früher nicht mit Nastassja Filippowna bekannt gewesen und kannte sie auch jetzt kaum, da er ihr erst vor vier Tagen auf dem Spaziergang vorgestellt worden sei; und daß er sie mit den anderen zusammen in ihrem Hause besucht habe, sei wiederum aus

gewiſſen Gründen nicht anzunehmen. Was jedoch die Wechſelgeſchichte betreffe, ſo könne ſehr wohl etwas Wahres daran ſein (das wurde von Ganjá mit auffallender Sicherheit behauptet, – offenbar hatte er etwas Näheres hierüber von Ptizyn erfahren). Jewgenij Pawlowitſchs Vermögen ſei allerdings ſehr groß, »doch zum Teil ſind ſeine Vermögensverhältniſſe ziemlich im unklaren«, fügte er kurz hinzu, und damit brach er plötzlich ab. Auch über Naſtaſſja Filippowna ſprach er weiter kein Wort. Endlich kam Warjá, um den Bruder abzuholen, ſetzte ſich aber doch noch auf einen Augenblick und erzählte – gleichfalls ungebeten –, daß Jewgenij Pawlowitſch »heute den ganzen Tag und vielleicht auch noch morgen« in Petersburg bleiben werde, und daß auch ihr Mann, Iwan Petrowitſch Ptizyn, in Petersburg ſei. Ja, faſt kam es ſo heraus, als weile ihr Mann nur wegen einer Geldangelegenheit Jewgenij Pawlowitſchs in der Stadt. Bereits im Fortgehen begriffen, ſagte ſie dann noch, daß Liſaweta Prokofjewna ſich in entſetzlicher Stimmung befinde, doch am meiſten befremde es ſie, Warjá, daß Aglaja ſich mit der ganzen Familie, nicht nur dem Vater und der Mutter, ſondern auch mit den beiden Schweſtern ernſtlich entzweit habe, – »und ſogar wirklich im Ernſt«. Und nachdem ſie anſcheinend ganz gleichmütig dieſe Nachrichten – die für den Fürſten von ſo großer Wichtigkeit waren! – mitgeteilt hatte, entfernten ſich Bruder und Schweſter.

Der Fürſt blieb allein zurück. Auch Burdowskijs hatte Ganjá mit keinem Wort Erwähnung getan, vielleicht aus falſchem Zartgefühl, um den Fürſten nicht an Unangenehmes zu erinnern; doch der Fürſt ließ es ſich trotzdem nicht entgehen, ihm für ſeine Mühe zu danken.

Es freute ihn ſehr, daß er endlich allein war. Langſam

ſtieg er die Stufen der Veranda hinunter und ging über den Fahrweg in den Park. Er wollte ſich einen entſcheidenden Schritt, den er faſt im Begriff war zu tun, reiflich überlegen. Doch dieſer »Schritt« war gerade einer von denen, die man ſich nicht überlegt, ſondern zu denen man ſich einfach kurz entſchließt; er wollte plötzlich unſäglich gern wieder dorthin zurückkehren, woher er gekommen war, nur irgendwohin, weit, weit fort, in den Wald, in die einſamſte Gegend, und alles hier ſo zurücklaſſen, wie es war, nicht einmal ſich von jemandem verabſchieden! Eine faſt drohende Ahnung ſagte ihm, daß er, wenn er auch nur noch wenige Tage hier blieb, ſich rettungslos in dieſe Welt würde hineinziehen laſſen, und dieſe Welt, die würde dann ſein Schickſal ſein! Doch er hatte noch keine zehn Minuten den Plan dieſer Flucht erwogen, als er auch ſchon entſchied, daß es »ganz unmöglich« für ihn ſei, ſo zu flüchten, daß es von ihm »kleinmütig« wäre, daß er jetzt vor großen Aufgaben ſtünde, die er unbedingt löſen müſſe, oder wenn auch nicht das, ſo habe er jetzt doch überhaupt nicht mehr das Recht, wegzufahren, ſondern müſſe zum mindeſten alle ſeine Kräfte anſpannen zu ihrer Löſung. Mit dieſem Gedanken kehrte er zur Villa zurück, nachdem er kaum eine Viertelſtunde im Park geweſen war. Er fühlte ſich entſetzlich unglücklich in dieſem Augenblick.

Lebedeff war noch immer nicht aus der Stadt zurückgekehrt, und ſo gelang es am Abend dem verabſchiedeten Leutnant Keller, ungehindert beim Fürſten einzutreten. Er war nicht gerade betrunken, aber jedenfalls auch nicht gerade nüchtern; denn ſeine Redſeligkeit war auffallend und ſeine geradezu verblüffende Offenherzigkeit mehr als verdächtig. Er begann ſogleich damit, daß er den Grund ſeines Erſcheinens erklärte: er ſei gekommen, um dem Fürſten ſeine ganze

Lebensgeſchichte zu erzählen, und nur zu dem Zweck ſei er in Pawlowsk geblieben. Es war nicht die geringſte Hoffnung vorhanden, ihn loszuwerden; ſelbſt wenn man ihm die Tür gewieſen hätte, wäre er doch nicht gegangen. Er ſetzte ſich feſt und ſchickte ſich an, lange und ziemlich ungereimt zu reden; doch ſiehe da, faſt ſchon nach den erſten Worten ſprang er ganz plötzlich auf den Schluß über und erklärte, mit der Zeit ſei ihm jeder Schimmer von Sittlichkeit »abhanden gekommen« (und das einzig infolge ſeines Unglaubens an den Höchſten), ſo daß er ſogar geſtohlen habe.

»Können Sie ſich das vorſtellen!«

»Hören Sie, Keller, ich würde an Ihrer Stelle doch nicht ſo unnützerweiſe ſolche Dinge geſtehen«, wandte der Fürſt ein. »Doch – vielleicht wollen Sie ſich mit Abſicht anſchwärzen? Wozu ſagen Sie das alles?«

»Nur Ihnen auf Gottes ganzem Erdboden, einzig und allein Ihnen ſage ich es, und zwar nur deshalb, um damit meine moraliſche Entwicklung zu fördern! Sonſt keinem eine Silbe! Keinem einzigen! Wenn ich ſterbe, ſoll mein Geheimnis mit mir in die Grube fahren und von dort dann meinetwegen aufwärts gen Himmel! Aber, Fürſt, wenn Sie nur wüßten, wenn Sie nur wüßten, wie ſchwer es heutzutage iſt, irgendwo Geld aufzutreiben! Wo ſoll man es denn hernehmen, wenn Sie mir das doch wenigſtens gefälligſt ſagen könnten? Die einzige Antwort iſt: ‚Bring Gold und Brillanten, dann kriegſt du welches‘, – mit anderen Worten, alſo gerade das, was ich nicht habe. – Können Sie ſich das vorſtellen? Ich – wurde ſchließlich wütend, ſtand, ſtand: – ‚Aber für Smaragde‘, fragte ich, ‚geben Sie dafür auch welches?‘ – ‚Gewiß, auch für Smaragde geben wir welches.‘ – ‚Na, bon‘, ſagte ich, nahm meinen Hut und ging. Der

Teufel hol' ſie ſamt und ſonders, 's iſt 'ne Gaunerbande, bei Gott!«

»Hatten Sie denn Smaragde?«

»Wie ſollt' ich wohl Smaragde haben? Oh, Fürſt, wie ahnungslos und unſchuldig, wie roſig und, man kann wohl ſagen – ſchäferhaft Sie noch auf das Leben blicken!«

Dem Fürſten tat er ſchließlich ... nicht gerade leid, aber der Fürſt glaubte plötzlich, ſich ſchämen zu müſſen. Ihm kam ſogar der Gedanke: »Könnte man nicht noch etwas aus dieſem Menſchen machen? – wenn er unter einen guten Einfluß käme?« Seinen eigenen Einfluß hielt er aus gewiſſen Gründen für abſolut untauglich dazu, und das nicht etwa aus falſcher Beobachtung, ſondern eigentlich nur infolge ſeiner nunmehrigen Auffaſſung verſchiedener Dinge und Verhältniſſe. Allmählich aber kamen ſie beide ſo ins Sprechen hinein, daß ſie ans Aufhören gar nicht mehr dachten. Keller bekannte mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit, ſogar an ſolchen Dingen ſchuldig zu ſein, von denen auch nur zu ſprechen man wohl nie und nimmer für möglich halten würde. Vor Beginn jeder neuen Erzählung verſicherte er nachdrücklich, daß er es bereue und »innerlich voll Tränen« ſei, worauf er aber dann jedesmal ſo erzählte, als wenn er auf ſeine Tat noch ganz beſonders ſtolz wäre, und dabei wußte er noch alles ſo amüſant wiederzugeben, daß ſie ſchließlich beide, ſowohl er ſelbſt wie auch der Fürſt, wie die Unſinnigen lachten.

»Die Hauptſache iſt, daß Sie noch eine gewiſſermaßen kindliche Zutraulichkeit und eine wirklich ſeltene Wahrheitsliebe beſitzen«, ſagte ſchließlich der Fürſt. »Wiſſen Sie auch, daß Sie ſchon allein damit ſehr vieles wieder gutmachen?«

»Edel bin ich, edel, ritterlich edel!« beſtätigte Keller ſofort gerührt. »Aber wiſſen Sie, Fürſt, das beſchränkt ſich

alles leider immer nur auf die Träume, wenn ich mich der Phantaſie hingebe und dann beſonders couragiert bin, in der Wirklichkeit aber kommt es nie ſo heraus! Und weshalb iſt es ſo? Ich begreife es wahrhaftig nicht!«

»Verzagen Sie deshalb nicht. Sie haben mir jetzt alles bis aufs Letzte erzählt; wenigſtens können Sie doch an Häßlichem und Schlechtem nichts mehr hinzufügen, denke ich ...«

»Nichts mehr hinzufügen?!« rief Keller in einem geradezu mitleidigen Tone aus. »Jeſus, Fürſt, bis zu welch einem Grade Sie die Menſchen doch immer noch ſozuſagen ſchweizeriſch auffaſſen!«

»Gibt es denn wirklich noch etwas ...?« fragte mit zaghafter Verwunderung der Fürſt. »Aber was haben Sie denn von mir erwartet, Keller, ſagen Sie mir das doch, weshalb ſind Sie denn mit Ihrer Beichte zu mir gekommen?«

»Von Ihnen? Was ich von Ihnen erwartet habe? Erſtens iſt es ſo angenehm, Ihre Herzenseinfalt zu ſehen; es iſt ein wahrhaft herzerquickendes Gefühl, bei Ihnen zu ſitzen und zu ſchwatzen; wenigſtens weiß ich dann, daß der tugendhafteſte Menſch vor mir ſitzt; und zweitens ... zweitens ... khm ...«

Er ſtockte, räuſperte ſich und wußte nicht recht, wie weiter.

»Sie wollten vielleicht Geld von mir leihen?« half ihm der Fürſt vollkommen ernſt und ſehr einfach, ſogar ein wenig ſchüchtern.

Keller fuhr faſt zuſammen, ſah dem Fürſten erſtaunt mit einem ſchnellen Blick in die Augen ... und plötzlich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch.

»Das iſt es ja, weiß der Teufel, womit Sie einen total aus dem Konzept bringen! Erbarmen Sie ſich, Fürſt: bald ſind Sie die leibhaftige Verkörperung einer ſolchen Unſchuld,

einer ſolchen Herzenseinfalt, wie ſie ſelbſt im goldenen Zeitalter unerhört geweſen ſein muß, und bald wiederum oder vielmehr gleichzeitig durchſchauen Sie einen mit den tiefſten pſychologiſchen Beobachtungen, die einem wie Pfeile durch Mark und Bein gehen! Erlauben Sie, Fürſt, das verlangt noch Erklärungen, denn ich... ich bin wie vor den Kopf geſtoßen! Selbſtverſtändlich war zu guter Letzt Zweck und Ziel meines Beſuches – von Ihnen Geld zu leihen. Sie aber fragen mich das plötzlich von vornherein und noch dazu in einem Tone, als würden Sie nicht den geringſten Anſtoß daran nehmen, als ob es gerade ſo ſein müßte!«

»Ja ... bei Ihnen mußte es auch ſo ſein.«

»Und Sie ſind nicht empört?«

»Weshalb denn?«

»Hören Sie, Fürſt, ich muß Ihnen alles von Anfang an ſagen: ich blieb geſtern abend hier in erſter Linie aus beſonderer Hochachtung für den franzöſiſchen Erzbiſchof Bourdaloue*, von dem Lebedeff erzählte (wir entkorkten bei Lebedeff bis drei Uhr morgens eine Flaſche nach der anderen), und in zweiter Linie und hauptſächlich (ich ſchlage mir alle Kreuze vor die Stirn, Sie können es mir alſo aufs Wort glauben!) hauptſächlich deshalb, weil ich die Abſicht hatte, Ihnen, Fürſt, einmal mein ganzes Herz auszuſchütten, um durch dieſe ſozuſagen von Herzen kommende Ohrenbeichte meiner eigenen moraliſchen Entwicklung etwas auf die Beine zu helfen; mit dieſem Gedanken ſchlief ich denn auch ſo gegen vier Uhr morgens unter fließenden Tränen ein. Und jetzt glauben Sie mir: in demſelben Augenblick, als ich im

* Berühmter franzöſiſcher Kanzelredner, Jeſuit (1632—1704). — Als Redner, Dialektiker und Katholik für Lebedeff eine beſonders intereſſante Perſönlichkeit. E. K. R.

Begriff war, einzuſchlummern – ich war ſchon halbwegs weg – (und dabei war ich doch ſo voll aufrichtiger innerer Tränen, daß ſie ſozuſagen ſogar überfloſſen; denn zu guter Letzt weinte ich tatſächlich, deſſen entſinne ich mich noch ganz genau!) in demſelben Augenblick kam mir plötzlich ein teufliſcher Gedanke: ‚Aber was‘, dachte ich bei mir, ‚ſollte man nicht ganz zum Schluß, nach der Beichte, einen Pumpverſuch bei ihm machen?‘ Und ſo bereitete ich mich denn unter Tränen einerſeits zu meiner Beichte vor, die ich gleichfalls unter Tränen vortragen wollte, um andererſeits mit dieſen Tränen mir den Weg zu Ihrem Herzen zu bahnen, damit Sie dann zum Schluß, von Mitleid bewegt, mir hundertundfünfzig Rubelchen einhändigten. Iſt das nun nicht eine Gemeinheit, was meinen Sie?«

»Aber das iſt doch beſtimmt nicht ſo geweſen, das eine iſt nur ganz zufällig zum anderen gekommen, zwei Gedanken ſind ſich begegnet, wie das ſehr oft geſchieht. Bei mir geſchieht das fortwährend. Übrigens glaube ich, daß das nicht gut iſt, und offen geſtanden, gerade wegen dieſer Doppelgedanken mache ich mir die größten Vorwürfe. Es iſt mir faſt, als hätten Sie mir von mir ſelbſt erzählt. Ich habe ſogar mitunter gedacht«, fuhr der Fürſt ſehr ernſt und aufrichtig intereſſiert fort, »daß alle Menſchen ſo ſeien, ſo daß ich ſchließlich aufhörte, mich deshalb zu quälen; denn es iſt ſehr ſchwer, gegen dieſe Doppelgedanken anzukämpfen; ich weiß es ... Gott weiß, woher ſie kommen, wie ſie entſtehen ... Da kommen Sie aber jetzt und nennen es doch einfach eine Gemeinheit! Nun fange auch ich wieder an, dieſe Gedanken zu fürchten. Jedenfalls kann ich nicht Ihr Richter ſein. Aber immerhin finde ich, daß man es doch nicht ſo ohne weiteres eine Gemeinheit nennen kann, was meinen Sie?

Sie haben auf ſchlaue Weiſe durch Tränen Geld herauslocken wollen; aber Sie ſchwören doch ſelbſt, daß Ihre Beichte für Sie auch einen anderen Zweck hatte, einen geiſtigen, edlen, und nicht nur materiellen. Und was das Geld betrifft, ſo brauchen Sie es doch zum Verzechen, nicht wahr? Das aber iſt freilich nach ſolch einer Beichte zum mindeſten kleinmütig. Aber andererſeits: wie ſoll man ſo plötzlich von ſeinen bisherigen Gewohnheiten laſſen? Das geht doch nicht. Alſo was tun? Am beſten iſt, man überläßt das Ihrem eigenen Gewiſſen, was meinen Sie?«

Der Fürſt blickte Keller mit ungeheurem Intereſſe an. Das Problem der »Doppelgedanken« hatte ihn offenbar ſchon lange beſchäftigt.

»Jetzt ſagen Sie mir nur gefälligſt, weshalb man Sie nach alledem noch einen Idioten nennt! – das verſtehe ich nicht! – da hört doch alles auf!« rief Keller ganz begeiſtert aus.

Der Fürſt errötete ein wenig.

»Selbſt der gerechte Mann Gottes, Bourdaloue, hätte einen Menſchen nicht ſo geſchont wie Sie! Und Sie haben mich noch menſchlich mir ſelbſt nähergebracht! Nun gut, um mich zu beſtrafen und zu beweiſen, daß ich gerührt bin, will ich jetzt nicht mehr hundertundfünfzig Rubel – geben Sie mir nur fünfundzwanzig, und damit baſta! Das iſt alles, was ich brauche, wenigſtens für zwei Wochen. Vor zwei Wochen werde ich beſtimmt nicht wiederkommen mit dieſer Bitte. Ich wollte mal meine Agaſchka etwas verwöhnen, aber was! – ſie iſt es ja doch nicht wert! O mein gütigſter Fürſt, ich danke Ihnen, Gott ſegne Sie dafür!«

Lebedeff, der ſoeben aus der Stadt zurückgekehrt war und gerade eintrat, machte, als er Keller die Banknote von fünf-

undzwanzig Rubeln in Empfang nehmen ſah, ein finſteres Geſicht; doch Keller drückte ſich ſchleunigſt. Da begann Lebedeff ſofort über ihn herzuziehen.

»Sie ſind ungerecht«, bemerkte ſchließlich der Fürſt, »er hat tatſächlich aufrichtig bereut.«

»Ja, aber was will das ſagen! Das iſt ja doch ebenſo wie ich geſtern: ‚gemein, gemein bin ich‘ – wunderſchön, aber das ſind doch alles nur kurze Worte!«

»So waren es alſo nur Worte von Ihnen? Und ich dachte bereits ...«

»Na, ich will Ihnen, aber auch nur Ihnen allein, die Wahrheit ſagen; denn Sie durchſchauen ja doch jeden Menſchen: leere Worte und Aufrichtigkeit, Lüge und Wahrheit – alles zuſammen war's, und jedes war echt, war wirklich echt! ‚Wahrheit und Aufrichtigkeit‘ beſtehen bei mir in der aufrichtigen Reue – glauben Sie es oder glauben Sie es nicht, ich ſchwöre es jedenfalls – ‚leere Worte und Lüge‘ beſtehen in dem teufliſchen und immer gegenwärtigen Gedanken, wie ich auch hier den Menſchen übers Ohr hauen, wie ich auch hier aus den Tränen der Reue Vorteil ziehen könnte! Bei Gott, ſo iſt es! Einem anderen würde ich es nicht ſagen – er würde mich auslachen; Sie aber, Fürſt, Sie denken menſchlich.«

»Nun, ſehen Sie: genau dasſelbe, faſt mit denſelben Worten, hat mir auch Keller ſoeben geſagt, – und beide ſcheinen Sie ſich damit gleichſam brüſten zu wollen! Sie ſetzen mich ſogar damit wirklich in Erſtaunen ... nur hat er aufrichtiger geſprochen als Sie; denn bei Ihnen iſt es ſchon entſchieden zu einer Art Handwerk geworden. Nun, genug, reden wir nicht davon, und machen Sie ſchnell ein anderes Geſicht, Lebedeff, und preſſen Sie doch nicht immer ſo die Hand

aufs Herz! Haben Sie mir nicht etwas zu ſagen? Sie pflegen doch nie grundlos zu mir zu kommen...«

Lebedeff begann ſich zu krümmen, zu wenden und zu drehen und hinterm Ohr zu kratzen, ſagte aber kein Wort.

»Ich habe Sie den ganzen Tag erwartet, um eine Frage an Sie ſtellen zu können; antworten Sie mir jetzt und ſagen Sie mir doch wenigſtens einmal im Leben ſogleich die Wahrheit: Sind Sie an dem Vorfall mit dem Wagen geſtern abend beteiligt oder nicht?«

Lebedeff begann ſich wieder zu winden, fuhr ſich mit dem Finger in den Kragen und zweimal unter der Gurgel hin und her, räuſperte ſich, kicherte, räuſperte ſich wieder, rieb ſich die Hände, nieſte ſogar; doch zu ſprechen entſchloß er ſich noch immer nicht.

»Ich ſehe ſchon, daß Sie mitgewirkt haben.«

»Aber indirekt, einzig nur indirekt! Ich ſage die reinſte Wahrheit! Nur inſoweit mitgewirkt, als ich die gewiſſe Dame rechtzeitig benachrichtigt habe, daß bei ... bei mir ſich ſo eine Geſellſchaft verſammelt habe, und daß auch gewiſſe Perſonen darunter ſeien.«

»Ich weiß, daß Sie Ihren Sohn dorthin geſchickt haben, er hat es mir vorhin ſelbſt geſagt; aber was ſoll denn dieſe Intrige wieder bedeuten!« rief der Fürſt ungeduldig aus.

»Das iſt nicht meine Intrige, nicht meine Intrige, bei Gott nicht!« wehrte Lebedeff mit beiden Händen ab. »Hier handelte es ſich um andere, ganz andere, und das Ganze iſt mehr ein phantaſtiſcher Einfall, als eine Intrige zu nennen.«

»Aber um was handelt es ſich denn, ſo erklären Sie mir doch wenigſtens das, um Chriſti willen! Begreifen Sie denn nicht, daß mich das diesmal direkt angeht? Hier wird doch Jewgenij Pawlowitſch angeſchwärzt!«

»Fürſt! Durchlauchtigſter Fürſt!« begann Lebedeff wieder ſich zu verneigen und dabei die Hand aufs Herz zu preſſen, »Sie erlauben mir doch nicht, die ganze Wahrheit zu ſagen! Ich habe doch ſchon oft davon angefangen, nicht nur einmal, Sie aber haben mir immer ſofort verboten, weiterzuſprechen ...«

Der Fürſt ſchwieg eine Weile und dachte nach.

»Nun gut; ſprechen Sie die Wahrheit«, ſagte er endlich gepreßt, augenſcheinlich nach einem ſchweren Kampfe.

»Aglaja Iwanowna ...« begann Lebedeff ſofort bereitwillig.

»Schweigen Sie, ſchweigen Sie!« ſchrie ihn der Fürſt ſogleich beſchwörend an, und er wurde rot vor Unwillen, — vielleicht auch vor Scham. »Das iſt doch unmöglich, das kann doch nie und nimmer ſein, das iſt doch Unſinn! Sie haben ſich das alles ſelbſt ausgedacht, oder ebenſo Wahnſinnige wie Sie! Und hören Sie: daß ich nie mehr auch nur ein Wort davon aus Ihrem Munde vernehme!«

Spät am Abend, bereits gegen elf Uhr, erſchien endlich Koljá mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten. Zuerſt erzählte er ſchnell in ein paar Worten das Wichtigſte aus der Stadt, das ſich hauptſächlich auf Hippolyt und den vorhergegangenen Abend bezog, und ging dann, um ſpäter wieder darauf zurückzukommen, ſchnell zu den Pawlowsker Neuigkeiten über.

Vor etwa drei Stunden war er aus Petersburg zurückgekehrt und, ohne beim Fürſten vorzuſprechen, direkt zu Jepantſchins gegangen. »Dort iſt einfach alles auf den Kopf geſtellt! Natürlich ſteht in erſter Linie und obenan der Vorfall mit dem Wagen«, berichtete Koljá; doch müſſe unbedingt noch etwas geſchehen ſein, was ihm und dem Fürſten noch unbekannt war.

»Ich wollte natürlich nicht ſpionieren oder ausforſchen. Übrigens wurde ich ſehr gut empfangen, ſogar ſo gut, wie ich es gar nicht erwartet hatte; doch von Ihnen, Fürſt, wurde mit keinem Wort geſprochen!«

Die Hauptſache und das intereſſanteſte jedoch ſei, daß Aglaja ſich mit allen anderen Ganjás wegen überworfen habe. »Wie und weshalb – das weiß ich nicht, nur iſt es tatſächlich Ganjás wegen geſchehen – können Sie ſich das denken? Und nicht etwa im Scherz, ſondern vollkommen ernſt, alſo muß es doch etwas Wichtiges ſein.« Der General ſei erſt ſpät aus der Stadt ziemlich »brummig« heimgekehrt, zuſammen mit Jewgenij Pawlowitſch, der gleichfalls vorzüglich empfangen worden ſei. Jewgenij Pawlowitſch ſei ſelbſt erſtaunlich guter Laune, heiter und liebenswürdig geweſen. Die kapitalſte Nachricht war aber die, daß die Generalin Liſaweta Prokofjewna ohne viel Weſens und Aufſehen Warwara Ardalionowna, Koljás Schweſter, die bei den jungen Mädchen geſeſſen, zu ſich gerufen und ſie ein für allemal erſucht habe, ihr Haus fernerhin nicht mehr zu betreten – »übrigens in der höflichſten Weiſe – Warjá ſelbſt hat's mir erzählt«, fügte Koljá hinzu. Als Warjá dann noch zu den jungen Mädchen gegangen war, um ſich von ihnen zu verabſchieden, hatten dieſe ihr alle ganz unbefangen die Hand gereicht und offenbar keine Ahnung davon gehabt, daß die Mutter der Freundin die Tür gewieſen hatte und dieſe ſich nun zum letztenmal von ihnen verabſchiedete.

»Aber Warwara Ardalionowna – war noch um ſieben Uhr bei mir«, bemerkte der Fürſt verwundert, »und ...«

»Und hinausgeworfen worden iſt ſie erſt um acht oder kurz vor acht! Warjá tut mir ſehr leid und ebenſo Ganjá ... Sie haben natürlich immer etwas vor, ewig ſpinnen ſie ihre

Intrigen, ohne die können ſie, wie's ſcheint, nicht auskommen. Was ſie aber eigentlich wollen, was ſie im Schilde führen, was ſie beabſichtigen – das habe ich nie begreifen können ... und will's auch nicht. Aber ich verſichere Ihnen, lieber, guter Fürſt, Ganjá hat wirklich Herz! Er iſt in vielen Dingen natürlich ein verlorener Menſch, aber in anderen Dingen hat er doch gewiſſe Züge, die zu entdecken ſich wirklich lohnt, und ich werde es mir nie verzeihen, daß ich ihn früher nicht begriffen habe ... Ich weiß nicht, ſoll ich dort noch weiter verkehren, nach der Geſchichte mit Warjá? Ich habe mich ja wohl von Anfang an ganz unabhängig geſtellt, aber man muß es ſich doch noch überlegen.«

»Sie haben keine Urſache, Ihren Bruder zu bedauern«, bemerkte der Fürſt. »Wenn es ſchon dazu gekommen iſt, daß Liſaweta Prokofjewna Ihrer Schweſter den Verkehr mit ihren Töchtern verboten hat, ſo muß Gawrila Ardalionytſch in ihren Augen gefährlich geworden ſein; folglich aber müſſen ſich doch einzelne ſeiner Hoffnungen beſtätigen.«

»Wie, was für Hoffnungen?« fragte Koljá erſtaunt. »Oder glauben Sie etwa, daß Aglaja Iwanowna ... das iſt doch unmöglich!«

Der Fürſt ſchwieg eine Weile.

»Sie ſind ein furchtbarer Skeptiker, Fürſt«, ſagte Koljá endlich, nach vielleicht vollen zwei Minuten. »Es fällt mir auf, daß Sie ſeit einiger Zeit immer ſkeptiſcher werden; Sie fangen an, an nichts mehr zu glauben und alles zu vermuten ... Habe ich in dieſem Fall das Wort ‚Skeptiker' richtig angewandt?«

»Ich glaube, ja, doch übrigens – weiß ich es ſelbſt nicht genau.«

»Nein, nein! – ich ſage mich ſelbſt vom ‚Skeptiker' los;

denn ich habe eine andere Erklärung gefunden!« rief plötzlich Koljá laut auflachend, »Sie ſind nicht ſkeptiſch, ſondern einfach eiferſüchtig! Sie ſind wegen eines gewiſſen ſtolzen Mädchens hölliſch eiferſüchtig auf Ganjá!«

Koljá ſprang auf und lachte, lachte ſo, wie er vielleicht noch nie im Leben gelacht hatte. Und als er ſah, daß der Fürſt plötzlich ganz rot geworden war, lachte er noch mehr. Ihm gefiel der Gedanke, daß der Fürſt Aglajas wegen auf Ganjá eiferſüchtig ſei, ganz ungeheuer. Aber er verſtummte ſofort, als er bemerkte, daß es dem Fürſten weh tat. Dann ſprachen ſie noch eine oder anderthalb Stunden ſehr ernſt und beſorgt miteinander.

Am nächſten Tage mußte der Fürſt in einer unaufſchiebbaren Angelegenheit nach Petersburg fahren, wo er den ganzen Vormittag verblieb. Als er gegen fünf Uhr auf den Bahnhof kam, um nach Pawlowsk zurückzufahren, ſtieß er dort mit General Jepantſchin zuſammen. Dieſer erſchrak zuerſt, ergriff dann ſchnell ſeine Hand, und nachdem er ſich faſt ängſtlich umgeblickt, zog er ihn ſchnell mit ſich in ein Coupé erſter Klaſſe, um mit ihm zuſammen zurückzufahren. Er brannte vor Verlangen, mit ihm über alle die wichtigen Ereigniſſe zu reden.

»Vor allen Dingen, mein lieber Fürſt, ſei mir nicht böſe, und wenn meinerſeits etwas nicht ſo war, wie es hätte ſein ſollen – ſo vergiß es. Ich wäre ſelbſt geſtern zu dir gekommen, ich war aber nicht ſicher, wie Liſaweta Prokofjewna es ... Bei mir zu Hauſe iſt einfach ... die Hölle los! Eine rätſelhafte Sphinx hat ſich dort niedergelaſſen, und ich gehe umher und verſtehe nichts. Was dich betrifft, ſo biſt du meiner Meinung nach von uns allen am wenigſten an der Sache ſchuld, wenn auch nur durch dich allein faſt alles gekommen

iſt. Sieh, mein lieber Fürſt, Philanthrop zu ſein, iſt angenehm, aber an ſich ſehr ſchwer. Wirſt vielleicht auch ſchon ſelbſt in die Früchte gebiſſen haben. Ich, verſteht ſich, ich liebe Güte und achte Liſaweta Prokofjewna, aber ...«

Der General ſprach noch lange in dieſer Art, doch ſeine Sätze waren ſeltſam unzuſammenhängend. Jedenfalls ſah man es ihm an, daß er durch etwas für ihn abſolut Unbegreifliches vor den Kopf geſtoßen und verwirrt, wenn nicht erſchüttert war.

»Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß du an dieſem ganzen Zwiſchenfall nicht im geringſten beteiligt biſt«, ſprach er ſich endlich etwas deutlicher aus; »aber ich bitte dich als Freund von ganzem Herzen: beſuch' uns vorläufig nicht, warte ab, bis ſich der Wind gedreht hat. Und was Jewgenij Pawlowitſch betrifft«, fuhr er mit ungewöhnlichem Eifer fort, »ſo war das die ſinnloſeſte Verleumdung, die man ſich nur denken kann! Es liegt doch auf der Hand, daß einfach eine Intrige dahinterſteckt! Die Abſicht, uns mit ihm zu entzweien, ſchaut doch nur zu deutlich hervor! Sieh, Fürſt, ich werde dir etwas ins Ohr ſagen: zwiſchen uns und Jewgenij Pawlowitſch iſt noch kein Wort gefallen, du weißt – du verſtehſt doch? Wir ſind noch durch nichts gebunden, – aber dieſes Wort kann vielleicht bald geſprochen werden, vielleicht ſogar ſehr bald! Alſo galt es, das zu verhindern! Weshalb aber das, wozu, warum – das mag ein anderer wiſſen! Sie iſt ja doch ein wunderbares Weib, aber ein un–be–rechen–bares Weib! Ich fürchte mich vor ihr ſo, daß ich kaum noch ſchlafen kann. Und was für Pferde ſie hat, was für einen Wagen! Das iſt doch einfach ſchick, genau das, was der Franzoſe unter ſchick verſteht! Und wer hat ihr das geſchenkt? Bei Gott, ich habe geſündigt, noch vorgeſtern

verdächtigte ich Jewgenij Pawlowitſch. Jetzt aber hat es ſich herausgeſtellt, daß das ganz ausgeſchloſſen iſt ... Wenn es aber ausgeſchloſſen iſt, was will ſie dann eigentlich, weshalb kommt ſie uns dann in den Weg, weshalb will ſie dann die Sache aus dem Leim bringen? Das, das iſt ja das Rätſel! Um Jewgenij Pawlowitſch zu behalten? Aber ich verſichere dir, und hier haſt du ein Kreuz, daß er mit ihr überhaupt nicht bekannt und die Wechſelgeſchichte nichts als ihre eigene Erfindung iſt! Und mit welch einer Frechheit ſie ihn noch öffentlich mit ‚du' anredet! Das iſt ja eine reine Verſchwörung! Es iſt doch klar, daß man das Ganze nur mit Verachtung zurückweiſen kann und die Hochachtung für Jewgenij Pawlowitſch verdoppeln muß. Das habe ich auch Liſaweta Prokofjewna geſagt. Doch jetzt werde ich dir meinen intimſten Gedanken mitteilen – was ich ſo bei mir ſelbſt denke: ich bin feſt überzeugt, daß ſie das nur deshalb getan hat, um ſich an mir perſönlich zu rächen; du weißt doch, für das Frühere, obgleich ich mir doch ihr gegenüber nie etwas habe zuſchulden kommen laſſen! Ich erröte wirklich ſchon bei der bloßen Erinnerung daran. Jetzt, ſieh, iſt ſie wieder aufgetaucht, und ich glaubte bereits, ſie ſei für immer verſchwunden. Wo ſitzt denn dieſer Rogoſhin eigentlich, ſag' mir das doch wenigſtens! Ich glaubte, ſie ſei ſchon längſt Madame Rogoſhina!«

Mit einem Wort, man ſah es dem Manne an, daß er tatſächlich durch dieſes Ereignis wie aus dem Konzept gebracht war. Während der ganzen Fahrt ſprach faſt nur er allein; er ſtellte Fragen, die er ſelbſt beantwortete, drückte dem Fürſten die Hand, und wenn er dieſen von etwas ſchließlich überzeugt hatte, ſo war es nur das, daß er, der General, in bezug auf ihn, den Fürſten, nicht den geringſten Verdacht

in irgendeiner, gleichviel welch einer Beziehung, ja nicht einmal ein leiſes Ahnen von einem möglichen Verdacht hegte. Das aber war für den Fürſten von außerordentlicher Wichtigkeit. Zum Schluß erzählte er noch von einem leiblichen Onkel Jewgenij Pawlowitſchs, der Chef irgendeiner Kanzlei war – »jedenfalls ein großes Tier, ſtark in den Siebzigern, viveur, Gaſtronom, überhaupt, wie geſagt, ein verlockender Greis ... haha! Wie ich weiß, hat er ſich auch um Naſtaſſja Filippownas Gunſt bemüht. Ich war heute zu ihm hingefahren; leider iſt er krank, empfängt nicht. Aber reich iſt er, ſchwer reich, nicht ohne Einfluß und ... gebe Gott ihm langes Leben, aber wenn er ſtirbt, fällt ſein ganzes Vermögen wiederum Jewgenij Pawlowitſch zu ... Ja, ja... aber ich habe doch Angſt! Ich weiß ſelbſt nicht, was ich fürchte, aber ich fürchte mich ... Es muß etwas in der Luft ſein, etwas Dunkles, wie eine Fledermaus ... irgendein Unheil iſt in der Luft ... Ich fürchte mich, weiß Gott, ich fürchte mich wirklich! ...«

Und erſt am dritten Tage, wie bereits oben erwähnt, erfolgte ſchließlich die formelle Ausſöhnung der ganzen Familie Jepantſchin mit dem Fürſten Lew Nikolajewitſch.

XII.

Es war ſieben Uhr nachmittags; der Fürſt ſchickte ſich an, in den Park zu gehen. Plötzlich erſchien Liſaweta Prokofjewna ganz allein bei ihm auf der Veranda.

»Erſtens: Daß du mir nicht zu denken wagſt«, begann ſie, »ich ſei hergekommen, um dich um Verzeihung zu bitten. Unſinn! Du allein biſt der Schuldige.«

Der Fürſt ſchwieg.

»Biſt du der Schuldige oder nicht?«

»In demſelben Maße wie Sie. Übrigens bin weder ich es, noch ſind Sie es. Wir ſind beide in nichts bewußt die Schuldigen. Vor drei Tagen hielt ich mich allerdings für ſchuldig, doch jetzt habe ich nachgedacht und eingeſehen, daß das nicht richtig iſt.«

»Alſo ſo biſt du! Nun gut; jetzt höre und ſetz' dich, denn ich habe nicht die Abſicht, noch lange ſo zu ſtehen.«

Sie ſetzten ſich.

»Zweitens: Kein Wort über die Bengel. Ich werde hier ſitzen und zehn Minuten mit dir ſprechen; ich bin gekommen, um mich bei dir nach etwas zu erkundigen (du dachteſt wohl ſchon weiß Gott was?), aber wenn du auch nur mit einer Silbe die frechen Bengel erwähnſt, ſtehe ich auf und gehe, und dann iſt es ein für allemal aus zwiſchen uns, damit du's weißt.«

»Gut, ich werde ſie nicht erwähnen«, ſagte der Fürſt.

»Jetzt erlaube die Frage: Haſt du vor zwei oder zweieinhalb Monaten, ſo um Oſtern herum, an Aglaja einen Brief zu ſchreiben verſucht?«

»J–j–ja.«

»Zu welchem Zweck? Was ſtand im Brief? Zeig' ihn mir!«

Liſaweta Prokofjewnas Augen glühten, ſie zitterte beinahe vor Ungeduld.

»Ich habe den Brief nicht«, ſagte der Fürſt verwundert, und ihm ward entſetzlich angſt und bange zumute; »wenn er überhaupt noch exiſtiert, ſo befindet er ſich im Beſitze Aglaja Iwanownas.«

»Mach' keine Flauſen! Was haſt du in dieſem Brief geſchrieben?«

»Ich mache durchaus keine Flauſen, und ich brauche mich

vor nichts zu fürchten. Nur kann ich durchaus keinen Grund ſehen, weshalb ich nicht hätte ſchreiben ſollen ...«

»Schweig! Später kannſt du reden. Was ſtand in dem Brief? Weshalb biſt du rot geworden?«

Der Fürſt dachte eine Weile nach.

»Ich kenne Ihre Gedanken nicht, Liſaweta Prokofjewna. Ich ſehe nur, daß dieſer Brief Ihnen ſehr mißfällt. Sie werden aber doch einſehen, daß ich mich ſehr wohl weigern könnte, auf dieſe Frage zu antworten. Doch um Ihnen zu beweiſen, daß ich nichts fürchte und durchaus nicht bereue, den Brief geſchrieben zu haben, und auch keineswegs deshalb erröte«, (der Fürſt wurde faſt noch einmal ſo rot) »werde ich Ihnen Wort für Wort den ganzen Brief herſagen, – ich glaube, daß ich den Inhalt behalten habe.«

Und der Fürſt ſagte tatſächlich aus dem Gedächtnis den ganzen Wortlaut des Briefes her.

»Solch ein Blödſinn! Was ſoll denn das alles bedeuten, deiner Meinung nach?« fragte Liſaweta Prokofjewna ſchroff, nachdem ſie ungeheuer aufmerkſam die Wiedergabe des Briefes angehört hatte.

»Das weiß ich ſelbſt nicht genau; ich weiß nur, daß ich gerade das empfand, was ich ſchrieb. Ich hatte dort bisweilen Augenblicke, in denen ich ſo voll Leben und voll ungeheurer Hoffnungen war ...«

»Was waren denn das für Hoffnungen?«

»Das iſt ſchwer zu erklären, jedenfalls aber nicht eine ſolche, wie Sie jetzt vielleicht annehmen. Eine Hoffnung ... nun, mit einem Wort, Hoffnung auf die Zukunft und Freude darüber, daß ich in Rußland vielleicht kein Fremder bin, kein Ausländer. Es gefiel mir plötzlich ganz unſäglich in der Heimat. Und an einem ſonnigen Morgen ſetzte ich mich

hin und ſchrieb an ſie dieſen Brief; weshalb gerade an ſie – das weiß ich nicht. Mitunter ſehnt man ſich doch nach einem Freunde ... ſo werde ich mich damals wohl auch nach einem Freunde geſehnt haben ...« fügte der Fürſt nach kurzem Schweigen hinzu.

»Sag' mal: biſt du etwa in ſie verliebt?«

»N–nein. Ich ... ich habe an ſie wie an meine Schweſter geſchrieben; ich unterſchrieb mich ja auch ‚Ihr Bruder'.«

»Hmhm! Abſichtlich; ich verſtehe.«

»Es fällt mir ſehr ſchwer, Ihnen auf dieſe Fragen zu antworten, Liſaweta Prokofjewna.«

»Ich weiß, daß es dir ſchwerfällt, aber was geht das mich an, ob es dir ſchwerfällt. Höre, ſag' mir die Wahrheit, antworte mir wie deinem Gott: lügſt du mir da was vor oder lügſt du nicht?«

»Ich lüge nicht.«

»Iſt es wirklich wahr, daß du nicht verliebt biſt?«

»Ich ... ich glaube, daß es wahr iſt.«

»Sieh mal an! – ‚ich glaube'! Der Bengel hat ihn übergeben?«

»Ich hatte Nikolai Ardalionytſch gebeten ...«

»Der Bengel! Der Bengel!« unterbrach ihn Liſaweta Prokofjewna zornig. »Einen Nikolai Ardalionytſch kenne ich überhaupt nicht! Der Bengel heißt er!«

»Nikolai Ardalionytſch ...«

»Der Bengel, ſag' ich dir!«

»Nein, er heißt nicht der Bengel, ſondern Nikolai Ardalionytſch«, widerſprach in feſtem Tone, wenn auch ziemlich leiſe, der Fürſt.

»Nun gut, mein Täubchen, gut! Das werde ich dir nicht vergeſſen!«

Sie kämpfte ihre Erregung nieder und erholte ſich ein Weilchen.

»Aber was iſt das mit dem ‚armen Ritter‘?«

»Das weiß ich nicht; davon habe ich keine Ahnung; wohl ein Scherz, denke ich.«

»Sehr angenehm, das plötzlich zu erfahren! Sollte ſie es wirklich fertiggebracht haben, ſich für dich zu intereſſieren? Hat dich doch ſelbſt ‚Narr‘ und ‚Idiot‘ genannt.«

»Das hätten Sie mir auch nicht zu ſagen brauchen«, bemerkte der Fürſt vorwurfsvoll, wenn auch ſehr leiſe.

»Sei nicht bös. Sie iſt ein eigenwilliges, verrücktes, verzogenes Mädchen, – liebt ſie, ſo wird ſie unbedingt vor den anderen über ihn herziehen und ihn verſpotten; ich war genau ſo. Nur, bitte, triumphier' deshalb noch nicht, mein Täubchen, noch iſt ſie nicht dein! Niemals werde ich das glauben! Ich ſage es dir, damit du jetzt gleich deine Maßregeln ergreifen kannſt. Hör' mal, ſchwöre mir, daß du nicht mit jener verheiratet biſt!«

»Liſaweta Prokofjewna! Was fällt Ihnen ein? Erbarmen Sie ſich!« Der Fürſt ſprang faſt vom Stuhl auf.

»Aber faſt hätteſt du ſie doch geheiratet?«

»Faſt hätte ich ſie geheiratet«, murmelte der Fürſt, zu Boden blickend, und er ſenkte den Kopf tiefer.

»Was, biſt du dann etwa in ſie verliebt, wenn es ſo iſt? Biſt du jetzt ihretwegen hergekommen? Wegen jener?«

»Ich bin nicht deshalb hergekommen, um zu heiraten«, antwortete der Fürſt.

»Gibt es für dich etwas in der Welt, was dir heilig iſt?«

»Ja.«

»Schwöre mir, daß du nicht deshalb gekommen biſt, um jene zu heiraten.«

»Ich ſchwöre es!«

»Ich glaube dir; komm, gib mir einen Kuß. So, endlich kann man freier aufatmen. Doch wiſſe: Aglaja liebt dich nicht, richte dich danach, und ſolange ich lebe, wird ſie nicht die Deine werden! Haſt du gehört?«

»Ja, ich habe es gehört.«

Der Fürſt errötete dermaßen, daß er Liſaweta Prokofjewna überhaupt nicht anzuſehen wagte.

»Merk' dir's. Ich habe dich wie die Vorſehung ſelbſt erwartet – biſt es natürlich nicht wert geweſen! Ich habe mein Kiſſen in jeder Nacht mit Tränen benetzt – nicht deinetwegen, mein Täubchen, beunruhige dich nicht, ich habe noch ein ganz anderes, mein eigenes Leid, ewig ein und dasſelbe. Nein, da gab es einen anderen Grund, weshalb ich dich mit einer ſolchen Ungeduld erwartete: ich glaube immer noch, daß dich Gott der Herr ſelbſt zu mir geſandt hat, als Freund und leiblichen Bruder. Ich habe doch keine Menſchenſeele außer der alten Bjelokonskaja, aber auch die iſt jetzt fortgeflogen, und außerdem iſt ſie vor Alter auch noch dumm geworden. Jetzt antworte mir einfach ja oder nein: Weißt du, weshalb ſie an jenem Abend Jewgenij Pawlowitſch das zurief?«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich weder daran irgendwie beteiligt war, noch ſonſt etwas von ihren Beweggründen weiß.«

»Genug, ich glaube es dir. Jetzt denke ich auch anders darüber, aber geſtern noch, geſtern morgen noch beſchuldigte ich in allem Jewgenij Pawlowitſch. Die ganzen erſten vierundzwanzig Stunden bis geſtern morgen, den Morgen noch mitgerechnet. Jetzt muß ich den anderen natürlich beiſtimmen: es liegt ja doch auf der Hand, daß man ihn hier aus

irgendeinem Grunde und zu irgendeinem Zweck zum Narren gehabt hat. Das allein iſt ſchon verdächtig! – und kann auch nichts Gutes verheißen! Aber Aglaja bekommt er doch nicht, das ſage ich dir! Mag er hundertmal ein guter Menſch ſein, aber dabei bleibt es. Früher war ich noch unſchlüſſig, aber jetzt ſteht es feſt: ‚Legt mich zuerſt in den Sarg und begrabt mich, dann könnt ihr ſie verheiraten!‘ – ſieh, das habe ich heute in kurzen Worten Iwan Fjodorowitſch erklärt. Siehſt du jetzt, daß ich dir vertraue, ſiehſt du es?«

»Ich ſehe es und verſtehe es.«

Liſaweta Prokofjewna blickte den Fürſten durchdringend an: vielleicht wollte ſie gar zu gern erfahren, welch einen Eindruck dieſe Mitteilung betreffs Jewgenij Pawlowitſch auf ihn gemacht hatte.

»Von Gawrila Iwolgin weißt du nichts?«

»Das heißt... ich weiß ſehr vieles...«

»Weißt du oder weißt du es noch nicht, daß er mit Aglaja korreſpondiert?«

»Nein, davon wußte ich noch nichts!« Der Fürſt war im erſten Augenblick ſogar ein wenig zuſammengezuckt. »Wie, Sie ſagen, Gawrila Ardalionytſch korreſpondiere mit Aglaja Iwanowna? Unmöglich!«

»Erſt ſeit kurzem. Hier hat die Schweſter ihm den ganzen Winter den Weg gebahnt, wie eine Ratte hat ſie gearbeitet und genagt.«

»Ich glaube es nicht«, ſagte der Fürſt überzeugt nach kurzem Nachdenken, und ſeine Aufregung legte ſich. »Wenn es wahr wäre, hätte ich es beſtimmt erfahren.«

»Du glaubſt wohl, daß er dann zu dir gekommen wäre, um an deiner Bruſt unter Tränen ſein Herz auszuſchütten! Du biſt mir mal eine heilige Unſchuld! Alle betrügen dich

doch wie... wie... Und du ſchämſt dich gar nicht, ihm dein Vertrauen zu ſchenken? Siehſt du denn wirklich nicht, daß er dich wie einen dummen Jungen betrogen hat?«

»Ich weiß es, daß er mich bisweilen betrügt,« gab der Fürſt wider Willen halblaut zu, »und er weiß, daß ich es weiß ...« fügte er noch hinzu, ſprach jedoch den Satz nicht zu Ende.

»Wiſſen, daß man betrogen wird, und dabei doch vertrauen! Das fehlte gerade noch! Übrigens, von dir war auch nichts anderes zu erwarten. Worüber wundere ich mich noch? Großer Gott! Hat man jemals ſolch einen Menſchen geſehen! Pfui! Aber weißt du auch, daß dieſer Ganjka oder dieſe Warjka ſie mit Naſtaſſja Filippowna in Beziehungen gebracht haben?«

»Wen?!« ſtieß der Fürſt entſetzt hervor.

»Aglaja.«

»Das glaube ich nicht! Das kann nicht ſein! Zu welchem Zweck denn eigentlich?«

Er ſprang vom Stuhle auf.

»Auch ich glaube nicht daran, obwohl es Beweiſe dafür gibt. Sie iſt doch ein eigenwilliges Mädchen, ein phantaſtiſches Mädchen, ein verrücktes Mädchen! Und böſe, böſe, böſe iſt ſie! Tauſend Jahre werde ich behaupten, daß ſie böſe iſt! Alle ſind ſie jetzt bei mir ſo, ſelbſt dieſe Alexandra, dieſes begoſſene Huhn, – doch die iſt mir ſchon entwachſen. Aber auch ich glaube noch nicht daran! Vielleicht weil ich nicht glauben will«, fügte ſie wie zu ſich ſelbſt hinzu. »Weshalb biſt du nicht gekommen?« wandte ſie ſich plötzlich wieder an den Fürſten. »Weshalb biſt du in dieſen drei Tagen nicht zu uns gekommen?« wiederholte ſie in höchſter Ungeduld ihre Frage.

Der Fürſt begann ſeine Gründe aufzuzählen, doch ſie unterbrach ihn wieder.

»Alle halten ſie dich für dumm und betrügen dich, daß man es nicht mit anſehen kann! Du biſt geſtern in der Stadt geweſen, – ich könnte wetten, daß du dieſen Spitzbuben auf den Knien gebeten haſt, die zehntauſend Rubel anzunehmen!«

»Durchaus nicht, ich habe nicht einmal daran gedacht. Ich habe ihn überhaupt nicht geſehen... und außerdem iſt er kein Spitzbube. Ich habe einen Brief von ihm erhalten.«

»Zeig' ihn her!«

Der Fürſt zog ſeine Brieftaſche hervor, entnahm ihr den Brief und reichte ihn Liſaweta Prokofjewna, die folgendes las:

»Sehr geehrter Herr!

Ich habe natürlich in den Augen der Leute nicht das geringſte Recht, Eigenliebe zu beſitzen. Nach ihrer Meinung bin ich viel zu gering dazu. Doch das iſt die Meinung der Leute, nicht Ihre Meinung. Ich habe mich überzeugt, daß Sie, geehrter Herr, vielleicht beſſer ſind als alle anderen. Ich teile nicht mehr Doktorenkos Anſicht, in dieſem Punkte ſind unſere Anſichten jetzt ganz verſchieden. Ich werde nie auch nur eine Kopeke von Ihnen annehmen; aber Sie haben meiner Mutter geholfen, und ſo muß ich Ihnen dankbar ſein, wenn auch nur aus Schwäche. Ich beurteile Sie jetzt anders und halte es für nötig, Sie davon zu benachrichtigen. Ich nehme an, daß es zwiſchen uns nach dem Vorgefallenen keinerlei Beziehungen mehr geben kann.

Antip Burdowskij.

P. S. Die an den zweihundertfünfzig Rubeln fehlende Summe wird Ihnen mit der Zeit ſicher zurückgezahlt werden.«

»Solch ein Blödſinn!« ſagte Liſaweta Prokofjewna verächtlich und warf den Brief auf den Tiſch. »Nicht der Mühe wert, daß man's lieſt. Was lachſt du?«

»Geſtehen Sie es doch nur, daß es Ihnen ſehr lieb war, dieſen Brief zu leſen.«

»Was? Dieſen von Eitelkeit durchtränkten Blödſinn? Ja, ſiehſt du denn nicht, daß ſie vor Stolz, Ehrgeiz und Ruhmſucht alle einfach den Verſtand verloren haben?«

»Ja, aber er hat doch gewiſſermaßen um Entſchuldigung gebeten, und das iſt ihm um ſo ſchwerer gefallen, je größer ſein Stolz und ſein Ehrgeiz iſt. Oh, was für ein kleines Kind Sie ſind, Liſaweta Prokofjewna!«

»Wa... du willſt wohl eine Ohrfeige von mir haben?!«

»Nein, das will ich durchaus nicht. Ich ſage es deshalb weil Sie ſich über den Brief freuen und Ihre Freude doch nicht eingeſtehen wollen. Weshalb ſchämen Sie ſich Ihrer Gefühle? Und das iſt doch bei Ihnen in allem ſo.«

»Daß du deinen Fuß jetzt nicht mehr über meine Schwelle ſetzt!« Liſaweta Prokofjewna fuhr, bleich vor Zorn, vom Stuhle auf. »Daß du mir nie im Leben mehr unter die Augen kommſt!«

»Aber nach drei Tagen werden Sie doch ſelbſt kommen und mich zu ſich rufen... Nun, ſchämen Sie ſich denn nicht? Das ſind doch Ihre beſten Gefühle, weshalb verleugnen Sie ſie? Damit quälen Sie ſich doch nur ſelbſt.«

»Ich ſterbe eher – als daß ich zu dir komme! Auch deinen Namen werde ich vergeſſen!! Hab' es ſchon!!!«

Und faſt raſend vor Zorn wandte ſie ſich zur Treppe.

»Mir iſt ja ohnehin verboten, Ihr Haus zu beſuchen!« rief ihr der Fürſt nach.

»Wa–as? Wer hat's dir verboten?«

Wie mit der Nadel geſtochen, fuhr ſie zuſammen, und im Augenblick kehrte ſie wieder um.

Der Fürſt war etwas unſchlüſſig: er fühlte, daß er ſich unbedacht verraten hatte.

»Wer hat es dir verboten?« fuhr ihn Liſaweta Prokofjewna in höchſter Empörung an.

»Aglaja Iwanowna...«

»Wann? So ſprich doch!!!«

»Heute morgen ſchickte ſie mir einen Zettel; ich dürfe es nicht mehr wagen, bei Ihnen zu erſcheinen.«

Liſaweta Prokofjewna ſtand wie erſtarrt vor ihm, doch ihre Gedanken arbeiteten.

»Was hat ſie geſchickt? Durch wen? Den Bengel? Mündlich?« fuhr ſie plötzlich wieder auf.

»Ich habe einen Zettel erhalten«, ſagte der Fürſt.

»Wie? Gib ihn her! Sofort!«

Der Fürſt dachte einen Augenblick nach, zog aber dann doch aus ſeiner Weſtentaſche ein gewöhnliches Stück Papier hervor, auf dem geſchrieben ſtand:

»Fürſt Lew Nikolajewitſch!

Wenn Sie nach allem, was geſchehen iſt, mich noch durch einen Beſuch in unſerem Hauſe in Erſtaunen ſetzen ſollten, ſo werden Sie mich, deſſen können Sie ſicher ſein, nicht unter der Zahl der Erfreuten finden.

Aglaja Jepantſchina.«

Liſaweta Prokofjewna überlegte eine Weile. Plötzlich faßte ſie den Fürſten bei der Hand und zog ihn mit ſich fort.

»Sofort! Du kommſt jetzt ſofort! Unverzüglich!« befahl ſie in ungewöhnlicher Aufregung und Ungeduld.

»Aber Sie ſetzen mich doch den größten...«

»Was? Wem ſetze ich dich aus? Du unſchuldige Einfalt! Gott, das ſoll ein Mann ſein! Nun werde ich ſelbſt alles ſehen, mit eigenen Augen...«

»Aber meinen Hut laſſen Sie mich doch wenigſtens nehmen...«

»Hier haſt du deinen elenden Hut, gehen wir! Nicht mal eine Faſſon haſt du dir mit Geſchmack ausſuchen können!... Das hat ſie... Das hat ſie nach jenem Auftritt... das hat ſie in der erſten Wut...« murmelte Liſaweta Prokofjewna, den Fürſten, deſſen Hand ſie keinen Augenblick losließ, hinter ſich herziehend. »Vorhin trat ich für dich ein, ſagte laut, daß du ein Eſel ſeiſt, weil du nicht kämſt... ſonſt hätte ſie nicht dieſen Zettel —! Wie ſie als wohlerzogenes, kluges Mädchen überhaupt ſo etwas fertiggebracht hat!... Hm!« fuhr ſie in ihrem Gedankengang fort, »oder ... vielleicht ... vielleicht hat ſie ſich ſelbſt darüber geärgert, daß er nicht kam, nur hat ſie vergeſſen, daß man an einen Idioten ſo nicht ſchreiben darf; denn der nimmt es ja doch wörtlich, wie er es nun auch getan hat. Was horchſt du?« fuhr ſie plötzlich zuſammen, als ſie gewahr wurde, daß ſie ihre Gedanken immerhin hörbar ausgeſprochen hatte. »Einen Narren braucht ſie, gerade ſolch einen wie du einer biſt, hat dich lange nicht geſehen, deshalb ſchreibt ſie! Aber mich freut es, mich freut es, daß ſie dich jetzt durch die Hechel ziehen wird, das freut mich! Gerade das haſt du verdient! Geſchieht dir recht. Und ſie verſteht es, oh, ſie verſteht es, das kannſt du mir glauben!«

TAYLOR INSTITU

37.—39. Tauſend
Übertragen von E. K. Rahſin

Druck: Otto Regel, G.m.b.H., Leipzig
Buchausstattung von Paul Renner

266